



# Hans im Glück

Henrik Pontoppidan

Edition Zulu - Ebooks.com

**Henrik Pontoppidan**

# **Hans im Glück**

Roman

Originaltitel: Lykke-Per

1898 – 1904

**Edition Zulu-Ebooks.com**

## Erstes Kapitel

In einer der ostjütischen Kleinstädte, die zwischen grünen Hügeln an dichtbewaldeten Fjordbuchten versteckt liegen, lebte in den Jahren vor und nach unserem letzten Krieg ein Pastor namens Johannes Sidenius. Er war ein frommer und strenger Mann. In seiner äußeren Erscheinung wie in seiner ganzen Lebensweise unterschied er sich deutlich von den übrigen Bewohnern des Städtchens. Diese sahen ihn deswegen viele Jahre als einen lästigen Fremden an und zuckten über sein merkwürdiges Gebaren die Achseln oder ärgerten sich. Wenn er in seinem langschößigen grauen Rock gewichtig und ernst durch die winkligen Gassen schritt – vor den Augen eine große dunkelblaue Brille, den Griff eines riesigen baumwollenen Regenschirms, den er bei jedem Schritt wuchtig auf das Pflaster stieß, fest in der Hand –, drehten sich die Leute unwillkürlich nach ihm um; und diejenigen, die hinter den Fenstern saßen und im Spion Ausschau hielten, lächelten bei seinem Anblick oder schnitten Grimassen. Die Geldleute der Stadt, die alten Landhändler und Pferdezüchter, grüßten ihn nie, nicht einmal dann, wenn Sidenius im Talar war. Obwohl sie sich selbst in Holzpantoffeln, schmutzigen Leinenkitteln und Pfeife schmauchend auf der Gasse sehen ließen, betrachteten sie diesen Arme-Leute-Pastor als eine Zumutung für ihre Stadt. Der ging ja wie ein Küster gekleidet und hatte offenkundig alle Mühe, sich und seine vielen Kinder zu ernähren. Man war hier an andere Geistliche gewöhnt, an Männer in feinen schwarzen Anzügen mit schneeweißen Halsbinden aus Batist, die später Stiftspröpste und Bischöfe geworden waren und so der Stadt und ihrer Kirche Ehre gemacht, die aber nie mit ihrer Frömmigkeit geprahlt oder sich gar für zu schade gehalten hatten, sich um die weltlichen Angelegenheiten der Stadt zu kümmern und an den geselligen Festen der Bürger teilzunehmen.

Damals hatte das große rote Pfarrhaus jeden gastfreundlich aufgenommen. Waren die Geschäfte drinnen beim Pastor erledigt, so wurde man in die Wohnstube zu der Frau Pastor und den jungen Fräulein gebeten, um bei einer Tasse Kaffee oder – wenn es bessere Leute waren – bei einem Gläschen Wein und selbstgebackenem Kuchen über Tages- und Stadtneuigkeiten zu plaudern. Jetzt betrat keiner mehr ohne zwingenden Grund das Pfarrhaus, und niemals gelangte ein Besucher weiter als bis in Pastor Sidenius' grabgewölbeähnliches Studierzimmer, wo die Rouleaus meistens halb herabgelassen waren, weil die Augen des Geistlichen den Widerschein der hellen Mauern von der anderen Seite der Gasse nicht ertragen konnten.

Hier empfing der Pastor die Leute fast immer im Stehen. Er forderte sie gar nicht erst auf, sich zu setzen, sondern fertigte sie kurz und sichtlich ohne Interesse ab. Am wenigsten höflich war er ausgerechnet zu denen, die ein Recht auf besondere Rücksichtnahme zu haben glaubten. Sogar die Beamtenfamilien der Stadt machten im Pfarrhaus keine Besuche mehr, seit Pastor Sidenius angefangen hatte, sie über ihren Glauben auszufragen, statt ihnen Erfrischungen zu reichen. Und dabei behandelte er sie, als seien sie Konfirmanden, die in der Kirche vor ihm stehen.

Ganz besondere Erbitterung erregte er jedoch bei den großen Bürgerbegräbnissen, zu denen die Einwohner in feierlichem Zug mit Blasmusik und florumwundenen Zunftfahnen kamen, die Beamten in goldbestickten Uniformen mit Hahnenfedern am

Hut – alle nach dem leichten Portweinf Frühstück im Trauerhaus so recht zu Andacht und Erbauung gestimmt. Aber statt in einer feierlichen ergreifenden Rede den Dahingegangenen zu loben und zu preisen, beschränkte sich Pastor Sidenius unerbittlich darauf, lediglich ein Gebet zu sprechen, was sonst nur bei Kinder- und Armenbegräbnissen üblich war. Kein einziges Wort über den redlichen Charakter und den strebsamen Erdenwandel des Entschlafenen, kein Hinweis auf dessen Verdienste um das Wohl der Stadt, auf das opferbereite Interesse an der Straßenpflasterung oder am städtischen Wasserwerk. Kaum daß der Verstorbene am Grab überhaupt genannt wurde, und wenn, dann nur mit Zusätzen wie »dieses elende Häufchen Staub« oder »dieser Fraß der Würmer«. Je größer und angesehenere die Trauergemeinde war, zu der Pastor Sidenius sprach, je mehr Fahnen und Wimpel rings um das Grab im Wind flatterten, desto kürzer wurde das Gebet, desto erbärmlicher wurden die Überbleibsel, um die man sich versammelt hatte, so daß das Trauergefolge oft voller Empörung auseinanderging, die sich mehr als einmal sogar auf dem Friedhof in hörbarer Weise Luft gemacht hatte.

Die einzigen Bewohner des Städtchens, die im Pfarrhaus verkehrten, waren ein paar verwachsene alte Fräulein aus dem Damenstift, eine bleiche langbärtige Christusfigur von Schneidergesellen und einige sogenannte Erweckte aus unbemittelten Schichten. Sie hatten in Pastor Sidenius' Haus einen lange entbehrten Zufluchtsort in dieser weltlich gesinnten Stadt gefunden. Von einem geselligen Umgang konnte jedoch schon deshalb keine Rede sein, weil Frau Sidenius sehr krank war und schon seit einigen Jahren das Bett hüten mußte. Außerdem war Pastor Sidenius nicht im mindesten gesellig veranlagt, und seine Anhänger suchten ihn nur in Glaubensangelegenheiten auf. Sonntags dagegen fanden sie sich regelmäßig in der Kirche ein, wo sie an einer bestimmten Stelle gleich unter der Kanzel saßen und die übrigen Kirchgänger dadurch verärgerten, daß sie betont auffällig selbst die längsten Kirchenlieder sangen, ohne auch nur ein einziges Mal ins Gesangbuch zu sehen.

Pastor Sidenius gehörte einem uralten und weitverzweigten Pastorengeschlecht an, das seine Ahnen bis in die Zeit der Reformation zurückverfolgen konnte. Drei Jahrhunderte lang war in diesem Geschlecht der geistliche Beruf gleichsam als heiliges Erbe von den Vätern auf die Söhne übergegangen, ja sogar auf die Töchter, die sich sehr häufig mit den Kaplanen der Väter oder den Studienkameraden ihrer Brüder verheiratet hatten. Daraus war auch die selbstbewußte Sicherheit erwachsen, mit der ein Sidenius von alters her die christliche Lehre verkündete. Es gab im ganzen Land nicht viele Pfarren, wo im Verlauf der Jahrhunderte nicht wenigstens einer aus dem Geschlecht die Gemüter zum Gehorsam unter die kirchlichen Gesetze gezwungen hätte.

Natürlich waren diese zahlreichen Diener der Kirche nicht alle gleich eifrig gewesen. Es hatte unter ihnen sogar einzelne ziemlich weltlich gesinnte Herren gegeben, deren kräftiger, seit Generationen unterdrückter Lebensdrang sich in recht unbeherrschter Weise geäußert hatte. So lebte im vorigen Jahrhundert in Vendsyssel ein Pastor, der »tolle Sidenius«, der in den großen Wäldern des jütischen Hügellandes ein ungebundenes Jägerleben geführt haben soll. Oft habe er in den Schenken gehockt und mit den Bauern Branntwein getrunken, bis er an einem Ostersonntag in seiner

Trunkenheit den Küster in der Kirche niederschlug, so daß das Blut bis auf das Altartuch spritzte.

Doch die meisten Angehörigen des Geschlechts waren fromme Streiter der Kirche gewesen, mehrere von ihnen sogar sehr belesene, ja gelehrte Männer, theologische Forscher, die in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit, in der grauen Gleichförmigkeit der Jahre für alle Entbehrungen Ersatz gesucht hatten in einem stillen, nach innen gekehrten Gedankenleben. Vertieft in ihre eigene Ideenwelt, hatten sie zuletzt die wahren Werte des Daseins, sein reichstes Glück und eigentliches Ziel gefunden.

Diese von Generation zu Generation vererbte Geringschätzung aller irdischen Dinge hatte auch Johannes Sidenius in seinem Lebenskampf beschützt. Sein Rücken war ungebeugt und sein Sinn aufrecht geblieben, trotz drückender Armut und vielfachen Mißgeschicks. Hierbei war ihm seine Frau eine feste Stütze gewesen, und er lebte innig und glücklich mit ihr, obwohl sie sich gar nicht ähnlich waren. Auch sie besaß ein tief religiöses Gemüt, aber im Gegensatz zu ihrem Gatten war sie eine schwermütige, leidenschaftliche Natur. Das Leben flößte ihr Unruhe und dumpfe Angst ein. Von Hause aus nicht sehr gefestigt im Glauben, hatte sie sich unter dem Einfluß ihres Mannes zu einer Eiferin entwickelt. Der Kampf ums tägliche Brot und das wiederholte Kindbett hatten in ihr krankhaft übertriebene Vorstellungen von den Drangsalen des Erdenlebens und von der Verantwortung eines Christen hervorgerufen. Ihr langes Krankenlager, die vielen Jahre, die sie seit ihrer letzten Niederkunft gelähmt im dunklen Zimmer gelegen hatte, schließlich der vor kurzem überstandene schreckliche Krieg mit seinen feindlichen Einquartierungen, seinen Brandschatzungen und blutigen Demütigungen – das alles hatte nicht dazu beigetragen, ihre Lebensansichten zuversichtlicher zu gestalten.

Obwohl ihr Gatte ihr deswegen oft ernstlich ins Gewissen redete, fand sie doch niemals wirklich Ruhe vor ihren ewigen Sorgen. Sie begriff zwar, daß sie ein sündhaft geringes Vertrauen in die Gnade der Vorsehung setzte, konnte es aber doch nicht lassen, ihren Kindern bei jeder Gelegenheit äußerste Genügsamkeit als Pflicht vor Gott und den Menschen einzuprägen. Wenn sie von dem üppigen Leben der Bürger und von ihren Festessen hörte, auf denen es verschiedene Gänge und drei bis vier Weinsorten gab, wenn man ihr von den seidenen Kleidern der Damen und dem goldenen Schmuck der jungen Mädchen erzählte, konnte sie sich darüber aufregen wie über ein Verbrechen. Ja, es fiel ihr sogar schwer, ihrem eigenen Gatten zu verzeihen, wenn er manchmal von seinem Spaziergang mit einem kleinen Geschenk heimkehrte und es in einer Art schweigsamer Galanterie vor ihr auf die Bettdecke legte. Das waren dann mitunter einige Rosen, ein paar edle Früchte oder eine kleine Büchse mit eingelegtem Ingwer zur Linderung ihres nächtlichen Hustens. Wohl war sie glücklich und gerührt über soviel Aufmerksamkeit, aber während sie zärtlich seine Hände küßte, sagte sie jedesmal: »Das hättest du doch lieber nicht tun sollen, du Guter.«

In diesem Haus wuchs eine Schar hübscher, aber ein wenig drüsenkranker blasser Kinder heran. Es waren elf, fünf Jungen und sechs Mädchen. Alle mit hellen Augen. Unter der Jugend der Stadt waren sie leicht zu erkennen, denn sie trugen alle recht ungewöhnliche Kragen, die den Jungen beinahe ein mädchenhaftes, den halberwachsenen Töchtern jedoch fast ein männliches Aussehen verliehen. Die Jungen trugen außerdem ihr braunes Haar lang und lockig, so daß es ihnen fast auf die

Schultern fiel. Die Mädchen dagegen hatten ihr Haar streng gescheitelt und glatt gekämmt. In kleinen festen Flechten war es bogenförmig um die Ohren gelegt.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, wie überhaupt der häusliche Ton, war durch und durch patriarchalisch. Bei den einfachen, ja ärmlichen Mahlzeiten, die ausnahmslos mit einem Gebet begannen, thronte der Vater am Ende des langen schmalen Tisches. Seine fünf Söhne saßen dem Alter nach an der einen Seite und fünf der Töchter an der anderen. Die Älteste, die häusliche Signe, nahm den Platz der abwesenden Mutter am gegenüberliegenden Tischende ein. Niemals wagte es ein Kind, bei Tisch ungefragt zu reden. Aber der Vater sprach oft mit ihnen über den Unterricht, über ihre Kameraden oder ihre Arbeiten. Und dabei kam er gern selbst ins Erzählen. In belehrender Art schilderte er Verhältnisse und Ereignisse aus seiner Jugend, berichtete von seiner Schulzeit und dem Leben in den aus Lehm erbauten Pfarrhäusern seines Vaters und Großvaters. Wenn er besonders gute Laune hatte, gab er sogar lustige Anekdoten aus seiner Kopenhagener Studentezeit zum besten. Da sprach er dann vom spaßigen Treiben im königlichen Stift für unbemittelte Studenten oder von ihren tollen Streichen mit Nachtwächtern und der Polizei. Hatte er jedoch die Kinder so zum Lachen gebracht, versäumte er es nie, seiner Geschichte eine Moral zu geben und sie an den Ernst des Lebens und die Erfüllung ihrer Pflichten zu gemahnen.

Diese große Kinderschar und vor allem der Erfolg, den sie zuerst in der Schule, dann auch im Leben hatten, waren allmählich Pastor Sidenius' Stolz geworden. Sie waren gleichzeitig der in demütiger Dankbarkeit empfangene Beweis dafür, daß auf seinem Haus der Segen des Herrn ruhte. Es waren aber auch aufgeweckte, lerneifrige und vor allem sehr pflichtbewußte Sprößlinge, echte Sideniusse, die – ein Kind nach dem andern – als getreue Ebenbilder des Vaters heranwuchsen. Sogar in vielen kleinen äußeren Zügen waren sie nach ihm geartet. Alle hatten sie dieselbe selbstbewußte Haltung und denselben taktfesten, soldatenhaften Gang. Nur eines von den Kindern bereitete den Eltern großen Kummer. Es war eins der mittleren, ein Knabe namens Peter Andreas. Er war nicht nur ungezogen in der Schule, so daß ständig über ihn geklagt wurde, sondern lehnte sich schon im frühen Alter gegen die häusliche Ordnung auf. Er war noch nicht zehn Jahre alt, da verweigerte er bereits seinen Eltern den Gehorsam; und je älter er wurde, desto deutlicher zeigte sich bei ihm ein herausfordernder, übermütiger Trotz, den weder Drohung noch Zwang noch Zurechtweisungen im Namen des Herrn beugen konnten.

Oft saß Pastor Sidenius ratlos am Bett seiner Frau und redete mit ihr über diesen Sohn, der bei ihnen beiden besorgniserregende Erinnerungen an jenen aus der Art geschlagenen Pastor in Vendsyssel wachrief, dessen Name im Stammbuch des Geschlechts wie mit Blut geschrieben stand. Von der Haltung der Eltern wurden auch die Geschwister unwillkürlich beeinflusst; sie sahen Peter Andreas allmählich nicht mehr als ihresgleichen an und wichen ihm bei ihren Spielen scheu aus.

Der Junge war nun auch in einer unglücklichen Stunde zur Welt gekommen, nämlich zu dem Zeitpunkt, als der Vater aus einem einsamen, spärlich bevölkerten Heidedorf hierher in die Provinzstadt versetzt worden und von einer umfangreichen Amtstätigkeit völlig in Anspruch genommen war. Peter Andreas war deshalb zufällig das erste aller Kinder gewesen, dessen früheste Erziehung der Pastor ganz der Mutter überlassen mußte. Die aber hatte in den Jahren, als Peter Andreas noch klein war, stets genug mit

der Pflege der noch Kleineren zu tun gehabt. Als sie schließlich, durch ihre Lähmung ans Bett gefesselt, alle Kleinen um ihr Krankenlager zu sammeln suchte, war der Knabe schon zu groß geworden, als daß sie von hier aus sein Treiben mit wachsamem Auge hätte verfolgen können.

So geschah es denn, daß Peter Andreas fast von Geburt an ein Fremder in seinem eigenen Elternhaus wurde. In seinen ersten Lebensjahren hatte er seine Zuflucht in der Mägdekammer und im Schuppen bei einem alten Holzfäller gesucht, dessen nüchterne Art, die Welt zu betrachten, früh den Wirklichkeitssinn des Jungen schärfte. Später fand er gleichsam ein zweites Heim in den großen Kaufmannshäusern der Nachbarschaft, wo er sich auf den Holzplätzen zwischen Knechten und Krämerlehrlingen recht weltliche Anschauungen über das Leben und seine Güter aneignete. Gleichzeitig kräftigte sich, da er fast immer im Freien war, sein Körper, und seine vollen Wangen bekamen eine frische ziegelrote Farbe. Unter den Jungen auf den Gassen und den Holzplätzen war er bald wegen seiner Kraft gefürchtet, und schließlich machte er sich zum Anführer einer kleinen Bande, die in der Umgebung der Stadt ihr Unwesen trieb. Ohne daß zu Hause jemand etwas ahnte, wuchs er auf wie ein kleiner Wilder. Erst als er älter geworden war, und vor allem, als er mit neun Jahren auf die Lateinschule der Stadt kam, traten seine gefährlichen Neigungen offen zutage. Nun hatten Eltern und Lehrer viel Mühe, das Versäumte wieder einzuholen.

Da aber war es zu spät.

Eines Tages im Spätherbst stand in Pastor Sidenius' Studierzimmer ein Kleinbürger der Stadt und bestellte für den Sonntag eine Kindtaufe. Sein Anliegen hatte er kurz und ohne Umschweife vorgebracht, und er hielt schon die Hand auf der Klinke, als er sich nach kurzem Besinnen wieder umdrehte und recht herausfordernd sagte: »Übrigens möchte ich gleichzeitig Herrn Pastor ersuchen, Ihren Sohn von meinem Garten fernzuhalten. Ihm und ein paar anderen Bengels fällt es sehr schwer, meine Kalville in Ruhe zu lassen, und das, offen gestanden, gefällt mir nicht.«

Pastor Sidenius, tief über den Schreibtisch gebeugt, die große dunkelblaue Brille auf die Stirn geschoben, war eben dabei, die Namen der Paten ins Kirchenbuch einzutragen. Er hob bei diesen Worten langsam den Kopf, rückte die Brille an ihren Platz und sagte schroff: »Was behaupten Sie da? Wollen Sie *meinen* Sohn beschuldigen, daß ...«

»Ja, das will ich«, erwiderte der andere und stemmte eine Hand in die Seite, sichtlich erfreut, daß er einmal über den selbstbewußten Geistlichen triumphieren konnte. »Der Sohn von Herrn Pastor – Peter Andreas heißt er ja wohl – ist nun mal so eine Art Rädelsführer für diese kleinen Galgenstricke, die über anderer Leute Bretterzäune klettern. Und was Recht ist, muß Recht bleiben – auch bei Herrn Pastors Kindern. Ich wäre nämlich andernfalls genötigt, mich an die Polizei zu wenden, und dabei könnte leicht eine öffentliche Bestrafung der Bengels auf dem Rathaus herauskommen. Und das wäre ja nicht gerade angenehm für Herrn Pastor – bei Ihrer Stellung hier in der Stadt.«

Pastor Sidenius legte mit einer unsicheren Bewegung die Feder hin und erhob sich. »Mein Sohn ...«, wiederholte er und zitterte am ganzen Körper.

Während sich dies in der Studierstube des Pastors zutrug, saß der kleine Sünder in der Schule und verbarg sein schlechtes Gewissen vor Lehrern und Kameraden hinter einem hohen Bücherstapel. Auf dem Schulweg war er dem erzürnten Kleinbürger begegnet, der ihm über die Straße zugerufen hatte: »Nun sieh dich vor, mein Bürschchen. Ich geh jetzt hin und rede mal ein Wörtchen mit deinem Vater!« Peter Andreas nahm sich sonst den Zorn seines Vaters nicht sehr zu Herzen. Aber diesmal hatte er ausnahmsweise das Gefühl, etwas Unwürdiges begangen zu haben, und ihm wurde immer elender zumute, je näher die Zeit zum Nachhausegehen heranrückte.

Mit roten Ohren schlich er durch die Tür des Pfarrhauses, vorbei am Dielenfenster, von wo aus der Vater ihn meistens abpaßte und hereinrief, wenn er etwas angestellt hatte. Doch das Fenster blieb geschlossen. Auch auf dem Hof, über den der Weg zur Küchentür führte, sah er keine Spur vom Vater. Er begann erleichtert aufzuatmen. Der Alte wollte mir nur Angst einjagen, dachte er und schlenderte in die Küche, um sich wie gewöhnlich nach dem Mittagessen zu erkundigen.

In plötzlichem Übermut wagte er sich sogar in das Schlafzimmer, um die Mutter zu begrüßen. Aber er wurde durch einen finsternen Blick vom Bett her gleich an der Tür zurückgehalten. Mit schroffer, fast fremder Stimme sagte die Mutter: »Geh auf deine Kammer, ich will dich nicht sehen!«

Einen Augenblick blieb der Junge stehen. Er konnte es der Mutter ansehen, daß sie geweint hatte.

»Hörst du nicht? Geh auf dein Zimmer!«

Da schlich Peter Andreas verzagt davon.

Etwas später rief ihn das alte einäugige Dienstmädchen zum Mittagessen. Seine Geschwister saßen schon auf ihren Plätzen um den langen Tisch und warteten. Sie verstummten, als er eintrat, und aus diesem Schweigen und ihren verschlossenen Mienen entnahm er, daß auch sie Bescheid wußten. Er versuchte, den Überlegenen zu spielen, ließ sich auf seinen Stuhl fallen und steckte die Hände in die Hosentaschen. Doch keiner sah ihn an. Nur vom unteren Tische her war ein Augenpaar auf ihn gerichtet – Schwester Signes große, helle, forschende Augen unter dunklen zusammengewachsenen Brauen.

Aus dem Nebenzimmer hörte man Schritte. Als der Vater die Tür öffnete, zuckte Peter zusammen. Entgegen seiner Gewohnheit grüßte der Pastor nicht. Stumm setzte er sich zu Tisch, senkte den Kopf und faltete die Hände, Aber statt das Tischgebet zu sprechen, begann er zu reden. Er habe, sagte er – und seine Augen schlossen sich hinter den dunklen Brillengläsern –, etwas auf dem Herzen, eine ernste Angelegenheit, über die er zuerst mit seinen lieben Kindern sprechen wolle, ehe sie heute mit dem Essen anfangen. Darauf bestätigte er, was die meisten schon von der Mutter über des Bruders Untat erfahren hatten.

»Was geschehen ist, soll nicht verschwiegen oder beschönigt werden«, fuhr der Vater fort. »Wie es Gottes Wille ist, daß alles in der Finsternis Gezeugte und Geborene dereinst offenbar werde, so ist nun auch diese Missetat ans Licht gekommen, um ihre Strafe zu empfangen. Peter Andreas hat auf Gottes Wort und Gebot nicht hören wollen. Wie er sein Herz vor Vaters und Mutters Ermahnungen verschlossen hat, so trotzte er auch dem Gebot des Herrn, das da lautet: Du sollst nicht stehlen! – Ja, mein Sohn, du



sollst nicht verschont und deine Sünde soll beim rechten Namen genannt werden. Aber du magst auch wissen und begreifen, daß dein Vater, deine Mutter und alle deine großen und kleinen Geschwister aus Liebe zu dir durch mich an dein Gewissen appellieren. Wir können die Hoffnung nicht aufgeben, daß es uns doch noch gelingen wird, den Weg zu deinem Herzen zu finden, damit du nicht endest wie jener elende Bruder, über den der Herr seinen furchtbaren Fluch sprach: Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden.« Rings um den Tisch waren die kleinen rot- und blaukarierten Baumwolltaschentücher der Kinder in Bewegung geraten. Alle Schwestern weinten. Auch die älteren Brüder waren tief beeindruckt und konnten nur mühsam ihre Erregung verbergen, als der Vater seine Ansprache endlich mit den Worten schloß: »So, nun wollen wir es genug sein lassen. Wenn sich Peter Andreas jetzt meine Worte zu Herzen nimmt und sich ehrlich bemüht, Gott und die Menschen für seine Verfehlungen um Vergebung zu bitten, dann wollen wir diese Sache nicht wieder berühren. Sie soll vergessen, vergeben und ausgelöscht sein. Vereinen wir uns also, liebe Kinder, im Gebet zum Herrn, auf daß er euren verirrtten Bruder wieder an seine Hand nehme, bitten wir Gott, daß er seinen widerspenstigen Sinn beuge, ihn aus sündiger Knechtschaft erlöse und ihn wegführe vom Pfad der Verderbnis. Erhöre uns, o Herr, der du bist in Ewigkeit, damit auch nicht eines vermisst werde von uns, wenn am Tag der Auferstehung deine Kinder sich scharen um den Thron deiner Herrlichkeit. Amen.«

Nur auf einen wirkte dieser Auftritt ganz anders als beabsichtigt, nämlich auf Peter Andreas selbst. Er ließ sich niemals vom Vater beeindrucken. Dafür war er ein viel zu gelehriger Schüler seiner älteren Freunde, der Hausknechte und Krämerlehrlinge, die nicht gerade respektvoll vom Pastor sprachen. Trotzdem war der Knabe noch nicht ganz gefühllos geworden gegen all die frommen Worte und die drohende Bibelsprache, mit der die Eltern ihm immer wieder ins Gewissen zu reden suchten. Ja, wenn er sonntags seinen Vater im weißen Meßgewand vor dem Altar knien oder unter dem reichgeschnitzten Kanzeldach stehen sah, hatte ihn bisweilen sogar Ehrfurcht ergriffen.

Aber diesmal gewannen nicht einmal mehr die Bibelsprüche Macht über ihn. Im allerersten Augenblick war er wohl verwirrt durch die ungewöhnliche Art der Zurechtweisung, aber der Schreck hatte nicht lange angedauert. Für seinen nüchternen Jungenverstand war das Mißverhältnis einfach zu groß zwischen dieser feierlichen Anrufung Gottes und den lumpigen Äpfeln, die er in einem fremden Garten gestohlen hatte. Und je länger der Vater redete, je bewegter seine Geschwister wurden, desto ruhiger und gleichgültiger betrachtete er die ganze Szene.

In diesem Moment vollzog sich eine Art Durchbruch im Gemüt des Elfjährigen. Schließlich beobachtete er die anderen ganz überlegen. Ja, als auch die kleinen Zwillinge, die bisher ihre gerührten Geschwister verständnislos angestarrt hatten, jämmerlich zu schluchzen anfangen, fiel es ihm schwer, ein Lächeln zu unterdrücken.

Trotzdem wirkte seine Munterkeit etwas gezwungen. Dieser Demütigungsversuch hatte ihn zu hart an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, nämlich an seiner Ehre. Während des Schlußteils der väterlichen Rede spürte er eine schreckliche Erregung in sich, einen dunklen, dumpfen Rachedurst, der sich wie ein flimmernder Nebel vor seine Augen legte.

Überhaupt sollten die Erinnerungen an diese Mittagsstunde für den Jungen noch eine verhängnisvolle Bedeutung bekommen. In diesem Augenblick erwachte in seinem

bisher sorglosen Gemüt ein unversöhnlicher Familienhaß, ein trotziges, streitbares Gefühl der Verlassenheit, das Mittelpunkt und Triebkraft seines künftigen Lebens wurde. Von klein auf hatte er sich unter dem Dach seiner Eltern fremd und gleichsam heimatlos gefühlt. Nun fragte er sich, ob er auch wirklich hierher gehöre, ob er nicht ein fremdes Kind sei, das die Eltern nur angenommen hatten. Je öfter er dies in seiner Vereinsamung überdachte, desto wahrscheinlicher wurde es ihm. Alles, auch die gesteigerte Scheu, die seine Geschwister von diesem Tag an vor ihm zeigten, schien seinen Verdacht zu bestärken. Hatte er nicht hundertmal hören müssen, er sei nicht wie die anderen? Hatte ihm der Vater je einen Beweis seiner Liebe oder auch nur ein freundliches Wort geschenkt? Und sein Aussehen? Als er sich im Spiegel betrachtete, fand er, daß sein Haar dunkler war als das seiner Geschwister, daß er röttere Wangen und starke weiße Zähne hatte. Jetzt entsann er sich auch, daß der Knecht des Nachbarn ihn einmal – wenn auch im Scherz – Landstreicher und Zigeunerkind genannt hatte.

Während er heranwuchs, verfolgte ihn ständig der Gedanke, nicht das Kind seiner Eltern zu sein, und wurde schließlich zur fixen Idee. Sie erklärte ihm nicht nur seine Sonderstellung im Pfarrhaus, sondern befriedigte auch in hohem Maße seinen Jungenstolz. Immer hatte er es als Schande empfunden, der Sohn eines kurzsichtigen, zahnlosen alten Mannes zu sein, der zum Gespött der ganzen Stadt geworden war. Zugleich schämte er sich über die Armut, in der die Familie lebte. Schon als kleiner Junge hungerte er lieber, als daß er in der Schule sein Schmalzbrot in Gegenwart der Kameraden aß. Als ihm die Mutter einmal einen Wintermantel aus einem alten Talar des Vaters machen ließ, weigerte er sich, ihn anzuziehen, weil das glänzende Tuch zu deutlich seine Herkunft verriet; und als die Mutter es mit Gewalt versuchte, zerriß er das Kleidungsstück in weinerlichem Trotz und schleuderte es auf die Erde.

Nun gab er sich stolzen Träumen hin: Er war das zurückgelassene Kind einer umherziehenden Zigeunerbande, einer jener wandernden Vagabundenfamilien, von denen das alte einäugige Kindermädchen so oft erzählte, die weit draußen in der öden Heide hausten, wo die Eltern früher gewohnt hatten. Er stellte sich seinen wirklichen Vater als mächtigen Häuptling vor, mit langen wallenden blauschwarzen Locken, in weitem Mantel, einen Eichenstab in der starken braunen Hand – ein unumschränkter Herrscher, ein König über die unendlichen Reiche der dunklen Heide, der Heimstatt der Freiheit und der wilden Stürme.

Peter Andreas war in dem Alter, in dem die Träume erwachen und die Schwingen der Phantasie ihre Flugfedern bekommen. Nun, da ihm die Tore aufgetan waren für alle Möglichkeiten, gewann seine Einbildungskraft freien Raum. Nichts erschien ihm mehr unmöglich, soweit es ihn selbst betraf. Regelmäßig endete sein Traumflug tief in den allerluftigsten Reichen des Märchens. Schließlich bildete er sich ein, er sei ein Königssohn, der wie der Held einer eben in der Schule gelesenen Erzählung von fahrendem Volk entführt, dann verkauft worden war und hier im Pfarrhaus gefangengehalten werde. So vollständig lebte er sich in diese Vorstellung hinein, daß es ihm zuweilen vorkam, als könne er sich an allerlei Gegenstände und Begebenheiten aus einer in Pracht und Herrlichkeit verlebten glücklichen Kindheit erinnern ... einen großen Saal mit Marmorsäulen und vielen schwarzen und weißen Fliesen, über die sein kleiner Fuß einst geglitten war ... einen blauen See zwischen hohen Bergen ... einen

Affen in einem vergoldeten Käfig ... einen großen Mann in rotem Mantel, der ihn vor sich auf sein Pferd gesetzt und mit ihm durch große dunkle Wälder geritten war ...

Sowohl die Eltern als auch die Lehrer wurden allmählich auf die düstere Verschlossenheit aufmerksam, die über den Jungen gekommen war und die manchmal schon zur Monomanie wurde. Zu Hause schritt er schweigend durch die Zimmer, scheinbar gleichgültig gegen alle und alles; und draußen ging er seine eigenen unaufspürbaren Wege. Der Vater konnte kaum ein Wort aus ihm herausbringen. Selbst der Mutter gegenüber wurde er von Jahr zu Jahr verschlossener. Ihr hatte er bisher stets Vertrauen geschenkt und bei ihr auch immer noch das meiste Verständnis und die größte Nachsicht gefunden. Zuweilen kam er wohl auch jetzt in der Dämmerung zu ihr, wenn er sich allein wußte. Dann setzte er sich an ihr Bett und erbot sich, die Krampfadern der kranken Beine zu massieren. Doch nie bekam sie eine andere Antwort als ja oder nein, sobald sie in ihn drang, um zu erfahren, worüber er eigentlich grübelte.

Dennoch versuchten sie und der Vater sich eine ganze Weile damit zu beruhigen, seine Unzugänglichkeit sei vielleicht doch ein Zeichen dafür, daß er begonnen habe, in sich zu gehen. Aber da geschah eines Tages etwas, das auch die letzte Hoffnung auslöschte.

An einem Winterabend gegen neun Uhr saß die Familie im Wohnzimmer und wartete darauf, daß der Nachtwächter durch die Straße komme und die Schlafenszeit verkünde. Auf dem Roßhaarsofa hinter dem großen Mahagonitisch klapperte die häusliche Signe eifrig mit den Stricknadeln und las dabei noch dem Vater aus »Fæsdrelandet« vor. Die Zeitung lag vor ihr ausgebreitet unter der träge brennenden Petroleumlampe. Wie gewöhnlich saß der Vater in dem hohen, steifen Lehnstuhl, der mit geblütem Stoff billigster Sorte bezogen war. Er saß müde zusammengesunken mit gesenktem Kopf da, seine Arme lagen gekreuzt auf der Brust. Ein großer grüner Augenschirm verdeckte über die Hälfte seines aschgrauen, runzligen, bartlosen Gesichts. Halb im Schlaf hörte er – und hörte doch nicht –, wie Signe mit eintöniger Stimme den vier Spalten langen Artikel über Außenpolitik vorlas. Pastor Sidenius war Frühaufsteher. Selbst mitten im Winter stand er mit dem sechsten Schlag der Kirchenguhr auf. Übrigens hatte er für Zeitungen und dergleichen weltliche Lektüre kein Interesse. Er benutzte sie sozusagen als eine Art Betäubungsmittel, wovon er sich nach dem Mittag- und dem Abendessen einschläfern ließ.

Außer Signe saßen noch zwei von den jüngeren Mädchen am Tisch. Beide trugen weite karierte Baumwollkittel, auch sie – obwohl ganz rotäugig vor Müdigkeit – eifrig über eine Häkelarbeit gebeugt. Sie waren genaue Abbilder der älteren Schwester, hatten den gleichen etwas altklugen Gesichtsausdruck, die gleichen kleinen festen Flechten über den Ohren und die gleichen großen, hellen, ein wenig hervortretenden Augen unter kräftig gezeichneten Brauen. Die Tür des Schlafzimmers stand offen, und drinnen im Halbdunkel saß eins der kleineren Kinder am Bett der Mutter und massierte ihre kranken Beine.

Peter Andreas war auch da. Er stand abseits am Fenster und schielte jeden Augenblick verstohlen zur Uhr auf dem Schreischrank. Er war nun vierzehn Jahre, kräftig gebaut und derbknochig; sein Anzug wurde an Armen und Beinen zu kurz. Seine

beiden älteren Brüder fehlten. Sie waren schon erwachsen und studierten an der Universität in Kopenhagen. Als nunmehr ältester Sohn im Haus hatte Peter Andreas ihr Zimmer geerbt, ein Giebelstübchen unter dem Dach. Hier hielt er sich fast immer auf, wenn er daheim war.

Sobald Signe das Vorlesen beendet hatte, benutzte Peter die Gelegenheit, gute Nacht zu sagen und sich davonzumachen. Der Vater hielt ihn aber an der Tür zurück und fragte, warum er schon gehen wolle. Peter gab vor, er habe noch einen Aufsatz zu schreiben.

»Steht sonst etwas Lesenswertes in der Zeitung?« erkundigte sich der Vater, noch ein wenig benommen vom Schlaf, als der Junge gegangen war.

»Wie spät ist es denn, Kinder?« ertönte im selben Augenblick die schwache Stimme der Mutter aus dem Schlafzimmer.

»Zehn nach neun«, erwiderten die kleinen Mädchen wie aus einem Mund. Beide hatten sich gleichzeitig umgedreht und nach der Uhr geschaut.

Nun war es wieder eine Weile still. Alle wußten, gleich mußte der Nachtwächter dasein. Draußen gingen Leute vorbei. Man konnte nur ihre Stimmen hören, denn der frisch gefallene Schnee machte ihre Schritte lautlos.

»Soll ich noch weiterlesen?« wandte sich Signe an den Vater.

»Ach, laß nur«, entgegnete er, erhob sich, nahm den Augenschirm ab und ging im Zimmer hin und her, um die Müdigkeit vor dem Abendgebet abzuschütteln.

Es dauerte auch nur ein paar Minuten, da hörte man auf der Straße ein tiefes Brummen, den »Gesang« des alten Nachtwächters. Es klang, als redete ein Betrunkener laut mit sich selbst. Die kleinen Mädchen legten sofort ihre Handarbeit zusammen, und Signe räumte noch für die Nacht auf. Dann wurden die beiden Dienstmädchen aus der Küche geholt, und Signe setzte sich an das geöffnete Klavier.

Aus dem Schlafzimmer erscholl wieder die Stimme der Mutter: »Wollen wir heut abend nicht ›Lobet den Herrn‹ singen?«

»Du hast es gehört, Signe«, sagte der Vater, der nun hinter dem großen Lehnstuhl stand. Seine gefalteten Hände ruhten auf der Lehne.

Signe hatte einen vollen und angenehmen Sopran, den sie mit unbeherrschter Kraft einsetzte. Diese Kraft stand in charakteristischem Gegensatz zu der Zurückhaltung, die sie in allen anderen Lebensäußerungen an den Tag legte. Wie sie so dasaß und ihre dicken, von der Arbeit roten Hände über die gelbbraunen Tasten des Instruments gleiten ließ, den Blick aufwärts gerichtet, war es unschwer zu erkennen, daß hier Glaube, Hoffnung und Liebe diesem noch nicht Zwanzigjährigen Mädchen die Kraft gegeben hatten, ihre Jugend mit solcher Selbstverleugnung dem Haushalt und den jüngeren Geschwistern zu opfern. Doch sie verfiel beim Singen nicht in schwärmerische Verzückung, und ihr kleines pausbäckiges Gesicht war keineswegs von jenen überirdischen Wonnen verklärt, bei denen sich Himmel öffnen und die Seele in lieblichen Bildern schwelgt. Als eine echte Sidenius hatte sie nicht den mindesten Sinn für katholischen Mystizismus. Die feste Zuversicht in ihrem Blick und in ihrem Mienenspiel, die ihrer Stimme diese ungewöhnliche Kraft und Inbrunst verlieh, entsprang der recht nüchternen, dogmatischen Überzeugung, einer kleinen Schar

anzugehören, die auf dem schmalen Pfad der Tugend wandelt und ihr Erbteil im Himmel findet, wo ewige Herrlichkeit einst Lohn für all die irdischen Plackereien sein würde.

Mitten im zweiten Vers hielt der Vater plötzlich inne und hob lauschend den Kopf. »Still doch!« unterbrach er den Gesang.

Gleichzeitig rief die Mutter vom Bett her: »Es hat geläutet.«

Nun hörten auch die anderen die scheppernde Nachtglocke am gegenüberliegenden Ende des Hauses, und dieser ungewöhnliche Klang in der Abendstille wirkte unwillkürlich alarmierend.

Der Vater ging durch das Nebenzimmer in seine Studierstube, die neben der Haustür lag. Hier öffnete er ein Fenster.

»Wer klingelt hier zu nächtlicher Zeit?« erkundigte er sich.

Im Wohnzimmer konnte man hören, daß draußen eine männliche Stimme antwortete. Die beiden kleinen Mädchen, denen ganz unheimlich war, sahen erst sich und dann Signe an, die noch immer am Klavier saß.

Da fuhr auch schon der Vater drinnen in barschem Ton fort: »Ihr Kind krank... Wie heißen Sie, und wo wohnen Sie? ... Krankstuegyde ... aha, ja ... Wie alt ist das Kind? ... Ein Jahr ... Sonderbar, daß die Leute hier in der Stadt erst dann ihren Pastor brauchen, wenn Gefahr droht. Für gewöhnlich haben sie kein Bedürfnis, Gottes Nähe zu fühlen. Warum haben Sie Ihr Kind nicht längst taufen lassen?... Ja, natürlich werde ich kommen. Gehen Sie nach Hause und bereiten Sie das Nötige vor, damit alles in Ordnung ist, wenn ich komme. Und sorgen Sie für Licht auf der Treppe!« rief er dem Mann noch nach, der sich schon wieder auf den Weg gemacht hatte.

Als der Pastor in die Wohnstube zurückkam, fragte er nach Peter Andreas.

»Ich rufe ihn«, sagte Signe. Sie wußte, der Vater ging seiner schwachen Augen wegen abends bei Glätte nicht gern ohne Begleitung aus.

»Boel kann ihn holen«, sagte der Pastor zu dem alten Dienstmädchen und ging ins Schlafzimmer, um sich umzuziehen. »Signe, bleib du hier und hilf mir mit dem Talar.«

Bei der Mutter drinnen war inzwischen die Nachtlampe angezündet worden.

»Zieh dich warm an, Johannes«, sagte sie in ihrem stets etwas mutlosen Ton, »heute abend ist es bestimmt sehr kalt, ich konnte es vorhin an der Kirchenuhr hören. Signe, hol Vaters gefütterte Weste. Sie hängt im Schrank!«

Da kam die alte Boel mit der Nachricht, Peter Andreas sei gar nicht in seinem Zimmer. Sie habe ihn auch sonst nirgendwo im Haus finden können.

Der Pastor fuhr unwillkürlich von dem Stuhl hoch, auf den er sich gerade gesetzt hatte, um sich das Beffchen im Nacken mit einer Nadel schließen zu lassen. Er wurde blaß. Und weil er aus dem verstörten Gesicht der Dienstmagd entnehmen konnte, daß sie mehr wußte, als sie gesagt hatte, trat er dicht an sie heran und sagte in befehlendem Ton: »Also, was gibt's? Sprich! Du verheimlichst mir etwas.«

Zitternd und zagend vor dem Zorn des Pastors, beichtete die Alte, die ihre Kammer gleichfalls unter dem Dach hatte, sie habe in letzter Zeit öfter gehört, wie der Junge erst

nachts heraufgeschlichen sei. Als sie eben sein Gelaß leer gefunden habe, sei ihr bei näherer Untersuchung aufgefallen, daß das Fenster auf der Diele nur angelehnt war. Auch habe sie draußen im Schnee frische Spuren gesehen.

Die Mutter, die versucht hatte, sich im Bett aufzurichten, fiel jetzt mit einem klagenden Laut auf das Kissen zurück und hielt eine Hand vor die Augen, als sei ihr schwindlig geworden.

Der Pastor eilte zu ihr und ergriff ihre andere Hand.

»Ruhig, Mutter, ruhig!« bat er, obwohl seine eigene Stimme zitterte.

»Gott schaue auf uns herab in Gnaden!« wimmerte sie.

»Amen!« fügte der Pastor mit Nachdruck hinzu. Er ließ ihre Hand nicht los.

Unterdessen tollte Peter Andreas auf den Hügeln nördlich der Stadt herum, wo eine muntere Schar halbwüchsiger Mädchen und Jungen im hellen Mondschein dem Schlittensport frönte. Sie hatten die »öffentliche Königliche Chaussee« selber zur Bahn erwählt, eine breite, glatte, abschüssige Straße, die von den Hügeln in einer großen Kurve bis in die Stadt führte. Ja man konnte sogar, wenn man die nötige Fahrt und keine Angst vor den Nachwächtern hatte, noch die steile Nørregade bis fast vor das Rathaus auf dem Markt hinunterbrausen.

Bei dieser langen Abfahrt bot sich einem die schönste und weiteste Aussicht über die ganze Gegend: zuerst auf die verschneite Stadt mit den roten Laternen in den Straßen und dem weißen Mondlicht über den Dächern, dann über den zugefrorenen Fjord und die eisbedeckten Wiesen, endlich über das flache Land mit seinen Dörfern, Wäldern und schneeverhüllten Feldern. Und über alldem der hohe, gleichsam wattierte Himmel, wo Mond und Sterne hinter Wolken Versteck spielten, als seien diese uralten Himmelskörper angesteckt worden von der jugendlichen Fröhlichkeit.

Hallo! Begleitet von schrillen Pfiffen und lauten Rufen, sausten die mit Eisenschienen beschlagenen Schlitten den spiegelglatten Weg hinunter, gesteuert von langen Eispickeln, die wie Ruder hinterherschleiften. Sie glitten über kleine Steine und hoben sich wie Boote auf den Wellen über alle Hindernisse leicht hinweg. Hier und da am Straßenrand standen Grüppchen von halbwüchsigen Dienstmädchen mit dicken Kopftüchern, die Hände in die Schürze gewickelt wie in einen Muff. Wenn hin und wieder ein Schlittenlenker hintenüberkippte und wie ein abgeworfener Reiter auf der Bahn sitzen blieb, während der leere Schlitten mit erhöhtem Tempo den Berg hinunterfuhr, dann erscholl aus diesen Gruppen unbarmherziges Mädchengekicher, vermischt mit dem höhnenenden Geschrei der Jungen, die gerade vorbeikamen.

Am ärgsten fiel man in solchen Fällen über die Lateinschüler her, die »Studentenbengel«, die sich entschieden in der Minderzahl befanden. Deswegen traf Peter Andreas' höchste Ungnade denjenigen, der diesem Stand solche Niederlagen zufügte.

Er selber steuerte seinen neuen schnellen rotbemalten Langschlitten, den er »Blutadler« getauft hatte, mit überlegener Sicherheit. Er hatte ihn bei einem Stellmacher der Stadt bedenkenlos auf Kredit genommen, und tagsüber hielt er ihn in einem Holzlager versteckt. Leicht und fast lautlos jagte der Schlitten auf seinen englischen Runden über die Bahn, und sein Besitzer brüllte ununterbrochen: »Bahn frei, Bahn

frei!« Seine runden Wangen glühten, seine Augen glänzten von triumphierendem Wetteifern. Mitunter richtete er sich während der Fahrt auf den Kufen auf, schwang seinen Eispickel über dem Kopf wie ein Recke seine Lanze und schrie: »He, hallo, ho!« Seine heiße Lebenslust, seine überschäumende, ehrgeizige jugendliche Kraft, die er zu Hause und in der Schule verbergen und unterdrücken mußte, brachen in diesen Augenblicken mit solcher Gewalt hervor, daß er selbst seinen besten Freunden etwas lächerlich vorkam.

Plötzlich drang ein lauter Warnruf vom Fuße des Hügels herauf. Im Nu lenkten alle Fahrer ihre Schlitten an den Straßenrand und ließen sich in die tiefen Gräben zu beiden Seiten fallen. Wer sich noch auf der Bahn befand oder wieder aufwärts stieg, versteckte sich in Windeseile hinter Schneewehen und Büschen. Nur die Mädchen blieben aufrecht stehen und begnügten sich damit, die Köpfe zusammenzustecken und zu kichern.

An der Einfahrt zur Stadt war der Nachtwächter aufgetaucht. In seinem langen Mantel, auf der Brust das Blechschild, das wie ein Stern schimmerte, stand er dort am Ende der dunklen Straße. Aus Rücksicht auf die Pferde der in die Stadt kommenden Bauern war das Schlittenfahren auf der Chaussee streng verboten. Die Burschen hatten daher am Stadtrand Wachposten aufgestellt, um vor Überraschungen sicher zu sein. Und nun stand der gefürchtete Nachtwächter da unten und schaute auf die urplötzlich leere Straße. Nur hier und da ertönte aus den Gräben ein unterdrücktes »Kuckuck« oder »Miau«, dem Kichern und Prusten folgte. Da hob er drohend den Stock, drehte sich kopfschüttelnd um und ging in die Stadt zurück.

Kurz darauf erklang wieder das Signal der Wache, und nach ein paar Minuten war das Spiel auf der Bahn wieder in vollem Gange.

Unterdessen hatte einer der älteren Lehrjungen ein Mädchen auf seinen Schlitten gelockt. Dieser Anblick ließ sogleich den Ehrgeiz in Peters Brust aufflammen. Mitten in der Abfahrt bremste er vor einer Gruppe tuschelnder Mädchen und lud die allergrößte ein, ihm Gesellschaft zu leisten. Nach einigem Zaudern gab sie nach und setzte sich rittlings vor ihn auf den Schlitten. Kühn umschlang er seine Eroberung – und der »Blutadler« raste los.

»Bahn frei!« brüllte er aus vollem Halse, denn er wollte der Welt seinen Triumph verkünden.

»Hast du Peter Andreas gesehen?... Jaja, das war Peter!« hörte er im Vorbeibrausen ein paar Kameraden rufen, die mit ihren Schlitten wieder hügelan stiegen. Sein Herz schwoll vor Glück, denn er hatte die unfreiwillige Bewunderung in ihrem Tonfall gespürt.

Auch das Mädchen, eine dunkeläugige schwarzgelockte Schöne, drehte sich auf der wilden Fahrt anerkennend nach ihm um und lachte ihn mit ihrem großen halbgeöffneten Mund an, daß seine Wangen brannten. Alte Träume erwachten von neuem in seiner Brust... Träume von Zigeunerleben und Zigeunerglück draußen auf der großen freien Heide, von einem sorglosen Wanderleben, von einem Zuhause in einem Zelt oder in einer Erdhütte, allein mit den Sternen und den fliehenden Wolken.

Der Schlitten hielt erst ganz unten vor der Stadt, und nun wollte das Mädchen aufstehen, um zu ihren Freundinnen zurückzugehen. Doch Peter Andreas zwang sie, sitzen zu bleiben, er wollte sie nicht freigeben. Er begann, sie den Berg hinaufzuziehen.

Fuß für Fuß kämpfte er sich mit seiner schweren Last aufwärts. Er kam sich vor wie ein Krieger, ein Wiking, der im Siegeszug aus fremden Ländern heimkehrt und seine Kriegsbeute mitbringt: ein schönes Weib, eine geraubte Prinzessin, die ihm jetzt da oben in seinem Balkenhaus zu Willen sein sollte, tief in den Wäldern ... Und von seiner Phantasie angespornt, stemmte er die Füße mit solcher Kraftanstrengung gegen den eisglatten Abhang, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand.

Als sie die Hügelkuppe erreicht hatten und er sich wieder auf den Schlitten setzte, um hinunterzufahren, wandte sich das Mädchen nach ihm um und sagte: »Ist es wahr, was sie behaupten, bist du der Sohn des Pastors?«

Diese Frage brachte ihn so plötzlich in die Wirklichkeit zurück, daß er blaß wurde.

»Nein!« stieß er mit solchem Nachdruck zwischen den Zähnen hervor, daß er es bis in die Fußspitzen spürte. Nun trieb er seinen »Blutadler« den Hang hinunter, daß die eisernen Schienen sangen.

Tatsächlich hatte er es noch nie so deutlich wie in diesem Augenblick gefühlt: Er gehörte nicht in die dämmrige, stickige Stube da unten, wo sein Vater und seine Geschwister jetzt geistliche Lieder sangen und ängstliche Gebete murmelten inmitten der Märchenpracht des Winters. Sie waren Unterirdische und blind gegenüber dem Glanz des Lichts, sie spürten abgrundtiefes Grauen vor dem Leben und dessen Herrlichkeit. Tausende Meilen fühlte er sich von ihnen entfernt, unter einem ganz anderen Himmel, verbündet mit der Sonne, den Sternen und den jagenden Wolken.

Still – sein Ohr vernahm plötzlich wieder einen bekannten Klang von da unten her ... das Schlagen der Kirchenglocke. Wie eine Botschaft aus der Unterwelt stieg es durch die silberhelle Frostrnacht zu ihm empor ... elf schwere, dunkle, langsame Schläge. Wie er diesen Klang haßte! Überall und zu allen Tageszeiten drängte er sich mißtönend in seine Glücksträume, warnend und rufend. Es war unmöglich, so weit zu fliehen, daß ihn dieser Ton nicht mehr erreichte. Wie ein unsichtbarer Geist verfolgte er ihn auf allen seinen verbotenen Wegen. Ob er sich im Frühling mit seinem Riesendrachen »Heljo« auf die Wiesen hinausgestohlen hatte oder im Sommer vom Boot aus im Fjord Barsche fing – jede Viertelstunde drang diese Gespensterstimme beschwörend an sein Ohr.

»Hallo!« brüllte er, um die Stimme zu übertönen, und preßte das große Mädchen in herausforderndem Trotz an sich. Wieder drehte sie sich lächelnd nach ihm um und warf ihm einen Blick zu, der ihm ein süßes, eiskaltes Schaudern den Rücken hinunterjagte.

»Du bist schön«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Wie heißt du?«

»Oline.«

»Und wo wohnst du?«

»In der Smedestræde, in Riisagers Haus. Wo wohnst du?«

»Ich?«

»Wenn du nicht der Sohn des Pastors bist, wer bist du dann?«

»Wer ich bin? ... Ich? ... Ich kann es dir nicht sagen. Aber wollen wir uns morgen abend in der Voldstræde treffen, wenn es dunkel geworden ist?«

»Das können wir gern.«



Ohne auf die Gefahr zu achten, überfuhr Peter Andreas die Stadtgrenze und sauste nun in voller Fahrt weiter die Nørregade hinab. Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als eine Riesengestalt hinter einer Hausecke hervorsprang und mit einem donnernden »Halt!« das krumme Ende eines Stocks in den Schlitten hieb, so daß dieser umkippte und das umschlungene Paar in den Schnee fiel. Das Mädchen flüchtete mit lautem Geschrei, während Peter Andreas von der kräftigen Faust des Nachtwächters Ole im Nacken gepackt wurde.

»Komm mal her, mein Bürschchen! Euch verdammte Bengel werd ich lehren, der Obrigkeit auf der Nase herumzutanzten! Ab aufs Rathaus mit dir! Keine Widerrede! Wessen Junge bist du überhaupt?«

Peter Andreas begriff sofort, hier mußte er allen Verstand zusammennehmen, wollte er sich aus der Klemme ziehen. Schnell und gleichsam atemlos stieß er hervor: »Bloß gut, Herr Nachtwächter, daß ich Sie getroffen habe! Oben ist unter den Jungen ein Gemetzel im Gange. Der große Lehrjunge von Jansens hat das Messer gezogen. Beeilen Sie sich! Er ist ganz rasend.«

»Was erzählst du da?«

»Ja, er hat Bürgermeisters Alfred gestochen. Hoffentlich ist der noch nicht tot. Da oben liegt er in einer großen Blutlache.«

»Den Sohn vom Bürgermeister!« stöhnte der Nachtwächter und gab sein Opfer frei.

»Ich lauf hin und sag der Familie Bescheid, und dann hole ich Doktor Carlsen!« rief Peter Andreas und ergriff die Schlittenleine. Noch ehe der Wächter sich besonnen hatte, war er auf und davon.

Die Uhr war fast zwölf, als er, nachdem er über den Bretterzaun des Nachbarn geklettert war, durch das Dielenfenster kroch, das er bei seinem Weggang nur angelehnt hatte. Die Schuhe hatte er schon draußen im Schnee ausgezogen. Nun schlich er mit vorsichtigen Schritten auf die Bodentreppe zu. Da wurde die Tür des Studierzimmers aufgerissen. Der Vater stand vor ihm, die Lampe in der erhobenen Hand.

Einige Sekunden standen sich Vater und Sohn, wortlos gegenüber. Es war nur das Scheppern der Lampenglocke zu hören, die Pastor Sidenius' zitternde Hand in Schwingungen versetzte.

»Auf Diebeswegen gehst du im Hause deines Vaters aus und ein«, begann der Geistliche endlich. »Woher kommst du?« fragte er nach einer Weile mit versagender Stimme, als mangle es ihm an Mut, die Antwort zu hören.

Der Junge berichtete ohne Umschweife oder Versuche, die Sache zu beschönigen, wo er gewesen war. Sein Vater kam ihm in diesem Augenblick zu erbärmlich vor, als daß er sich entschließen konnte, ihn zu belügen. Weil er nun einmal beim Bekennen war, gestand er auch gleich den Kauf des »Blutadlers« und die Schulden beim Stellmacher.

»So weit ist es also mit dir gekommen«, sprach der Vater, ohne sich anmerken zu lassen, daß die größte Angst in Wirklichkeit von ihm genommen war. Er wußte, es gab an mehreren Orten der Stadt Schlupfwinkel der Unsittlichkeit, und er hatte befürchtet, sein Sohn sei durch schlechte Beispiele an einen solchen Ort gelockt worden. »Geh zu

Bett«, fuhr er fort, »du bist und bleibst ein Kind der Sünde! Morgen sprechen wir weiter darüber!«

Als Peter Andreas früh am nächsten Morgen zur Andacht in die Wohnstube hinuntergerufen wurde, war er auf eine Wiederholung der feierlichen Strafpredigt gefaßt, die er sich wegen des Apfeldiebstahls hatte anhören müssen. Signe saß am Klavier, auf dem ein einsames Licht brannte. Der übrige Teil der großen Wohnstube lag im Dunkeln. Es war so kalt, daß aus den Mündern der Singenden Frosthrauch drang.

Doch man sang das erste und auch das zweite Lied zu Ende und sprach das Glaubensbekenntnis, ohne daß eine Anspielung auf die Vorgänge des letzten Abends kam. Auch während des ganzen Tages wurde ihm gegenüber kein Wort davon erwähnt. Pastor Sidenius hatte den Vormittag über am Bett seiner Frau gesessen, und die Eltern waren zu der Überzeugung gelangt, daß es nutzlos sei, noch länger durch Überredung auf den Jungen einwirken zu wollen. Man konnte jetzt nur auf das hoffen, was die Zeit und die Härte des Lebens selbst ausrichteten. Lediglich der Bretterzaun des Nachbarn wurde mit spitzen Nägelkuppen versehen. Außerdem überzeugte sich der Vater fortan jeden Abend persönlich, ob der Junge in seinem Bett lag.

Peter Andreas wurde völlig apathisch. Was man mit ihm zu Hause auch unternahm, es mochte gut oder böse sein, nichts machte mehr Eindruck auf ihn. Die Zeit war vorbei, da er Pläne geschmiedet hatte, wie er durch irgendein Abenteuer – einen offenen Aufstand oder eine heimliche Flucht seine Qual abkürzen und in die weite Welt hinausziehen könne, um auf gut Glück das Königreich seiner Träume zu suchen. Er war jetzt alt und verständig genug, um zu begreifen, daß er die ersehnte Unabhängigkeit am schnellsten und sichersten erreichte, wenn er seine Schulzeit geduldig ertrug. Im übrigen dauerte es gar nicht lange, da hatte er andere Mittel und Wege ausfindig gemacht, wie er den wachsamem Vater täuschen konnte. Wenn alles im Hause still geworden war, ließ er sich mit einem Strick aus dem Giebelfenster auf das Schrägdach des Torwegs hinab und glitt von hier aus an der Regenrinne auf die Straße hinunter. Noch manche mondhelle Nacht lag er mit seiner geliebten Angelleine im Boot auf dem Fjord und schenkte beim Heimkommen seinen Fang dem Nachtwächter, damit er den Mund hielt.

Er hatte auch Gelegenheit gefunden, die Bekanntschaft mit der schwarzäugigen Oline aus Riisagers Haus zu erneuern. Ein paarmal hatten sie sich abends auf einem der großen Holzplätze der Stadt getroffen, waren aber einander bald überdrüssig geworden. Die reichlich grobe Ungeniertheit in den Ausdrücken und Manieren des Mädchens hatte ihn mit Scham erfüllt. Und als sie einmal gar einen Angriff auf seine Tugend versuchte, hatte er sie voll Abscheu weggestoßen und nicht mehr aufgesucht.

Eine besondere Vorliebe hatte er für den Hafen und für das – wenn auch armselige – Leben am Kai zwischen den Kohlenschiffen und den kleinen schwedischen Holzprahmen. Da lag auch ein kleines Proviantierungsboot, dessen Besitzer er kennengelernt hatte. Hier verbrachte er oft seine freien Stunden und lauschte den Erzählungen der Seeleute über ihre Abenteuer in fremden Ländern, über gewaltige Ozeandampfer, die bis zu zweitausend Personen an Bord nehmen konnten, und über das Treiben in den großen Häfen mit ihren riesigen Werften und Docks.

Aber das Seemannsleben lockte ihn nicht. Er hatte sich ein höheres Ziel gesetzt: Er wollte Ingenieur werden. Dieser Beruf schien ihm nämlich die meisten Möglichkeiten für ein stolzes und ungebundenes freies Leben zu bieten, reich an Abenteuern und spannenden Ereignissen. Wenn er einen rein praktischen Beruf wählte, würde er außerdem auf das nachdrücklichste von seiner Familie abrücken und mit ihren so gepriesenen jahrhundertealten Traditionen brechen. Seine Wahl war eine bewußte Herausforderung, besonders dem Vater gegenüber, der oft mit sehr viel Verachtung über die Freude der Menschen an den großen technischen Fortschritten der Zeit sprach. Als einmal ein gewisses Interesse der Bürger für einen Vorschlag spürbar wurde, die daniederliegende Schifffahrt der Stadt durch eine Vertiefung der Fjordmündung zu beleben, hatte er sich sehr geringschätzig über das Projekt geäußert. »Diese Leute machen sich ewig um alles andere Sorgen, nur nicht um das eine, das vonnöten ist«, hatte er gesagt. Und von diesem Tag an wußte Peter Andreas, daß er Ingenieur werden wollte.

Auch durch die Schule war er dazu angeregt worden. Von den meisten seiner Lehrer bereits zu einem frühen Zeitpunkt als hoffnungslos aufgegeben, hatte er in seinem Mathematiklehrer allmählich einen Freund und Gönner gefunden. Dieser, ein altgedienter Soldat, sprach sich dem Vater gegenüber sogar sehr Anerkennend über Peters Fähigkeiten aus, wenn der wieder einmal daran dachte, seinen Sohn vor lauter Unduldsamkeit aus der Schule zu nehmen und gleich ein Handwerk lernen zu lassen. Es sah fast so aus, als sei der ehemalige Soldat durch eine verständnisvolle Teilnahme für den Jungen hierzu veranlaßt worden und fände eine Befriedigung darin, den gestrengen Pastor mit seinen Lobreden zum Schweigen zu bringen.

Im übrigen begann sich die Stimmung in der Stadt Pastor Sidenius und seinem Haus gegenüber nun allmählich doch zu wandeln. Die Zeit und die Gewohnheit hatten schließlich auch hier wieder versöhnend gewirkt. Hinzu kam, daß viele von den alten Kaufleuten und Pferdezüchtern, die bislang die öffentliche Meinung der Stadt bestimmt hatten, gestorben waren, und – was das wichtigste war – es hatte sich herausgestellt, daß bei den meisten von ihnen weder ihr Geschäftsumsatz noch ihr Vermögen in einem annehmbaren Verhältnis zu der Macht standen, die sie sich über alle städtischen Angelegenheiten angemaßt hatten. Es waren Geschäftsleute der alten Schule gewesen, die in ihrem bäurischen Starrsinn nicht zugeben wollten, daß die Zeit fortschritt, und die über die neuen Handelsformen spotteten, die sich aus der Entwicklung der Verkehrsmittel ergeben hatten. Einige von den ersten Familien der Stadt, die dank ihres ererbten Reichtums auf großem Fuß gelebt hatten, sanken in den Nachkriegsjahren fast bis zur Armut herab. Und in dem Maße, wie der Wohlstand schwand, wuchs das Bedürfnis nach den Tröstungen der Religion. Die ernstesten Worte Pastor Sidenius' über die Vergänglichkeit alles Irdischen und den wahren Reichtum der Armut und der Entbehrung fanden immer mehr Verständnis bei den Leuten, und am meisten bei denen, die bisher seine ärgsten Widersacher gewesen waren. Beständig wuchs die Zahl der Andächtigen, die sonntags seiner Verkündigung lauschten. Es kam nie mehr vor, daß ein Bürger der Stadt ihn nicht grüßte, zumindest dann nicht, wenn der Pastor im Ornat war.

Während sich so die Verhältnisse entwickelten, schlug endlich auch für Peter Andreas die Stunde der Befreiung. Dank eindringlicher Mahnungen des alten Mathematiklehrers hatte der Vater doch eingewilligt, ihn in der Hauptstadt am Polytechnikum studieren zu lassen. Er war jetzt sechzehn Jahre alt.

An einem schönen Herbstabend, als das wöchentliche Passagierschiff nach Kopenhagen langsam durch die noch immer zugewachsenen Windungen aus dem Fjord hinausstampfte, stand Peter Andreas, eine Tasche über der Schulter, am Achtersteven und blickte zurück auf die Stadt, die sich immer dunkler vom gelbroten Abendhimmel abhob. Die Trennung vom Elternhaus hatte ihn keine Träne gekostet. Sogar der Abschied von der Mutter war ohne größere Gemütsbewegung verlaufen. Und doch – wie er so dastand in seinem neuen Maßanzug, den Hunderttalerschein in das Futter der Weste eingenäht, und zurückschaute auf das Dächergewirr der Stadt und den wuchtigen Backsteinturm der Kirche, die hinter dem leuchtenden Horizont verschwanden, da erfaßte ihn Beklommenheit, und ein Gefühl der Dankbarkeit regte sich in seiner Brust. Er meinte nun selbst, daß er der Heimat und den Eltern nicht auf die richtige Weise Lebewohl gesagt hatte, und er wünschte fast, daß er umkehren und noch einmal Abschied nehmen könne. Sogar der ferne Klang der Abendglocke, der zum letztenmal grüßend und warnend zu ihm herüberdrang, erweckte jetzt in ihm nur versöhnliche Gefühle.

Diese leicht bewegte Stimmung hielt sich auch während der ersten Zeit in Kopenhagen. Sie nahm sogar zu, je mehr er eine Beute seines eigenen Gefühls der Verlassenheit wurde, das einen Provinzler anfänglich fast erdrückt in der großen Stadt mit all ihren fremden und gleichgültigen Gesichtern. Er kannte niemand in Kopenhagen. Bisher war noch keiner seiner Schulkameraden hierher gekommen, weil sie alle bis zum Abitur weiter die Schule besuchen wollten. Mitunter wurde er in seiner Einsamkeit mutlos und verzagt, besonders in den ersten Wochen. Oft ging er an den Kai bei der Börse hinab, um nachzusehen, ob nicht ein Apfelschiffer von zu Hause angekommen war, mit dem er sich über die Heimat und gemeinsame Bekannte unterhalten konnte. Nur in seinen Gefühlen dem Vater gegenüber hatte sich keine wesentliche Wandlung vollzogen. Er schrieb stets an die Mutter, wenn er überhaupt von sich hören ließ.

Von seinen älteren Brüdern hatte der eine – Thomas – schon im Jahr zuvor seine Studien abgeschlossen und war irgendwo auf dem Lande Kaplan geworden. Der zweite – Eberhard – wohnte zwar noch in der Stadt, war aber zur Zeit verreist. Und auch als er zurückkam, trafen sich die beiden Brüder so gut wie nie. Eberhard war ein vorsichtiger und ängstlicher Mensch, der sich in sich selbst zurückzog, aus lauter Angst, mit Dingen in Berührung zu kommen, die seinem Ansehen schaden könnten. Deshalb fühlte er sich durch diesen aus der Art geschlagenen Bruder peinlich berührt, der einfach daherkam und sich Geltung verschaffen wollte, ohne überhaupt das Abitur zu haben.

In den ersten Monaten bewohnte Peter Andreas in der Innenstadt direkt unter dem Dach eines Hinterhauses ein elendes Kämmerchen, das den Blick auf ein Meer von roten Dächern freigab. Später zog er zu einem alten Ehepaar nach Nyboder hinaus.

Am Tag vor Heiligabend fuhr er auf dem Landweg nach Hause, nachdem er vorher sein Kommen mit ein paar Zeilen angemeldet hatte.

Auf der unendlich langen Fahrt durch Seeland und Fünen, die einen ganzen Tag dauerte, und beim Anblick der vielen frohen Weihnachtsreisenden erinnerte er sich, mit welcher Spannung die Heimkehr seiner älteren Brüder stets erwartet worden war. Die Lampen waren in allen Zimmern angezündet und das Abendessen bis zur Ankunft des Zuges verschoben worden, um den Empfang desto festlicher zu gestalten. Er dachte an seine alten Kameraden, die wahrscheinlich jetzt bereits von seinem Kommen wußten und die ihn vielleicht sogar auf dem Bahnhof empfangen würden.

Auf der Fahrt durch Jütland leerte sich allmählich das Abteil, und schließlich war er allein. Die Dunkelheit brach herein, und die Lampe wurde angezündet, Sturm und Regen schlugen gegen die Abteifenster. Dann hörte er, wie der Zug über eine Brücke fuhr. Sein Herz begann heftiger zu schlagen. Er kannte das Geräusch. Das war die Skærbæk-Brücke. Nun dauerte es nur noch fünf Minuten.

Er stürzte zum Fenster und wischte die Scheibe ab. Ja, da war der Fluß... und da waren die Wiesen und die Skærbæk-Hügel. Und jetzt fuhr die Bahn in eine Kurve, und durch den Regenschleier schimmerten die ersten Laternen der Stadt.

Auf dem Bahnsteig stand seine Schwester Signe, um ihn zu begrüßen. Ein leises Unbehagen durchzuckte ihn, als er sie bemerkte. Da stand sie mit ihrem etwas krummen Rücken, in einem halblangen, schrecklich altmodischen Mantel. Sie trug schwarze Handschuhe. Ihr Kleid war hochgerafft, so daß man ein Paar lange dünne Knöchel und große Füße erblickte, die in Galoschen steckten. Es war ihm peinlich, daß sie sich so hingestellt und ihre häßliche Figur der Kritik der Leute ausgesetzt hatte. Außerdem hatte er ganz bestimmt damit gerechnet, seine beiden jüngeren Brüder, die Zwillinge, zu sehen. Es erregte sein Mißtrauen, daß ausgerechnet Signe ihn abholte, denn sie war von allen Geschwistern diejenige, mit der er sich am wenigsten vertrug.

Auf dem Heimweg hörte er denn auch bald aus ihren Bemerkungen heraus, daß die Eltern von seinem Besuch gar nicht sehr erbaut waren. Sie fanden es ziemlich unvernünftig von ihm, schon jetzt Ferien zu machen. Eine solche Reise koste doch auch viel Geld, sagte Signe. Jedenfalls hätte er erst den Vater um Erlaubnis fragen sollen.

Noch ehe sie das Pfarrhaus erreicht hatten, waren Peter Andreas' Gefühle gründlich abgekühlt. Und als er nun in das Wohnzimmer kam und den Vater auf dem gewohnten Feierabendplatz im altmodischen verschossenen Lehnstuhl sitzen sah, den grünen Pappschirm vor den Augen, da bereute er bereits, daß er nicht in Kopenhagen geblieben war. Offensichtlich mit großer Überwindung hieß ihn der Vater willkommen und klopfte ihm die Wange. Die Eßzimmertür war geschlossen. Peter Andreas konnte hören, daß drinnen der Fußboden gescheuert wurde. Als er auf dem Tisch ein Tablett mit ein paar Butterbrotchen stehen sah, wußte er, daß die anderen schon gegessen hatten. Die Mutter lag wie immer im Bett. <i>Ihrem</i> Willkommensgruß fehlte es nicht an Aufrichtigkeit und Wärme. Gerührt küßte sie ihn auf beide Wangen. Aber sein Herz war kalt geworden.

Er war noch zu jung, um zu begreifen, daß man ihm kein anderes Unrecht zufügte, als es meistens den jüngeren in Familien mit vielen Kindern zuteil wird, weil die älteren schon die besten Früchte der elterlichen Liebe geerntet haben. Auch wenn diese Liebe nicht gerade kleiner wird, so ändert sie doch ihren Charakter. Sie verliert den Reiz des Neuen, der alle Fortschritte der älteren so festlich umstrahlt. Als Peter zur Schlafenszeit

oben in seiner Dachkammer stand, machte er sich über sich selbst lustig. Er trieb mit seiner Sentimentalität Spott und schwor hoch und heilig, sich nie wieder von solchen Stimmungen zum Narren machen zu lassen.

Und als die Weihnachtstage mit jener gen Himmel gerichteten Feierlichkeit anbrachen, die ihm fremd war, mit den vielen Kirchgängen und frommen Liedern, da zählte er die Stunden, bis er davonkommen und wieder frei und unabhängig in Kopenhagen leben konnte. Auch das Wiedersehen mit den Schulkameraden war nämlich enttäuschend gewesen. Ein paar von ihnen wollten ihn kaum noch kennen, da sie von ihren Eltern beeinflußt worden waren. Weil sein Vater und die Geschwister nur höchst ungern von ihm gesprochen hatten, waren die Leute in der Stadt zu der Ansicht gelangt, er müsse ein auf Abwege geratener Mensch sein. Mehrere ehemalige Schulfreunde fühlten sich außerdem bereits als künftige Akademiker. Wohl hatte er sie alle gleich besucht, doch keiner von ihnen hatte ihn gebeten wiederzukommen.

Gleich nach Neujahr kehrte er dann nach Kopenhagen zurück.

## Zweites Kapitel

Zu der Zeit, von der hier erzählt wird, war der alte pensionierte Oberbootsmann Olufsen in der Hjertensfrydgade einer der bekanntesten und geachtetsten Einwohner von Nyboder. Jeden Vormittag, wenn die Turmuhr der Sankt Paulskirche elf schlug, konnte man ihn – groß, hager und ein wenig gebeugt – aus der niedrigen Tür eines einstöckigen Hauses treten sehen, dessen obere Räume er bewohnte. Er blieb dann auf dem Bürgersteig einen Moment stehen, schaute auf Seemannsart zu den Wolken hinauf und ließ die Augen über die Dachfirste gleiten wie über die Takelage eines Schiffes. Er trug einen etwas verschossenen, aber äußerst sorgfältig gebürsteten Überrock, in dessen Knopfloch ein breites Danebrog-Band steckte. Auf seinem weißhaarigen Kopf saß ein grauer Zylinder, und die linke Hand, mit der er sich auf seinen Schirm stützte, stak in einem alten faltenreichen Lederhandschuh.

Den rechten Arm auf dem Rücken, tappte er dann langsam und bedächtig die unebene Fliesenreihe entlang. Zur gleichen Zeit sah man im Spion, der vor dem Fenster des oberen Stockwerks hing, seine Frau, die ihm mit den Augen folgte, bis er glücklich über den tiefen Rinnstein an der Ecke der Elsdyrsgade gekommen war. In ihrer großgeblühten Nachtjacke, vor jedem Ohr eine Papillote aus Zeitungspapier, stand sie da oben und genoß den Anblick seiner wohlgepflegten Person mit selbstzufriedenem Stolz, als sei er ganz ihr eigenes Werk.

Sobald der Oberbootsmann an die Wache von Nyboder mit ihrem hohen Gerüst, an dem die Alarmglocke hing, gekommen war, nahm er den Schirm in die rechte Hand, um mit der linken grüßen zu können, falls einer von den Wachtposten ihm militärische Ehren erweisen sollte. Darauf legte er großen Wert, und er merkte es sich stets ganz genau. Dann bog er in die Kamelgade ein und hielt auf den Amalienborg Plads zu, wo er sich täglich auf den Glockenschlag genau zur Wachtparade einfand. Hatte er der Musik eine Weile zugehört, ging er über die Store Kongensgade und durch die Borgergade weiter in die Stadt hinein.

Hier, außerhalb seines früheren Machtgebietes, wo ihn keiner als Oberbootsmann Olufsen kannte, der den Danebrog-Orden aus des Königs eigener Hand empfangen hatte, wo er lediglich ein ganz alltäglicher Spaziergänger war, den die Leute ungestraft mit den Ellenbogen stoßen konnten, hier sank er unwillkürlich etwas im Rücken und in den Knien zusammen. Auf seinen schmerzenden Füßen stakste er zwischen den eiligen Passanten recht ängstlich dahin. Weiter als bis zur Købmagergade dehnte er seine Spaziergänge nie aus. Was jenseits dieser Straße lag, war für ihn nicht das richtige Kopenhagen, eher eine Art Vorstadt, die so abgelegen war, daß er es nicht zu fassen vermochte, wie jemand dort wohnen konnte. In seinen Augen waren die Adel- und die Borgergade die Hauptadern der Stadt. Die Gegend um die Grøngade, Sværte- und Regnegade mit dem Zollhaus und dem Holmen bildete seine Welt. War er auf seinem Spaziergang bis zum letzten Bürstenbinder in der Antonistræde gekommen oder in Mamsell Jordans Leihbücherei in der Silkegade gewesen, wo er ein Buch für seine Frau umtauschen mußte, dann kehrte er um und ging nach Hause.

Meistens dauerte es aber noch ein paar Stunden, bis er wieder in der Hjertensfrydgade war. Er besaß nämlich die Angewohnheit, an allen Straßenecken stehenzubleiben, um den Strom der Passanten und Wagen zu betrachten. Vor allem hatte er trotz seiner achtzig Jahre und seiner tränenden Augen einen wachen Blick für alle Dienstmädchen, und besonders für die mit nackten Armen. Wenn eine von ihnen im Vorübergehen zufällig dicht an ihm vorbeistrich, dann flüsterte er ihr irgendeine Liebeserklärung zu und eilte dann mit gesenktem Kopf kichernd weiter.

Er konnte es auch nicht lassen, vor allen Schaufenstern stehenzubleiben, die ausgestellten Waren zu betrachten und sich die Preise einzuprägen, von der Unterkleidung des Trikotagenhändlers bis zum Diamantschmuck des Goldschmieds. Nicht daß er die Absicht gehabt hätte, gelegentlich etwas von diesen Dingen zu kaufen – daran war er schon allein dadurch gehindert, daß seine Frau, die seine Schwäche für das weibliche Geschlecht kannte, ihm niemals Geld anvertraute –, aber es war ihm doch eine Genugtuung, mit leeren Taschen in die Läden zu gehen und die Höflichkeit der Geschäftsleute zu genießen. Er ließ sich die verschiedenen Waren vorlegen, fragte nach dem Preis der kostbarsten Stücke und humpelte dann mit dem Bescheid weiter, er werde noch »von sich hören lassen«.

Den Nachmittag verbrachte der Oberbootsmann zu Hause in seiner Wohnstube – »dem Saal«, wie es im Dialekt von Nyboder hieß. Das war ein kajütenähnlicher niedriger Raum mit einer Reihe kleiner Fenster zur Straße hin. Hier saß er an einem Fenster, hemdsärmelig, ein randloses Käppchen auf dem Kopf, und beobachtete stundenlang die zahmen Krähen, die aus den Anlagen kamen, auf dem Dachfirst der Häuser gegenüber krächzten oder sich unten an den Mülltonnen balgten, die zu dieser Tageszeit noch vor allen Türen der stillen, leeren Straßen standen. Hin und wieder schob sich jedoch eine Art Häutchen über seine altersschwachen Augen. Der Kopf sank ihm langsam auf die Brust, und sein Mund rundete sich.

»Nun sitzt du wieder da und kochst Erbsen, Vadder!« sagte dann seine Frau und spielte auf das eigenartige Brummen an, das der Oberbootsmann von sich gab, wenn der Schlaf ihn zu übermannen drohte. Sie hatte am Nachmittag ihren festen Platz auf einem niedrigen Stuhl am Ofen, wo sie strickte und gleichzeitig in einem abgegriffenen Roman las, den sie vor sich auf den Knien liegen hatte und dessen Seiten sie mit dem Ellenbogen umwendete, um ihre Strickarbeit nicht zu unterbrechen. Im Hinterzimmer, zu dem die Tür offenstand, saß oft ein junges blondes Mädchen, die Pflögetochter Trine, und nähte. Dort stand im Fenster ein Käfig mit einem Kanarienvogel, der auf seiner Stange hin und her hüpfte.

Madam Olufsen war fast so groß wie ihr Mann und hatte dazu eine Figur wie ein Kavallerist, ja sie besaß sogar die Andeutung eines grauen Schnurrbarts auf der Oberlippe. Vormittags war sie nicht gerade anziehend in ihrer großgeblühten Nachtjacke und mit ihren Papilloten aus Zeitungspapier. Hatte sie aber nach dem Mittagessen ein Korsett und ihr schwarzes Merinokleid angezogen und ihr dünnes Haar unter einer bebänderten Haube verborgen, aus der nun an den Schläfen sorgfältig gekämmte Löckchen hervorquollen und sich fast kokett von ihren noch nicht ganz verblühten Wangen abhoben, dann konnte man sehr gut verstehen, was sich die Einwohner von Nyboder über ihre einstige Schönheit erzählten.



Sie und der Oberbootmann waren ein schönes Paar gewesen. Und auch ein glückliches Paar! Wenn es der Oberbootmann auch mit der Treue nicht immer ganz genau genommen hatte, so war die Madam doch dafür um so treuer gewesen, obgleich es ihr in jungen Jahren an Versuchern nicht gefehlt hatte. Wenn man dem Gerücht glauben konnte, so hatte sogar ein Prinz, der stets den jungen Frauen von Nyboder nachstellte, deren Männer sich auf großer Fahrt befanden, ihr eines Abends an der Ecke der Haregade aufgelauert und ihr, nachdem er sich zu erkennen gegeben, ein galantes Abenteuer vorgeschlagen. Sie hatte tief geknickt, die Augen niedergeschlagen und war ihm dann schweigend in eine der dunklen stillen Alleen hinter dem Wall gefolgt. Doch hier in dieser abgelegenen Gegend hatte sie plötzlich die schmächtige ältliche Hoheit übers Knie gelegt und ihr aus Leibeskräften eine Tracht Prügel verabfolgt. Wohl war das nicht die erste Züchtigung, die der Prinz von einer gekränkten Frau Nyboders hatte hinnehmen müssen, aber sicher die nachdrücklichste.

Das Ansehen, das dieses betagte Ehepaar genoß, war also alten Datums. Ihr Haus war noch immer ein beliebter Sammelplatz für bestimmte Standespersonen des Viertels. In wenigen Häusern Nyboders gab es solch eine Geselligkeit wie bei den beiden Alten in der Hjertensfrydgade. Neben den üblichen Kirchenfesten und sogenannten Buß-und-Bet-Tagen, die überall mit gutem Essen und warmem Punsch festlich begangen werden, feierten sie eine lange Reihe von Familienereignissen und alljährlich wiederkehrenden Gedenktagen, die ganz privater Natur waren. Da gab es beispielsweise den Jahrestag, an dem der Kanarienvogel Peter in die Familie aufgenommen worden war, da war das Erinnerungsfest für die große Zehe des Oberbootmanns, die man ihm einmal vor vielen Jahren wegen Knochenfraßes abgenommen hatte. Vor allem war da aber Madam Olufsens Schröpftag, der mit dem Frühling nahte, wenn Wärme in die Luft kam, und der eingeleitet wurde mit einem Schokoladenfrühstück für den Barbier, der die Operation ausführte.

Bei diesen Gelegenheiten bestand die Gesellschaft stets aus denselben sieben bis acht bewährten Freunden des Hauses, die nun seit mehr als vierzig Jahren wichtige Familienfeste miteinander gefeiert hatten: dem pensionierten »Oberzimmermann« Bendtz aus der Tulipangade, dem pensionierten Quartiermeister Morup aus der Delfingade, dem Oberkanonier Jensen und dem Bolzenschläger Fuss aus der Krokodillegade, alle mit ihren Frauen. Auch der Verlauf der Feste hatte sich seit einem Menschenalter kaum wesentlich geändert. Wenn die Gäste im Hinterzimmer versammelt waren, öffnete der Oberbootmann die Tür zum »Saal«, wo bereits gedeckt war, und lud die Gesellschaft immer mit demselben Witz zu Tisch, es sei jetzt Zeit, sich »etwas ins Gesicht zu schieben«. Hatte man dann Platz genommen und die Wirtin die dampfende Gans oder den Schinken auf den Tisch gebracht, dann rief Bolzenschläger Fuss ebenso regelmäßig aus, wobei er sich mit erheuchelter Überraschung an die Stuhllehne zurückwarf: »Na, Madam Olufsen, da haben Sie aber ein ordentliches Ei gelegt!« Worauf die Madam ihn einen »alten Dröhnkopp« nannte und die Gäste aufforderte, sich wie zu Hause zu fühlen.

Zu diesem Zeitpunkt konnte es geschehen, daß die Tür aufging und ein kraushaariger junger Mann eintrat, der allgemein mit Freudenrufen begrüßt wurde. Die alten Leutchen standen alle ehrerbietig auf und reichten ihm die Hand. Trine – die Pflgetochter –

errötete plötzlich und holte eifertig einen Stuhl aus dem Nebenzimmer, legte ein frisches Gedeck auf und brachte einen vorgewärmten Teller aus der Küche.

Der Fremde, ein einundzwanzigjähriger Student am Polytechnikum, war Olufsens Mieter Sidenius. Er bewohnte seit ein paar Jahren im Erdgeschoß zwei winzige Zimmer, die zum Haus des Oberbootsmanns gehörten, und war hier der Liebling aller.

Allmählich, je leerer die Schüsseln und Schnapsflaschen wurden, stieg auch die Stimmung. Nur eine blieb immer schweigsam und still: die kleine Trine, die sich um alles kümmerte. Sie füllte die Gläser, reichte Brot herum, wechselte die Teller, putzte die Kerzen, wußte, wo die Salzfüßer standen, hob verlorene Taschentücher auf, brachte Wasser für die Damen, wenn einer von ihnen schlecht wurde oder sie Schluckauf bekam – alles so ruhig und lautlos, daß niemand ihre Anwesenheit bemerkte. Es war, als bediene ein unsichtbarer Geist. Nun war sie auch leicht zu übersehen, denn trotz ihrer neunzehn Jahre war sie klein und unentwickelt. Die alten Leute betrachteten sie noch als ein Kind, obendrein als ein sehr beschränktes. Tatsächlich mangelte es ihr ein wenig an Verstand. Sie war eine arme Waise, die der Oberbootsmann und seine Frau zu sich genommen hatten und deren Herkunft keiner kannte. Eine Schönheit war sie wahrhaftig nicht, und sogar für den jungen Herrn Sidenius war sie nichts weiter als ein unauffälliges dienstbares Etwas, das seine Schuhe putzte und seine Sachen zur Wäscherin brachte.

Wenn dann die Punschbowle und der gezuckerte Apfelkuchen auf dem Tisch standen, belustigte man sich eine Zeitlang mit dem Gesang geselliger oder vaterländischer Lieder. Hierbei zeichnete sich vor allem Madam Fuss durch einen – mehr seiner Lautstärke als seiner Schönheit wegen – bewunderten Diskant aus.

Während des Gesanges verschwand Trine plötzlich, jedoch nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß auf dem Tisch nichts fehlte und alle Gäste versorgt waren. In der Küche zündete sie an der Glut auf dem offenen Herd eine Kerze an und stieg dann die schmale, steile Treppe des Hauses – eine Art Schiffsstiege – hinunter, um Herrn Sidenius' Zimmer für die Nacht herzurichten. Die beiden Stuben waren klein, dunkel und feucht. Ihre armselige Ausstattung bestand aus einem schmalen Wachstuchsofa und einem Klapptisch, auf dem Bücher, Zeichengeräte und große Papierrollen mit Abdrücken von Tintenfingern bunt durcheinanderlagen.

Trine stellte das Licht auf den Tisch, öffnete ein Fenster und stand einen Augenblick träumend da. Sie hatte die Hand auf den Fensterrahmen gestützt und sah in den winzigen, von ein paar Zaunplanken und einem Bedürfnishäuschen begrenzten Garten hinaus, über den romantisch der Vollmond schien. Dann fuhr sie plötzlich zusammen, gleichsam aufgeschreckt von ihren eigenen Gedanken. Und nun ging sie mit Eifer und Geduld daran, Ordnung in das Durcheinander zu bringen. Sie sammelte die Kleidungsstücke auf, die ringsum auf den Stühlen lagen, und hängte sie hinter einen Eckvorhang im Schlafzimmer. Auch die Bücher auf dem Tisch ordnete sie und legte die vielen kleinen Zeichengeräte in die jeweils genau angepaßten Vertiefungen der Etais. Obwohl ihr junger Herr sich nie bemüßigt gefühlt hatte, ihr darin eine Anleitung zu geben, wußte sie doch ganz genau, wo alles seinen Platz hatte und wo er es zu finden erwartete – ja forderte. Mit dem Instinkt, den die Liebe auch bei einfältigen Menschen weckt, hatte sie sich das alles selbst angeeignet, hatte seine Gewohnheiten ausfindig gemacht, seine Wünsche erraten und stets den Weg durch das Labyrinth der Launen

und unberechenbaren Einfälle gefunden, die zum wirklichen, echten Wesen eines jungen Mannes führen. Ein für allemal hatte er sie wissen lassen – und bei dieser Gelegenheit mit schreckeneinflößender Grimasse den Finger erhoben –, sie müsse es als ihre Lebensaufgabe betrachten, ihn zu bedienen. Für die gewissenhafte Erfüllung dieser Pflicht werde Gott sie einst beim Jüngsten Gericht zur Verantwortung ziehen.

In dem aufrichtigen Glauben, einer heiligen Berufung zu folgen, war sie denn auch jetzt in den beiden Kämmerchen damit beschäftigt, seine Habseligkeiten zu ordnen. Mit besonderer Ergriffenheit verweilte sie in dem kleinen Schlafräum. Sie machte sein Bett, stellte die Hausschuhe bequem zurecht, daß die Spitzen nach innen zeigten, und legte die Streichholzschachtel auf die dem Bett zugekehrte Seite des Leuchters. Als sie schließlich das Kopfkissen in die Hände nahm, um die Federn aufzuschütteln, preßte sie es für einen Augenblick an ihr Herz und schloß selig die Augen.

Oben im »Saal« waren die Alten unterdessen immer ausgelassener geworden. Bolzenschläger Fuss hatte seine Gitarre hervorgeholt und trotz der Proteste der Frauen angefangen, den berühmten Gassenhauer zu singen: »Eine vollgefressene Alte saß einst am alten Strand...«

Die Männer jubelten. Auch der junge Sidenius lachte, und in dem vierundachtzigjährigen Oberzimmermann Bendtz glückte es wie in einer Flasche. Die Frauen aber standen beleidigt auf und zogen sich in das hintere Zimmer zurück, wo nun der Kaffee mit den dazugehörenden Zuckerkandis und Likör aus schwarzen Johannisbeeren aufgetragen wurden.

Erst gegen Morgen brach die Gesellschaft auf, und die einzelnen Ehepaare schaukelten versöhnt und so glücklich heimwärts, daß sie sich zu Küssen und Liebkosungen und zärtlichen Umarmungen mitten auf offener Straße hinreißen ließen.

Bei diesen lebensfrohen bejahrten Leuten, die noch in ihrem hohen Alter den Becher des Genusses ohne Anfechtungen bis zur Neige leerten, hatte Peter Andreas sein erstes Asyl gefunden, eine vorläufige Freistatt auf seinem Weg in das Land des Glücks, das er erträumte. Hier waren Wohlwollen und Verständnis gerade dem Teil seines Wesens entgegengebracht worden, den man daheim im Pfarrhaus stets als ein Werk des Todes und des Teufels hatte unterdrücken und brandmarken wollen. Besonders in seinen ersten einsamen Kopenhagener Jahren war er für dieses Heim und das fröhliche idyllische Nyboder dankbar gewesen, das wie ein vergessenes Stück Provinz mitten in der Hauptstadt lag. Später, als sich sein Bekanntenkreis allmählich erweiterte, war sein Verhältnis zu den beiden Alten und ihrem kleinen Freundeskreis allerdings recht flüchtig geworden. Doch abgebrochen wurde es nie. Die Alten fuhren fort, ihn zu vergöttern und sich um sein Wohlergehen zu sorgen, als sei er einer der Ihren. Es hatte nicht lange gedauert, da hatten sie seine Armut entdeckt, obwohl er alles tat, um sie zu verbergen. So manches Mal wäre er mit leerem Magen zu Bett gegangen, wenn ihn Madam Olufsen nicht zart und rücksichtsvoll eingeladen hätte, einen frischen Käse zu »probieren« oder ihr »seine Ansicht« über ihren frisch gekochten Schinken mitzuteilen.

Einen richtigen Einblick in seine Verhältnisse konnten sie jedoch trotzdem nicht gewinnen. So lebhaft und redselig er mitunter auch sein konnte, über sich und seine Ziele sprach er nie oder aber nur im Scherz. Wenn sie in ihn drangen, antwortete er in

der Regel, er »werde wohl noch mal Minister«. Auch über sein Elternhaus und sein Verhältnis zu seiner Familie schwieg er hartnäckig, obwohl besonders Madam Olufsen nie müde wurde, ihn darüber auszufragen. Er hatte sich vorgenommen, das Vergangene als etwas Vergessenes, Totes zu betrachten, das nicht einmal als Erinnerung in seinem Leben herumspuken sollte. Er hatte sich bemüht, all die bitteren und demütigenden Erinnerungen in seiner Seele auszulöschen, damit sie wieder wie eine unbeschriebene Marmortafel werde für die funkelnde Goldschrift seines Glücks und Sieges. Darum gab es weder auf seinem Tisch noch an den Wänden ein Bild, das ihn an sein Zuhause erinnern oder anderen davon berichten konnte. Sein Elternhaus hatte er verlassen und wollte es nicht wiedersehen, bis er kommen konnte, um Rechenschaft zu fordern und Gericht zu halten. Wäre er plötzlich gestorben, hätte man in seinen verborgensten Fächern auch nicht einen Brief, nicht eine Aufzeichnung gefunden, die darüber Auskunft gab, wer er war und woher er stammte. Sogar seinen Namen hatte er soweit wie möglich geändert, um jede Erinnerung an die Vergangenheit zu tilgen. Er schrieb sich nicht mehr Peter Andreas, sondern schlicht Per. Es bereitete ihm Kummer, daß er sich nicht auch einen anderen Familiennamen zulegen konnte.

Sein Kontakt zum Elternhaus hatte sich allmählich auf kurze Briefe beschränkt, in denen er vierteljährlich lediglich die Geldsendung bestätigte, die er noch immer von dort erhielt. Sie war aber völlig unzureichend, denn sein Studium erforderte große Ausgaben für Vorlesungen, Bücher, Zeichen- und Malutensilien und so weiter. Um überhaupt leben zu können, gab er seit seinem achtzehnten Lebensjahr Rechenstunden in einer Knabenschule und kopierte Arbeitszeichnungen für einen Handwerksmeister.

Zeitweise war er sehr mißmutig. Er fühlte sich entwürdigt durch seine Armut und vor allem durch den Unterricht an der Knabenschule, den er nie erwähnte. Doch noch mehr bedrückte es ihn, daß er an seinem Studium und an den zukünftigen Möglichkeiten zu zweifeln begann, die es ihm verschaffen sollte.

Als er sich vor vier, fünf Jahren zum erstenmal der polytechnischen Lehranstalt genähert hatte, war dies mit fast andächtiger Erwartung geschehen. Er hatte sie sich als eine Art Tempel vorgestellt, als eine erhabene Werkstatt der Gedanken, wo das künftige Glück und Wohl der befreiten Menschheit unter dem Blitz und Donner des Geistes geschmiedet wurde – und er fand ein häßliches, unansehnliches Bauwerk im Schatten eines alten Bischofssitzes. Darin gab es viele dunkle, trübselige Räume, in denen es nach Tabak und Butterbrotchen roch und viele junge Burschen über kleine papierbepackte Pulte gebeugt standen, während andere mit langen Pfeifen dasaßen, in ihren Kollegheften lasen oder heimlich Karten spielten. Seine Lehrer hatte er sich als leidenschaftliche Verkünder des heiligen Evangeliums der Naturwissenschaft vorgestellt, und nun traf er in den Vorlesungssälen ein paar alte langweilige Schulmeister, die sich nicht sonderlich von denen daheim unterschieden. Einer von ihnen, eine wandelnde Mumie, dessen Stimme während der Vorlesung jeden Moment versagte und dann mit einem Schluck Medizin wieder aufgefrischt werden mußte, unterrichtete noch auf der Grundlage von Erinnerungen aus den Zeiten Hans Christian Ørsteds. Ein anderer – Professor Sandrup, Lehrer für das eigentliche Ingenieurwesen – trug stets einen weißen Schlips und sah fast aus wie ein Kandidat der Theologie oder wie ein Pastor. Er stand in dem Ruf großen theoretischen Wissens, doch er war ein

Pedant, der mit pädagogischer Genauigkeit endlose wissenschaftlich formulierte Beschreibungen selbst der einfachsten Geräte wie Axt und Schubkarre ausgearbeitet hatte und verlangte, daß man diese beim Examen Wort für Wort wiederkäute.

Überall wurde Per darüber belehrt, daß ein brauchbarer Ingenieur schon lange nicht mehr ein stolzer, durch die Welt streifender Märchenheld sei, wie er es sich vorgegaukelt hatte, sondern ein ganz gewöhnlicher Büroangestellter, eine gewissenhafte Rechenmaschine, eine an ein Zeichenbrett gekettete lebende Tabellensammlung. Weitaus die meisten seiner Kommilitonen – gerade diejenigen, die von Lehrern wie von Schülern für die begabtesten gehalten wurden – träumten denn auch nur davon, einst irgendeine feste, gesicherte, wenn auch noch so untergeordnete Stellung als Beamter zu finden, die ihnen gestattete, sich als Familienväter mit bescheidenen Ansprüchen in einem Häuschen mit Gärtchen einzurichten, um dereinst nach vierzigjährigem treuem Dienst mit einer kleinen Pension und einer kleinen Auszeichnung oder einem Justizratstitel ihren Abschied zu erhalten.

Doch für Per hatten solche Aussichten nichts Verlockendes. Für Alltagsleben und billiges Glück fühlte er sich nicht geschaffen. Er spürte Herrscherblut in seinen Adern und forderte am Tisch des Lebens einen Ehrenplatz unter den freien und unabhängigen Männern der Erde.

Schon seit langer Zeit hatte er sogar das Mittel ausersehen, durch das er die ersehnte stolze Unabhängigkeit zu erlangen hoffte. Während er seine Vorlesungen und Übungen einigermaßen regelmäßig besuchte und auch die demütigenden Nebenbeschäftigungen nicht vernachlässigte, durch die er sich seinen Lebensunterhalt sicherte, hatte er insgeheim begonnen, einen Entwurf für ein großes Wasserbauprojekt, für eine Fjordregulierung, auszuarbeiten. Diesen Plan hatte er bereits in seinem ersten Kopenhagener Studienjahr gefaßt. Die Idee hierzu lag sogar noch weiter zurück. Sie reichte bis in seine Kindheit hinein. Damals war viel die Rede davon gewesen, die aussterbende Schifffahrt auf dem Fjord durch eine Vertiefung und Regulierung des Fahrwassers und durch den Ausbau des Hafens wiederzubeleben – ein Unternehmen, über das sich sein Vater sehr geringschätzig geäußert hatte, weil es beträchtliches Aufsehen in der Stadt erregte, und das dann schließlich aufgegeben worden war. Schon damals hatte Per davon geträumt, den großen Plan zu vollenden und die frischen Meeresströmungen und die goldenen Fluten des Welthandels in den armseligen Apfelschutenhafen zu lenken. Und der Traum, der Wohltäter jener Stadt zu werden, die Zeuge seiner Erniedrigung gewesen war, hatte ihn eigentlich seitdem nie mehr ganz losgelassen. Besonders nach dem letzten mißglückten Weihnachtsbesuch beherrschte ihn diese Vorstellung immer stärker. Sie ließ ihm in seiner Einsamkeit keine Ruhe mehr, wurde zur fixen Idee, die zu verwirklichen er schließlich in einer Art religiöser Überzeugung als die ihm vom Schicksal bestimmte Aufgabe und als das vorläufige Ziel seines Lebens betrachtete.

Seit drei Jahren, seitdem er gelernt hatte, ein Kanalprofil nach den Höhenangaben einer Generalstabskarte aufzustellen, hatte er an diesem Werk gearbeitet. Tagaus, tagein hatte er Stunden seines Nachtschlafs dafür verwendet, Bodenflächen und Strömungsgeschwindigkeiten zu berechnen, Faschinen, Glacis, Brückenköpfe und Dalben zu zeichnen. Er erweiterte seinen Plan Jahr für Jahr, fügte Neues hinzu, entwarf ihn in immer größeren Dimensionen. Angeregt von einigen bekannten deutschen

Fachzeitschriften, die er sich zugelegt hatte, war er so auf den Gedanken gekommen, das vertiefte Fahrwasser hinter der Stadt als Kanal oder als ein Kanalsystem nach holländischem Muster weiterzuführen. Was ihm als das letzte, höchste Ziel vorschwebte, war ein Netz von breiten Wasseradern, das alle größeren Flüsse, Seen und Fjorde Mitteljütlands miteinander verband und die aufgeforstete Heide mit den darin erblühenden neuen Städten sowohl mit der Ost- als auch mit der Nordsee in Verbindung brachte.

Aber sooft sich seine Gedanken zu hohem Flug erhoben, überfiel ihn Mißmut. Die zottigen Kobolde der Ohnmacht lagerten sich um den Arbeitstisch und lachten höhnisch über seine kühnen Träume. Du bist verrückt! schrien sie. Ehe du nicht alt und grau bist, brauchst du dir keine Hoffnungen zu machen, daß man dir hierzulande irgend etwas gestattet. Hier gilt es als Vermessenheit, wenn ein junger Mann noch einen anderen Ehrgeiz hat, als sich auf einem Bürostuhl krumm und bucklig zu sitzen. Ein Ingenieur, der sich die Achtung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Vorgesetzten bewahren will, darf allerhöchstens darauf hoffen, eine Stellung als Königlicher Straßenmeister zu erhalten. Hast du etwa vergessen, was dein ehrwürdiger Lehrer, der gottesfürchtige Professor Sandrup, dir damals mit soviel väterlichem Ernst ans Herz legte, als du bei einer Prüfung all das Neue vortrugst, das du dir durch deine – von keinem vorgeschriebene – Lektüre moderner deutscher Schriften angeeignet hattest: »Bemühen Sie sich, junger Mann, Ihr gänzlich unpassendes Bedürfnis nach Selbständigkeit zu bekämpfen!« Nicht wahr? Lehrreiche Worte! Verheißungsvolle Worte!

Doch nur selten gestattete Per solchen bitteren Gedanken, ihn zu peinigen. Dazu war er zu jung, sein Sinn zu wechselhaft. Ein kurzer Spaziergang, der Blick eines schönen Mädchens, ein Festessen bei den beiden Alten oder ein Abend unter Freunden in einem Café – mehr gehörte im allgemeinen nicht dazu, um seine schlechte Laune wieder zu vertreiben. Besonders die Frauen waren wirksame Blitzableiter, wenn ein Stimmungsgewitter aufzuziehen drohte. Er war jetzt einundzwanzig Jahre alt, und das andere Geschlecht übte immer mehr Anziehungskraft auf ihn aus, ergriff die Herrschaft über seine Phantasie und gab ihr einen neuen Horizont.

Eines Abends ging Per mit einem Bekannten in ein altertümliches Schweizer Café, das ein beliebter Treffpunkt für die künstlerische und literarische Halbwelt der Stadt war. Während sein Begleiter ihm interessiert einige der bekanntesten Künstler und Schriftsteller unter den Gästen zeigte, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf ein junges Mädchen, das hinter der Theke stand – eine hochgewachsene schlanke Gestalt mit prachtvollem goldrotem Haar.

»Das ist die rote Lisbeth«, erklärte der andere. »Die hat zu Iversens ›Venus‹ und zu Petersens ›Susanne‹ Modell gestanden. Die ist nicht übel, was? Dieser Teint!«

Von diesem Tag an war Per häufig Gast im Café, besonders zu der Zeit, wenn es weniger besucht war. Er hatte sich in das junge Mädchen verliebt, und weil es sich zeigte, daß die Sympathie gegenseitig war, kam es bald zu einem vertrauten Verhältnis.

Mit den Jahren war Per in seinem Äußeren ziemlich eitel geworden. Er war breit und kräftig, hatte eine gerade Stirn, dunkles krauses Haar und große blaue Augen unter

zusammengewachsenen Brauen. Über seinem vollen Mund zeichnete sich ein Schnurrbart ab. Da Madam Olufsen ihn mit mütterlicher Fürsorge umhegte, war er fast noch ebenso wohlgenährt wie in seiner Jugendzeit. Auch seine Wangen hatten ihre ländliche Ziegelsteinfarbe nicht verloren. Wenn er unter Menschen war, lächelte er meistens, ohne es selbst zu wissen. Dieses stete, ein wenig leere Lächeln täuschte leicht diejenigen, die ihn nicht kannten, so daß sie ihn für eine kindliche Natur in schönster Harmonie mit dem Dasein hielten. Überhaupt war es ihm nicht ganz gelungen, den Provinzler abzuschütteln. Doch wenn er seinen besten Anzug anhatte, machte er eine recht stattliche Figur. Er hielt sich gerade und bewegte sich mit viel Anstand. Obwohl er häufig unter Geldmangel litt, vernachlässigte er seine Kleidung nie. Wenn er sich auf der Straße zeigte, war er stets adrett und peinlich sauber angezogen. Er hatte schon genug Welterfahrung, um zu wissen, daß in bestimmten Augenblicken eine weiße Hemdbrust und ein tadellos sitzender Anzug größere Bedeutung für die Zukunft eines jungen Mannes haben konnten als jahrelanger entsagungsvoller Fleiß, daß noch nichts verloren war, solange man den Schein wahrte. Zu Hause hingegen ging er nachlässig gekleidet. Er fand sogar eine gewisse Behaglichkeit und Befriedigung darin, seine alten Sachen abzutragen.

Das Café, in dem er nun Stammgast geworden war und in dem er viel Zeit und noch mehr Geld vergeudete, als er sich selbst eingestehen wollte, war das sogenannte »Gryde«, die Stammkneipe einer oppositionellen Gruppe von Künstlern, die sich die »Unabhängigen« nannten. Es war ein Kreis jüngerer und einzelner älterer Schöngeister, wirklicher Begabungen, die jedoch alle mehr oder weniger irgendwie stehengeblieben waren. Entweder waren sie noch nicht ganz erwachsen oder aber zu früh alt geworden. Da saß am Abend bei einem schäumenden Krug Bier, breitschultrig und hünenhaft, in kurzer Seemannsjacke und mit krausem Haupt- und Barthaar der sehr umstrittene Marinemaler Fritjof Jensen – ein genialer, phantasievoller Künstler, ein sympathischer Bruder Lustig, doch haltlos und unzuverlässig wie ein Bursche im Übergangsalter. Jeden Vormittag saß dort der kranke Dichter Enevoldsen in schwermütiger Einsamkeit und putzte seine Lorgnette, strich zärtlich über seine Hände oder verlor sich im Genuß einer Zigarre. So hatte er schon seit Jahren dort gesessen und bei allerlei kleinen Beschäftigungen seine farbensprühenden Verse ziseliert, kleine Meisterwerke, die einen ganz neuen Ton in der dänischen Dichtkunst anschlügen. Da fand man auch den jungen naturalistischen Figurenmaler Jørgen Hallager mit dem Bullenbeißergesicht – den Aufwiegler und Anarchisten, der den Staat stürzen, die Kunst reformieren, die Akademiker abschaffen und alle Professoren aufhängen wollte, sich aber rechtschaffen als Retuscheur bei einem Photographen ernährte. Und da war der alte Spottvogel, der Journalist und Lustspiieldichter Reeballe, ein krummbeiniger, perücketragender Zwerg mit einem blank schimmernden und einem trüben Auge, dessen langer gelblichweißer Bocksbart über seine stets angeschmutzte Hemdbrust herabhing – das ewige Opfer aller Karikaturisten in den Witzblättern der Stadt. Einen zerkauten Zigarrenstummel im Mundwinkel, eine Hand oder auch beide hinter den Hosenbund geschoben, trieb er sich oft ziemlich betrunken zwischen den Tischen umher, setzte sich bald hier, bald dort nieder, zuweilen zu völlig fremden Leuten, und mischte sich sinnlos schwatzend in ihre Gespräche. Auch er wollte die Welt reformieren, jedoch in klassischem Geist. Sein Ideal war Sokrates, sein Standpunkt die klare, nüchterne Erkenntnis. In Augenblicken, da

seine Sinne völlig umnebelt waren, schlug er sich gern an die Brust und nannte sich den »letzten Griechen«.

Obwohl Per sehr viel jünger war als diese Männer und sich ihnen nicht genähert hatte, wurde ihm die Ehre zuteil, in ihren Kreis aufgenommen zu werden, einesteils wegen seiner »malerisch roten Wangen« – wie Fritjof Jensen es einmal ausdrückte –, vor allem aber wegen seines Verhältnisses zu Lisbeth, die der Liebling aller Stammgäste war. Ihrem schönen seidenen Haar und ihrer zarten Haut verdankten einige von ihnen die Hälfte ihres Ruhmes. Als Entgelt dafür erwiesen sie ihr die Aufmerksamkeit, stets ihren gerade bevorzugten Verehrer anzuerkennen, selbst wenn der Betreffende nicht der begnadeten Künstlerzunft angehörte.

Dennoch fühlte sich Per in der Gesellschaft dieser Menschen stets fremd, und es war nicht lediglich Bescheidenheit, wenn er sich nur selten in ihre Gespräche einmischte. Er hatte weder Sinn für Malerei noch für Poesie. Seine Phantasie fand in seinem Studium reichlich Nahrung. Die Einbildungskraft wurde völlig von seinem großen Zukunftswerk beansprucht, daß für die Kunst nichts mehr übrigblieb.

Trotzdem war er kein uninteressierter Zuschauer. Heimlich amüsierte er sich über diese wunderlichen Menschen, die wegen einer Farbzusammensetzung in Harnisch geraten und sich wegen vier gereimter Zeilen in Ekstase reden konnten, als hinge das Wohl der Menschheit von deren richtigem Verständnis ab. Per genoß solche Szenen wie ein komisches Schauspiel. Im stillen mußte er lachen, als er bemerkte, daß auch Lisbeth von dieser Tollheit angesteckt war. In ihrem Stolz auf die Bedeutung ihres Körpers für die Kunst wollte sie ihr Leben aufgefaßt wissen als begeisterte Hingabe zur Verherrlichung des Schönen.

Unter all diesen Menschen war einer, der sich ganz besonders um Per bemühte, ein Mann, der ebenfalls nicht in diesen Kreis gehörte und hier nicht einmal gern gesehen war. Es war ein gewisser Ivan Salomon, ein junger Jude, der Sohn eines der reichsten Männer der Stadt – ein kleiner behender Bursche, stets lächelnd, stets diensteifrig und sehr beglückt, unter so vielen berühmten Künstlern verweilen zu dürfen. Sein ehrgeiziger Traum war, einmal ein Genie zu entdecken und zu fördern. Beständig war er auf der Jagd nach irgendeinem verborgenen oder verkannten Talent, dessen Beschützer er werden konnte. In jeder auffälligen Besonderheit – tiefliegenden Augen, kräftig geformter Stirn oder auch nur ungeschnittenem Haar – sah er sofort ein Zeichen von seltenen Fähigkeiten. Es gab manch lustige Geschichte darüber, welche Enttäuschungen er hierbei schon erlebt hatte.

Offenbar hatte er nun seine Hoffnung auf Per gesetzt, der sich jedoch durch seine Aufmerksamkeiten sehr belästigt fühlte. Besonders seine Schmeicheleien waren ihm gründlich zuwider. Es war Per unangenehm, wenn Salomon, wobei er recht unverblümt auf seine schnellen Erfolge bei Lisbeth anspielte, ihm lächelnd erzählte, er sei ein ausgeprägter Aladdin-Typ, ein Glückskind, auf dessen Cäsarenstirn mit dem Finger Gottes geschrieben stehe: Ich komme, ich sehe, ich siege! Diese Worte wirkten auf Per dennoch angenehm und ließen ihn in seinem innersten, verborgensten Wesen erbeben. Es schien ihm nur peinlich und demütigend, daß er diese Prophezeiung zum erstenmal aus dem Mund eines albernen kleinen Juden hören mußte.



Eines Abends kam Per gegen Mitternacht ins »Gryde« und geriet mitten in ein stürmisches Bacchanal. Der große Fritjof Jensen – Fritjof, wie er kurz von allen genannt wurde – feierte den Verkauf seines vier Ellen großen Gemäldes »Orkan in der Nordsee« an einen Buttergroßhändler und hielt alle frei. In einem Zimmer, das durch einen Gang von den übrigen des Cafés getrennt war, hatte man einige kleine Tische in eine Reihe gestellt. Hier saßen an die zwanzig Gäste bei zwei weinlaubbekränzten Bowlen mit Champagnerpunsch.

Am oberen Tischende, von Tabakswolken umgeben, thronte Fritjof wie ein olympischer Gott. Vor ihm stand sein mächtiger Stammpokal, genannt der »Bodenlose«. Man konnte es an seinen getrüben Augen sehen und an seiner heiseren Stimme hören, daß er nicht mehr nüchtern war. Seit mehr als vierundzwanzig Stunden war er ruh- und rastlos unterwegs gewesen, hatte die Nacht und den Tag in Austernkellern, bei leichten Mädchen, draußen im Wald und in Weinstuben zugebracht und dabei aufgegriffen, was er an Freunden und Bekannten von Freunden traf.

Es wurden auch Reden gehalten. Ein blasser junger Mann mit mephistophelischen Zügen sprang auf seinen Stuhl und ließ einen Abwesenden, einen gewissen Dr. Nathan, mit schreiender Stimme hochleben. Per hatte bereits häufig von diesem Mann gehört, über den man stets mit großer Begeisterung sprach. Er war ein Literaturkritiker und beliebter Philosoph, der als der geistige Führer gewisser jüngerer Akademiker galt und der sich, unzufrieden mit den Verhältnissen in der Heimat, in Berlin niedergelassen hatte. Mehr wußte Per nicht von ihm, obwohl man kaum eine Zeitung oder eine satirische Zeitschrift in die Hand nehmen konnte, ohne auf seinen Namen zu stoßen. Dr. Satan, so nannte man ihn unweigerlich in den Witzblättern. Die Tatsache, daß er Jude war, hatte dazu beigetragen, daß Per nie das Bedürfnis verspürte, Näheres über ihn zu erfahren. Er liebte nun einmal diesen Volksstamm nicht und hatte außerdem für Literaten nichts übrig. Jener Doktor hatte sogar Vorlesungen an der Universität gehalten, an dieser theologisch besudelten Brutstätte akademischer Spießbürgerlichkeit, die in Pers Augen das eigentliche Unglück des Landes war.

Der blasse junge Redner, der da auf dem Stuhl stand und begeistert mit den Armen focht, war der Dichter Poul Berger. Unter Zustimmung aller Zechbrüder nannte er Dr. Nathan zuerst seinen Helden, darauf seinen Gott. Als er schließlich sein Glas geleert hatte, zerdrückte er es seinem Idol zu Ehren in der Hand, daß ihm das Blut über die Finger lief.

Per saß mit offenem Mund dabei. Er hatte das Gefühl, in einem Irrenhaus zu sein.

Im Laufe der Nacht erhielt die Gesellschaft ständig neuen Zuwachs. Um mehr Plätze zu schaffen, mußte man zuletzt noch ein paar kleine Tische hereinbringen. Aus praktischen Gründen wurden sie nicht mehr in die Reihe gestellt, sondern an die Seiten, so daß die ganze Gesellschaft ein Kreuz bildete.

Da hörte man plötzlich ein Gebrüll und einen krachenden Schlag auf den Tisch. Es war Fritjof, der schrie: »Wir wollen hier nicht unter diesem verdammten Galiläerzeichen sitzen! Mir wird kotzübel von so viel Frömmigkeit! Bilden wir lieber ein Hufeisen! Wir wollen uns dem Teufel verschreiben, indem wir seine Fußbekleidung ehren! Macht Platz, Freunde!«

Als man ihm den Gefallen getan hatte und alle nach der Störung wieder an den Tischen saßen, erhob er seinen gefüllten Pokal. »Ich grüße dich, Luzifer! Du heiliger Empörer! Du Schutzgeist der Freiheit und der Freude! Du Gott aller jungen Teufel! Gib mir noch manchen fetten Buttergroßhändler, und ich will dir einen Altar aus Austernschalen und leeren Champagnerflaschen errichten! He, Wirt! Gripomenus! Mehr Wein her! Ein Meer von Wein! Ein Taufbad in Wein, meine Freunde! He, hört denn niemand!«

Der Wirt, ein kleiner untersetzter Schweizer in kurzer Jacke, tauchte an der Tür des Cafés auf, das schon längst geschlossen und dunkel war. Er zog bedauernd die Schultern hoch und bat mit beklagenden Gebärden die Herren um Entschuldigung, doch er dürfe heute abend nichts mehr servieren. Es sei schon nach zwei Uhr, und der wohlwollende Nachtwächter habe schon einmal warnend an sein Fenster geklopft.

»Die Uhr? Die Uhr!« ereiferte sich Fritjof. »Wir sind Götter, Gripomenus! Die Uhr ist für Schuster und Schneider!«

»Ja, und für Cafébesitzer – leider Gottes!« antwortete der gedrungene Wirt und faltete mit zur Seite geneigtem Kopf die Hände vor der Brust. Als er merkte, daß sein Witz Anklang gefunden hatte, fügte er mit einem Lächeln hinzu, er freue sich darauf, die Herren am nächsten Tag wiederzusehen. Sie könnten so früh kommen, wie sie wollten. »Wir haben schon um sieben Uhr geöffnet.«

Nun aber warf sich Fritjof in den Stuhl zurück und griff tief in seine rechte Hosentasche. »Ich sage, Wein will ich haben!« schrie er, und dabei streute er eine Handvoll Goldstücke über den Tisch, daß sie klirrend nach allen Seiten hinunterrollten. »Hier, das ist Butter! Wollt ihr noch mehr haben? Sauft, Freunde! Laßt den Dreck liegen! Wir sind keine Spießbürger!«

Doch diese Großzügigkeit war den anderen ein wenig zu olympisch. Sie wurden plötzlich recht nüchtern und machten sich eilig daran, das Geld vom Fußboden aufzuheben, während Fritjof weiterbrüllte: »Wein – Wein und Weiber wollen wir haben! Wein, sage ich!«

Allmählich löste sich das Trinkgelage dennoch auf. Der Wirt zog höflich jeden einzeln beiseite und bat ihn eindringlich, doch »wegen der Polizei« das Lokal zu verlassen, worauf er sie einen nach dem anderen zur Hintertür hinausließ. Nur Fritjof war unerbittlich und lärmte immer weiter. Zuletzt war niemand mehr da außer Per. Doch als auch er gehen wollte, hielt ihn Fritjof am Ärmel zurück und drohte, bettelte, ja flehte ihn fast mit tränenerstickter Stimme an, noch zu bleiben.

Schließlich ließ sich Per überreden. Er konnte es nicht verantworten, den Maler in dieser überspannten Gemütsverfassung allein zu lassen. Unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhielten, brachte Gripomenus ihnen Kaffee und Kognak, worauf er kopfschüttelnd in sein Gefäß zurückschlurfte.

Fritjof pflanzte beide Ellbogen auf die Tischplatte und stützte sein bärtiges Gesicht in die Hände. Er war auf einmal schweigsam geworden, hatte die Augen halb geschlossen und starrte vor sich hin.

Per saß ihm am Tisch gegenüber und zündete sich eine frische Zigarre an. Genau über ihren Köpfen brannte die einzige, halb heruntergeschraubte Gasflamme. Der

übrige Teil des großen Raumes war durch den grauen Schleier von aufgewirbeltem Staub und Tabaksqualm kaum noch zu erkennen. Ringsum standen Stühle und Tische wirr durcheinander, wie die Gäste sie verlassen hatten. Zigarrenasche, Champagnerkorken und zerbrochene Gläser lagen auf den Tischen. Aber jetzt war alles still – so auffallend still nach dem wüsten Lärm, daß man meinte, jeder Laut müsse ein gespenstisches Echo in allen Ecken hervorrufen.

Weil Fritjof noch immer stumm blieb, glaubte Per schließlich, er sei eingeschlafen. Mit seinem Glas stieß er gegen Fritjofs und sagte: »Prost!«

Doch statt ihm Bescheid zu tun, begann Fritjof melancholisch über den Tod zu reden. Unsicher blickte er mit seinen wie blind wirkenden Augen zu Per hinüber und fragte ihn, ob ihm nicht bisweilen unheimlich zumute sei, wenn er »an das da« denke – »was es auch sein mag – da jenseits des Grabes«.

Per, der solche Anwandlungen nicht kannte und noch viel zu erfüllt war von der Gegenwart, als daß er sich über das mögliche Zukünftige hätte Gedanken machen können, glaubte zuerst, der andere triebe Spaß, und begann zu lachen.

Doch da ergriff Fritjof seinen Arm und sagte halb ängstlich, halb befehlend: »Still doch, Menschskind! Wollen bloß nichts berufen! Ihre jungen Grünschnäbel habt gut lachen. Aber wartet ab, bis sich die ersten grauen Haare an euren Schläfen zeigen. Da fühlt ihr dann ein sonderbares Kribbeln im Leib, wenn ihr daran denkt, daß eure wohlgepflegte Person einmal das Festessen für ein paar hundert hungrige Maden sein wird. Nur ein bißchen überflüssiges Fett in der Herzgegend – fertig. Ein Kissen mit Hobelspänen unter den Kopf, acht Schrauben in den Sargdeckel bitte schön –, und der Tisch ist gedeckt! Wollen bloß nichts berufen, sag ich! Vielleicht ist da doch mehr über den Sternen, als unsere modernen Judenpropheten sich träumen lassen. Und in dem Fall – was dann? Kommt dann nicht ein Tag, an dem wir alle Rechenschaft ablegen müssen? Jetzt bilden wir uns ein, wunder wie klug zu sein. Na schön! Aber glücklicher ... Prost!«

Per riß die Augen auf. Er starrte diesen bärtigen rauhen Burschen an, diesen Hohenpriester der Lebensfreude und Schönheitsverehrung, der sich plötzlich als Geistesverwandter seines Vaters und seiner Mutter entpuppte, als ein Unterirdischer, dessen Seele im Schattenreich wandelte, dessen Gedanken um das Grab und um einen Richter im Jenseits kreisten – in Furcht vor den Mächten des Lichts, die er selbst noch vor einem Augenblick so übermütig heraufbeschworen hatte.

Es blieb nicht das einzige Mal, daß Per einen so überraschenden Einblick in das Innere dieser »Unabhängigen« erhielt und eine Kehrseite sah, eine Nachtseite, einen unüberwundenen Rest eines alten Ichs, das in schwachen Augenblicken unheimliche Narrenposen mit dem neuen trieb. Sogar der »letzte Grieche«, Reeballe, hatte, wenn er ausnahmsweise einmal nüchtern war, ziemlich ernste Kämpfe mit seinem Gewissen zu bestehen; und Lisbeth holte regelmäßig ihr Konfirmationsgesangbuch aus der Kommodenschublade, wenn sie wieder ihre Lendenschmerzen hatte oder fürchtete, schwanger zu sein.

Allmählich gewann Per eine Vorstellung davon, was eigentlich die Kräfte der Menschen erlahmen ließ und die Welt zu einem großen Siechenhaus machte. Der eine suchte Trost bei der Flasche, der andere übertönte die »Stimme seines Innern« mit

jugendlicher Großmüligkeit und wilden Possen, der dritte kapselte sich in kunstvoller Selbsttäuschung ab wie eine Schnecke, die sich bei Gewitter in ihr Gehäuse zurückzieht, während sich der vierte nutzlosen Träumen von einer künftigen anarchistischen Bruderschaft zwischen den Menschen hingab. So kämpften überall in der Welt die Menschen mit Gespenstern, während das Leben rosig lächelnd rings um sie her zum Fest einlud. Per kannte das alles von zu Hause.

Da erfaßte ihn plötzlich das schwindelnde Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein, eine Ausnahme, ein Mensch, der schon als Kind durch einen glücklichen Zufall die Ketten gesprengt hatte, in denen selbst die freiesten Geister der Zeit noch seufzten. Die Worte Ivan Salomons von seinem Aladdin-Glück und von der Götterschrift auf seiner Stirn bekamen auf einmal eine neue, noch umfassendere Bedeutung. Es galt nur zu *wollen*, rücksichtslos und ohne Bedenken zu *begehren* – und alle Herrlichkeiten des Lebens würden ihm zuteil werden!

So war er denn doch ein Königssohn. Er trug schon die Herrscherkrone. *Einen* gab es bereits, der sie hatte schimmern sehen, der ihre Inschrift gelesen hatte: Ich komme, ich sehe, ich siege!

## Drittes Kapitel

Nach langen Erwägungen nahm Per eines Tages einige Rollen Zeichnungen und seine Berechnungen und suchte Professor Sandrup in dessen Privatwohnung auf, um ihn zu bitten, sich sein Kanal- und Fjordregulierungsprojekt einmal näher anzusehen. Der Professor riß die Augen auf, setzte schweigend seine Brille auf die lange Nase und brummte unwirsch. Mit der unheimlichen Fähigkeit alter Lehrer, sofort auf die schwachen Punkte einer Arbeit zu stoßen, fand er denn auch bald einen Fehler in Pers Berechnungen der Strömungsgeschwindigkeit.

Per konnte weder den Fehler noch dessen Bedeutung für den ganzen Plan leugnen. Er wurde dunkelrot und brachte kein Wort zu seiner Verteidigung hervor.

Da nahm der Professor die Brille wieder ab. Wohl lobte er das Interesse und den Fleiß, von denen die Arbeit zeugte, gab jedoch Per den dringenden Rat, seine Zeit künftig nicht mehr mit dergleichen zwecklosen Versuchen zu vergeuden, sondern sich dem gründlichen und planmäßigen Studium der vorgeschriebenen Examensfächer zu widmen.

Als Per nach Hause gekommen war, nahm er die Papiere wieder vor und ging sie gewissenhaft durch. Aber es half nichts: Der Fehler ließ sich nicht bestreiten. Er hatte sich gleich zu Anfang seiner Berechnungen der Strömungsgeschwindigkeit eingeschlichen; ihn zu berichtigen würde, wie der Professor gleich gesehen hatte, zur Folge haben, daß der projektierte mittlere Wasserstand an der niedrigsten Stelle des Flusses den Wasserspiegel unter das Niveau des Meeresspiegels senkte. Mit andern Worten, der ganze Plan beruhte auf einer falschen Grundlage und war undurchführbar.

Aufs neue stieg ihm die Schamröte ins Gesicht. Sein stolzes Königreich sah er unrettbar in Schutt und Asche sinken. Länger als eine Stunde saß er tief gebeugt am Tisch, den Kopf in den Händen, regungslos.

Aber plötzlich stand er auf, warf die Zeichnungen, Berechnungen und Entwürfe in die Kommodenschublade, zündete sich eine Zigarre an und eilte in die Stadt, wo er den Nachmittag in einem Billardzimmer verbrachte. Lärmend ging er in Hemdsärmeln umher und spielte mit jedem, der sich anbot. Er war sogar ungewöhnlich treffsicher im Spiel und gewann eine Partie nach der anderen. Niemand sollte es ihm anmerken, daß er am selben Tag eine so schmachliche Niederlage erlitten hatte.

Spät am Nachmittag traf er hier einen Bekannten, der ihm eine übriggebliebene Eintrittskarte zu einem Künstler- und Studentenkarneval am selben Abend anbot. Die Karte war zum halben Preis zu haben. Per kaufte sie sofort.

Am nächsten Abend wartete er mit hochgeschlagenem Mantelkragen in einer der dunkeln und stillen Ecken am Frue Plads. Es schneite in dichten Flocken. Vor ihm auf dem Platz war kein Mensch zu sehen. Der weiße Schneeteppich umgab die Kirche ohne eine einzige Fußspur. Die Statuen von Moses und David vor dem Eingang des Gotteshauses hatten große weiße Perücken bekommen und erinnerten mit diesem Kopfputz und ihren schwarzen Mänteln an Holbergsche Advokaten.

Per wartete auf eine Dame, eine jüngere Frau, die er auf dem Karneval getroffen und mit der er die halbe Nacht getanzt hatte. Er machte sich keine großen Hoffnungen, daß sie kommen würde. Es war sein erstes Liebesabenteuer mit einer wirklichen Dame, und sie hatte ihm auch kein Versprechen geben wollen. Seinen dreisten Vorschlag hatte sie mit einem verlegenen Scherz fast abgewiesen.

Die Turmuhr hatte längst neun geschlagen. Er dachte gerade daran, nach Hause zu gehen, als sich jemand hinter ihm räusperte. Es war ein Dienstmann, der ihn um seinen Namen bat und ihm dann einen Brief aushändigte.

Per eilte unter die nächste Laterne, und während seine Nase gierig den Veilchenduft des Papiers einatmete, las er: »Komme natürlich nicht. Will aber versuchen, Ihnen eine Einladung für nächsten Sonntag bei Fabrikant Fensmarks zu verschaffen. Ich glaube, es fehlen Tänzer.« Der Brief war ohne Unterschrift. Eine Nachschrift fehlte dagegen nicht. Da stand: »Eigentlich bin ich sehr böse auf Sie. Ich hoffe, Sie schämen sich ein wenig.«

Er steckte den Brief in die Tasche und lächelte befriedigt. Er dachte an Lisbeth. Nun konnte er ihr endlich den Laufpaß geben. Seit langem empfand er Widerwillen gegen diese Art Mädchen, die jedem gehörten mit ihren Roheiten und Prellereien, ihren Flöhen und verdreckten Kammern. Ein reicheres, würdigeres Liebesleben sollte jetzt für ihn beginnen. In seiner Phantasie entrollte sich eine bezaubernde Vision von galanten Erlebnissen: gefahrvolle Stelldichein, geheime Droschkenfahrten, versteckte Händedrucke unter dem Tisch, verstohlene Küsse hinter dem Fächer, schüchterne Zugeständnisse.

Per war durch die Skoubogade gegangen und wollte gerade in die Vimmelskaftgade einbiegen, da unterbrach er plötzlich die schönen Vorstellungen mit einem Fluch. Ein kleiner, in einen Zobelpelz gekleideter Herr unter einem großen Regenschirm kam auf demselben Bürgersteig direkt auf ihn zu. Obwohl der Schirm seinen ganzen Oberkörper verdeckte, hatte er ihn sofort an dem schnellen Gang erkannt. Es war Ivan Salomon.

Um ihm nicht zu begegnen, trat Per schnell über den Rinnstein und wollte die Straße überqueren; doch es war zu spät. Ein Ausruf, ein Freudenschrei: »Herr Sidenius! Ist das nicht Herr Sidenius?« zwangen ihn stehenzubleiben.

»Wenn Sie auf dem Weg ins ›Gryde‹ sein sollten«, sagte Salomon, »so rate ich Ihnen ab hinzugehen. Ich komme eben von dort. Heute abend ist es da nicht auszuhalten vor Langerweile. Keiner ist anwesend außer Enevoldsen; aber unser guter Dichter putzt geistesabwesend seinen Zwicker. Er hat offenbar große Schwierigkeiten, irgendwo ein Komma anzubringen. Kommen Sie, gehen wir woandershin! Sie machen mir doch das Vergnügen, mit mir zu Abend zu essen? Sie haben Zeit, nicht wahr?«

Per wußte, daß er hier jeden Widerstand gleich aufgeben konnte. Er würde doch keinen Einwand finden, den Salomon nicht augenblicklich entkräften könnte.

Außerdem hatte er gar keine Lust, nach Hause zu gehen und sich seine gute Laune verderben zu lassen, weil er dort an das erinnert wurde, was im Kommodenschubfach lag. Schlafen konnte er ohnehin nicht. Und wenn der andere ihn durchaus mitnehmen wollte, nun – warum nicht?

Kurze Zeit später saßen sie auf einem weinroten Plüschsofa in einem neuerbauten eleganten Restaurant eines Hotels, das vor allem von reisenden Landadligen und Offizieren besucht wurde. Ein kostbarer Brüsseler Teppich bedeckte den Fußboden des Lokals, große Spiegel bildeten die Wände, befrackte Kellner bedienten lautlos, und die Gäste, unter denen sich einige Damen befanden, unterhielten sich mit leiser Stimme.

Per fühlte sich im ersten Augenblick etwas bedrückt. Er war es nicht gewohnt, sich in so vornehmer Umgebung zu bewegen. Besonders unangenehm aber war es ihm, mit Salomon hier zusammen zu sein. Der hatte durch sein lautes und anmaßendes Auftreten sogleich die nicht gerade wohlwollende Aufmerksamkeit der Gäste auf sich gezogen.

Vor allem ein Gast – ein Herr, der allein saß und den Per übrigens noch nicht bemerkt hatte – blickte ärgerlich von seiner Zeitung auf. Er war etwa vierzig Jahre alt, eine große, skelettartige, schlaffe, kahlköpfige Gestalt mit einem lang herabhängenden blonden Schnurrbart und einem goldenen Kneifer im eingefallenen Gesicht. Er schaute Ivan Salomon mit einem verächtlichen Blick an; als er aber Per bemerkte, stieg eine leichte Röte in seine wachsblichen Wangen. Er versteckte sich schnell hinter seiner Zeitung, so daß nichts von seiner Person zu sehen war als ein Paar lange gekreuzte Beine.

»Was wollen Sie essen? Austern vielleicht?« fragte Salomon, zog seine rotbraunen Handschuhe aus und schob sie zwischen die beiden untersten Westenknöpfe. »Haben Sie heute abend auch wirklich frische Schalentiere da?« wandte er sich an den Kellner, der mit einer etwas geringschätzigen Verbeugung bejahte.

Per wagte es nicht, einzugestehen, daß er das vornehme Gericht nicht besonders mochte. Aber andererseits wollte er nicht gern auf ein gutes Abendessen verzichten. Von dem langen Warten in der kalten Frostluft war er hungrig geworden. Ihn verlangte nach Fleisch, Käse und Eiern – nach vielen Eiern.

»Austern sind ganz gut«, antwortete er. »Aber ich sage Ihnen gleich: Ich bin hungrig wie ein Wolf.«

»Bravo! Ausgezeichnet!« jubelte Salomon und klatschte in die Hände. Alle Gäste, selbst die Damen, drehten sich empört nach ihnen um. Auch der goldene Kneifer des einsamen Herrn zeigte sich einen Augenblick über dem Rand der Zeitung. Zum Kellner gewandt, fuhr Salomon fort: »Lassen Sie hören ... Was haben Sie heute abend sonst noch?«

Der Befrackte zählte eine Reihe von Gerichten auf.

»Wir möchten alles – das ganze Register!« rief Salomon in zügelloser Ausgelassenheit und vollführte mit beiden Armen eine Schwimmbewegung über den Tisch. »Tafeln Sie auf! Ein grand souper! Und ein bißchen fix, mein Lieber! Wir sind hungrig wie die Wölfe!«

Per, der gesehen hatte, daß selbst der Kellner ein hochmütiges Gesicht machte, wußte in seiner Verlegenheit keinen anderen Ausweg, als auf den Ton des anderen einzugehen. Er nahm einen Zahnstocher aus dem Behälter auf dem Tisch, lehnte sich in die Sofaecke zurück und warf einen herausfordernden Blick in den Saal.

Dann wurden die »Schalentiere« auf kleinen Eisstücken und mit einer Flasche gekühltem Champagner aufgetragen. Später folgten wildes Geflügel, Spargel, ein Omelett, Käse, Sellerie und Obst. Per nahm ausgiebig von allem. Er sagte sich, wenn er nun einmal hergekommen war, wollte er auch etwas davon haben. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er so königlich bewirtet wurde.

Salomon selbst nippte nur an den ersten Gerichten, redete dafür aber unaufhörlich. Er war auf sein Lieblingsthema gekommen, die Renaissance. »Das war die große Blütezeit der Menschheit«, erklärte er, »wo Dichter, Künstler, Entdecker, all die großen Begabungen wie Fürsten lebten, wie Könige geehrt und von Königinnen geliebt wurden, während heutzutage die Genies in Dachkammern leben und hungern und kaum noch zur guten Gesellschaft gerechnet werden. Deswegen mangelt es ihren Werken oft an Größe, an der gigantischen Kraft, die unwiderstehlich mitreißt. Vorhin sprach ich von Enevoldsen. Weiß Gott, ich schätze sein Talent sehr hoch. Seine ›Schöpfung‹ betrachte ich als lyrisches Meisterwerk. Und doch – nicht wahr? – Filigranarbeit, bezauberndes Hirngespinnst, schöne Statuetten, aber keine Monumente. Drei Tage lang grübelt er über ein Adjektiv. Ihm fehlen die großen Erlebnisse, das ist es! Ach, wenn man reich wäre, reich, reich!« Er warf sich ins Sofa zurück, beide Hände um den Nacken gelegt, einen Fuß unter sich hochgezogen, so daß man ein Stück seines rotseidenen Strumpfes sah.

»Ich glaubte, Sie *wären* reich«, bemerkte Per trocken, um auch etwas zu sagen.

»Ach, reich... Nein, mit Millionen müßte man um sich werfen können. Gold mit beiden Händen hinauswerfen. Die Genies sollten ringsum im Land wie kleine Fürsten leben, umgeben von einem Hofstaat, Jagden, Maskenbälle abhalten, Geliebte haben ... Denken Sie an Rubens, an Goethe, an Voltaire!«

Wieder beugte er sich über den Tisch, um Pers Glas zu füllen. Und nun versuchte er seinen Gast zu bewegen, über sich selbst und die eigenen Zukunftspläne zu sprechen. Von einem gemeinsamen Bekannten, einem Mitarbeiter am Polytechnikum, hatte er erfahren, daß sich Per – wie seine Studiengefährten allgemein annahmen – mit irgendeiner großen Erfindung trage. Es bekümmerte Salomen, daß er Per bisher nicht dazu hatte bringen können, etwas darüber zu offenbaren, damit er Gelegenheit bekäme, ihm seine Unterstützung anzubieten.

Doch Per war jetzt weniger denn je zu solchen Vertraulichkeiten aufgelegt. Er tat, als verstünde er nichts. Als er mit dem Essen endlich fertig war, zündete er sich eine Zigarre an und lehnte sich in das hohe Sofa zurück, ohne sich länger die Mühe zu machen, die Ergüsse des anderen anzuhören. Seine Gedanken, vom Wein beflügelt, schweiften wieder zurück zu der Dame auf dem Karneval... Frau Engelhardt hieß sie. Während er mit den Augen dem dahinschwebenden Zigarrenrauch folgte, verwandelte er sich in seiner Phantasie in einen luftigen Flor, einen wehenden Alkovenvorhang, durch den ihre reife Gestalt in nackter Schönheit schimmerte. Erst jetzt wurde ihm klar, wie verliebt er war. Wenn er ehrlich sein sollte, mußte er zugeben, daß sich seine Gefühle für sie bis zu diesem Augenblick nicht sonderlich von denen unterschieden hatten, die er stets für schöne und üppige Frauen empfand. Das einzige, was ihn etwas störte, war der Gedanke an ihr Alter. Sie war nicht mehr ganz jung, aber kaum älter als dreißig. Doch selbst wenn es so war! Der Blick ihrer dunkelbraunen Augen, die groß waren wie reife Kastanien, ihre verwegene Haltung in dem reizenden Kolumbinenkostüm, die vollen Schultern, die bebenden Flügel ihrer kleinen Stupsnase



all das verriet jugendliches Feuer und heißes Verlangen nach Hingabe, die den Jahren und dem Alter trotzen.

Plötzlich fiel sein Blick auf den Herrn mit dem goldenen Kneifer, der endlich seine Zeitung weggelegt hatte und nun den Kellner rief, um zu zahlen. Als ihre Blicke sich trafen, erhoben sich beide ein wenig zu einem zeremoniellen Gruß.

»Gott, das ist ja Neergaard!« rief Salomon. »Kennen Sie ihn denn?«

»Nein ... Ich habe ihn gestern zufällig auf dem Karneval getroffen.«

»Wie? Sie waren da? Ich habe Sie gar nicht gesehen.« »Es war auch schrecklich überfüllt. Sie waren also auch da?«

»Gott, ich war doch der Hamlet! Haben Sie mich denn nicht bemerkt?«

Per erinnerte sich gut, einen schwächtigen schwarzgekleideten Ritter in Gesellschaft einer Dame im Kostüm der Schneekönigin gesehen zu haben, die bei den übrigen Damen Anstoß erregt hatte, teils wegen ihres gewagten Ausschnitts, teils weil sie mit Diamanten geradezu überladen war, die wie regenbogenfarbene Reifkristalle in ihrem weißen Schleier glänzten.

»Sie waren mit einer Dame da?« fragte Per.

»Ja, mit meiner Schwester!«

»Ach ...«

Der Herr mit dem goldenen Kneifer war inzwischen aufgestanden und gerade im Begriff, mit Hilfe des Kellners seinen Mantel anzuziehen. Mit gewissem Neid betrachtete Per seine sehr korrekte und elegante Kleidung und bewunderte die weltmännische Überlegenheit, mit der er den Kellner Hut und Stock bringen ließ und wie er schließlich nur mit einer Handbewegung Feuer für seine Zigarette forderte. In der vergangenen Nacht hatte Per ein paar allgemeine Redensarten mit ihm gewechselt. Kurz nachdem er zum erstenmal mit Frau Engelhardt getanzt hatte, war Neergaard an ihrer Seite aufgetaucht und hatte sich vorstellen lassen. Seitdem hatte er sie dann stets von weitem beobachtet, so daß Per ihn schließlich für einen Nebenbuhler hielt.

Um aus dem Restaurant hinauszugelangen, mußte Herr Neergaard an dem Tisch vorbei, an dem Per und Salomon saßen.

Letzterer winkte ihm kameradschaftlich mit der Hand zu und rief: »Guten Abend, Neergaard! Guten Abend! Na, wie geht es?«

Neergaards Augenbrauen zogen sich in die Höhe wie in unendlicher Überraschung. Darauf lächelte er entschuldigend und beantwortete den Gruß mit nachlässigem Kopfnicken, ohne auch nur die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. Per hingegen grüßte er mit beinahe übertriebener Höflichkeit, wodurch dieser gezwungen wurde, sich noch einmal zu erheben und zu verbeugen.

»Was für ein Mensch ist das eigentlich?« erkundigte sich Per, als Neergaard verschwunden war.

Salomon zuckte die Achseln. »Weiß nicht, was ich sagen soll. Kenne ihn im Grunde nur wenig. Ich treffe ihn bloß hin und wieder auf Gesellschaften. Er war wohl mal eine bedeutende Persönlichkeit. Ist übrigens Jurist, trägt einen angesehenen Namen und hat

brillante Verbindungen. Kurz, er hat die besten Chancen gehabt, in unseren kleinen Verhältnissen Karriere zu machen. Da war auch mal die Rede davon, ihn im diplomatischen Dienst anzustellen – bei der Gesandtschaft in London, glaube ich. Sogar der Prinz von Wales soll sich für ihn interessiert haben. Ich weiß nicht, was dazwischengekommen ist! Jedenfalls lehnte er ab. Er ist so eine Art Sonderling. Nun hat er eine äußerst bescheidene Stellung in irgendeinem Ministerium.«

Schon am nächsten Tag erhielt Per die Einladung zum Ball, die ihm Frau Engelhardt versprochen hatte. Nun hatte er vollauf zu tun, seine Garderobe aufzubessern, um bei seinem Eintritt in das Kopenhagener Gesellschaftsleben nicht hinter den übrigen Kavaliern zurückzustehen. Zu diesem Zweck erwies es sich als notwendig, Geld zu leihen. Einer seiner Bekannten aus dem Kaffeehaus führte ihn bei einem ehemaligen Landwirt ein, der sein kleines Kapital Früchte tragen ließ, indem er es an junge Leute gegen eine Vergütung von sechzig Prozent und Sicherheit in Form von Policen, Büchern, Mobiliar, Tauf- und Impfscheinen verlieh. Außerdem verlangte er noch eine feierliche Erklärung, die der Betreffende in Gegenwart von Zeugen und mit der Hand auf der Bibel abgeben mußte.

Madam Olufsen machte große Augen, als sie all die neuen Sachen sah, die man fast täglich aus den großen Geschäften der Stadt ins Haus brachte. Sie sprach mit ihrem Mann oft darüber, was das wohl alles zu bedeuten habe. Per selbst sagte nichts. Überhaupt war er in letzter Zeit sehr zurückhaltend und auch fast nie zu Hause.

Die einzige, die irgendeine Aufklärung hätte geben können, war die schweigsame Trine. Mit dem tausendäugigen Instinkt der Liebe hatte das einfältige Mädchen – soweit ihr Verständnis für solche Dinge überhaupt reichte – schnell erfaßt, was sich hier vorbereitete. Immer häufiger flüchtete sie in diesen Tagen in das Bedürfnishaus, wenn der Kummer sie überwältigte und sie allein sein mußte, um sich auszuweinen.

Dennoch hantierte sie mit fast noch größerer Sorgfalt und Andacht in seinen Kammern herum und kümmerte sich um alles, was ihm gehörte. Besonders über all die neuen Dinge, die sie für seine Bräutigamsausstattung hielt, wachte sie so eifrig, als gelte es ihr eigenes Glück. Sie nähte Zeichen in die feine Wäsche, in die Taschentücher und die seidendünnen Strümpfe und legte sauberes Papier in die unteren unverschlossenen Schubfächer, in denen alles liegen sollte. Am Tage des Balls mußte sie ihm den weißen Schlips binden, die Handschuhe zuknöpfen und beurteilen, ob der neue Frack gut im Rücken sitze und ob ihn das mit der Maschine geschnittene Haar auch kleide. Und als die Uhr halb neun war und die bestellte Droschke nicht kam, mußte sie sich Schaf schelten lassen und in Regen und Dunkelheit ohne Hut und Schal die ganze Adelgade hinunterlaufen, um eine andere zu holen.

Als Per den Ballsaal betrat, hatte der Tanz schon begonnen. Ein Dutzend Paare drehte sich feierlich auf dem Parkett, während etwa ebenso viele an den Wänden entlang standen oder saßen. Unter diesen letzteren entdeckte er sehr bald Frau Engelhardt. Sie trug ein Kleid aus feuerroter Seide und bewegte einen großen, mit Schwanendaunen verbrämten Fächer. Neben ihr saß ein kahlköpfiger Herr und wiegte seinen Zylinder auf dem Knie – Neergaard.

Beim Anblick dieses Mannes durchzuckte Per sofort der eifersüchtige Gedanke, daß auch dessen Anwesenheit auf Frau Engelhardts begünstigende Vermittlung zurückzuführen sei, und das verdarb ihm die Stimmung. In der ersten Viertelstunde tanzte er gar nicht, sondern hielt sich in den Nebenräumen auf, wo einige ältere Herren Karten spielten. Erst gegen Ende des Walzers verbeugte er sich steif vor der jungen Frau, ohne ihren Kavalier anzusehen. Sie schien ihn nicht sofort wiedererkennen zu wollen. Endlich stand sie auf, raffte die Schleppe und legte mit einem fast mütterlichen Lächeln ihren üppigen Körper in seinen Arm.

»Was sind Sie bloß für ein undankbarer Mensch«, begann sie in ihrem Kopenhagener Dialekt, als sie ein paarmal durch den Saal getanzte waren, ohne daß Per ein Wort gesprochen hatte. »Sie bedanken sich nicht einmal dafür, daß ich Ihnen die Einladung verschafft habe. Und dabei war das gar nicht so leicht, kann ich Ihnen verraten.«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, gnädige Frau.«

»Wie förmlich! Ist Ihnen etwas gegen den Strich gegangen?«

»Ja – eine Kleinigkeit.«

»Und was ist das – wenn man es einer Dame anvertrauen kann?«

»Wieso ist dieser Neergaard hier? Ich kann ihn nicht leiden. Tun Sie mir einen Gefallen und tanzen Sie nicht mit ihm!«

»Nun, ich muß schon sagen ... Sie sind wirklich anspruchsvoll.« Sie lachte, lehnte sich aber im selben Augenblick schwerer in seinen Arm.

Auch Per mußte lachen. Dieses geheime Zeichen der Vertraulichkeit, der Duft ihres Haars und ihr halbentblößter Busen an seiner Brust – all das erregte ihn sofort. Sie tanzten viermal die Runde, und als er sie wieder an ihren Platz zurückführte, war Neergaard nicht mehr da. Später sah er ihn am anderen Ende des Saals, wo er einem blutjungen Mädchen mit langen korngelben Flechten, die ihr über den Rücken hinabfielen, den Hof machte.

Unterdessen quälte man sich auf dem Ball müde durch die ersten Tänze. Offensichtlich fand außer den Diensthofen, die von Zeit zu Zeit in den Saal schauen durften, niemand Vergnügen. Erst als die Herren die in den Nebenräumen dargebotenen Erfrischungen entdeckt hatten, kam mehr Stimmung auf. Die Gesellschaft der Herren war im übrigen sehr gemischt und der Ton recht ungeniert, wie das oft in gebildeten Familien der Fall ist, wo erwachsene Söhne fehlen und man sich die Ballkavaliere durch entfernte Bekannte verschaffen muß, ohne eine andere Garantie als die Anschrift aus dem Adreßbuch. Die Eingeladenen fühlten sich dem Hause, das sie besuchten, in keiner Weise verpflichtet. Sie benahmen sich höchst ungezwungen, gähnten, kritisierten, stellten Ansprüche – wie in einem öffentlichen Tanzlokal.

Der Wirt, ein kleiner weißhaariger Mann, der die Namen seiner Gäste selbst nicht kannte, ging ängstlich durch die Zimmer und fühlte sich wie der fremdeste von allen. Mit erzwungenem Lächeln waltete er seines ihm von Frau und Töchtern auferlegten Amtes, die Tänzer zum »Arbeiten« zu bewegen. Sah er einen Herrn beschäftigungslos vor einem der Gemälde im Wohnzimmer stehen oder über Gebühr lange bei den Erfrischungen, dann knüpfte er mit ihm eine Unterhaltung an, die ganz unschuldig mit Äußerungen über bildende Kunst, Theater oder Schlittschuhlaufen begann, aber

unweigerlich damit endete, daß er den Betreffenden in den Tanzsaal zurückbrachte und hier irgendeiner älteren Freundin des Hauses vorstellte, deren Ballkarte noch ein paar Lücken aufwies.

Frau Engelhardt hatte Per den Kotillon versprochen. Doch als man gegessen hatte und der Tanz wieder begann, suchte er sie vergeblich im Saal und in den anstoßenden Räumen. Zuletzt fand er sie in einem kleinen, schwach erhellten Kabinett, einem sechseckigen Turmzimmer auf der anderen Seite des Wohnzimmers. Hier saß sie ganz allein in der Ecke eines Sofas, das man erst sehen konnte, wenn man in der Tür stand.

Sie empfing ihn mit sanfter, müder Traurigkeit und sagte, nun sei er ihr gewiß böse; aber sie habe keine Lust mehr zu tanzen. Natürlich sei es zuviel verlangt, daß er auf den Tanz verzichte, nur um sie hier zu unterhalten. Solch ein Opfer werde sie überhaupt nicht annehmen. Er brauche sich in keiner Weise verpflichtet zu fühlen.

Obwohl Per gesellschaftlich noch recht unerfahren war, war er dennoch nicht so einfältig, daß er den Wink nicht verstanden hätte. Er schob einen Stuhl zu ihr heran, und eine Zeitlang saßen sie beide schweigend nebeneinander, während die Musik und das Lärmen vom Tanzsaal stark gedämpft zu ihnen hereindrang, weil zwei bis drei große Räume dazwischenlagen. Da faßte Per plötzlich ihre Hand, die entblößt auf der Lehne des Sofas lag. Und weil sie sie ihm nicht entzog, erklärte er ihr unumwunden, daß er sie liebe, und bat noch einmal um ein Stelldichein. Sie versprach es schließlich, und er beugte sich über ihren weißen Arm und küßte ihn oben am Ellbogen ein-, zwei-, dreimal. Er hatte angenommen, sie würde es ihm verwehren. Sie erklärte wohl auch, sie würde ernstlich böse werden, falls er es öfter täte – doch der feuchte Glanz ihrer Augen und das Schwellen ihres mächtigen Busens strafte ihre Worte Lügen.

Nun hörte man jedoch Schritte im Zimmer nebenan. Per hatte gerade noch soviel Zeit, sich in den Stuhl zurückzuwerfen, da wurde auch schon Neergaards lange Gestalt in der Türöffnung sichtbar. Höflich entschuldigend verbeugte er sich, blieb aber mit den Händen auf dem Rücken dort stehen, als überlege er, ob er hereinkommen solle.

»Treten Sie doch näher!« forderte ihn Frau Engelhardt auf.

»Sehnen Sie sich nach Gesellschaft?« fragte Neergaard auf eine Weise, die Per nicht gefiel; es klang beinahe herausfordernd.

»Das gerade nicht. Aber wenn Sie was Amüsantes zu erzählen haben, hören wir gern zu.«

»Ach ja, Sie sitzen mit Herrn Ingenieur Sidenius so trostlos einsam – so von aller Welt verlassen.«

»Ja«, seufzte sie, fächelte sich matt und lehnte sich in die Sofaecke zurück. »Einfach schrecklich ... ich bin so müde ... ganz erschöpft vom Tanzen und von den vielen Menschen. Aber Sie? Weshalb tanzen Sie denn nicht? Wo Sie doch heute abend so stark in Anspruch genommen sind!«

»Aber nein, gnädige Frau«, endlich entschloß er sich, das Zimmer zu betreten. »Nun glaube auch ich, man sollte sich in dieser stimmungsvollen Dämmerstunde darauf einstellen, der Welt Lebewohl zu sagen. – Gestatten Sie?«

Er schob einen Stuhl an die Per entgegengesetzte Sofaseite heran. So ergab es sich, daß sich die beiden von Angesicht zu Angesicht gegenübermaßen, ohne sich bisher

begrüßt zu haben.

Frau Engelhardt begann auf einmal sehr lebhaft zu reden. Sie kritisierte die Zusammensetzung der Abendgesellschaft, lobte sehr das Souper und tadelte die Toiletten anwesender Damen. Per beobachtete schweigend Neergaard. Auch Neergaard sprach nicht. Er hatte sich nach vorn gebeugt, so daß sein Gesicht nicht länger zu sehen war. Seine Ellbogen ruhten auf den Knien, und die langen Hände, die ein wenig zitterten, spielten mit den Handschuhen.

»Wie langweilig Sie geworden sind, Herr Neergaard«, unterbrach sie sich plötzlich selbst. »Und Sie waren doch immer so unterhaltend! Was ist nur mit Ihnen los? ... Das hängt natürlich mit irgendeiner Dame zusammen!«

»Mag sein.«

»Das kleine Fräulein Holm – natürlich! Die dürfte ja ganz nach Ihrem Geschmack sein. Herr Sidenius, Sie müssen nämlich wissen, Herr Neergaard war stets so galant, mir zu erzählen, wie sehr er für Hellblonde und Blauäugige schwärmt. Und obendrein ist sie ja auch noch vom Lande«, wandte sie sich wieder an Neergaard. »Lauter Kleeduft, Sommersonne und süße Milch ... Eine richtige kleine Meierin, wie es ja immer Ihr Wunsch war. – Wann soll die Hochzeit sein?«

Herr Neergaard, der den Kopf gehoben hatte, lehnte sich in seinen Stuhl zurück, legte den Zylinder auf seinen Magen, faltete die Hände darüber und erwiderte mit einem traurigen Seufzer: »Wenn man in mein Alter gekommen ist, tut man wohl am klügsten daran, sich als bereits gestorben zu betrachten. Dann bleibt einem nur noch übrig, für ein anständiges Begräbnis zu sorgen.«

Frau Engelhardt lachte. »Nun sehen Sie wirklich zu schwarz. Was sollen wir armen Frauenzimmer da wohl sagen? Schauen Sie sich den alten Rittmeister Frick da drinnen einmal an! Zweiundsechzig ist der und hält sich beim Tanz noch wie ein junger Leutnant. Ich glaube bestimmt, er macht noch Eroberungen bei den Damen ... O nein, Männer Ihres Alters haben noch viel Glück zu erwarten.«

Neergaard verbeugte sich vor ihr. »Besten Dank, gnädige Frau, für Ihre an der Bahre gehaltene tröstliche Rede. Ich weiß wohl, heute versteht man – Männer wie Frauen – schon die Kunst, sich bis in ein ziemlich hohes Alter hinein ein täuschendes jugendliches Aussehen zu erhalten, wie man ja auch inzwischen gelernt hat, junge Erbsen, Spargel und anderes Gemüse zu konservieren. Aber solch ein betagter mumifizierter Rittmeister ist mir denn doch zuwider. Nein, man soll beizeiten resignieren und der Jugend geben, was der Jugend ist ... Da erspart man sich mancherlei Verdruß. Und Verdruß kann man in meinem Alter ja noch zur Genüge haben: Gicht, Verdauungsbeschwerden, Hafersuppe, Gallensteine und den Operationstisch – das sind die wahren Werte, die uns bleiben, wenn wir über die Vierzig sind.«

»Und dann die Erinnerungen«, warf Frau Engelhardt behutsam ein, »die guten Erinnerungen, Neergaard – die vergessen Sie!«

»Die Erinnerungen? ... Hm! ... Sind das nicht auch eingeweckte Waren, ein armseliger Winterrost für den Verlust des Sommers? Nein, reden wir nicht von Erinnerungen! Sie vergrößern nur noch die Qual ... Sie sind es ja, die uns – wenn wir älter werden – alle

Begebenheiten des Lebens nur als immer schwächere und ermüdendere Wiederholungen empfinden lassen.«

»Ach, Sie sind heute abend ganz unmöglich. Aber ich verzeih es Ihnen. Sie sind krank, Neergaard! ... Sie leben sicher zu unregelmäßig. Sie sollten wirklich mit einem Arzt reden. Ich bin überzeugt, er empfiehlt Ihnen eine Kur in Karlsbad.«

»Vielleicht. Oder eine dieser bekannten, wirkungsvollen Eisenpillen ... einen Revolverschuß zur Zeit! Als schmerzstillendes Mittel sollen sie unübertroffen sein.«

»Nein, jetzt will ich nicht mehr mit Ihnen reden. Daß Sie auch nicht einen Augenblick ernst sein können!«

Per hatte während dieses Wortwechsels seine Blicke von einem zum anderen schweifen lassen. Der kameradschaftliche Ton hatte in ihm wieder Zweifel an dem Verhältnis der beiden aufkommen lassen. Aber bald beruhigte ihn wieder, was Frau Engelhardt schon in der Karnevalsnacht erzählt hatte, daß sie und Neergaard sich schon von Kindheit an kannten. Außerdem deutete sie mit ihrem Verhalten ihm gegenüber doch nur an – ganz abgesehen von der witzigen Empfehlung eines Kuraufenthalts im fernen Karlsbad –, daß er ihr mit seiner Aufdringlichkeit lästig geworden war.

Doch nun begann es in den Zimmern lebhaft zu werden. Müde und atemlos vom Tanz, ließen sich die Paare an den stets gleich vorzüglich gedeckten Tischen mit Erfrischungen nieder. Der Ball näherte sich seinem Ende. Im staubigen Dunst des Saales wirbelten schließlich nur noch drei oder vier leichtsinnige verliebte Paare umher; sie waren unersättlich und ließen die Musik immer wieder und in ständig schnellerem Tempo den Zapfenstreich wiederholen.

Draußen fuhren die Wagen vor. Frau Engelhardt ging am Arm ihres Mannes herum und verabschiedete sich. Er war ein großer, wohlbeleibter, gutmütig aussehender Großhändler, der den Abend am Spieltisch zugebracht hatte. Als sie an Per vorüberkamen, blieb Frau Engelhardt zu dessen größtem Entsetzen stehen und stellte die Herren einander vor. Und der Ehemann reichte ihm die Hand und murmelte einige höfliche Worte. Doch Per war so verlegen, daß er ihm nicht in die Augen sehen konnte.

Warum hat sie das nur getan? dachte er später. Im selben Augenblick hörte er sie sehr laut mitten im Gedränge vor der Ausgangstür zu ihrem Mann sagen, offenbar in der Absicht, daß er es hören sollte: »Also nächsten Dienstag mußt du nach London, Lieblich?«

Der Großhändler bejahte die Frage. Per errötete und lächelte. Und dann lächelte er abermals und wurde blaß. Seine Augen folgten unverwandt den vollen weißen Schultern und dem Kleid aus feuerroter Seide. Ja, nun begann für ihn das Leben.

Gegen drei Uhr gingen Per und Neergaard gemeinsam durch die mondhelle Nacht nach Hause. Per hatte die Begleitung des anderen nicht gesucht, doch als Neergaard ihn beim Hinausgehen gefragt hatte, wo er wohne und ob sie nicht zusammen gehen könnten, weil sie doch denselben Weg hätten, wollte er nicht ablehnen. Er faßte den Vorschlag als endgültige Anerkennung seines Sieges im Kampf um Frau Engelhardt auf – als eine Art Friedensangebot. Außerdem fiel es ihm schwer, der weltmännischen

Höflichkeit zu widerstehen, die ihm der andere trotz des großen Altersunterschieds beständig erwies.

Neergaard redete über die Abendgesellschaft und über Zerstreung im allgemeinen; Per jedoch war viel zu sehr mit sich selbst und den Geschehnissen des Abends beschäftigt, als daß er mehr als die Worte selbst verstand. Obwohl strenger Frost herrschte und sie nur langsam vorankamen – Neergaard war ein wenig unsicher auf den Beinen –, ging Per mit aufgeknöpftem Mantel. Der Siegesrausch erhitzte ihn. Lächelnd blies er dicke Tabakwolken in die helle Nacht.

Vor dem Kanal an Holmens Bro bogen sie ab und gingen auf der linken Straßenseite weiter, Kongens Nytorv zu. Sie kamen an der Nationalbank vorüber, deren wuchtige viereckige Masse wie ein gewaltiger Sarkophag in den Sternenhimmel ragte. Ein Wächter in rotem Mantel stand am Eingang.

Nach einer Weile hielt Neergaard vor einem der alten schmalen und unansehnlichen Häuser an, die hier an der breiten Verkehrsstraße noch hatten stehenbleiben dürfen.

»Hier wohne ich also. Herr Ingenieur, machen Sie mir doch das Vergnügen und kommen Sie mit hinauf. Trinken Sie ein Glas guten Wein mit mir! Es ist ja noch nicht spät.«

Per besann sich einen Augenblick, doch willigte er ein. Er hatte das Bedürfnis weiterzubummeln und noch gar keine Lust, nach Hause zu gehen. Seit dem Tag, da er seine Pläne und Berechnungen in das oberste Kommodenschubfach geschlossen hatte, graute es ihn in seinen Kammern, als habe er unter dem Fußboden eine Leiche vergraben.

Wenige Minuten später saß er behaglich in einer Sofaecke hinter einem großen Tisch, auf dem eine hochfüßige Lampe mit grünem Seidenschirm brannte. Während Neergaard im Nebenzimmer Getränke holte, musterte Per den geschmackvoll und elegant eingerichteten Junggesellensalon und dachte bekümmert an seine eigene kleine und armselige Behausung. Wie sollte er da eine Dame wie Frau Engelhardt empfangen? – Hier bedeckte ein Teppich den ganzen Fußboden. Mahagonimöbel mit Intarsien, Vasen und vergoldete Armleuchter, offenbar alles alte Erbstücke. Und drüben an der Wand über dem Schreibsekretär schimmerte im Halbdunkel eine ganze Heerschar kleiner und großer Porträts: Gemälde in vergoldeten Rahmen, Daguerreotypien, Silhouetten, kleine Elfenbeinmedaillons, Lithographien, Handzeichnungen und moderne Photographien ... ein Schattenzug des dahingegangenen Neergaardschen Geschlechts.

Bei näherer Betrachtung sah freilich alles ein wenig vernachlässigt aus. Der Teppich war ziemlich verschlissen, der Möbelbezug verschossen. In den Glasscheiben des großen schönen Bücherschranks, der voll langer Reihen gebundener Bücher stand, entdeckte Per ein paar Sprünge.

Aber jetzt kam Neergaard mit einer langhalsigen Flasche und zwei grünen Pokalen. Er setzte sich Per gegenüber in einen Lehnstuhl und schenkte mit großer Sorgfalt ein.

»Es freut mich, Sie kennengelernt zu haben«, sagte er und erhob das Glas. »Ich erlaube mir, auf Ihr Wohlergehen zu trinken, Herr ... Herr Hans im Glück!«

Per sah ihn an – etwas überrascht und unangenehm berührt durch diese allzu direkte Anspielung auf das Ereignis des Abends. Da Neergaard ihm aber als Sieger zu huldigen beabsichtigte, wollte er sich nicht beleidigt zeigen. Er nahm sein Glas und goß den Wein hinunter.

»Übrigens, diese nicht gerade sehr witzige Bezeichnung ist keineswegs meine eigene Erfindung«, fuhr Neergaard fort und putzte seinen Kneifer. »Ich zitiere nur einen Ihrer Freunde... den kleinen Salomon, den ich neulich mit Ihnen zusammen sah. Er bewundert Sie sehr. Außerdem ist der Name meiner Meinung nach nicht sehr schmeichelhaft. Ein altes Sprichwort sagt ja, das Glück sei der Vormund der Toren. Und ein ehrwürdiger lateinischer Schriftsteller schrieb über das Glück, es sei der Vater des Kummers.«

Per dachte: Ja, tröste du dich nur! Das gönne ich dir gern.

»Klänge es nicht wie ein häßliches Paradoxon«, fuhr der andere fort, »so würde ich behaupten, als die Glücklichen erscheinen mir die Unglücklichen. Sie haben die Genugtuung, das Schicksal anklagen, den lieben Gott beschimpfen und von der Vorsehung Rechenschaft fordern zu können. Wer dagegen vom Glück begünstigt ist, kann nur sich selbst anklagen, wenn ihm ein Unglück zustößt.«

»Wieso denn ein Unglück?« bemerkte Per lächelnd und betrachtete den Rauch seiner Zigarre.

»Wieso?« fragte Neergaard, durch dessen Worte während der ganzen Zeit ein Unterton des Mitleids klang, wofür Per jedoch kein Ohr hatte. »Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden, Herr Ingenieur! Obwohl ich Paradoxa verabscheue, halte ich das Glück für das allergrößte Unglück, das heutzutage einen Menschen treffen kann, weil... ja weil es uns in neunhundertneunzig von tausend Fällen an der Fähigkeit mangelt, es so auszunutzen, daß es uns nicht schadet; sondern zum Nutzen gereicht. Wir verstehen es nicht mehr, mit dem Märchenhaften auf vertrautem Fuß zu stehen – das ist es! Wir fühlen uns am Tisch des Glücks wie ein Bauer an der Tafel eines Königs. Wenn es darauf ankommt, ziehen wir alle die gewohnte Wassergrütze und die Pfannkuchen unserer Mutter allen Herrlichkeiten des Schlaraffenlandes vor. – Sie kennen sicherlich das Märchen von dem Schweinehirten, der die Prinzessin und das halbe Königreich gewinnt. Es endet für meine Begriffe genau da, wo es anfängt, interessant zu werden, wenigstens für erwachsene Leute. Wir würden dann nämlich sehen, wie dieser Bauernjunge in Samt und Seide einhergeht und vor lauter Glück bleich und mager wird. Wir würden erleben, wie er im seidenen Bett der Prinzessin liegt und vor Sehnsucht nach den schenkeldicken Armen der Melkerin Maren weint. Denn daran ist überhaupt nicht zu zweifeln. Er wird keine frohe Stunde mehr haben, ehe er nicht wieder seine Holzschuhe trägt und Krone und Zepter mit der Mistgabel seines Vaters vertauscht hat.« Neergaard hatte seinen Kneifer aufgesetzt und sich in den Stuhl zurückgelehnt, die langen Hände unter dem gesenkten Kopf gefaltet. Seine müden Augen schauten Per zugleich forschend und teilnehmend, ja fast bekümmert an, als er fortfuhr: »Bei all unserer dänischen Phantasterei haben wir uns doch alle eine unveränderbare Vorliebe für das Gewohnte, Erprobte bewahrt. Mögen wir auch in unserer Jugend dem Außerordentlichen und dem Abenteuer entgegengestürmt sein ... in dem Augenblick, da das Wunderland wirklich seine Tore öffnet und die Königstochter



uns vom Balkon aus zuwinkt, geraten wir in Anfechtungen und sehen uns nach der Ofenecke um.«

»Sie haben gewiß recht«, sagte Per. Noch immer blickte er mit einem Lächeln dem Rauch seiner Zigarre nach. »Im allgemeinen mag das zutreffen. Aber es gibt Ausnahmen.«

»Unter Tausenden nicht eine. Vielleicht sogar unter Zehntausenden nicht eine. Sie selbst werden noch erfahren, was für ein gewaltiger Zauber im Heimischen und Gewohnten liegt, selbst wenn wir es auch hassen mögen. Sehen Sie sich zum Beispiel hier einmal um! Da schleppen wir einen wachsenden Ballast von Erbstücken unserer Familie mit uns herum, der sich um uns auftürmt wie eine chinesische Mauer und von dem wir uns doch nicht trennen können. Wir leben in einer Gruft von Familienerinnerungen und haben schließlich kein anderes Empfinden mehr als Pietät.«

»Mag sein, doch das kann nicht auf alle Menschen zutreffen«, entgegnete Per. »Ich zum Beispiel werde kaum in diese Versuchung geraten. Was ich nämlich aus der Vergangenheit mit mir herumschleppe, hat bequem in meiner Westentasche Platz!«

»Da gratuliere ich Ihnen! Trotzdem – was hilft es? Die Zaubermacht Elternhaus liegt ja nicht allein im Materiellen. Die sinnlosen Ermahnungen unseres vielleicht längst verstorbenen Vaters oder die Vorurteile unserer schlichten Mutter behalten bis ins hohe Alter hinein Einfluß auf unsere Handlungen. Und dann gibt es zu allem Überfluß auch noch die lieben Geschwister und die besorgten Onkel und Tanten.«

»Was mich betrifft, bin ich auch in dieser Hinsicht so glücklich daran, daß ich all das gar nicht kenne.«

»Da muß ich Ihnen von neuem gratulieren. Aber ein Elternhaus haben Sie doch wohl gehabt ... wahrscheinlich sogar eins dieser wegen ihrer Gemütlichkeit berühmten dänischen Pfarrhäuser. Ich schließe das nämlich aus Ihrem Namen.«

Per überhörte diese letzte Bemerkung und erwiderte, nähere Angehörige kenne er nicht und habe er nie gekannt.

»Wirklich? Sind Sie etwa ...«

»Ja«, unterbrach ihn Per absichtlich, »ich bin nur ich selbst.«

»Sieh an!« Neergaard beugte sich vor, seine Hände lagen auf den Seitenlehnen des Stuhls. Wie eben erwacht blickte er ihn an. »Dann hat der kleine Salomon also nicht so ganz unrecht. Ihnen haftet wirklich etwas Märchenhaftes an. Keine Familienrücksichten! Keine Plackereien mit Geschwistern! Keine wohlmeinenden Onkel und Tanten ... Frei wie der Vogel unterm Himmel!«

Per schwieg bestätigend.

Neergaard sank wieder in den Lehnstuhl zurück, für einen Augenblick trat tiefe Stille ein.

»Sie scheinen wirklich ein ungewöhnlich bevorzugter Mensch zu sein, Herr Sidenius. Wenn ich nicht so alt und hinfällig wäre, würde ich fast in Versuchung geraten, Sie zu beneiden. Frei und sorglos in jeder Hinsicht! Mit einem Appetit auf das Leben wie eine Schwarzdrossel in einem Kirschbaum! Ja, so sollte es sein! – Und doch, wozu das alles? Jene Fesseln, mit denen wir Menschen nicht geboren werden, legen wir uns im

Laufe unseres langen Lebens selbst an. Wir sind und bleiben Sklaven. Wir fühlen uns nur heimisch in Ketten und Banden. – Hab ich nicht recht?«

»Offen gestanden, ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen«, erwiderte Per und blickte zur Uhr auf dem Bücherschrank, die ein Viertel über vier zeigte. Die einförmige Unterhaltung begann ihn zu ermüden – er war auch ein wenig bedenklich geworden wegen seiner leichtfertigen Reden.

Es verging eine Weile, ehe Neergaard antwortete. Noch immer schaute er Per gespannt und interessiert an.

»Was ich damit sagen will?... Nun, wir finden Freunde, nehmen gewisse Gewohnheiten an und lassen uns im Laufe der Zeit auf alle möglichen Verpflichtungen ein. Gar nicht zu reden von dem Kleister zwischen Mann und Frau, von Zuneigung, Liebe, Begierde oder wie Sie es nennen wollen. Selbst so ein freier Vogel wie Sie muß doch zugeben, daß die Frau Fangarme hat, die sich – auch wenn sie weich sind – wie eiserne Fesseln um den Mann legen können.«

»Aber das ist doch keineswegs unangenehm«, antwortete Per und lachte. »Und am wenigsten, wenn sie richtig fest zudrücken.«

»Hm, Sie sind noch jung. Und trotzdem – gesetzt den Fall, es passiert Ihnen, daß irgendeine Frau, die Sie rein erotisch anzieht, selbst wenn Sie sie vielleicht verachten ... eine Dirne, vielleicht eine Amme, die Sie in Ihrer jugendlichen Unschuld küßten ... kurz, jemand, an den Sie durch die Macht der Gewohnheit oder durch alte Erinnerungen gebunden sind ... gesetzt den Fall, Sie wissen, daß diese Frau Sie hinter Ihrem Rücken kaltblütig betrügt. Wie würde ein freier Vogel wie Sie sich dann verhalten?«

Worauf will er nur hinaus? dachte Per. Laut entgegnete er: »Was ich tun würde? Ich würde natürlich eine andere nehmen.«

»Sehr gut. Aber wenn nun auch diese andere Sie nicht befriedigen würde – und das riskiert man doch immer –, was dann?«

»Dann nähme ich eine dritte, eine vierte, eine fünfte. Mein Gott, es gibt doch Frauen genug auf dieser Welt, Herr Neergaard!«

»Ja, das ist wahr ... das ist wahr!«

Er wiederholte diese Worte mehrmals, wobei er die Augen für eine Weile schloß, als habe er soeben die Lösung des Welträtsels gefunden.

Per deutete seinen Aufbruch an. Er fand, daß die Unterhaltung anfang, zu persönlich zu werden. Es war auch spät geworden. Schon fuhren ein paar eilige Bäckerwagen durch die Straße und kündigten den erwachenden Morgen an.

Doch Neergaard wurde jetzt plötzlich von einer sonderbaren Munterkeit erfaßt. Von neuem füllte er Pers Glas und bat ihn, die vorgerückte Stunde nicht zu beachten.

»Ich bin wirklich sehr glücklich, daß ich Sie kennengelernt habe, Herr Sidenius. Sie sind ein ungewöhnlich frischer, vergnüglicher Mensch. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich hätte Lust, Ihnen einen Vorschlag zu unterbreiten.«

Was nun? dachte Per.

Es möge ihm im ersten Moment vielleicht etwas sonderbar erscheinen, begann Neergaard; aber nach dem, was er jetzt von ihm wisse, nähme er es sicher nicht feierlicher, als die Angelegenheit es verdiene. Einer seiner Freunde, ein naher Angehöriger, werde bald sterben. Er sei unheilbar krank und habe nicht mehr lange zu leben ... sei krank an Leib und Seele. Nun, das habe weiter keine Bewandtnis. Kurz, dieser Mann, der unverheiratet sei, könne sich nicht darüber klarwerden, was er mit seinem Nachlaß anfangen solle, der allerdings aus nichts weiter bestehe als aus einigen Möbeln, ein paar mittelmäßigen Bildern und einigen Büchern – ungefähr so, wie es hier aussähe. Der Familie wolle er es nicht hinterlassen. Er wolle nicht, daß die Sachen irgendwo aufbewahrt und als Erinnerungsstücke pietätvoll behandelt würden. Der Kranke habe die Bedingung gestellt, daß alles ohne Ausnahme versteigert, verkauft und in alle Winde zerstreut werde. Das sei bei diesem armen Mann in letzter Zeit zur fixen Idee geworden. Und da seine Familie wohlhabend sei und sich verständlicherweise seinen Wünschen widersetzen werde, weil die meisten seiner Besitztümer alte Erbstücke seien, so habe er davon gesprochen, sie einem zu vermachen, dem er damit nützen oder doch eine frohe Stunde bereiten könne.

»Und so kommt mir der Einfall: Darf ich Sie nicht vorschlagen? Ich bin überzeugt, er wäre auf denselben Gedanken gekommen wie ich, wenn er Sie kennte. Sie sind genau so, wie er oft sein wollte: frank und frei und unbekümmert. – Nein, ich bitte Sie, schweigen Sie, wenn Sie etwas gegen meinen Vorschlag einzuwenden haben. Wir sprechen dann nicht mehr darüber. Wie gesagt, die Angelegenheit ist nicht weiter von Bedeutung ... es handelt sich höchstens um ein paar tausend Kronen, wenn die Schulden und anderen Verpflichtungen abgegolten sind.«

Er ist sicher betrunken, dachte Per und hielt es nicht der Mühe wert, etwas einzuwenden. Er faßte das Ganze als Scherz auf.

»Ja, das wäre gar nicht so übel«, erwiderte er. »Geld kann man ja schließlich immer gebrauchen. – Trotzdem, jetzt ist es Zeit, nach Hause zu gehen. Besten Dank für den Abend!«

»Weshalb wollen Sie denn schon gehen? Bleiben Sie doch noch! Aber es ist so schwül hier. Wir wollen das Fenster öffnen!« Neergaard erhob sich nervös und riß ein Fenster auf, so daß die kühle Luft ins Zimmer strömte und am Lampenzylinder eine lange rußende Feuerzunge auflecken ließ.

»Setzen Sie sich doch! Wir sind ganz melancholisch geworden. Die Flasche ist noch nicht leer, und der Wein ist gut!«

Per ließ sich aber nicht länger überreden. Die steigende Erregung des anderen wurde ihm unheimlich. Er bemerkte nun erst, wie fahl Neergaards Gesicht geworden, wie feucht seine Hand beim Abschied war und wie sie zitterte.

Was für wunderliche Menschen es doch in der Welt gibt, dachte Per, als er auf die Straße trat und nun festen Schrittes, eine frisch angezündete Zigarre zwischen den Lippen, durch die Stadt ging, wo sich jetzt überall das Leben regte. Er mußte an die nächtliche Szene mit dem großen Fritjof im »Gryde« denken. – Sobald man mit ihnen unter vier Augen ist, sehen sie Gespenster; die Gräber tun sich vor ihnen auf, und sie halten ihre eigenen Leichenreden.

Hier und da fegte ein Mann im grauen Morgennebel die Straße. Kleine Kellerlokale hatten geöffnet, vereinzelt auch ein Zigarrenladen. Die Laternen brannten nicht mehr. Doch aus allen Bäckerläden schimmerte Licht, und der Duft frischgebackenen Brots strömte durch die Lüftungsklappen der großen Fenster.

Vor einem solchen Laden blieb Per einen Augenblick stehen und wurde Augenzeuge einer Szene zwischen einer feschen Bäckeramsell, die auf einer Trittleiter stand und große Kuchenplatten auf ein Regal legte, und einem halbnackten Gesellen, der auf dem Ladentisch saß und mit den Beinen baumelte. Per konnte nicht hören, worüber sie sprachen, doch das breite Grinsen des Gesellen und die erheuchelte Erbitterung, mit der sich das Mädchen mit dem Fuß seine Hände vom Leibe zu halten suchte, machten alle Worte überflüssig.

Per lächelte, während er in Gedanken mit Frau Engelhardt in gleicher Weise tändelte. Ja, jetzt war die Nacht zu Ende, das Leben erwachte von neuem, und sogleich übte das Liebesverlangen seine Macht auf die Menschen aus. – Nun ertönten die Fabriksirenen. Er lauschte andächtig. Zuerst hörte er ein paar draußen auf Nørrebro, dann eine in Kristianshavn. Schließlich erklangen sie von allen Seiten – ein hundertstimmiges Hahnengeschrei, der Achtuhrgesang einer neuen Zeit, die einst alle Spukgestalten der Finsternis und des Aberglaubens unwiderruflich unter die Erde verbannen würde.

## Viertes Kapitel

Eine Woche später stieg an einem dunklen, nebligen Abend ein schwächlicher graugekleideter Herr aus der Straßenbahn am Grønningen, ging an der Husarenkaserne vorbei und weiter über den langgestreckten dreieckigen Markt vor Nyboder. Die eine Hand hielt er auf dem Rücken, mit der anderen umfaßte er den Griff eines Regenschirms, den er bei jedem Schritt kräftig auf das Pflaster stieß. So ging er schnell und taktfest am Viertel von Nyboder entlang und untersuchte beim schwachen Schein der Laternen die Namenschilder an allen Straßenecken.

Als er an der langen Reihe der Straßen vorbei war, ohne die gesuchte gefunden zu haben, und in der verlassenem Gegend keinen Menschen sah, den er hätte fragen können, bog er aufs Geratewohl um eine Ecke und verirrte sich nun völlig in den vielen ganz und gar gleichartigen Gäßchen, aus denen Nyboder bestand. Alle Fenster der tiefliegenden Erdgeschosse waren mit Läden verschlossen, aus deren kleinen runden oder herzförmigen Gucklöchern nur ein schwacher Lichtschimmer fiel; und Laternen gab es hier noch weniger als auf dem Marktplatz. Hinter den Fensterläden ging es allerdings recht lebhaft zu. Überall hörte man Stimmengewirr, Kindergeschrei und hier und da Harmonikaklänge. Draußen auf der Straße konnte man sehr deutlich jedes Wort verstehen. Hier ging eine Tür auf, und eine Frau in Nachtjacke leerte einen Topf in den Rinnstein, oder ein kleiner Hund wurde einen Augenblick hinausgelassen. Dort streunten ein paar Katzen umher und führten Liebesduette auf.

Als der graugekleidete Herr endlich ein paar Leuten begegnet war, sie gefragt und die Hjertensfrydgade gefunden hatte, setzte er hier seine Untersuchungen fort. Er ließ Streichhölzer aufflammen und las bei ihrem Schein die Nummern über den Türen ab, bis er endlich an das Haus geriet, wo Per wohnte. Er tastete zuerst nach dem Glockenzug; doch als er keinen fand, machte er sich an der altmodischen Türklinke zu schaffen. Endlich fand er heraus, wie die Tür geöffnet wurde, und betrat den kleinen Hausflur, in dem es jedoch so dunkel war, daß er die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Um irgendeinen der Bewohner herbeizurufen, räusperte er sich mehrmals kräftig.

Da ging die Tür der Wohnung im Erdgeschoß auf, in der eine jüngere Schiffszimmermannsfamilie lebte. Über den glattgekämmten Scheitel einer Frau, die mit einem Kind an der Brust heraussah, strömte das Lampenlicht dem Fremden entgegen und hob aus dem Dunkel ein junges, längliches und blasses Gesicht mit rotumränderten Augen und einem kleinen Backenbart hervor.

»Wohnt hier nicht Herr Sidenius?« fragte der Graue ohne jeden Gruß.

»Ja, drüben im Hinterzimmer. Aber er ist nicht zu Hause.«

»So! Sind Sie vielleicht seine Wirtin?«

»Nein, er wohnt bei Olufsens. Ich rufe gleich mal die Madam.«

Im selben Augenblick knarrte die steile Treppe unter gewichtigen Schritten, und Madam Olufsen, die hinter ihrer Tür gestanden und gelauscht hatte, erschien in der Treppenöffnung, eine kleine Blechlampe in der Hand.

»Möchte der Herr mit Herrn Sidenius sprechen?« erkundigte sie sich.

»Ja, aber er ist wohl nicht zu Hause«, antwortete der Fremde in einem Ton, als wolle er sie dafür verantwortlich machen, daß er vergeblich gekommen war. »Meinen Sie, es könnte nützen, wenn ich auf ihn warte?«

»Nein, das glaube ich nicht. Es ist noch nicht lange her, seit er weggegangen ist.«

»Um welche Tageszeit kann ich ihn Ihrer Meinung nach am besten antreffen?«

»Ja, wissen Sie, zur Zeit ist er nicht viel zu Hause. Sonst könnten Sie ihn, mein ich, am sichersten in der Dämmerstunde treffen.«

»Danke. Auf Wiedersehen!«

»Von wem soll ich grüßen?« wollte Madam Olufsen wissen.

Aber der Fremde war schon zur Tür hinaus. Man hörte, wie sich seine festen Schritte und das Aufstoßen des Regenschirms die Straße hinab verloren.

»Bestimmt war das ein Pastor!« sagte die kleine Frau des Schiffszimmermanns betroffen. »Was der wohl von dem Herrn Ingenieur wollte?«

Doch Madam Olufsen war in diesem Augenblick nicht sehr geneigt, sich über ihren Mieter zu äußern. Sie sagte kurz gute Nacht und verschwand in ihre Stube.

Hier saß der Oberbootsmann, hatte seine große silberne Brille auf der Nase und las in dem Buch »Der entlaufene Negersklave oder Der Schiffbruch an der Malabarküste«. Das war ein Roman in vierzehn Bänden, den er jeden Winter von Madam Jordan mitbrachte und immer wieder mit derselben Bewunderung und Spannung studierte.

»Da war wohl einer, der mit Sidenius sprechen wollte?« fragte er, ohne die Augen vom Buch zu heben.

»Ja«, entgegnete die Madam. Fröstelnd zog sie ihr kleines Tuch fester um die Schultern, warf eine Schaufel voll Torf auf das Feuer im Ofen und setzte sich mit ihrem Strickzeug in den Lehnstuhl. Weder sie noch ihr Mann waren in diesen Tagen sehr gesprächig. Beide kamen nicht darüber hinweg, daß sich ihr Mieter in letzter Zeit zu seinem Nachteil verändert hatte. Auch früher hatte er manchmal reichlich gebummelt, doch die Zechtouren, über die er sich damals selber lustig gemacht hatte, waren nie von langer Dauer gewesen. Jetzt hingegen war er seit beinahe drei Wochen nur noch selten zu Hause, und wenn sie ihn sahen, war er schweigsam, verschlossen und unzufrieden mit allem. Ja, er hatte sogar von einem Umzug gesprochen. Er verkehrte auch wohl kaum in der besten Gesellschaft, falls es wahr war, was er eines Tages angedeutet hatte, daß er den Königlichen Ministerialrat gekannt habe, der sich kürzlich vergiftet hatte und über den so viel in den Zeitungen zu lesen stand.

Zudem hatten die beiden Alten diesmal noch einen anderen Grund, sich zu beklagen. In letzter Zeit hatten sie ihre Miete nicht bekommen. Außerdem rannten ihnen täglich zudringliche Personen die Tür ein mit Rechnungen von Schustern und Schneidern, denen ihr Mieter Geld schuldete.

»Wer war denn das, der vorhin mit Sidenius sprechen wollte?« fragte der Oberbootsmann endlich.

»Hab ihn nicht gekannt. Aber mir ist beinahe, als hätte ich ihn hier schon einmal gesehen, vor langer Zeit. Ich glaube, Sidenius sagte damals, es wäre einer aus der anderen Welt. Aber so amerikanisch sah er eigentlich gar nicht aus.«

In diesem Augenblick wartete Per auf Frau Engelhardt in derselben dunklen Ecke am Frue Plads, wo er schon einmal ihretwegen ausgeharrt hatte. Seine Hoffnung, daß sie kommen würde, war diesmal begründeter. Zwar hatte er sie seit dem Ballabend nicht gesehen – sie hatte ihm streng verboten, ihr auf der Straße aufzulauern oder zu versuchen, mit ihr auf andere Weise in Verbindung zu treten –, aber heute reiste ihr Mann nach London. Per hatte am Vortag eine Karte mit den Worten »morgen abend« erhalten. Die Unterschrift fehlte. Nun nahm er an, daß Ort und Stunde dieselben sein müßten wie neulich.

Übrigens hatte er an diesem Morgen ein anderes Schreiben bekommen, das ihn fast noch mehr beschäftigte als dieses so ungeduldig erwartete Rendezvous. Neergaards Rechtsanwalt hatte ihm zu seiner größten Bestürzung mitgeteilt, sein Klient habe ihm in einem hinterlassenen Brief, der seinen Letzten Willen enthielt, »die Summe vermacht, die durch eine im Testament nicht näher bestimmte öffentliche Auktion des Besitzes des Verstorbenen erzielt werde«. Das Testament sei, hieß es in dem Brief, im Grunde ungültig, weil es nicht nach den gesetzlichen Bestimmungen aufgesetzt war. Da aber die beiden Schwestern und einzigen rechtmäßigen Erben des Verstorbenen wohlhabend verheiratet seien, liege kein Grund vor, anzunehmen, daß diese, die sich gegenwärtig beide im Ausland aufhielten, die Anordnung des Dahingegangenen nicht anerkennen würden. Der Rechtsanwalt ersuchte Per daher in seiner Eigenschaft als Testamentsvollstrecker um eine Unterredung, falls er einmal an seinem Büro vorbeikommen sollte.

Per war sich noch nicht darüber im klaren, was er in der ganzen Angelegenheit tun sollte. Im ersten Augenblick hatte er sich äußerst unangenehm berührt gefühlt. Bei all seinem fatalistischen Glauben an seinen Bund mit dem Glück und obwohl ihm das Geld wahrhaftig gerade jetzt in den Schoß fiel, da er es bitter nötig hatte, konnte er sich doch nicht dazu entschließen, dieses Ergebnis einer Selbstmörderlaune als eine vom Himmel gesandte Hilfe zu betrachten. Andererseits schien es ihm unverantwortlich, auf eine so bedeutende Summe zu verzichten, die ihn auf lange Sicht aller Schwierigkeiten entheben würde. Von dem Geld, das er sich geliehen hatte, war schon jetzt nicht mehr viel übrig; und der größte Teil seiner Garderobe war noch gar nicht bezahlt.

Doch jetzt rollte eine geschlossene Droschke aus einer Seitenstraße heran. Eine Hand im hellen Handschuh erschien in der Fensteröffnung. Im selben Augenblick sprang Per hinzu, hielt den Wagen an, riß die Tür auf, rief dem Kutscher den Namen eines erstklassigen Restaurants am Kongens Nytorv zu und stieg ein.

Während der Fahrt erlebte er gleich eine ziemlich herbe Enttäuschung. Er hatte erwartet, Frau Engelhardt nervös und unruhig zu finden, sie erröten zu sehen, trotz ihres Pelzmantels zitternd und bebend vor Angst und Scham. Sogar auf einige beruhigende Worte hatte er sich vorbereitet, die ihre Scheu überwinden sollten. Doch er sollte gar keine Verwendung für seine Verführungskünste haben. Kaum hatte er Platz genommen und ihr für ihr Kommen gedankt, als sie sich auch schon wie eine Dirne auf seinen Schoß warf und sich mit einer Heftigkeit an ihn preßte, daß ihm fast der Atem verging.

Als sie die hell erleuchtete Treppe zum Restaurant hinaufgingen, verhüllte sie allerdings ihr Gesicht; nachdem sie jedoch von dem Kellner und einem Pagen in einen der kleinen intimen Gästeräume geführt worden waren, warf sie schnell Hut und Mantel ab, ohne sich vor diesen Fremden zu genieren. Während sich Per ein wenig unbeholfen in der neuen Situation benahm, schien sie sich hier wie zu Hause zu fühlen. Sie ordnete ihr Haar vor dem Spiegel, zog die Handschuhe aus und setzte sich in ihrer ganzen Breite auf das Sofa hinter dem gedeckten Tisch.

Per nahm schweigend ihr gegenüber Platz. Es war ihm klar, daß sie sich nicht zum ersten Mal an einem solchen Ort befand. Er glaubte sogar ziemlich sicher ein beherrschtes Lächeln des Wiedererkennens auf dem backenbärtigen Gesicht des Kellners bemerkt zu haben, als sie eintraten.

»Warum sehen Sie mich so an?« fragte sie, als sie allein waren. Sie neigte kokett den Kopf zur Seite und lächelte ein wenig zu jugendlich. »Du lieber Gott, Sie mustern mich ja förmlich! Ist meine Toilette etwa nicht in Ordnung?«

Frau Engelhardt sah auf ihren Busen herab, der aus dem viereckigen Ausschnitt hervorquoll. Sie trug ein schwarzes Kleid, war stark geschnürt, breit über der Brust, aber schlank in der Taille wie ein junges Mädchen.

»Nun, so reden Sie doch, Mensch! Sie sind ein schrecklicher Bär. Was ist Ihnen denn nur in die Quere gekommen. Gleich bekommen Sie eins auf die Nase!«

Um sich ein Wurfgeschloß zu verschaffen, begann sie einige der roten Blüten aus dem Tafelaufsatz herauszupflücken. Per richtete seine Augen auf ihre Hände. Bleich vor Erregung, betrachtete er deren rundliche Formen, die weißen weichen biegsamen Finger, die perlmuttartigen Nägel und die kleine Reihe von Grübchen, die sich bei jeder Bewegung über den rosaroten Knöcheln öffneten und schlossen wie winzige kußlustige Münder. Im Flug ergriff er die Blüte, die sie ihm zugeworfen hatte, und gleichzeitig faßte er ihre Hand und wollte sie über den Tisch an seinen Mund führen – als im gleichen Augenblick die Tür aufgerissen wurde und der Kellner mit seinem Gehilfen erschien, um die Speisen aufzutragen.

Nun wurde Champagner eingeschenkt, und die Schüsseln wurden aufgedeckt. Als sie wieder allein waren, erhob Per lächelnd sein Glas und trank ihr zu. Ein paar weitere Gläser folgten und verscheuchten bald seine Verstimmung. Zum Teufel auch – sagte er sich –, was ging ihn denn ihre Vergangenheit an? Die Hauptsache war doch, daß sie jetzt ihm gehörte, sein Eigentum, seine Eroberung war.

Beim Dessert begann er von Neergaards Selbstmord zu reden. Er vermutete, der Mann müsse geisteskrank gewesen sein. Schließlich gestand er offen ihre nächtliche Zusammenkunft in Neergaards Wohnung. Er sprach von dem krankhaft nervösen Zustand, in dem Neergaard bei dieser Gelegenheit sein Testament machte, ohne daß er damals begriff, was vorging. Er plauderte auch aus, daß das Gerücht zu berichten wußte, eine Frau sei mit im Spiel gewesen. Einer seiner Bekannten, der sein Wissen von Neergaards Wirtsleuten haben wollte, hatte von einer schwarzhäarigen Dame erzählt, die ihn jahrelang besuchte und sich am Abend vor dem Begräbnis Zutritt zur Leichenhalle verschaffte und eine Flut von Rosen über Neergaards Sarg streute.

Während Per sprach, saß Frau Engelhardt sinnend da, hatte den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und ließ die Spitze ihres kleinen Fingers über den Rand des Weinglases



gleiten. Ihr Gesicht verriet, daß sie halb abwesend war. Es sah aus, als lauschte sie höflich, aber ohne sonderliches Interesse einer etwas langweiligen Erzählung. Erst als Per darauf verfiel, sich in Neergaards Vergangenheit zu vertiefen und wiederzugeben, was er von dessen unterbrochener diplomatischer Laufbahn gehört hatte, zeigte sie Zeichen der Ungeduld. Sie nahm eine Traube von der Obstschale, tauchte sie in ihren Wein und begann daran zu saugen. Dann unterbrach sie ihn, sich entschuldigend, mit einer Frage nach etwas ganz anderem, das ihr »plötzlich eingefallen sei«, und bat ihn, nach dem Kellner zu läuten und den Kaffee bringen zu lassen. Als Per noch immer nicht geneigt schien, das Thema fallenzulassen, erhob sie sich resolut, sagte »Gesegnete Mahlzeit« und trat an das geöffnete Klavier.

»Was soll ich spielen?« erkundigte sie sich, nachdem sie das Instrument mit ein paar schnellen Läufen über die Tasten probiert hatte. »Kennen Sie das?« fragte sie, und ein Schwall falscher Töne wurde aus der Tiefe des Klaviers hervorgehämmt. – »Waldtraum«, erklärte sie mitten im Spiel.

Per wurde von neuem schweigsam und verschlossen. Ihm fiel auf, daß sie nicht mehr Interesse für einen unglücklichen Menschen zeigte, der doch zu ihrem Umgang gehört hatte und ihr demütiger Bewunderer gewesen war, ja sogar ihr Ballkavalier in jener Nacht, ehe er sich das Leben nahm. Wie etwas unbestimmtes Schwarzes und Unheimliches regte sich in seinem Bewußtsein der Verdacht: War Neergaard ihr etwa mehr gewesen? War ihre Gleichgültigkeit nur Verstellung? Doch er hatte keine Zeit, den flüchtigen Gedanken aufzugreifen und zu verfolgen. Beunruhigt durch sein Schweigen, hatte Frau Engelhardt plötzlich ihr Spiel unterbrochen und war aufgestanden. Von hinten schlang sie jetzt ihre Arme um seinen Hals und bog seinen Kopf hintenüber, so daß sich ihre Augen trafen. Nein, das ist unmöglich! dachte Per, als er das Lächeln in ihrem Blick wahrte. Nun bedeckten zärtliche, betörende Küsse seine Stirn, sein Haar und seine Augen – bis ihre Lippen in plötzlicher Wildheit seinen Mund suchten und sich dort festsogen. Dann flüsterte sie ihm etwas ins Ohr, und er erhob sich. Ohne auf den Kaffee zu warten, zog sie sich selbst den Mantel an, während Per die Rechnung beglich, worauf sie hinabeilten und in die herbeigerufene Droschke stiegen. Eng umschlungen und Mund an Mund fuhren sie zu einem Hotel, wo sie sich als Herr und Frau Svendsen aus Aarhus eintragen ließen.

Doch wieder und wieder peinigte ihn im Laufe der Nacht, als er in dem halberleuchteten Hotelzimmer wach lag, der schwarze Verdacht von neuem und legte sich auf ihn wie ein Alptraum. In Gedanken durchlebte er noch einmal jene nächtlichen Stunden in Neergaards Wohnung, erinnerte er sich der Worte, die gesprochen wurden und denen er damals keine Bedeutung beigemessen hatte. Und allmählich durchschaute er alles mit unheimlicher Klarheit: die Frau, die dort an seiner Seite schlief, gehörte auch zu dem Nachlaß, den Neergaard ihm vererbt hatte – ja, sie war das »Schicksal« dieses Mannes gewesen und hatte ihn durch ihre Undankbarkeit in den Tod getrieben.

Und er – er selbst – war mitschuldig!

In seiner Erregung wollte es ihm scheinen, als bewege sich der Schatten des Toten durch das Zimmer. Überall tauchte aus dem Halbdunkel sein kahler Kopf auf und sah ihn mit spöttischer Wehmut an. Und da, an seiner Seite, lag sie – die Mörderin, die heimlich Neergaards Sarg mit Rosen geschmückt hatte. Wer konnte das verstehen? ...

Ruhig wie ein Kind in der Wiege schlief sie mit langen, regelmäßigen Atemzügen. Während ihr Mann dem Meer preisgegeben war und noch bevor die Leiche ihres Liebhabers im Sarg zu zerfallen begann, lag sie schon in den Armen eines anderen. Und er – er selbst – war ihr Mitschuldiger!

Ekel und Entsetzen erfaßten ihn. Er konnte nicht liegenbleiben. Er mußte hier heraus, mußte fort.

Im selben Augenblick drehte sich Frau Engelhardt schwerfällig im Bett herum, reckte die Arme über den Kopf und sagte halb im Schlaf: »Bist du auf?«

Er antwortete nicht. Der bloße Klang ihrer Stimme ließ ihn schauern. Sie mühte sich vergeblich, die Augen zu öffnen. Nach einem matten Versuch zu lächeln schlief sie wieder ein.

In aller Eile kleidete sich Per an. Lautlos wollte er verschwinden, ohne Abschied. Unten beim Portier wollte er einen Zettel schreiben, nur mit einem einzigen erklärenden Wort: Neergaard.

Als er den Mantel angezogen hatte und am Fußende des Bettes stand, um davonzuschleichen, blieb sein Blick noch einmal an der halbtentblößten Gestalt hängen, die da in unschöner Stellung unbeweglich auf dem Rücken lag, beide Hände unter dem Nacken, ein Knie angezogen. Die schmalen Träger, die das Hemd halten sollten, waren herabgeglitten, so daß die gelblichweißen Fleischmassen ihrer Brust unbedeckt waren. Über das Kopfkissen floß das dunkle Haar in wilder Unordnung; der Kopf war gesenkt und das Gesicht bleich vor Ermattung.

Pers Herz klopfte heftig. Seine Knie zitterten. Er konnte sich von diesem Anblick nicht losreißen. Trotz allen Ekels und Grauens wurde er von neuem mächtig angezogen von diesen großen weißen Fangarmen, diesem schwellenden Busen, von diesen halbgeöffneten Lippen, die noch von den Küssen der Umarmung glühten. Ihn schauderte fast vor sich selbst. Er, für den es Widersprüche und innere Kämpfe bisher nicht gegeben hatte, für den die Frau ein ganz ungefährliches Spielzeug gewesen, er zitterte auf einmal vor den dunklen Mächten, die ihr Spiel mit Geschicken und Willen trieben wie der Sturm mit dem Staub der Landstraße. Zum ersten Mal fühlte er sich im Kampf mit Dämonen, an die er nie hatte glauben wollen, über die er überlegen gelächelt hatte. In seinen Ohren tönten mit der gebieterischen Stimme des Vaters die halbvergessenen Worte von der »Macht der Finsternis« und von den »Schlingen des Satans« und ließen ihn erblassen.

Doch nun schlug Frau Engelhardt ihre großen braunen Augen auf, geweckt durch sein beständiges Starren. Noch halb im Schlaf, strich sie sich die Haarsträhnen aus der Stirn und richtete sich auf.

»Was? ... Du bist angezogen?«

Er antwortete nicht.

»Ist es schon Morgen?«

Er schwieg noch immer.

»Aber was soll das heißen? Bist du krank?«

»Nein ... noch nicht!«

»Noch nicht? Was meinst du damit? Du schaust mich so seltsam an. Was fehlt dir?«

»Ich meine ... ich möchte mich dagegen sichern, krank zu *werden* ... todkrank ... so wie Neergaard.«

Ihr Gesicht war plötzlich wie vom Blitz verheert. Doch im nächsten Augenblick lächelte sie. Obwohl sie ganz blaß geworden war, sagte sie völlig beherrscht: »Was ist das für ein Unsinn! Was haben Sie mit ... der Krankheit Ihres Freundes zu tun? Benehmen Sie sich doch vernünftig!«

»Es freut mich, daß Sie sich scheuen, seinen Namen hier an diesem Ort auszusprechen. Aber das entlarvt Sie auch, und ich will jetzt deutlicher werden. Als Sie schliefen, ist mir klargeworden, daß Sie Neergaards Geliebte gewesen sind und daß *Sie* ihn durch Ihre Falschheit und Treulosigkeit in den Tod getrieben haben. Verstehen Sie mich jetzt?«

Sie hielt den Kopf gesenkt und biß sich in ihre zitternde Lippe. »Gehen Sie!« sagte sie leise, aber befehlend und zog einen Zipfel des Lakens über ihre Brust. »Gehen Sie, sage ich ... Sie Bauernlummel!«

Per beugte sich vor, um ihr das Wort »Dirne« ins Gesicht zu schleudern, doch er besann sich. Das Gefühl, mitschuldig zu sein, hielt ihn zurück, und er wandte sich schweigend ab und ging.

Unten am Empfang weckte er den Nachtportier und beglich seine Rechnung. Während er das Geld vorzählte, dachte er daran, daß nun keine Rede mehr davon sein könne, Neergaards Geschenk anzunehmen. Dann ging er schnell heimwärts durch die dunkle öde Stadt.

Es war jene kurze Zeit der Nacht, da die Straßen leer sind und die Schritte der Menschen an den Häusern widerhallen. Die letzten Zechbrüder waren nach Hause geschwankt, und die Polizisten hatten sich in ihre Plauderecken zurückgezogen. Nur die Diebe und die Nachzügler aus den berühmten Kneipen waren noch unterwegs.

Ein Herr mit hochgeschlagenem Rockkragen, den Hut tief über die Ohren gezogen, hastete gerade aus einem dieser Schlupfwinkel heraus und eilte unter einer Laterne an Per vorüber. Und er, der sich sonst über den zugleich herausfordernden wie schuldbewußten Gesichtsausdruck dieser nach Hause schleichenden Sünder belustigt hatte, wandte sich diesmal ab, um dem Anblick zu entgehen. Wie mochte er selbst wohl aussehen? Er hatte nicht den Mut, dem Spiegelbild seiner eigenen Erniedrigung zu begegnen.

Als er zu Hause in der Hjertensfrydgade anlangte, empfand er ein seltsames Wohlbehagen, ein unbekanntes Gefühl der Sicherheit, wieder in den beiden kleinen Kammern zu stehen, an denen er in letzter Zeit so viel bemängelt hatte. Schnell zog er sich aus, und als er sich ins Bett legte, geschah das mit demselben Gefühl, mit dem er als Kind die Decke über die Ohren zog, wenn er im Dunkeln gesessen und den Gespenstergeschichten des alten einäugigen Dienstmädchens daheim im Pfarrhaus gelauscht hatte.

Nach einigen Stunden Schlaf mit unruhigen Träumen weckte ihn das Pfeifen eines Stars draußen im Garten. An dem Ton konnte er erkennen, daß sonniges Wetter war.

Trotzdem blieb er liegen, er mochte nicht aufstehen. Er war müde. Und wozu sollte er wohl aufstehen? Er versäumte ja nichts, wenn er im Bett blieb.

Seine halbawachen Gedanken beschäftigten sich für einen Augenblick mit dem Inhalt der oberen Schublade seiner Kommode. Aber dann drehte er sich wieder zur Wand, um weiterzuschlafen.

Das gelang ihm jedoch nicht. Sobald er an jene unglückseligen Zeichnungen dachte, war er sofort hellwach. Etwa eine Stunde lag er regungslos, die Hände unter dem Nacken verschränkt, und starrte zu der niedrigen morschen hölzernen Decke empor, deren Ölanstrich viele Blasen geworfen hatte. Und als er in dieser nüchternen Morgenstimmung die Erlebnisse der Nacht durchging, begann er sich seines Verhaltens doch ein wenig zu schämen. Er hatte sich ziemlich unreif betragen. Auf jeden Fall verlangte selbst eine Dame wie Frau Engelhardt gewisse Rücksicht ...

Als Per aufgestanden war und seinen Kaffee getrunken hatte, war ihm klar, daß er eine Dummheit begangen hatte. Er hatte die Angelegenheit viel zu ernst genommen, war überhaupt recht überspannt gewesen. Hatte er etwa ein wenig zu reichlich getrunken?

Nichtsdestoweniger empfand er noch immer jenes eigenartige Behagen, zu Hause zu sein, das er so lange nicht mehr gekannt hatte. Er zündete sich eine Pfeife an und wiegte sich leise in seiner Ruine von Schaukelstuhl. Dabei betrachtete er eines der kleinen Häuser in der benachbarten Straße, dessen Fenster zu ebener Erde er über den Bretterzaun hinweg sehen konnte. In einem der Fenster erblickte er ein paar rotwangige Kinder und eine Frau, die Strümpfe stopfte. Draußen an der sonnenbeschiedenen Mauer hing ein grüngestrichenes Bauer mit einem Zeisig. Es war Per nicht bewußt, was ihn da drüben eigentlich anzog. Es war dasselbe kleine Bild sicheren und ruhigen Alltagsglücks, das er hier seit vielen Jahren vor Augen hatte. Doch an diesem Morgen lag über allem gleichsam etwas Neuartiges; ihm war, als sehe er alles zum ersten Mal.

Als es an die Tür klopfte, fuhr er nervös zusammen.

Madam Olufsen trat ein, um von dem Herrn zu berichten, der am vorhergehenden Abend dagewesen war und nach ihm gefragt hatte.

»Was für ein Herr war es denn?«

»Ja, ich weiß nicht, aber er sah nicht gerade angenehm aus. Übrigens, ich glaube fast, er war schon einmal da.«

Wahrscheinlich ein Gläubiger, dachte Per, und die Frage, wie er es mit der Neergaardschen Erbschaft halten sollte, meldete sich wieder und beunruhigte ihn. Würde er es jetzt überhaupt verantworten können, auf das Geld zu verzichten, das er doch so bitter nötig hatte?

Madam Olufsen war in der offenen Tür stehengeblieben, die sie mit ihrer großen, beleibten Gestalt fast ganz ausfüllte. Sie hatte noch mehr auf dem Herzen.

»Und dann wollte ich auch gern wissen, wie das wird, Herr Sidenius. Sie haben ja davon gesprochen, daß Sie ausziehen wollen.«

Per lächelte ein wenig verlegen. »Na, so ernst war das nicht gemeint. Nein, ich bleibe hier, Madam Olufsen! Das heißt, wenn Sie mich noch haben wollen!«

»Aber ja ... natürlich ... das heißt ...«

»Nun, Sie scheinen Ihre Bedenken zu haben ... Ja, das kann ich mir gut erklären. Ich bin in letzter Zeit ein wenig leichtsinnig gewesen. Reden wir nicht mehr davon. Aber mein Gott – was ist denn los, Madam Olufsen? Sie sind ja schon am frühen Morgen in vollem Staat. Wollen Sie zum Abendmahl gehen?«

»Nein, aber – wissen Sie das denn nicht? Schiffer Mortensen ist doch vorgestern angekommen. Und nun wollen wir ihn heut nachmittag mal besuchen.«

»Ich komme mit. Wir treffen uns auf dem Schiff. Ich habe wirklich Sehnsucht danach, den Alten wiederzusehen!«

»Irren Sie sich da auch nicht, Herr Sidenius? Solche Belustigungen sind doch bestimmt nichts mehr für Sie!«

»Papperlapapp, Madam Olufsen! Nun werden Sie bloß nicht gleich spitz. Wie gesagt, wir treffen uns auf dem Schiff! Abgemacht?«

Madam Olufsen mußte lächeln, so schwer ihr auch ums Herz war. Nie konnte sie ihm widerstehen, wenn er gute Laune hatte.

»Jaja!« sagte sie. »Sie wissen, bei Mortensen sind Sie immer willkommen. Er wird gleich vergnügt, wenn er Sie sieht. Ich meine fast, er hat an Ihnen einen Narren gefressen!«

Schiffer Mortensen war ein alter Freund des Hauses. Er wohnte in Flensburg und kam regelmäßig zweimal im Jahr mit seinem Schiff nach Kopenhagen, um Käse, Butter und Räucherwaren an Feinkostgeschäfte der Stadt und an einzelne persönliche Bekannte zu verkaufen. Wenn der Oberbootsmann bei seinem täglichen und gründlichen Studium der Schiffs- und Hafenliste im »Telegrafen« gelesen hatte, daß die »Karen Sofie« das Zollamt passiert habe und vertäut an der Börse liege, dann konnte er keine Ruhe finden, bis Tag und Stunde für einen Besuch festgelegt und Trine in die Stadt geschickt worden war, um den jungen Didriksen zu benachrichtigen. Auch er gehörte zu den Freunden der Familie. Er war Droschkenkutscher, wohnte in der Store Brøndstræde und hatte seit Jahren bei solchen Gelegenheiten sich und sein Fuhrwerk bereitwillig den Alten zur Verfügung gestellt.

Punkt drei Uhr hielt er auch diesmal vor dem Haus mit seinem Wagen, dessen Verdeck heruntergeklappt war und den er so blank geputzt hatte, als sei er für eine Großhändlerhochzeit in der Vor Frue Kirke bestimmt. Nach einigem Warten zeigte sich das betagte Ehepaar dem Dutzend Kinder aus der Nachbarschaft, das sich um die Kutsche versammelt hatte, und den weit mehr älteren Leuten, die diesem Triumphzug von Türen und Fenstern aus zusahen. Madam Olufsen trug einen Wiener Schal und eine große hellblaue Weintraube am Hut. Der Oberbootsmann war in seinem vornehmsten Beerdigungsstaat, die Medaille für fünfundzwanzigjährige treue Dienste und das Silberne Kreuz schimmerten unter dem aufgeknöpften Überrock hervor.

Während der Fahrt durch die Stadt erregte er wegen dieser Ehrenzeichen nicht geringes Aufsehen. Wie er so dasaß, weißhaarig und feierlich beide Hände fest auf den Horngriff des Regenschirms gelegt, erinnerte er an einen alten Admiral aus dem Anfang

des Jahrhunderts. Ohne Zweifel hätte er auch dementsprechend Ehrfurcht hervorgerufen, wenn sich nicht der junge Didriksen – stolz auf diese Gesellschaft – jeden Augenblick umgedreht und ihn laut und vertraulich angeredet hätte.

Zuerst machten sie eine Rundfahrt durch die Altstadt, betrachteten die großen neuen Gebäude, die überall entstanden, die Reste der Festungswälle, die gerade geschleift wurden, und die neuen überdachten Omnibusse, die aus Frederiksberg kamen und in dem Menschengewühl der Østergade Elefanten mit Reitern auf dem Rücken glichen. Vom Kongens Nytorv bogen sie dann nach dem Kanal ein, hielten einen Augenblick vor der Holmens Kirke, wo sie vor zweiundfünfzig Jahren getraut worden waren, und langten schließlich am Börsenkai an.

Per war schon da. Er begrüßte sie von der Reling der »Karen Sofie« aus, wo er – ein wenig müde – gesessen hatte und sich von der Frühlingssonne bescheinen ließ. Der Schiffer, ein älterer Mann mit Vollbart, kam von Bord, um die Gäste zu empfangen.

Unten im offenen Lastraum, sozusagen im Magen der »Karen Sofie«, zu dem eine Leiter vom Deck hinabführte, war eine Art Laden eingerichtet. Da hingen im Halbdunkeln Schinken, Würste, geräucherte Hammelkeulen und mühlsteingroße Käse und schimmerten geheimnisvoll wie Märchenschätze in Aladins Höhle. Mit Pers und Schiffer Mortensens Beistand wurde Madam Olufsen die Leiter hinunter bugsiiert. Danach folgte der Oberbootsmann, der sich hier auf dem Wasser als forscher alter Seemann zeigen wollte und deswegen jede Hilfe ablehnte. Er strauchelte jedoch schon bei der ersten Sprosse und hätte sich gewiß den Hals gebrochen, wenn ihn Schiffer Mortensen nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Trotzdem spottete der Oberbootsmann über den jungen Didriksen, der als letzter die Leiter hinabstieg und erst vorsichtig auf jeder Sprosse mit dem Fuß vorfühlte. »So krabbelt 'ne Laus auf 'm Kamm herum«, rief er ihm zu, eine Redensart, die seit den Tagen Christians IV. in der dänischen Marine verbreitet war.

Nach halbständigem gewissenhaftem Suchen und Schmecken, Wiegen und Feilschen wurde der Handel abgeschlossen, und die gekauften Waren wurden an Deck gebracht. Und nun ereignete sich etwas, was sich Jahr für Jahr mit derselben Regelmäßigkeit wiederholte wie ein Witz des Bolzenschlägers Fuss. Schiffer Mortensen öffnete die Tür zur Kajüte und lud seine Gäste zu einem kleinen Imbiß ein. Madam Olufsen wollte jedoch unter keinen Umständen die Einladung annehmen, die ihr völlig überraschend kam. Auch der Oberbootsmann weigerte sich auf das bestimmteste, die Zeit ihres Freundes in Anspruch zu nehmen, während der junge Didriksen, der diese Formalitäten nur allzu gut kannte, den Priem belustigt aus dem Mund holte und ihn in die Westentasche steckte.

So saß man bald in der gemütlichen kleinen Kajüte an einem gedeckten Tisch, wo man schnell die erheuchelte Bescheidenheit überwand.

Per fühlte sich stets sehr wohl in der Gesellschaft dieser einfachen Menschen. Nie aß er mit besserem Appetit als an einem Tisch wie diesem, der wohlversehen war mit kräftigen Fleischgerichten, Schnaps und Bier. Bei den schlichten Bürgersleuten und ihren munteren, natürlichen Reden gefiel es ihm noch immer am besten. Hier war er nicht wie im »Gryde« ein schweigsamer und kritischer Beobachter; er nahm lebhaft an

der Unterhaltung teil und schwatzte mit über das Wetter und die Marktpreise, über die Fährmöglichkeiten und die Regierung.

Nachdem man gegessen hatte und der Tee und die Rumflasche auf dem Tisch standen, kam die Rede auf die Kriegsjahre und die darauf folgende Teuerung. Aus der Kriegszeit erinnerte sich Per nur noch an das erste Einrücken des Feindes in das Pfarrhaus, als Garten und Hof plötzlich mit Soldaten und Pferden überschwemmt waren, so daß das Gebäude geräumt werden mußte, mit Ausnahme des oberen Stockwerkes, wo sich die große Familie in ein paar Zimmern zusammendrängte. Per war damals erst sieben, acht Jahre alt gewesen. Er hatte alles äußerst unterhaltend gefunden und nicht begreifen können, was es da zu weinen gab. Schiffer Mortensen dagegen war als Südjüte den eigentlichen Kriegsereignissen viel näher gewesen und machte sich gern das Vergnügen, mit derbem Pinsel die Greuelthaten auszumalen, deren Zeuge er 1864 und im Dreijährigen Krieg gewesen war. So genoß er auch mit Befriedigung, daß sich Madam Olufsen die Ohren zuhielt und den Krieg für eine Scheußlichkeit erklärte.

Doch dies erregte den Ehrgeiz des Oberbootsmanns; wenn er ein wenig getrunken hatte, geriet er leicht in kämpferische Stimmung. 1864 war er schon pensioniert gewesen. Auch an den ersten kriegerischen Auseinandersetzungen hatte er nicht teilgenommen, da er damals gerade mit Knochenfraß im Hospital lag. Deshalb redete er gerne abfällig über diese »deutschen Kriege«, deren Unglück für das Land sich keinesfalls mit dem der Kriege gegen die Engländer messen konnte, die er sowohl 1801 und 1807 als auch 1814 erlebt hatte. »Damals mußten wir hübsch artig Norwegen heraussuchen und die ganze Flotte! Ja, das war noch was, worüber sich zu reden lohnte!« Um den Schiffer zu übertrumpfen, der von den Düppeler Schanzen und von Fredericia erzählt hatte, fing er an, von der Beschießung Kopenhagens und von der Schlacht auf der Reede zu berichten, die er, fünf Jahre alt, vom Zollamt aus miterlebt hatte. Da hatte er gesehen, wie die Verwundeten in Booten an Land geschafft wurden, die »voll blutigen Fleisches waren wie Schlächtermulden«.

Aber nun wollte Madam Olufsen kein Wort mehr hören, und da es außerdem zu dämmern begann, wollte sie nach Hause. Jetzt stellte sich aber heraus, daß der junge Didriksen unter dem Eindruck der Demütigungen, die das Vaterland hatte hinnehmen müssen, eingeschlafen war. Er saß mit zurückgesunkenem Kopf und offenem Mund da. Als man ihn wachrütteln wollte, fiel sein Oberkörper vornüber, und er schlief weiter, Kopf und Arme auf dem Tisch, obwohl er im Fallen ein Bierglas umgestoßen hatte, dessen Inhalt sich über seine Knie ergoß. Nachdem man diesen Anblick eine Zeitlang mit verwundertem Schweigen betrachtet hatte, hob Per die Rumflasche hoch und stellte fest, daß sie jemand in aller Stille bis auf den Boden geleert hatte. Und da begriff man, daß der junge Didriksen total betrunken war.

Madam Olufsen war tödlich beleidigt. Draußen am Kai hielt der Wagen mit der krummbeinigen Mähre, die die ganze Zeit über geduldig stillgestanden und in den leeren Futtersack hineingeseufzt hatte. Nun wurde allen sehr bald klar, daß man hier gar nichts weiter tun konnte, als den Kutscher auf dem Schiff zurückzulassen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hatte. So bekam der große Festtag einen traurigen Abschluß. Die beiden Alten mußten in ihrem Sonntagsstaat zu Fuß von dannen trotten,

jeder einen eingewickelten Schinken unter dem Arm. Und aus ihren Taschen guckten die Würste und Hammelkeulen hervor.

Per geleitete seine Wirtsleute bis an Holmens Bro, wo er ihnen in eine Straßenbahn half. Er selber mochte nicht nach Hause, sondern wollte nach all dem Lachen und den vielen starken Getränken noch ein wenig frische Luft schöpfen. Einen Augenblick betrachtete er sich im Spiegel eines Ladenfensters und ging dann langsam den Kanal entlang zur Højbro.

Es war um die Stunde, da der Sonnenschein hoch über den Dächern liegt und den Turm der Helligaandskirke vergoldet, während sich unten in den Straßen mit den erleuchteten Geschäften schon das abendliche Leben regt. Hier auf dem Marktplatz war es fast noch taghell. Die Spatzen hüpfen hin und her und durchsuchten den Straßenschmutz. Die eben angezündeten Laternen brannten hinter den Glasscheiben mit einer bleichen, geisterhaften Flamme, denn noch gleißte auf den Laternenscheiben das Licht der untergehenden Sonne. Langsam bog Per in die Østergade ein, die voller Passanten war. Beim Anblick dieser vielen Menschen wurde er ein wenig melancholisch. Trotz der Abendkühle und mancher roter Nasen war Frühling in der Luft. Man konnte es an den Augen der jungen Leute sehen und an den Stimmen hören, die voller Erwartung waren. Vor den großen Schaufenstern der Damenmodengeschäfte drängten sich die Leute, um die neuen Frühjahrsmodelle zu betrachten. Und alle Gecken trugen einen Veilchenstrauß im Knopfloch.

Per war hinter ein Liebespaar geraten, das sich beim Gehen dicht aneinanderschmiegte und sich so rhythmisch bewegte, als seien die beiden von den Schultern bis zu den Fersen zusammengewachsen. Er sah die Augen des jungen Mädchens, die schelmisch bewundernd an denen des Geliebten hingen; und er dachte an die Freuden der vergangenen Nacht und bekam immer schlechtere Laune. Er konnte nicht anders, er ärgerte sich jetzt über das, was er nun geradeheraus seine Einfältigkeit nannte. Besonders erinnerte er sich an eine Einzelheit, die ihn mit der liebeshungrigen Frau aussöhnte: Es war die Art, wie sie ihren Busen zugedeckt hatte, als er gehen wollte. Das war fast rührend gewesen. Und die Rosen auf Neergaards Sarg. Sie mußte ihn wirklich geliebt haben. Wie hatte er sich nur darüber aufregen können? Das Leben nahm nun einmal keine kleinliche Rücksicht. Es forderte Beweglichkeit, und wo es sich in seiner ganzen Gewalt aufrichtete, sprengte es alle Regeln und Gewohnheiten. In Wirklichkeit lag etwas Erhabenes, etwas religiös Berausches in einem so unbezwingbaren Liebestrieb, der alle kleinlichen Regungen des Herzens, ja selbst das Grauen des Todes überwand. Diese unerschrockene, alles vergessende Hingabe an die Natur war vielleicht gerade höchster Ausdruck des Lebens. Die »Mächte der Finsternis«, vor denen er gezittert hatte, als er an ihrem Bett stand und sich trotz aller Gewissensbisse zu ihren weißen Armen hingezogen fühlte – das waren die eigentlichen Urkräfte seines Wesens, die eine Schicht nach der anderen von den jahrtausendealten Vorurteilen absprengten. Ja, so war das! Es gab keine andere Hölle als die, die sich die Menschen selbst in ihrer Gespensterfurcht vor der Lust des Lebens und der Allmacht des Fleisches schufen. Die Liebesumarmungen von Mann und Frau waren das Himmelreich, in dem aller Sorgen Vergessen, aller Sünden Verzeihung lag, wo sich die Seelen in schuldloser Nacktheit begegneten wie Adam und Eva im Garten des Paradieses.



Ein halbvergessenes Wort, eine unklare Erinnerung stand plötzlich wie mit Flammenschrift vor ihm: Neergaards spöttische Äußerung über jenen Bauernjungen im Märchen, der in die Welt hinauszog, um ein Königreich zu erobern, aber sich ständig umsah und – als sich das Wunderland wirklich vor ihm auftat mit all den Herrlichkeiten Schlaraffiens nach Hause in die gemütliche Ofenecke und zu den Rücken seiner Mutter flüchtete.

Per errötete vor Scham. Wie jämmerlich war er dieses erste Mal zu kurz gekommen, als das Leben in vollem Ernst seinen Glauben und seinen Mut erprobt hatte. – Doch ließ sich das Geschehene nicht wiedergutmachen? Wenn er ihr zum Beispiel einen Brief schriebe, ihr alles erklärte und sich entschuldigte?

Er war inzwischen in der Hjertensfrydgade angekommen. Die Frau des Schiffszimmermanns im Erdgeschoß öffnete ihre Tür und erzählte ihm, in seinem Zimmer warte ein Herr auf ihn.

»Das ist derselbe Herr, der gestern schon mal hier war. Es ist gewiß ein Pastor. Über eine Stunde sitzt er schon da drin!«

Es stellte sich heraus, daß es sein Bruder Eberhard war. Er saß im Schaukelstuhl am Tisch. Die Lampe war angezündet, und der Schatten seines Kopfes zeichnete sich unförmig auf der kahlen Wand ab. Er hatte den Mantel anbehalten, und seine Hände, die in Wollhandschuhen staken, ruhten auf dem Griff eines Regenschirms, der zwischen seinen Knien stand.

»Ich hatte es beinahe schon aufgegeben, dich zu treffen«, sagte er, nachdem sie sich begrüßt hatten. »Du weißt vielleicht, daß ich gestern schon einmal hier war.«

Per sagte nichts. Sein Herz klopfte. Er begriff, daß der Bruder ihm irgend etwas Wichtiges mitteilen mußte, wenn er ihn zwei Tage hintereinander aufsuchte. Es war auch nicht schwer, Eberhard anzusehen, daß er sich der Wichtigkeit seines Besuches bewußt war. Sein ganzes Auftreten war deutlich darauf berechnet, bei Per Eindruck zu erwecken. Aber gerade deswegen nahm dieser all seine Kraft zusammen und bemühte sich, gleichgültig zu erscheinen.

»Willst du eine Zigarre?« fragte er, während er – ganz schwindlig – dachte: Sollte Mutter gestorben sein?

»Danke, ich rauche nicht«, erwiderte Eberhard.

»Vielleicht ein Glas Bier?«

»Ich enthalte mich jeglicher alkoholischer Getränke. Das bekommt mir am besten. Und außerdem nehme ich grundsätzlich niemals außerhalb der Mahlzeiten etwas zu mir.«

Per lächelte. Obwohl er selbst nicht das Bedürfnis hatte, etwas zu trinken, holte er eine Flasche Bier aus dem Eckschrank und öffnete sie.

»Siehst du, so barmherzig bin ich, daß ich meinem Durst entgegenkomme, ohne Rücksicht auf den Glockenschlag!« sagte er.

Eine Weile saß Eberhard da und drehte den Regenschirm. Seine großen wäßrigen Augen beobachteten den Bruder, der sich ihm gegenüber am Tisch niedergelassen hatte und jetzt schnell ein Glas hinuntergoß.

»In dieser Beziehung bist du anscheinend gewissenhafter als erforderlich«, bemerkte er schließlich.

»Bist du hergekommen, um mir das zu sagen?« entgegnete Per kampflustig.

Eberhard machte eine schwache abweisende Handbewegung. »Du weißt, ich mische mich nie in deine Angelegenheiten. – Ich habe dich aus ganz andern Gründen aufgesucht.«

Per wollte noch immer nicht fragen – er wagte es einfach nicht. Er war über sich selbst erstaunt und begriff nicht, daß die bloße Ahnung einer Hiobsbotschaft von daheim ihn so stark beeindruckte. Er hatte geglaubt, über derartige Gefühle längst hinweggekommen zu sein. Seine Angehörigen waren in den letzten Jahren für ihn wie tot gewesen, und die Anwesenheit des Bruders weckte nicht im entferntesten Sehnsucht nach dem Elternhaus in ihm. Im Gegenteil. Wie Eberhard so dasaß, die Hände auf dem Regenschirm, und ihn mit seinen Ziegenbockaugen von der Seite musterte, entfachte er aufs neue all die unversöhnlichen Gefühle der Vergangenheit in ihm. Die feierliche Anklage in Haltung und Mienenspiel, dieses schweigende Zurschautragen gekränkter Familienehre, die dumpfe Atmosphäre der Selbstgerechtigkeit, wie sie ihm aus Eberhards zugeknöpfter Erscheinung entgegendrang, erinnerte ihn so lebhaft an die Qualen der Kinderjahre, daß es ihm war, als sei selbst der verhaßte Geruch nach verbranntem Torf aus den Stuben des Pfarrhauses mit der Person des Bruders zu ihm gekommen!

Und doch lag in dem Blick, mit dem Eberhard ihn betrachtete, aufrichtiger Kummer, eine wirklich brüderliche Teilnahme. Das kellerartige Kämmerchen mit dem armseligen Mobiliar, der kahle Fußboden und die leeren Wände, dieser öde Raum, der trotz aller Pflege Trines wie ein Abbild der Heimatlosigkeit schien, hatte sein Mitgefühl geweckt. Er wartete nur auf einen Anlaß, um das Bruderherz sprechen zu lassen.

Per gab ihm jedoch keinen Anlaß, und so saßen sich denn beide eine Weile schweigend gegenüber.

»Übrigens, ich bin eben von einer kleinen Reise zurückgekehrt«, begann Eberhard, gleichsam tastend. »Ich war einige Tage zu Besuch daheim.«

»Aha. Es geht ihnen doch gut?« erwiderte Per wie nebenbei.

»Ach nein, das kann ich nicht gerade behaupten. Vater kränkelt in letzter Zeit sehr viel.«

»So?«

»Es geht ihm sogar ziemlich schlecht.«

»Was fehlt ihm?«

»Bevor ich abreiste, hatte ich eine längere Unterredung mit Doktor Carlsen, der mir bestätigte, was ich schon längere Zeit aus den Briefen von daheim herausgeföhlt hatte. Vaters Zustand gibt zu sehr ernsten Sorgen Anlaß. Kurz, ich glaube, wir müssen darauf vorbereitet sein, daß wir ihn nicht mehr lange behalten werden.«

Per, der die Augen des Bruders prüfend auf sich ruhen fühlte, verzog keine Miene, obwohl ihm das Herz in der Brust hämmerte. Er empfand bei der Nachricht keinen Kummer, nicht einmal Wehmut und auch keine Reue. Ihn erfaßte Unruhe, eine

merkwürdige Angst in der Herzgegend. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, Vater oder Mutter könnten sterben, ehe er sich ihnen gegenüber durch sein Lebenswerk und seinen Sieg gerechtfertigt hatte. Und nun traf ihn die Botschaft gerade in dem Augenblick, da seine großen Hoffnungen beschämend zunichte gemacht worden waren.

»Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach Krebs«, fuhr Eberhard fort. »Doktor Carlsen hat zwar das Wort nicht ausgesprochen, doch aus seinen Äußerungen ging ziemlich klar hervor, daß er sich nicht mehr im Zweifel war. Vater ist allerdings noch auf und leitet die Amtsgeschäfte, soweit seine Kräfte es gestatten. Du kennst ja sein strenges Pflichtgefühl. Aber das hält er nur noch einige Monate durch. Ich habe den Eindruck, er ist darauf vorbereitet, bald heimzugehen. Mutter ist natürlich sehr niedergeschlagen; aber sonderbar genug – es ist, als habe ihr die Sorge um Vaters Zustand neue Lebenskraft geschenkt. Sie steht sogar wieder ein wenig auf, um in dieser Zeit mehr um Vater sein zu können; aber ich glaube, diese wunderbare Gnade – so dankbar sie dafür ist – erscheint ihr gleichzeitig als Mahnung, daß Vaters Stunde nahe ist.«

Obwohl Eberhard kein Theologe war, hatte er eine Vorliebe für biblische Wendungen. Er war Jurist, und seine Fachkollegen betrachteten ihn sogar als einen ungewöhnlich klaren und scharfsinnigen juristischen Kopf. Trotz seiner Jugend genoß er bereits hohes Ansehen. Erst kürzlich hatte er durch eine Abhandlung über das Gefängniswesen und dessen pädagogische Aufgaben, die in einer Zeitschrift erschienen war, Aufmerksamkeit erregt. Er war in einem der Hauptbüros dieses Verwaltungsgebiets angestellt, und da er ein Muster an Fleiß und Pflichterfüllung war, hielten seine Vorgesetzten große Stücke, auf ihn.

»Ich dachte, du müßtest rechtzeitig über die Verhältnisse unterrichtet werden«, fuhr er fort, als Per noch immer schwieg. »Mir schien, du dürftest nicht unvorbereitet sein, falls die Katastrophe früher als erwartet eintreten sollte. Wir – und ich rede hier im Namen aller deiner Geschwister und nach Rücksprache mit ihnen –, wir meinten auch, du würdest dich vielleicht veranlaßt fühlen, wenn du Kenntnis von Vaters Zustand erhieltest – ich meine, du könntest das Bedürfnis haben, eine Annäherung an Vater zu suchen, ehe es zu spät ist.«

»Ich verstehe nicht... Was soll das heißen?« fragte Per schroff, konnte sich aber nicht entschließen, den Bruder anzusehen.

»Ja, ich will mich – wie schon gesagt – keinesfalls in deine Angelegenheiten mischen. Du mußt das jetzt mit deinem Gewissen abmachen, ob du glaubst, das Verhältnis verantworten zu können, das du seit langem den Eltern gegenüber hast. Ich habe nicht einmal den *Wunsch*, mich näher darüber auszusprechen. Dagegen fühle ich mich verpflichtet, dich schon jetzt darauf aufmerksam zu machen, daß Vaters Heimgang auch auf die pekuniären Verhältnisse zu Hause wesentlichen Einfluß haben wird. Ich weiß, Vater hat dir bisher – ohne allerdings von deiner Seite die geringste Anerkennung dafür erfahren zu haben – regelmäßig einen Zuschuß zukommen lassen, der vielleicht nicht gerade reichlich bemessen war, der aber – das kann ich mit Bestimmtheit sagen – seine Möglichkeiten weit überschritt. Und er hat dies getan, um sich nicht vorwerfen zu müssen, daß er sich deinen Studien gegenüber – oder wie man es nennen soll – gleichgültig gezeigt hätte, wenn er auch weder deine Fähigkeiten noch deine Fortschritte beurteilen konnte.«

»Ich weiß.«

»Diese Unterstützung wird natürlich in dem Augenblick aufhören, wenn Vater aus der Welt geht. Mutters Verhältnisse werden dann sehr begrenzt sein, und es wird notwendig sein, auf allen Gebieten größte Sparsamkeit einzuführen.«

»In dieser Hinsicht Sorge dich bitte nicht meinetwegen«, erwiderte Per, der jetzt im stillen beschloß, Neergaards Erbschaft anzutreten, um vom Elternhaus völlig unabhängig zu werden.

»Ich habe schon selbst daran gedacht, nach Hause zu schreiben, daß ich in Zukunft in der Lage bin, ganz und gar für mich zu sorgen. Ich brauche keine Hilfe mehr.«

Der Bruder machte große Augen. Als aber Per keine weiteren Erklärungen gab, wurde er feierlich verschlossen und schwieg eine Weile. Lange konnte er jedoch seine Neugierde nicht zügeln.

»Darf ich fragen ... wie denkst du dir...«, begann er.

Aber Per unterbrach ihn. »Ehrlich gesprochen, du solltest jetzt mit deiner Absicht Ernst machen und dich nicht in meine Angelegenheiten einmischen. Ich habe dir schon gesagt, daß mir das unangenehm ist.«

Eberhard erhob sich. Er war bleich geworden, und sein Mund mit dem hervortretenden Unterkiefer war verzerrt vor Erregung.

»Ja, ich sehe, es ist zwecklos, mit dir zu reden. Es ist wohl das richtigste, wenn wir die Unterhaltung nicht länger fortsetzen.«

»Wie du willst.«

Eberhard nahm seinen Hut. Doch als er an der Tür stand, drehte er sich noch einmal zu Per um, der am Tisch sitzen geblieben war, und sagte: »Eines muß ich noch hinzufügen, Peter Andreas! Wenn du es auch – so wie du veranlagt bist – wahrscheinlich schwer verstehen wirst: Vater denkt in dieser Zeit an keinen mehr als an dich. Als ich zu Hause war, verging kein Tag, an dem er sich nicht mit mir über dich unterhalten hätte... und Mutter übrigens auch. Schon lange mußten sie ja den Versuch aufgeben, durch Überredung auf dich einzuwirken. Sie konnten nur hoffen, das Leben würde dereinst deinen Sinn beugen und dich lehren, was du ihnen schuldest. Nun ist Vaters Zeit wahrscheinlich bald um. Hüte dich, Peter Andreas, eine Sünde zu begehen, die du sicher – früher oder später – bitter bereuen wirst!«

Nachdem der Bruder gegangen war, blieb Per, die Hand unterm Kinn, eine Zeitlang sitzen und starrte finster vor sich hin.

»Den Sinn beugen« ... »bittere Reue« ... »Sünde« ... »Gnade«... Wie er diese Lektion kannte. Der ganze Gespensterkatechismus war wiederholt worden. Und wie bezeichnend es war – ein echt Sideniusscher Charakterzug –, Krankheit und Tod zum Anlaß zu nehmen, um zu versuchen, ihn wieder in den Schoß des Elternhauses und der Kirche zurückzujagen ... den Tod selbst als Werbekorporal für die schwarze Kreuzträgerschar zu benutzen. Denn was konnten sie wohl weiter von ihm wollen, als ihn zum Gehorsam gegenüber der Familienzucht zu zwingen? Nach wem hatten sie ausgesandt? Nach ihm selbst, so wie ihn die Natur in einem ihrer lichten, glücklichen Momente erschaffen hatte? Nein, worauf sie ungeduldig warteten, das war seine

Unterwerfung. Jetzt, da der Vater bald sterben würde, hatten sie es eilig mit seiner Demütigung. Er kannte sie! Damit sie ihren Seelenfrieden hatten, sollte sein Lebensmut gebrochen werden. Ihre Frömmerei duldet nicht den Anblick eines geraden Rückens oder eines erhobenen Kopfes, wenn nicht die »Gnade« daran Anteil hatte.

Er sah auf, ihn fröstelte. Sonderbar kalt und düster war es nach dem Besuch des Bruders im Zimmer geworden. Warum konnten sie ihn nicht in Frieden lassen? Er hatte die alten häßlichen Gefühle der Vergangenheit begraben und einen Pfahl durch sie hindurchgetrieben. Wozu sie wieder heraufbeschwören? ... Sein Vater? Nun ja, mochte er sterben! Er schuldete ihm keine Liebe. Er schuldete ihm eine Reihe von Jahren, an die er am liebsten nicht dachte. Dafür hatte er ihn aus seiner Erinnerung gelöscht. Sie waren quitt.

Per trank sein Glas aus. Dann erhob er sich mit einem Ruck, als wolle er einen bösen Traum abschütteln, und ging zu den Alten hinauf, um durch eine Plauderstunde wieder das innere Gleichgewicht zu finden.

## Fünftes Kapitel

Eberhards Besuch und die Nachricht von der Krankheit des Vaters erhielten für Per dennoch Bedeutung. Sie setzten der willenslosen Selbstaufgabe der letzten Wochen, durch die er seine Niederlage bei Professor Sandrup vergessen wollte, ein Ende. Noch am selben Abend holte er seine Zeichnungen und Berechnungen aus der Kommodenschublade hervor, und die ganze Nacht saß er am Tisch, den Kopf zwischen den Händen, und starrte grübelnd auf seine Papiere, bis Linien und Striche ihm vor den Augen tanzten und sein Kopf schwer wurde von all den fünfstelligen Zahlen, die darin wie schwärmende Bienen in einem Bienenkorb summten. In dieser Nacht legte er sich selbst das feierliche Versprechen ab, nicht eher zu ruhen, bis er sich von der Undurchführbarkeit des Planes überzeugt oder alle Schwierigkeiten überwunden und seinen Gedanken zum Sieg geführt hatte.

Es dauerte denn auch nur wenige Tage, bis es ihm gelungen war, durch eine Verlegung seiner Kanallinie den Grundschaten zu beheben, auf den Professor Sandrup hingewiesen hatte. Um ganz sicher zu sein, daß er nicht wieder von einem Rechenfehler genarrt wurde, machte er diesmal eine umständliche Gegenprobe auf seine Berechnung der Strömungsgeschwindigkeit. Als er sah, daß das Ergebnis stimmte, lösten sich seine Spannung und seine Freude in einem ohrenbetäubenden trillernden Pfeifen. Er fühlte wieder festen Boden unter den Füßen. Seine Arbeit war also nicht umsonst gewesen; die tausend Nächte, die sie ihn gekostet hatte, waren nicht vergeudet. Holla! Es war vielleicht noch genug Zeit, den Sieg zu erringen, ehe der Vater daheim im Pfarrhaus seine Augen schloß.

Per ordnete jetzt sein Verhältnis zum Neergaardschen Erbe schnell und ohne neuerliche Skrupel. Er sagte sich, übertriebenes Feingefühl nütze nichts. Dergleichen Empfindungen gegenüber müsse man sich hart machen, wenn man mit leeren Händen durch die Welt kommen wollte. Übrigens stellte sich heraus, daß die Summe gar nicht so groß war, wie er erwartet hatte. Bei seinem Besuch im Büro des Rechtsanwalts wurde ihm mitgeteilt, der Nachlaß sei »ziemlich belastet«. Er begnügte sich mit dieser Erklärung, ohne daran zu denken, eine nähere Untersuchung vorzunehmen. Ein paar tausend Kronen würden nach Meinung des Rechtsanwalts wohl übrigbleiben. Das bedeutete für Per mindestens ein Jahr Ruhe zum Arbeiten. Er erhielt sofort einen Vorschuß, der ihm sehr bereitwillig ausgehändigt wurde, und konnte seine Schulden begleichen.

Nun gab er auch seinen Nachhilfeunterricht und jede andere Nebenbeschäftigung auf, zu der die Not ihn gezwungen hatte, um sich völlig dem großen Werk widmen zu können. Ungeduldig wie ein junger Bär, der sich aus seinem ersten Winterschlaf erhebt, schüttelte Per die Mattigkeit des langen Müßiggangs ab und stürzte sich in seine Arbeit. Während der Frühling mit Sonnenschein und schwarzblauen Hagelschauern übers Land zog, saß er den ganzen Tag und die halbe Nacht in seiner Kammer über die Papiere gebeugt, taub für das Pfeifen der Stare draußen in den Bäumen, blind für den rosaroten Schnee der Apfelblüten, die vor seinem Fenster herabrieselten. Allmorgendlich weckte ihn das Geläut der Glocke von Nyboder. Er saß schon an seinem Arbeitstisch, wenn Madam Olufsen in ihrer großgeblühten Nachtjacke draußen

auftauchte, das Schlafzimmermöbel unter der Schürze, um die Aurikeln im Garten zu begießen.

Trotz des verhältnismäßigen Wohlstands, zu dem er nun gelangt war, veränderte er seine Lebensweise nicht, die eher in noch höherem Grade von seiner angeborenen und anezogenen Sparsamkeit geprägt wurde. Doch schaffte er sich verschiedene recht kostbare Fachbücher und andere technische Schriften an, die er für seine Arbeit benötigte, und abonnierte eine deutsche und eine amerikanische Fachzeitschrift. An der polytechnischen Lehranstalt ließ er sich nicht mehr blicken. Er ahnte, daß seine früheren Studienkameraden von seinem Besuch bei Professor Sandrup und dessen Ergebnis erfahren hatten. Außerdem hielt er es für Zeitvergeudung, sich noch länger die endlosen Vorlesungen dieser pedantischen Stubengelehrten anzuhören, die von den Forderungen des praktischen Lebens sprachen wie der Lahme vom Tanzen.

Frau Engelhardt sah er nicht wieder. Zuweilen dachte er zwar noch an die Möglichkeit einer Versöhnung; doch irgendwelche Schritte dazu hatte er nicht unternommen. Wie sehr er sich auch über sein Verhalten in jener Nacht schämte, so hatte das Erlebnis doch ein gewisses Mißtrauen gegen die hochgepriesenen Freuden des galanten Abenteuers bei ihm hinterlassen. Er fragte sich, ob sie wirklich die zahllosen Beschwerlichkeiten, die damit verbunden waren, all das Komödienspielen und besonders die großen Unkosten wert waren. Sobald die Versuchung ihn überkam, die Bekanntschaft mit der liebeserfahrenen Frau zu erneuern, brauchte er nur an das sündhaft viele Geld zu denken, das sie ihn an dem *einen* Abend gekostet hatte – und dann fiel es ihm gewöhnlich nicht schwer, sie über Kanalprofilen und Wasserstandsrechnungen zu vergessen.

Wenn die Sonne schien, standen seine Fenster weit offen. Schmetterlinge und Bienen verirrten sich zu ihm herein, ohne daß ihn der Anblick lyrisch stimmte. Er ließ sich höchstens einmal dazu herab, bei der Arbeit zu pfeifen; dann steckte der Oberbootsmann zuweilen seinen Kopf zum Fenster herein, um seiner Freude über Pers gute Laune Ausdruck zu verleihen, oder Madam Olufsen stellte eine Tasse dampfenden Kaffee aufs Fensterbrett und bat ihn, sich doch »ein wenig Zeit zum Atemschöpfen« zu gönnen. Hatte die gute Frau eine Zeitlang gefürchtet, daß ihr Mieter ernstlich auf Abwege geraten sei, so waren ihre Sorgen nun eher entgegengesetzt.

»So trinken Sie doch den Kaffee, solange er noch warm ist«, mahnte sie mitunter in dem befehlenden Ton, hinter dem sie ihre mütterlichen Gefühle für ihn verbarg.

Dann warf Per Tuschfeder oder Reißstift hin, zündete sich eine kleine Shagpfeife an und lehnte sich zum Fenster hinaus, um sich mit den Alten zu unterhalten, die sich in dem kleinen Garten zu schaffen machten, wo der Platz so beengt war, daß die beiden großen Menschen sich kaum bücken konnten, ohne mit dem Teil des Rückens zusammenzustoßen, von dem Olufsen mit einer respektlosen Anspielung auf die Schöpfungsgeschichte zu sagen pflegte, er »sei von alldem, was noch übrig war, hinterher angeklatscht worden«.

Es dauerte jedoch selten lange, bis Per von neuem die Unruhe packte. Und dann saß er wieder über seine Zeichnungen gebeugt und sah im Geiste Hacken und Schaufeln in der Sonne blitzen, sah, wie Hügel planiert und Moore und Seen aufgefüllt wurden, vermeinte das dumpfe Dröhnen von detonierenden Minen zu hören, die durch einen

Druck seines Fingers den Grund der Erde erschütterten. Er hatte seinen Plan wieder verschiedentlich umgeformt und erweitert. So hatte er – in direktem Anschluß an das Kanalnetz – den Plan für einen großen neuen Hafen an der Westküste Jütlands entworfen, für einen Welthafen, der mit Hamburg und Bremen konkurrieren konnte. Und nicht genug damit. Während er sich mit dieser Aufgabe beschäftigte, war er auf die Idee gekommen, die Energie der Nordsee auszunutzen. Mit Hilfe riesiger in die Brandung hinaus gelegter Bojen aus zusammengenieteten Eisenplatten sollte die Kraft des Meeres über Leitungen Industrieanlagen am Strand zugeführt werden. Auch die Arbeitskraft des Windes gedachte er durch Motore nutzbar zu machen, die die Energie sammeln und verdichten sollten. Dadurch würden die Bedingungen entstehen, das ganze Land in ein Industrieland ersten Ranges zu verwandeln.

Abends, wenn das Wetter schön war und ihm der Kopf schwindelte von der Arbeit des Tages, setzte sich Per zum Oberbootsmann auf die Bank am Zaun, die unter ein paar zusammengenagelten Latten stand, über die ein Fetzen Segeltuch gelegt war. Das war die sogenannte »Laube«, und von hier hatte man nach Meinung der Alten den besten Überblick über den kleinen Garten. Hin und wieder kam dieser oder jener alte Freund des Hauses vorbei, mochte es nun der hochbetagte Oberzimmermann Bendtz sein, der am Stock herbeihinkte, um sich über seine Gicht zu beklagen, oder der immer lustige Bolzenschläger Fuss mit seinem kirschfarbenen Gesicht und dem weißen Gorillabart. Madam Olufsen mischte dann einen Grog für jeden von ihnen, und Trine mußte schnell in die Krokodillegade zu Bolzenschlägers laufen und die Gitarre holen. Im Obergeschoß des gegenüberliegenden Hauses wohnte nämlich ein junger Oberkanonier, der trefflich die Hopfenflöte blies. Jeden Abend saß er am offenen Fenster, das lange, selbstgefertigte Instrument vor sich, und wenn dann Fuss mit seiner Gitarre einstimmte, erklang ein kleines Konzert, das im ganzen Viertel Freude erregte. Ringsumher reckten sich die Leute aus den Fenstern, um zuzuhören. Die Kinder auf den kleinen Höfen nebenan hielten im Spiel inne und kletterten auf die Zäune, um etwas zu sehen. Ja sogar die Spatzen, die sich für die Nacht in den Baumwipfeln zur Ruhe gesetzt hatten, flogen lautlos wie Eulen auf die Dachfirste und saßen da oben mit schiefen Köpfen und lauschten andächtig.

An einem solchen Musikabend sah Per zum ersten Mal ein hübsches junges Mädchen, das hinter einem geöffneten Fenster im Obergeschoß eines der Nachbarhäuser stand. Sie hatte beide Arme auf den Rücken gelegt und schien ganz versunken im Genuß des Konzertes und im Anblick der treibenden Wolken am Abendhimmel. Aber die zunehmende Röte ihrer Wangen verriet, daß sie sehr wohl um ein Paar dreiste Männeraugen wußte, die sie von der Laube des Oberbootsmanns aus beobachteten.

Das Haus gegenüber war die Dienstwohnung Meister Jacobæus', eines angesehenen Bürgers Nyboders, dessen Gattin »gnädige Frau« genannt wurde, jedenfalls von den Untergebenen ihres Mannes. Später erfuhr Per von Madam Olufsen, daß das junge Mädchen die Tochter von Meister Jacobæus' Bruder war und erst kürzlich in die Stadt gekommen sei, das Schneidern zu lernen.

Seit jenem Abend verbrachte Per die Stunde des Sonnenuntergangs regelmäßig auf der Bank neben dem Oberbootsmann, um von hier aus die Fenster des Nachbarhauses zu beobachten. Und meistens zeigte sich das junge Mädchen bald am Fenster und



machte sich an den Blumen oder am Vogelkäfig zu schaffen. Zuweilen öffnete sie auch ein Fenster, rückte die Blumentöpfe etwas zur Seite und lehnte sich hinaus, um den Blick über die Dächer gleiten zu lassen oder hinab in den Hof gegenüber oder zum Himmel hinauf kurz, überallhin, nur nicht hinab in den Garten des Oberbootsmanns.

Sie würdigte Per überhaupt keines Blickes, so sehr er sich auch anstrebte, der stummen Sprache eine telegrafische Verbindung über den Bretterzaun hinweg zu eröffnen. Aber eines Morgens, als er aus der Haustür trat, erblickte er sie zum ersten Mal außerhalb des Hauses. Sie kam gerade aus dem Bäckerladen und überquerte die Straße – in grünen Plüschpantoffeln, einen Henkelkorb in der Hand. Er konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er bemerkte, wie unglücklich, ja erbittert sie war, daß er ihr unter so wenig anziehenden Umständen begegnete; aber diese Verschämtheit machte sie in seinen Augen nur noch anziehender, und er entschloß sich, den Hut zu ziehen. Sie tat, als sähe sie ihn nicht. Doch noch am selben Nachmittag verschaffte sie sich ein glänzende Genugtuung. Per kehrte gerade von einem seiner kurzen Spaziergänge auf der Langelinje zurück, als sie in einer feschen hellen Frühlingsjacke, eine große Seidenschleife unterm Kinn und mit schleierumwogtem Hut aus der Haustür des Onkels trat. Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, um den letzten Knopf an einem Paar neuen schwarzen Handschuhen zuzuknöpfen. Darauf ging sie langsam, beide Hände in den Jackentaschen, nach dem Wall hinunter, ohne auch nur einen kurzen Blick nach der Seite geworfen zu haben, von der Per kam. Doch auch diesmal mußte er lächeln. Er hatte nämlich vorher ihr Gesicht in Meister Jacobæus' Spion bemerkt, und er erriet, daß sie ihn hatte ausgehen sehen und daß sie in all ihrem Staat da oben gestanden hatte, um auf seine Rückkehr zu warten.

Pers Interesse war erwacht, und er beschloß eine kühnere Annäherung. Er beauftragte Trine, sich nach der Schneiderwerkstatt zu erkundigen, wo sie lernte, und auch, wann sie dort weggehen pflegte. Und eines Abends gegen sieben Uhr überraschte er sie am Nørrevold, als sie gerade ein Schaufenster betrachtete.

Er grüßte mit vollendeter Höflichkeit und bat um die Erlaubnis, sich ihr vorstellen zu dürfen. Zu seiner Verwunderung zeigte sie sich durch seine Aufdringlichkeit nicht beleidigt. Es schien, als fände sie es mit provinzieller Einfalt ganz natürlich, daß zwei Nachbarn, die sich in der großen Stadt begegneten, eine Unterhaltung begannen und gemeinsam ihren Weg fortsetzten. Ganz aufrichtig war diese Treuherzigkeit allerdings nicht. Sie verriet das selbst, als sie sich Nyboder näherten und sie plötzlich stehenblieb und erklärte, nun dürfe er sie nicht weiter begleiten. Per wußte, daß Meister Jacobæus ein strenger und rechtschaffener Mann war, der sich der Verantwortung für die junge Nichte voll bewußt war. Er verlangte denn auch keine Erklärung, sondern verabschiedete sich mit dem Wunsch auf ein »baldiges Wiedersehen«.

In der folgenden Zeit trafen sie sich häufig und gingen ein Stück zusammen nach Hause. In stillschweigender Übereinkunft schlugen sie jedoch vorsichtshalber den Weg durch Kongens Have und die Gärtnereien von Schloß Rosenberg ein, wo sie kaum Leuten aus Nyboder begegnen konnten. Außerdem verlängerte Per jedesmal den Weg ein wenig, ohne daß sie etwas dagegen einzuwenden hatte.

Fransisca, so hieß das junge Mädchen, war mittelgroß, blond, schlank, fast mager, aber wohlgestalt. Das Eigentümlichste an ihr war ihr Gang, der auf etwas Gerades und »Sicheres« in ihrem Charakter deutete. Wenn nie die Straße hinabschritt, die Hände in

den Jackentaschen, den jungen Busen keck vorgeschoben, machten die Passanten ihr unwillkürlich Platz. Per amüsierte sich über die gierigen Blicke, die ihr die Herren zuwarfen. Ihr weißes Gesicht mit den rosigen Wangen hatte oft einen mürrischen Ausdruck, ihre Brauen waren finster zusammengezogen, was jedoch nichts zu bedeuten hatte; es war nur ihre Art, sich in der fremden Umgebung Geltung zu verschaffen. Mit dieser herausfordernden Miene wollte sie den guten Kopenhagenern zu verstehen geben, daß es in Kjertemide auch Leute gab.

Ihr scheinbar kühnes Verhältnis zu Per hatte sich aus derselben geheimen Angst ergeben, für eine Unschuld vom Lande gehalten zu werden. Und Per mißverstand diese Freimütigkeit nicht; dazu war sie viel zu nahe verwandt mit seinem eigenen jütischen Geltungsbedürfnis.

Überhaupt hatte die Tatsache, daß sie beide aus der Provinz waren, das gegenseitige Verständnis in hohem Grade gefördert. Ja selbst Pers Verliebtheit in sie konnte auf seine früheren Eindrücke zurückgeführt werden, denn sie rief durch die Art ihrer Schönheit, durch ihre Manieren und ihren ländlichen Dialekt in ihm Erinnerungen an die hellblonden, walkürenhaften Bürgertöchter seiner Heimat wach, denen seine ersten erotischen Gefühle gegolten hatten.

Zum Unglück brach jetzt eine Reihe ungewöhnlich schöner Sommerabende an, hell, klar und farbenstrahlend – so recht geschaffen, um in zwei jungen ungebundenen Herzen Unruhe zu wecken. Allmählich hatten sie ihre Spaziergänge bis um die Seen ausgedehnt, und regelmäßig gingen sie durch die romantischen Anlagen hinter dem teilweise noch erhaltenen östlichen Stadtwall zurück. Dort, in der hoch gelegenen Allee aus alten breitkronigen Bäumen, wandelten sie schließlich mehrmals auf und ab, ehe sie sich zum Abschiednehmen entschließen konnten.

Worüber sie auf diesen langen Wanderungen sprachen? Über das Wetter und die Leute, denen sie begegneten, über gemeinsame Bekannte in Nyboder und über Tagesneuigkeiten – niemals über Liebe. Per versuchte es kein einziges Mal. Zu Anfang vermied er es, um sie nicht zu erschrecken. Dann umging er das Thema um seiner selbst willen – aus Furcht vor der Macht, die sie mehr und mehr über ihn gewann.

Er hatte sich ihr ursprünglich ohne bestimmte Absicht genähert, hatte rein gewohnheitsmäßig Zerstreung im Umgang mit einem jungen Mädchen gesucht. Seine Arbeit hatte sein Interesse völlig beansprucht und sein überanstrengtes, blutüberfülltes Gehirn so an seinen Körperkräften gezehrt, daß auch der Verstärkungsfonds aufgebraucht wurde, der in der Jugend die erotischen Nöte verursacht. Gegen jede Gewohnheit verlangte er nichts von dem Verhältnis. Doch die verklärte Feststimmung, in die die Natur Abend für Abend geriet, der strahlende Goldglanz, der um die Zeit ihres Stelldicheins Stadt und Umgebung in ein Märchenland verwandelte, das Geheimnisvolle ihrer Zusammenkünfte, wozu sie Fransiscas wegen gezwungen waren, die Unruhe und Angst, die sie beim Abschied nicht länger vor ihm zu verbergen vermochte – all das hatte ihrem Verhältnis nach und nach einen ihm unbekanntem, ja ungeahnten Zauber verliehen. Eines schönen Tages entdeckte er, daß er bisher nicht wirklich gewußt hatte, was Liebe war.

Und er hatte recht.

Zum ersten Mal liebte er jetzt. Zwar war er in gewissen Dingen seinem Alter weit voraus, aber im Reich der Gefühle hatte er wie ein Kind oder ein Wilder gelebt. Nun hatte er das beklemmende Gefühl, daß sich in seinem Innern eine mystische Geburt vollzog, daß sich ihm eine neue Welt offenbarte. Bisher hatte Per Frauen gegenüber stets versucht, den Weg von Worten zu Taten so kurz wie möglich zu halten; nun war er in seinem Verhältnis zu diesem jungen Mädchen das Zartgefühl selbst, so ritterlich in seinem Verhalten, so ängstlich darauf bedacht, sie nicht zu verletzen, daß es beispielsweise lange dauerte, ehe er den Mut faßte, sie beim Abschied um einen Kuß zu bitten. Als sie es ihm gestattete und er sah, wie sie errötete, bereute er fast seine Kühnheit. Er hatte das Gefühl, ein Heiligtum zu entweihen, als er ihren mädchenhaften Mund berührte und die Wärme von ihren Lippen stahl.

Im Spätsommer fuhr Fransisca zu einem längeren Besuch nach Hause. Obwohl sie sich in letzter Zeit regelmäßig getroffen hatten und auch unvorsichtig genug gewesen waren, ihren immer zärtlicheren Abschied in die unmittelbare Nähe von Nyboder zu verlegen, wußte doch niemand von ihrem Verhältnis – niemand außer Trine. Mit der beinahe hellseherischen Phantasie, die das einfältige Mädchen entwickelte, wenn es sich um Per handelte, hatte sie längst alles entdeckt. Übrigens war er einmal sogar genötigt gewesen, sie einzuweihen, denn sie sollte einen wichtigen Brief ins Nachbarhaus befördern – ein schwieriger und keinesfalls ungefährlicher Auftrag, den sie jedoch erledigt hatte, als sei er eine göttliche Sendung gewesen. Unter dem selbsterdachten Vorwand, sie wolle eine Klammer holen, die über den Zaun geweht sei, hatte sie sich Zutritt zu Meister Jacobæus' wohlbehütetem Haus verschafft und auch glücklich ihre geheime Nachricht in die richtigen Hände gelegt. Doch als Per dann gegangen war, schlich sie auffallend bleich und still umher und suchte so oft im Bedürfnishaus Zuflucht, daß Madam Olufsen glaubte, sie sei krank, und sie schließlich ins Bett schickte und ihr ein kräftiges Senfpflaster auf den Magen legte.

Als Fransisca im Oktober zurückkehrte, erreichten die Gefühle der beiden bald eine solche Innigkeit, daß gehandelt werden mußte. Per war voller Unruhe. Entschieden wies er den Gedanken von sich, seine Gefühle in den Versuch münden zu lassen, sie zu entführen. Andererseits konnte er sich auch nicht gut denken, ihr Einvernehmen mit einer feierlichen Verlobung zu besiegeln; ohne Zweifel sann Fransisca nur darauf, das erwartete sie ungeduldig. Einige Male hatte sie ihn – ganz unaufgefordert – in ihre Familienverhältnisse eingeweiht und gelegentlich sogar ein paar Worte über die recht guten Vermögensverhältnisse ihres Vaters fallenlassen. Doch sich mit der Tochter eines Sattlers aus Kjerteminda zu verheiraten – das erschien ihm völlig unvereinbar mit dem Lebensziel, das er sich gesetzt hatte. Sooft ihn die Versuchung überkam, sah er Neergaard vor sich und mußte an dessen Worte vom Schweinehirten als Prinz denken, die er schon einmal in Flammenschrift als spöttisches Menetekel hatte leuchten sehen.

Da ereignete sich etwas, das alles zu einem unvermuteten und jähen Abschluß brachte.

Schon seit einiger Zeit hatte Meister Jacobæus den Ausflüchten mißtraut, mit denen seine Nichte ihre immer spätere Rückkehr aus der Schneiderwerkstatt erklärte. Eines Tages beschloß er, hier einmal nachzuforschen. Es kam zu einem Verhör, in dessen Verlauf er dem Mädchen schließlich ein vollständiges Geständnis abzwang.

Am nächsten Tag fand sich Meister Jacobæus bei Per ein und fragte ihn kurz, ja sogar ohne sich zunächst vorzustellen, ob er die Absicht habe, seine Nichte zu heiraten. Per suchte sich zuerst herauszureden, bat ihn, Platz zu nehmen, und tat, als verstünde er ihn nicht. Doch mit einer Kopfbewegung verbat sich der erzürnte Mann alle Redensarten und forderte klaren Bescheid. Ein Ja oder ein Nein wolle er – nichts weiter.

Per zögerte noch mit der Antwort. Er dachte daran, daß er Fransisca sicherlich nie wiedersehen würde, wenn er jetzt nein sagte – und das Herz wurde ihm schwer dabei. Er sah sie vor sich, wie sie jetzt ohne Zweifel im Nachbarhaus umherging und in Angst und Spannung auf den Ausgang der Unterredung wartete. Ihn durchzuckte in diesem Moment wie ein Blitz der Gedanke, alle fragwürdigen Träume von zukünftiger Größe fahrenzulassen, diesen einen kleinen Glückssperling zu behalten, den er in der Hand trug, und die buntschillernden Vögel hoch oben auf den Dächern und Zinnen zu vergessen, die ihm die Erfüllung seiner Träume zu versprechen schienen. Doch da tauchte wieder Neergaards kahler Schädel vor ihm auf. Und er richtete sich auf und antwortete mit einem offenen Nein.

Nun kam es zu einer Szene, an die er später nie denken konnte, ohne sich vor Scham in die Lippe zu beißen. Beide Hände in den Hosentaschen, trat Meister Jacobæus mit zwei schweren Schritten so nahe an ihn heran, daß sein graues Vollbarthaar Pers Gesicht berührte. Der fremde Mann nannte ihn einen Strolch, einen Lummel, einen Straßensjungen und teilte ihm mit, falls er sich seiner Nichte noch ein einziges Mal näherte, werde er durchgeprügelt und wie ein räudiger Hund aus Nyboder vertrieben.

Vor Wut war Per kreideweiß geworden, aber er rührte sich nicht und sagte auch kein Wort. Doch nicht die Drohungen des Mannes brachten ihn zum Schweigen; er hatte schon früher geballten Fäusten gegenübergestanden. Als er den Mann auf sich zukommen sah, hatte er denn auch zuerst daran gedacht, ihn an der Kehle zu packen und gegen die Wand zu pressen und da festzuhalten, bis seine Wut vergangen war. Aber als er in das bleiche, verzerrte Gesicht mit dem bebenden Mund sah, der noch deutlicher als alles Gestotter ausdrückte, wie nahe dem Alten die ganze Sache gegangen war, wie sie ihn geplagt und gedemütigt hatte, regte sich in ihm ein Schuldgefühl, das seine Hand zurück und seinen Mund verschlossen hielt.

Später, als Meister Jacobæus gegangen war, mußte sich Per allerdings fragen, worin sein Vergehen eigentlich bestand. Er hatte Fransisca nichts Böses antun wollen. Wenn er vorher geahnt hätte, daß sich ein Liebesverhältnis zwischen ihnen entwickelte, wäre er ihr sicher ferngeblieben. Im übrigen hatte er ihr Vertrauen nicht mißbraucht. Die Küsse, die sie in aller Unschuld gewechselt hatten, konnten doch wahrhaftig keinen Schatten auf ihre Zukunft werfen. Was für ein Unglück war denn eigentlich geschehen?

Wieder einmal hatte ihn also sein »Gewissen« überlistet – dieses unbestimmbare, gespenstische Etwas, das einem plötzlich einen Zauberspiegel vor die Augen hielt, in dem man sich in häßlicher Verzerrung erblickte. Er hatte sich frei geglaubt von allen Auswüchsen und Buckeln der Seele, und nun stand er hier beschämt wie ein Narr. Aus Ärger darüber vergaß er fast Fransisca und den Abschied von ihr.

Jetzt stellte sich zudem heraus, daß Meister Jacobæus' Drohungen völlig überflüssig gewesen waren. Schon am nächsten Tag reiste Fransisca nämlich auf eigenen Wunsch zurück nach Fünen. Zwei Tage später erhielt Per mit der Post allerlei Kleinigkeiten, die

er ihr hin und wieder geschenkt hatte. Sie schickte sie zurück ohne ein einziges Begleitwort, geschweige denn einen Vorwurf, aber jeder einzelne Gegenstand im Paket war sorgfältig in rosenrotes Seidenpapier gehüllt. Und wie Per das nun in der Hand hielt, widerfuhr ihm eine neue Demütigung. Die Augen wurden ihm feucht. Er konnte es nicht verhindern. Ja, hätte er das Ganze nicht schnell in ein Schubfach eingeschlossen, wäre ihm leicht die noch größere Schmach zuteil geworden, Tränen zu vergießen.

Dennoch war ihm das Glück wieder hold. Wenige Tage später geschah etwas, was ihn nicht nur die plötzliche Vertreibung aus dem Paradies der Liebe vergessen ließ, sondern ihm beinahe wie ein aufmunternder Wink des Schicksals erschien – eine Belohnung für seine Standhaftigkeit. Lange hatte er mit der Windstille gekämpft und auf eine günstige Brise für seine Abenteuerfahrt durch das Leben gewartet – nun erhob sich ein wahrer Sturm von Ereignissen um ihn her und trug ihn hinaus auf das offene Meer.

Schon vor einiger Zeit war er mit der Ausarbeitung seines Projekts so weit gekommen, daß er geglaubt hatte, es erneut einer Autorität zur Prüfung vorlegen zu können. Diesmal hatte er sich an den Vorsitzenden der Ingenieurvereinigung gewandt, einen pensionierten Pionierobersten, von dem er oft gehört hatte, er sei ein vorurteilsfreier Mann und ein einsichtsvoller Techniker mit bedeutendem Einfluß. Er war auch Chefredakteur der sehr angesehenen Monatsschrift der Vereinigung. Per hatte ihm seine Übersichtspläne geschickt. In einem beigefügten, mit »P. Sidenius, Ingenieur« unterzeichneten Brief hatte er eine gedrängte Darstellung seiner Ideen gegeben und freimütig die Hoffnung geäußert, der Herr Oberst werde die Bedeutung der dargelegten Gedanken erkennen und sie zur Veröffentlichung in der Monatsschrift empfehlen.

Ein paar Wochen hatte er nun auf Antwort gewartet und schon alle Hoffnung, aufgegeben, jemals eine zu bekommen. Da erhielt er einen Brief von dem Obersten, in dem er schrieb, er habe sich »mit besonderem Interesse« mit dem Entwurf bekannt gemacht und bitte ihn, gelegentlich zur Geschäftszeit bei ihm vorzusprechen und die erwähnten Detailpläne mitzubringen, damit sie eingehender über die Sache reden könnten.

Nachdem Per das Schreiben überflogen hatte, klopfte er sofort mit dem Handrücken an die Zimmerdecke, ein Zeichen für Trine, herunterzukommen.

»Rufe mir die Alten!« befahl er.

Dann holte er eine Flasche mit einem Rest Schwedenpunsch aus der Tiefe seines Kleiderschranks, stellte drei Gläser in einer Reihe auf den Tisch und füllte sie.

»Was ist denn auf einmal los?« fragte Madam Olufsen und steckte ihren papillotengeschmückten Kopf zur Tür herein, während man den Oberbootsmann beschwerlich die steile Treppe hinabpoltern hörte.

»Neuigkeiten, Madam Olufsen! ... Kommen Sie und gratulieren Sie mir!«

»Mein Gott, Herr Sidenius, haben Sie sich verlobt?«

»Diesmal nicht, sagte das alte Weib. Nein, Madam Olufsen, etwas viel Beßres!«

»Haben Sie in der Lotterie gewonnen?«

»Hm, ja, so kann man's auch nennen ... Prost, meine alten Freunde! Und danke schön für alles Gute! Prost, Oberbootsmann! ... Erschrecken Sie nicht, wenn Sie in Kürze von mir hören sollten!«

Schon am nächsten Tag stand Per vor der Tür des Obersten, seine Zeichenrollen unter dem Arm. Ein Mädchen öffnete ihm. Nachdem er in einer Art Diele ein wenig gewartet hatte, während das Mädchen seine Karte hineinbrachte, wurde er in ein großes, helles Arbeitszimmer geführt, dessen drei Fenster den Blick in einen Garten freigaben. Ein kleiner Mann mit rotem Gesicht und krausen Haaren erhob sich hinter dem Schreibtisch und ging ihm lebhaft entgegen, einen Kneifer in der Hand. Doch mitten im Zimmer blieb der Mann stehen, setzte sich den Kneifer auf die Nase und betrachtete Per ein paarmal von Kopf bis Fuß mit allen Zeichen unangenehmer Überraschung.

»Was denn?« fragte er. »Sie sind ... Herr Ingenieur Sidenius?«

»Ja!«

»Aber – du großer Gott! – Sie sind ja ein blutjunger Mensch.«

»Oh«, erwiderte Per ein wenig gekränkt. »Ich bin immerhin volle zweiundzwanzig.«

»Ja, aber ... ja, aber ... dann ist das Ganze doch ein ...«

Offenbar wollte er »Mißverständnis« sagen. Er besann sich aber und wippte eine Weile auf dem Absatz, wie ein Mensch, der sich über eine begangene Dummheit ärgert und nun nicht weiß, wie er das am besten verbergen soll. »Nun, ja ... setzen Sie sich doch«, begann er schließlich ziemlich unwillig. »Wir können ja auf alle Fälle darüber reden.« – Mit einer Handbewegung wies er Per einen Platz auf einem kleinen Rohrsofa neben dem Schreibtisch an und setzte sich in einen breiten Lehnstuhl davor. Dann fuhr er in demselben Ton fort: »Wie ich Ihnen bereits mitteilte, fand ich unter einem Wust von Unmöglichkeiten um nicht zu sagen Verrücktheiten – in den von Ihnen eingeschickten Plänen einiges, das – vielleicht – Beachtung verdiente. Das heißt allerdings – die Idee selbst, ein weitverzweigtes jütisches Kanalsystem zu schaffen, und die Dinge, die Sie damit verbinden, finde ich – milde ausgedrückt – ein bißchen zu jugendlich. Das Projekt lasse ich also unbeachtet. Was hingegen die Umregulierung der östlichen Fjordmündungen angeht, so beruht dieser Gedanke immerhin auf einer recht vernünftigen Grundlage ... wie ja auch die Art, in der Sie das Vorhaben ausführen wollen, tatsächlich zum Teil neue Gesichtspunkte und Beobachtungen verrät.«

Während er sprach, drehte er langsam ein Lineal in seiner Hand herum und betrachtete Per mit einem scharfen Blick über den Kneifer, der fast waagrecht auf der äußersten Spitze seiner rötlichen Nase saß. Sein Ton war nach und nach weniger abweisend geworden. Pers gesundes Aussehen, seine breitschultrige Gestalt gefielen dem alten Offizier offenbar.

Plötzlich hielt er mitten in seiner Rede inne, und in neuerlicher Überraschung stemmte er beide Hände in die Seiten und rief aus: »Aber – zum Teufel noch mal – wie sind Sie junger Kerl eigentlich auf die verrückte Idee gekommen, solch ein unsinniges Projekt zu entwerfen? Praktische Bedeutung kann es doch unmöglich für Sie haben. Offen gestanden sehen Sie mir mehr danach aus, als hätten Sie hübsche Mädchen und dergleichen Dinge im Kopf statt Logarithmen und Bodenberechnungen.«

Per hielt es für das richtigste, über diese Bemerkung zu lachen, obwohl sie ihm nicht gefiel. Nun erzählte er offenherzig, daß er sich bereits seit einer Reihe von Jahren mit der Aufgabe beschäftigt habe, die ihn gewissermaßen schon als Junge begeisterte. Als er in Fluß gekommen war, redete er bald in wohlgesetzten Wendungen und stellte mit recht unbeherrschtem Selbstbewußtsein die Bedeutung der Sache heraus. Unter Hinweis auf ausländische Beispiele warf er den Autoritäten hierzulande vor, seit Beginn des Eisenbahnbaus die Entwicklung der natürlichen Verkehrswege des Landes, der Wasserstraßen, auf unverzeihliche Weise vernachlässigt zu haben. Sie seien fast unbenutzt und würden allmählich zum größten Schaden für das Land und seine Bevölkerung verlanden.

Der Oberst, auf dessen Gesicht während Pers langer Rede ein Lächeln gespielt hatte, brach nach diesem Angriff unwillkürlich in Gelächter aus.

»Hören Sie – Sie sind weiß Gott mutig! Ich glaube fast, Ihr Projekt soll obendrein eine Herausforderung an uns alte Haudegen sein, die wir die Landesinteressen schmählich vernachlässigt haben! Und dann verlangen Sie sogar noch das Recht, uns in unserer eigenen Zeitschrift zu kritisieren und zu verhöhnen. Ich muß schon sagen, das ist le comble! ... Bringen Sie hier Ihre Detailpläne mit? Lassen Sie mal sehen!«

Per entrollte seine Zeichnungen eine nach der anderen und legte sie vor ihn auf den Schreibtisch.

»Du großer Gott!« rief der Oberst entsetzt aus. »Das ist ja ein ganzes Archiv! Wie sind Sie bloß auf all das gekommen? Das ist ja der reine Wahnsinn, mein Lieber! Und dabei sehe ich noch keinen Entwurf der Fjordregulierungen, von denen wir sprachen. Das interessierte mich nämlich am meisten.«

Per rollte seine letzte Zeichnung auf, einen riesigen Plan, der fast den ganzen Tisch bedeckte. Das Ergebnis halbjährigen eisernen Fleißes lag mit diesem Blatt vor. Da waren Umrisse und Querschnitte von Parallelbauten, von Einbauten, Faschinenbekleidungen, Stützmauern und so weiter – alles sorgfältig, fast pedantisch genau ausgeführt bis zu den Maßstäben und den wie gedruckt aussehenden Überschriften.

Der Oberst setzte seinen Kneifer fester auf die Nase und nahm einen Zirkel aus seinem Besteck.

»Wie Sie vielleicht wissen«, begann er nach einer Pause, durch die er unfreiwillig zu erkennen gab, wie beeindruckt er war, »wie Sie vielleicht wissen, dachte man vor etwa zehn Jahren tatsächlich an eine Vertiefung gerade dieser Fjordeinfahrt und an einen Umbau des Hafens. Ich wurde damals deswegen um Rat gefragt ... und vielleicht sind die Erinnerungen, die durch Ihren Plan wieder in mir geweckt wurden, schuld daran, daß ich ... ja, daß ich ... Na, nehmen Sie sich einen Stuhl, rücken Sie näher und erzählen Sie mir, wie Sie sich das Ganze gedacht haben.«

Länger als eine Stunde saßen die beiden Männer in Messungen und Berechnungen vertieft nebeneinander. Wieder und wieder warf der Oberst den Zirkel hin und erklärte alles für das Werk eines Verrückten; doch im nächsten Augenblick sprach er sich mit warmer Anerkennung über irgendeinen glücklichen Gedanken, eine kluge Ausnutzung des Geländes, eine gut abgepaßte Fundierungsmethode oder ähnliches aus.

Per war die ganze Zeit über völlig ruhig, zeigte sich im Gegensatz zu dem Älteren als die Kaltblütigkeit selbst. Mit kluger Überlegung gab er in allen weniger wesentlichen Punkten nach, um desto wirksamer seine Ansichten da zu verteidigen, wo die Hauptangriffe auf seine Arbeit geführt wurden. Die lange Verhandlung entwickelte sich allmählich zu einer Art Duell zwischen dem jungen und dem alten Ingenieur, wobei der letztere mehr als einmal zum Schweigen, manchmal sogar zu Zugeständnissen gebracht wurde. Ja, der alte Offizier wurde schließlich so eifrig, daß auch das zuvor höhnisch abgelehnte Kanalprojekt mit seinen Schleusenanlagen und dem großen Hafen an der Westküste zu genauerer Untersuchung hervorgeholt wurde.

Rot vor Anstrengung, schob der Oberst plötzlich alle Papiere von sich und sagte: »Lassen Sie mir Ihre Unterlagen acht Tage hier. Wir wollen mal sehen, ob sich nicht was daraus machen läßt... Müssen den Weizen von der Spreu scheiden, von der schrecklichen Masse Spreu. Ehe überhaupt die Rede davon sein kann, es in unserer Monatsschrift zu veröffentlichen, muß alles erst einmal zusammengedrängt werden ... Ich werde sehen, was ich ausrichten kann. Jetzt, da ich Ihre Ideen besser verstehe, räume ich ein, daß man den Plan im Zusammenhang betrachten und ihn als Ganzes darstellen muß, damit er zu seinem Recht kommt. Als reines Gedankenexperiment betrachtet, ist er jedenfalls sehr beeindruckend und wird in Technikerkreisen sicherlich Interesse finden. Sie haben Ideen, junger Mann!... Wie alt, sagten Sie, sind Sie?«

»Zweiundzwanzig.«

»Ein glückliches Alter!... Also, kommen Sie in einer Woche wieder zu mir.« Der Oberst drückte Per herzlich und kollegial zum Abschied die Hand. »Was für Augen Sie haben, Teufel noch mal!« bemerkte er plötzlich und hielt Pers Hand fest. »Wo haben Sie die bloß her? Sie sehen die Leute an wie ein hungriger Wolf. Na, denn gute Jagd!« Er verabschiedete sich schließlich lachend und schüttelte noch einmal die Hand des Jüngeren.

Als Per auf die Straße trat, erschien ihm die Welt wie verwandelt. Die Luft war wunderbar mild, der Himmel war gleichsam höher geworden, und die Menschen dünkten ihm sonderbar klein.

Jetzt nur Ruhe! dachte er und zwang sich, die Angelegenheit nüchtern zu betrachten. Herr Gott, es war ja nur gekommen, wie es einmal hätte kommen müssen. Wenn das Heft der Zeitschrift vorlag, wollte er es an keinen schicken, auch nicht an die Eltern oder an ein Familienmitglied – es würde bestimmt auch so in ihre Hände gelangen. Vorläufig hatte all das ja noch nichts zu bedeuten. Es war nur der allererste winzig kleine Schritt auf dem Weg zum Ruhm, den er nun endlich getan hatte. Jetzt galt es, sich auf den nächsten, größeren vorzubereiten. Vor ihm stand die weit schwierigere Aufgabe, seine Ideen mit Leben zu erfüllen, für sie zu werben und ihnen Anhänger unter den leitenden Männern und in der Bevölkerung zu verschaffen.

In den folgenden Tagen hielt er sich wieder oft in den Billardstuben auf, um die Zeit totzuschlagen und seine Ungeduld zu betäuben, bis er sich wieder beim Obersten einfinden konnte. Eines Abends kam er in ein Cafe am Kongens Nytorv und traf hier Fritjof, den er seit jenem Gespräch nach dem Gelage im »Gryde« nicht wiedergesehen hatte, wo sich der rauhe Kämpe in seiner Trunkenheit als furchtsam zitternder Konfirmand offenbart hatte. Jetzt thronte er wieder in all seiner Künstlermajestät als



Wortführer inmitten eines Kreises junger schweigender Schönheitsvereherer, die alle wie er Gesellschaftskleidung trugen und Mineralwasser und Kognak nach einem Großhändlerbankett tranken. Fritjof hatte den breitkrepigen grauen Rubenshut in den Nacken geschoben. Seine Hände ruhten auf dem Knauf eines furchteinflößenden Bambusstockes, den er zwischen die ausgestreckten Beine gepflanzt hatte. »Zum Teufel! Ist das nicht Salomons junger Aladin?« rief er laut, als Per eintrat. Er begrüßte ihn mit einer gnädigen Handbewegung. »Wo hat der Geist der Lampe Sie bloß so lange festgehalten? – Setzen Sie sich zu uns!«

Aber Per hatte keine Lust, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, und setzte sich etwas abseits an einen Tisch. Als Fritjof erneut fragte, warum er sich so lange unsichtbar gemacht habe, antwortete Per kurz, er sei durch Arbeit in Anspruch genommen worden.

Fritjofs kraftstrotzenden Körper erschütterte ein olympisches Lachen.

»Ja, das ist wahr! Sie gehören ja auch zu diesen modernen Nützlichkeitsmenschen, für die Nathan jetzt Propaganda macht. Na, ich danke! – Sie waren möglicherweise damit beschäftigt, Wasser aus unseren unschuldigen kleinen Seen zu schöpfen, wie? Haben Sie vielleicht den idealen Einfall gehabt, die Kreidefelsen von Møen in Stücke zu schlagen und Mörtel daraus zu machen? Oder haben Sie sich auf andere Weise um den Fortschritt verdient gemacht und zur Verschönerung und Verbesserung unseres Vaterlandes beigetragen?«

Per sah über den Kreis der jungen Künstler hinweg, die sich träge und schlaff auf den Stühlen lümmelten, als grübelten sie über innere Offenbarungen. Er zündete sich eine Zigarre an und sagte leichthin: »Es ist bestimmt ganz gut, daß wir nicht alle mit dem Genie geboren werden, Paradiese zu schaffen – lediglich auf einem Stück Leinwand.«

»Nein, natürlich! Es lebe die Industrie! Ein Hoch auf die stinkenden Fabrikschornsteine! Der Herr möge unser Kanalisationssystem verbessern! Sagen Sie mir, junger Mann, haben Sie je gesehen, wie solche neumodische Glückseligkeit, auf der Maschine fabriziert, eigentlich aussieht? Tun Sie mir den Gefallen und bemühen Sie sich mal in eine unserer kleinen Gassen und schauen Sie sich die kellerbleichen Gestalten an, die da wie Maden in einem stinkenden Käse wimmeln. Oder spazieren Sie durch die Stadtteile der feinen Räuber, gehen Sie hinauf zu den millionenschweren Juden mit ihren fetten Weibern ... Fäulnis auf der ganzen Linie, mein Freund! Ach, zum Gotterbarmen! – Und das nennt man Fortschritt! Das sollen die Segnungen der Wissenschaft sein! Zum Gotterbarmen, wiederhole ich! – Nein, da lobe ich mir ein treuherziges Schaf von Bauersmann, der vergnügt hinter seinem Pflug singt und dem Herrgott die Weltverbesserung überläßt. Er ist im Grunde mehr Mensch als all die verlogenen Verkünder des modernen Fortschritts. – Was meint ihr dazu?« wandte er sich an seine schweigsamen Tischgenossen, die mit beifälligem Gemurmel antworteten.

Da Fritjof dem Wein schon sehr zugesprochen hatte, wunderte sich Per nicht über diese Äußerungen, die an die Worte jener Nacht im »Gryde« erinnerten. Doch die wiederkehrenden höhnischen Anspielungen auf Dr. Nathan begriff er nicht, da doch Fritjof einst dessen lautstarker Bewunderer gewesen war. Aber er fand es zwecklos, die Unterhaltung fortzusetzen, und so machte er sich mit einem Achselzucken an die Lektüre einer Zeitung.

Im selben Augenblick wurde die Tür zur Straße aufgerissen. Damen in Theatergarderobe und Herren mit lose über die Schultern gehängten Mänteln stürmten herein und besetzten in wenigen Minuten jeden Sitzplatz des eben noch fast leeren Cafes. An diesem Abend hatte im Königlichen Theater eine Uraufführung stattgefunden, und alle diese Leute standen noch unter dem Eindruck und der Spannung des bewegten fünften Akts. Die Namen des Autors und der Schauspieler wurden genannt und die Rollen besprochen. An vielen Stellen rief der Sinn des Stücks leidenschaftliche Diskussionen hervor. Aber auch Fritjof und die anderen Künstler, von denen einige trotz ihrer Jugend schon bekannt waren, erregten allmählich große Aufmerksamkeit unter den Gästen. Ringsum an den Tischen steckte man die Köpfe zusammen, wies auf sie und tuschelte. In einer Ecke saß ganz für sich allein ein blasser junger Mann, dessen mephistophelisches Aussehen ebenfalls die Augen vieler auf sich zog. Es war der Dichter Poul Berger, einer der vielen Schüler des großen Enevoldsen, der allgemein als der literarische Erbe jenes Sprachverfeinerers galt, der kürzlich bei der Formulierung eines Nachsatzes gestorben war. Per hörte einige Damen am Nachbartisch interessiert von ihm und seinen Gedichten reden. Er selbst erinnerte sich jetzt auch an ihn. Berger war damals auf Fritjofs großem Bacchanal auf einen Stuhl gesprungen, um auf Dr. Nathan zu trinken und schließlich in toller Ausgelassenheit sein Glas zwischen den Fingern zu zerdrücken.

Und plötzlich befiel Per tiefe Niedergeschlagenheit. Er mußte daran denken, daß er – selbst wenn er sich auf seinem Gebiet auch noch so sehr auszeichnete – nie hoffen konnte, so berühmt zu werden wie dieser unbedeutende Versefmacher, dessen Name augenblicklich in aller Munde war. Wenn seine Ideen nun veröffentlicht wurden, würde sein Name kaum über den engen Kreis der Techniker hinausdringen. Während die Zeitungen ganze Spalten opferten, um die erste beste Liebesgeschichte zu besprechen, würde sein Werk wahrscheinlich nur in einer kleingedruckten kurzen Notiz erwähnt werden. Ja, wenn er ein Gedicht über das Meer geschrieben oder einen Fluß gemalt hätte, statt Kanalprojekte zu entwerfen ...

Per erhob sich, um zu gehen. Doch er konnte es nicht lassen, sich an Fritjof zu wenden und zu sagen: »Übrigens finde ich, die Herren Schöngeister können sich hierzulande nicht beklagen. Sie sehen selbst, welche Aufregung ein armseliges Theaterstück hervorrufen kann. Acht Tage lang wird die ganze Stadt über dieses große Ereignis reden.«

»Wofür, zum Teufel, sollten sich die Leute in diesem Lande denn sonst interessieren?«

Per fühlte sich getroffen von diesen Worten. Einen Moment lang sah er ihn schweigend an. »Sie mögen recht haben«, entgegnete er. Er sah über den Künstlerkreis mit einem trotzigen Blick hinweg, der gleichsam eine Art Herausforderung war, und fügte hinzu: »warten Sie ab, es wird aber bald anders sein!«

»Noch ein verrückter Kerl!« stellte Fritjof fest, als Per gegangen war, und trank sein Glas aus. Seine Tischgenossen griffen ebenfalls nach ihren Gläsern und murmelten beifällig.

Per konnte seine Ungeduld nicht länger als die acht Tage zügeln, die der Oberst als Bedenkzeit verlangt hatte. Als er jedoch am neunten Tag wieder in dessen Arbeitszimmer stand, fand er einen völlig anderen Mann vor als den interessierten Kollegen, von dem er eine Woche zuvor ermutigenden Abschied genommen hatte. Der Oberst gab ihm weder die Hand, noch bot er ihm einen Platz an. Mit polternder Grobheit, die offensichtlich nur seine Verlegenheit verdecken sollte, gab er ihm sofort alle seine Zeichnungen mit der Bemerkung zurück, daß er bei genauerer Untersuchung diese Versuche nicht für eine Veröffentlichung in der Zeitschrift als geeignet befunden habe.

»Das Ganze ist zu unreif. Sie sind noch viel zu jung, um selbständig vorzugehen ... Sie haben zudem nicht mal Ihr Examen gemacht... sind auch kein Kandidat, wie ich höre.«

Ach so, dachte Per. Er ist vorsichtig gewesen und hat Nachforschungen angestellt ... Sich wahrscheinlich bei Professor Sandrup erkundigt. Na, warte nur!

Der Oberst hatte sich inzwischen an den Porzellankachelofen am andern Ende des Zimmers gestellt und musterte mißtrauisch Pers Person und Kleidung bis hinunter zu den Schuhen – ja er warf sogar einen untersuchenden Blick auf den Hut, den Per bei seinem Eintritt auf einen Stuhl an der Tür gelegt hatte.

»Sie heißen Sidenius«, fuhr er nach kurzer Pause fort. »Stammen Sie vielleicht aus der bekannten Pfarrersfamilie gleichen Namens?«

Wie immer, wenn diese Frage an Per gerichtet wurde, tat er, als überhöre er sie. Und nun begann er in ziemlich herausforderndem Ton über die plötzlich geänderte Meinung des Obersten vom Wert seiner Arbeit zu spotten. Der alte Offizier unterbrach ihn schnell und etwas nervös. Er warf ein, jede weitere Diskussion sei überflüssig und völlig zwecklos. Seine Ansichten ließen sich nicht mehr erschüttern.

Es war klar ersichtlich, daß er Per so schnell wie möglich loswerden wollte. Fast hatte es den Anschein, als *wolle* er ihn gar nicht mehr zu Wort kommen lassen – aus Angst, wieder zu seinen Gunsten beeinflußt zu werden.

»Ich bedaure es«, sagte er schließlich in wohlwollenderem Ton und trat ein paar Schritte vor, »ich bedaure es, wenn ich neulich mit meinen Worten falsche Hoffnungen bei Ihnen erweckt haben sollte; doch ich zweifle im übrigen nicht daran, daß ich mit meiner Ablehnung in Ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse handle. Ich spreche Ihnen Ihre Fähigkeiten nicht ab, aber vorläufig brauchen Sie vor allen Dingen eine klarere Erkenntnis dessen, was Ihnen fehlt. Wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist, sollte man überhaupt keinen anderen Ehrgeiz haben als den, etwas zu lernen. Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe unserer Zeitschrift, sich der unreifen Versuche junger Leute anzunehmen.«

Nach diesen Worten wandte er sich mit einer Handbewegung ab, die erkennen lassen sollte, daß die Unterredung beendet sei.

Aber Per blieb stehen. »Wie hinfällig muß ich Ihrer Meinung nach sein, Herr Oberst, um mir Hoffnungen machen zu können, daß meine Arbeit anerkannt wird?«

Krebsrot im Gesicht, drehte sich der alte Offizier mit solcher Hast um, daß der Teppich Falten um seine Füße schlug. »Sind Sie wahnsinnig?« schrie er. Als er indessen Pers

bebende, leichenblasse Wangen sah, bezwang er sich. Er begriff, daß es zu Handgreiflichkeiten kommen konnte, und aus Furcht vor einem Skandal begnügte er sich damit, zu wiederholen, daß er jede weitere Unterhaltung als zwecklos erachte.

»Aber ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, Herr Oberst«, erwiderte Per. »Sie werden es noch bereuen, daß Sie mir die Tür gewiesen haben.«

»Ich glaube, Sie wagen es, mir zu drohen!«

»Nennen Sie es, wie Sie wollen. Doch das nächste Mal, wenn wir uns sehen, werden Sie derjenige sein, der mich aufsucht! ... Sie haben sich in mir geirrt, Herr Oberst... und ich mich in Ihnen. Wenn ich Sie besser gekannt hätte, würde ich Sie wohl kaum bemüht haben. Auf Wiedersehen!«

Der alte Offizier kochte während dieser Rede vor Wut. Doch er antwortete nicht. In seinem Innern tobte ein Kampf. Als sich die Tür hinter Per schloß, ging ein Ruck durch seinen Körper, als wolle er ihn zurückrufen. Aber mit einem »Ach, dieser Grünschnabel« wandte er sich ab und kehrte an seinen Schreibtisch zurück, wo er in seiner Erbitterung schrecklich in irgendwelchen Papieren zu wühlen begann.

Kurz darauf kam seine Frau erschrocken aus dem Wohnzimmer nebenan und erkundigte sich: »Was war das bloß für ein Mensch, der eben bei dir gewesen ist? Du großer Gott! Er hat die Tür zur Diele so kräftig zugeschlagen, daß ein Stück vom Deckenputz herunterfiel.«

»So ... ja, der wird bestimmt noch mehr Unheil anrichten, und nicht bloß am Deckenputz, dieser Lümmel!«

»Aber was war das für ein Mensch?«

»Ja, was fragst du mich! Ein Verrückter, nehme ich an. Oder ein Scharlatan! ... Vielleicht ein Genie! ... Die Zeit wird es erweisen!«

## Sechstes Kapitel

An einem Sonntagvormittag Anfang April, an einem milden, windstillen Frühlingstag mit hohem Himmel, saß Per vor dem Restaurant auf der Langelinje und beobachtete den unaufhörlich vorüberziehenden Strom von Spaziergängern, die nach dem Kirchgang und dem Frühstück sich ein wenig sonnen und die Lungen mit frischer, salziger Luft füllen wollten.

Sein Äußeres hatte sich im Laufe der letzten Monate verändert. Er war mager geworden, was ihm indessen nicht schlecht stand, und der Spitzbart, den er sich in der Absicht zugelegt hatte; älter zu erscheinen, verlieh seinem Gesicht mehr Charakter. Auch sein Ausdruck war nicht mehr sorglos und keck. Wie er so dasaß, den Kopf in die Hand gestützt, und auf die sonntäglich gekleideten Spaziergänger schaute, war es nicht schwer, seinem Blick und den zusammengezogenen Brauen anzusehen, daß er ein junger Mann war, dem das Leben die erste bittere Enttäuschung bereitet hatte.

Es war ihm wirklich sehr schlecht ergangen. Bisher hatte er bei der Planung und der Gestaltung seiner Zukunft Geduld und starkes Selbstvertrauen besessen, war er umsichtig, beherrscht und bisweilen klug berechnend gewesen; doch nach dem Zusammenstoß mit Oberst Bjerregrav hatte er alle nüchterne Besonnenheit verloren. In der Hoffnung, sich an dem Obersten und an Professor Sandrup, oder wer es nun sei, der seinem Erfolg im Wege stand, rächen zu können, hatte er nicht nur eine Reihe von hervorragenden Fachleuten der Stadt aufgesucht und ihnen seine Arbeit gezeigt, sondern er war auch in allen Redaktionen der Tageszeitungen gewesen, um Artikel über seine Ideen anzubringen. Ja er hatte schließlich sogar den verzweifelten Versuch unternommen, eine Audienz beim Innenminister zu erlangen, um ihm klarzumachen, wie dringend nötig es sei, die gesamte Wasserwirtschaft völlig umzustellen. Überall war er nur auf Lächeln und Achselzucken gestoßen, wenn man ihm nicht gar die Tür gewiesen hatte.

Bei allem Mißgeschick war es ein Unglück für ihn, daß er einsam war und keinen Menschen hatte, mit dem er vertraulich über seine Enttäuschungen reden und bei dem er seinem Zorn hätte Luft schaffen können. Nun schlug seine Erbitterung nach innen, machte ihn menschen-scheu und erweckte in ihm die krankhafte Vorstellung, daß er einer bewußten, geplanten Verfolgung ausgesetzt sei. Seine früheren Studiengenossen vom Polytechnikum mied er überall. Er bildete sich ein, sie hielten ihn für verrückt, was übrigens einige von ihnen auch taten. Seit mehr als einem Jahr hatte er das »Gryde« nicht mehr betreten, obwohl er wußte, daß sich Lisbeth längst mit einem anderen getröstet hatte. Er hegte eine wahre Abscheu gegen die Künstler, die Lieblinge der Nation, die dieselbe Abgötterei mit der Natur trieben wie die Geistlichen mit dem Jenseits und die deswegen auch als begnadete Wesen betrachtet wurden, als Boten »des Geistes« zwischen Himmel und Erde. Bei Lichte besehen, waren diese Bilderanbeter und Stimmungsprediger in all ihrer Lächerlichkeit gar nicht so unschuldig und ungefährlich, wie er geglaubt hatte. Sie hatten ebenfalls dazu beigetragen, den Glauben an den Menschen als den Herrn der Erde und ihren alleinigen Beherrscher zu untergraben.

In diesen Tagen des Mißerfolgs erwachte in ihm wieder jenes düstere, streitbare Gefühl der Einsamkeit, das ihn während seines Heranwachsens im Elternhaus gequält hatte. Wie er sich dort zwischen Eltern und Geschwistern heimatlos gefühlt hatte, so kam er sich auch jetzt in der heimischen Gesellschaft wie ein in die Irre gegangener Fremder vor. In seinen Landsleuten sah er lauter selbstgerechte Sideniusse, die ihre kleinbürgerliche Engstirnigkeit mit der hochmütigen Geringschätzung der Pharisäer gegenüber dem Glanz und der Herrlichkeit der Welt übertünchten. Oft dachte er daran, welch ein Segen es doch für die Katholiken sein müsse, daß ihre Priester nicht heirateten. Die geistige Verkrüppelung, die durch die falsche Demut der Kirche erzeugt wurde und die sich in protestantischen Ländern von Generation zu Generation vererbte, konnte sich dadurch nicht in der Bevölkerung nach oben und unten fortpflanzen und alle Begriffe auf den Kopf stellen wie im Lande des Buckelkönigs, wo das Kleine groß und das Schiefe gerade genannt wurde.

Nun hatte er außerdem noch mit anderen Schwierigkeiten zu kämpfen, unter anderem mit Geldsorgen. Obwohl er in letzter Zeit wieder sehr sparsam gelebt hatte wie ein armer Student und die allerbilligsten Kellerwirtschaften in der Gegend der Borgergade aufgesucht und zusammen mit Droschkenkutschern und Dienstleuten gegessen hatte, waren seine von Neergaard geerbten Mittel fast aufgebraucht. Er hatte ausgerechnet, daß sein Geld höchstens noch zwei Monate reichen würde, und was dann? Sollte er abermals ein prügelnder Schulmeister werden? Oder sollte er von neuem seine Bettelgänge zu Fabrikanten und Handwerkern aufnehmen, um Kopierarbeiten zu bekommen?

Außerdem hatte er Liebeskummer, denn er konnte Fransisca nicht vergessen. Mitunter saß er regungslos in der Betrachtung einiger Kleinigkeiten versunken, die ihn an sie erinnerten – eine vertrocknete Blume, die sie einst in seinem Knopfloch befestigt, einen Neckbrief, den sie ihm in Spiegelschrift geschrieben, ein blaues seidenes Band, das er eines Abends von ihrem Hals gelöst hatte. Ja, wenn er in der Dämmerung seine einsamen Spaziergänge unternahm und die anderen jungen Leute sah, die in bestem Einvernehmen mit allen himmlischen und irdischen Mächten den Sonnenuntergang oder die Frühlingsluft mit ihren Liebsten oder jungen Frauen am Arm genossen, befiel ihn mitunter seine alte Schwäche. Dann fragte er sich, ob er sein Glück nicht einem Hirngespinnst geopfert habe, ob er nicht ebensogut gleich jetzt alle stolzen Träume begraben könne, um wie die anderen zu werden, die sich bescheiden nützlich machten, sich im Laufe der Zeit einmal mit einer Fransisca verheirateten und geachtete Bürger und glückliche Familienväter im Lande des Buckelkönigs wurden.

Und nicht genug damit. Als hätten sich alle Mächte verschworen, seine Standhaftigkeit zu erproben, hatte ihn auch noch vor ein paar Tagen ein trauriges Ereignis daheim in der Hjertensfrydgade erschreckt. Der Oberbootsmann war plötzlich gestorben. Der alte Mann hatte am Vormittag seine gewohnte Runde über den Amalienborg Plads, durch die Borgergade bis zur Antonistræde zurückgelegt. Er befand sich schon auf dem Heimweg, als er an der Ecke der Goters- und Adelgade plötzlich zusammenbrach und auf dem Pflaster liegenblieb. Er hatte noch genug Besinnung gehabt, seinen Namen und seine Wohnung zu stammeln. Durch einen dichten Haufen von Neugierigen, die sich sofort um ihn geschart hatten, war er in eine geschlossene Droschke getragen und nach Hause gefahren worden. Hier stand seine Frau gerade am

Spion und hielt nach ihm Ausschau, als draußen die Droschke hielt; als sie einen Polizisten den Arm zum Wagenfenster hinausrecken sah, um die Tür zu öffnen, wußte sie, was geschehen war, und rannte die Treppe hinunter. Per, der sich in seinem Kämmerchen aufgehalten und die plötzliche Unruhe im Haus bemerkt hatte, war auf die Diele hinausgetreten, um zu hören, was vorgefallen sei. Von hier aus hatte er dann gesehen, wie Madam Olufsen vor der Droschkentür resolut den Polizisten beiseite schob und einen Augenblick später ins Haus trat, den schlaff herabhängenden Körper des Oberbootsmanns in ihren Armen. Ganz allein, ohne Hilfe anzunehmen, hatte die dreiundsiebzigjährige Frau ihren sterbenden Gatten die steile Treppe hinaufgetragen. Der Polizist schritt in amtlicher Würde hinterdrein und trug Olufsens grauen Zylinder und braunen Stock. Man schickte schnell zu einem Arzt. Die von dem Unglück völlig verwirrte Frau des Schiffszimmermanns rannte aus eigenem Antrieb zu einem Pastor. Per und der Polizist waren inzwischen Madam Olufsen behilflich, ihren Mann zu Bett zu bringen, wo er dann wenige Minuten später, den Kopf an ihrer Brust, einschlief.

Seit jenem Tag hatte sich Per in seinen Kammern nicht mehr wohl gefühlt. Zum ersten Mal hatte er den Tod so nahe gesehen. Das Bild der starren, unschönen Leiche, die in der Etage direkt über ihm mit offenem Mund lag, hielt ihn nachts wach; und tagsüber, wenn er an seinem Tisch saß, den Kopf in die Hände gestützt, und gedankenverloren auf seine Zeichnungen starrte – auf diese fünf, sechs unglückseligen Blätter, die alle seine Gedanken und seinen Willen beherrschten –, dann war es ihm, als spottete die Totenstille, die über dem Hause lag, und die Grabeskälte, die durch die Decke zu ihm herabzudringen schien, all seiner Mühe. Sie erinnerten ihn daran, wie klein und armselig sogar das siegreichste Geschick gegenüber der Macht des Todes wurde, wie sekundenkurz selbst das längste Menschenleben im Vergleich zur Unendlichkeit des Nichts war.

Per war in den letzten vierundzwanzig Stunden nicht zu Hause gewesen. Um sich abzulenken, hatte er Cafés und Billardstuben besucht und die Nacht in der Gesellschaft einer fremden Frau zugebracht, einer der barmherzigen Schwestern der Straße. Nun saß er hier hinter seinem leeren Glas – durch die Stadt gejagt von dem seit seiner Kindheit verhaßten Klang der Kirchenglocken, der ihn den ganzen Vormittag wie ein beschwörendes Murmeln begleitet hatte. Niemals fühlte er sich so unzufrieden, mißmutig und niedergeschlagen wie an einem Feiertag, wenn er durch die langen Reihen geschlossener Geschäfte ging und auf allen Promenaden und in den Parks sonntagsfrohe Bürger sah. Da schritt ein fettackiger Herr einher, die Nase in die Luft gereckt, die Hände auf dem Rücken – ein Jurist, vermutete Per, vielleicht ein Betrüger, ein Halsabschneider, der sich in irgendeiner Kirche Absolution für die Sünden der Woche geholt hatte und nun seinen wiedergeborenen Adam mit einer Havannazigarre im Mund an die frische Luft führte. Jetzt kam ihm ein anderer fettackiger Herr entgegen, ein Zwillingbruder des ersten, mit einer üppigen Blondine am Arm und einem reizenden kleinen Mädchen an der Hand – ein glücklicher Familienvater, der hier im Leben seine Berufung als Vertreter für Zinnknöpfe gefunden oder vielleicht eine segensreiche Existenz auf den Handel mit Klosettpapier aufgebaut hatte. Dort gingen Studenten und Soldaten, lachende junge Mädchen und säuerlich lächelnde alte Damen; sie alle führten ihr kleines, ordentlich eingerichtetes Schneckenhaus spazieren, das für sie die Welt bedeutete. Bescheidene Leute! Glückliche Menschen! Brave, rechtgläubige Sideniusse.

Per fuhr beim heiseren Pfiff einer Dampfsirene zusammen. Ein großer Frachtdampfer glitt unter den kräftigen Schlägen der Schraube zum Hafen hinaus. Auf seinem schwarzgestrichenen Rumpf spiegelte sich die Sonne, und über den Schornsteinrand quoll der Rauch in dicken schwarzen Wolken. Auf der Kommandobrücke stand der Kapitän, die Hand am Maschinentelegraphen. Über dem Achtersteven wehte die englische Handelsflagge.

Bei diesem Anblick überfiel Per eine brennende Sehnsucht, zu reisen, weit weg zu fahren und sein Leben unter anderen Menschen in einem anderen Land von vorn zu beginnen, nach Amerika auszuwandern, nach Australien oder noch weiter fort, in ein fernes, unbekanntes Land, ohne Küsterseelen und Kirchenglocken.

Der Gedanke war ihm nicht fremd, die Versuchung nicht neu. Was hielt ihn eigentlich zurück? Er empfand nichts von der Zaubermacht des Vaterlandes, von der Neergaard in jener Nacht gesprochen hatte und deren Opfer er geworden war. Da die Auflösung der Wohnung seiner Wirtsleute in Nyboder bevorstand, verlor er ohnehin seine letzte Zufluchtsstätte hier in der Heimat. War es nicht hoffnungslos, eine Zukunft in diesem kleinen, schlechtverwalteten Land zu erwarten, das vom Schicksal zum sicheren Untergang verurteilt schien? In diesen Tagen nach dem Tod des Oberbootsmanns mußte Per oft daran denken, was ihm der Alte von den Erlebnissen seines langen Lebens erzählt hatte, das sich von jener Schlacht am Gründonnerstag draußen auf der Reede, deren Zeuge er auf dem Arm seiner Mutter gewesen war, durch die lange Reihe der Demütigungen hinzog bis zu der beispiellosen Zerstückelung, die jener Donnerstag vor Ostern eingeleitet hatte. Doch wozu sich an ein zum Tode verurteiltes Land klammern., das im Lauf eines Menschenalters zusammengeschrumpft war und nun als bleiches, schlaffes Rudiment am kraftstrotzenden Körper Europas dahinsiechte?

Ein neues Leben! Eine andere Erde, ein fremder Himmel!... Ihm wuchsen gleichsam frische Kräfte, wenn er nur daran dachte. Während seine Augen den dahinziehenden Dampfer verfolgten, erwachten in ihm wieder die alten Freibeutergelüste seiner Jugend. Er sagte sich, in der Ferne – weit fort – wartete vielleicht das große Siegesglück. Dort gingen vielleicht seine goldenen Kindheitsträume in Erfüllung. Da konnte man möglicherweise noch die Prinzessin und das halbe Königreich gewinnen – selbst wenn die Prinzessin schwarz und das Königreich nur eine Palmeninsel in der Südsee war!

In diesem Augenblick fiel ein Schatten auf seinen Tisch. Vor ihm stand ein kleiner, modisch gekleideter Herr, lüftete den Hut und lächelte gewinnend – Ivan Salomon.

»Dachte ich mir doch, daß Sie es sind! Wie amüsant! Es ist lange her, seit ich Sie das letzte Mal gesehen habe! Ich glaube, Sie meiden Ihre alten Freunde. Wie geht es Ihnen?«

Per erhob sich halb und murmelte einige Worte. Er war nicht gerade erfreut über diese Begegnung, forderte aber dennoch den anderen auf, Platz zu nehmen.

Salomon setzte sich ihm gegenüber an den Tisch und schlug mit dem Knauf seines Stockes ein paarmal auf dessen eiserne Platte, um den Kellner heranzurufen.

»Darf ich Ihnen etwas anbieten? Ich sehe, Ihr Glas ist leer. Einen Absinth?«

»Danke, ich möchte nichts.«



»Ein Glas Bier vielleicht? Oder ein Glas Wein ... ein Glas englischen Portwein beispielsweise? Würde Sie das nicht locken? Hier werden erstklassige Waren serviert.«

»Vielen Dank, ich möchte nichts«, wiederholte Per sehr bestimmt. Melancholisch dachte er, daß er in dem anderen einen wahren Freund habe, sogar einen Bewunderer. Und er erinnerte sich an ein Sprichwort, das er einmal gehört oder gelesen hatte: Niemand ist so allein, daß er nicht seinen Narren hat.

Salomon bestellte sich ein Glas Eiswasser und bot Zigarren aus einem silbernen Etui an.

»Sie haben sich natürlich in Ihrer Arbeit vergraben, Herr Sidenius! Ja, die großen Erfinder! Deswegen haben Sie die Einsamkeit gesucht, nicht wahr? Das habe ich mir fast gedacht. – Nun, wann soll denn die Bombe platzen? Darf die Welt bald eine Überraschung von Ihrer begnadeten Hand erwarten?«

Per antwortete nur mit einem Achselzucken.

»Ich will Ihnen verraten, daß man auf Sie wartet, mit Sehnsucht wartet. Ich sage zu den Leuten, die darüber jammern, daß sich bei uns nichts Bedeutendes mehr ereignet, wartet ab, eine neue Generation wächst in unserem Vaterland auf. Von der wird die Revolution ausgehen.«

Per wollte noch immer nicht das Thema aufgreifen. Salomons Schmeicheleien berührten ihn stets unangenehm, weil jener schamlos Gedanken und Hoffnungen enthüllte, die einzugestehen er sehr oft selbst kaum den Mut hatte.

»Haben Sie Nathans letzte Abhandlung in ›Lyset‹ gelesen? Sie kennen sie nicht? Ach, das müssen Sie lesen, das ist genau das Richtige für Sie! Ganz ausgezeichnet, versichere ich Ihnen! Wie er da die – wie er sich ausdrückt gemolkene Ästhetiker hierzulande bis zur Nacktheit entkleidet und die Männer der Initiative und der kühnen Taten ans Gewehr ruft! Einfach wunderbar!«

Per sah überrascht auf. »Dr. Nathan?« fragte er.

Plötzlich entsann er sich jener letzten Unterhaltung mit Fritjof im Cafe, bei der dieser auf den jüdischen Schriftsteller in einer Weise angespielt hatte, die er damals nicht verstand oder die zu verstehen er sich nicht bemüht hatte. Nun weckte Salomons Mitteilung doch seine Neugier. Er erkundigte sich, was dieser Universitätsdoktor eigentlich geschrieben habe, und der andere erbot sich sofort, ihm die genannte Abhandlung zu leihen.

»Bemühen Sie sich nicht«, wehrte Per ab. »Ich werde sie kaum noch lesen können.« Und nachdem er sich zurückgelehnt hatte, fügte er wie beiläufig hinzu: »Ich denke nämlich daran, bald auszuwandern.«

»Sie wollen fortgehen?« Es klang fast wie ein Angstschrei.

»Ich habe die Absicht.«

»Für immer?«

»Vielleicht.«

Der kleine Ivan senkte den Blick und saß eine Zeitlang schweigend da. Er hatte von Pers Projekt und von Oberst Bjerregravs und Professor Sandrups abweisender Haltung

gehört; er hatte aber nicht daran glauben wollen, daß man in unseren Tagen noch verkannt werden könnte.

»Eigentlich verstehe ich recht gut, daß Sie den Wunsch haben wegzukommen«, sagte er. »Es gibt hier vorläufig wohl kaum günstigen Boden für Sie. Ich muß da an Ihre Bezeichnung für unser berühmtes polytechnisches Institut denken. Sie nannten es eine ›Brutanstalt für Büroangestellte«. Ich finde den Ausdruck brillant. Er ist durchaus treffend. Alles ist heute darauf ausgerichtet, die Mittelmäßigkeit zu fördern. Für Ausnahmen ist kein Platz mehr, kein Verständnis. Ja, es gibt nicht mal ein Bedürfnis für das Besondere, Herausragende, Bahnbrechende. Es ist schon so, wie Nathan schreibt: wir haben uns zu lange leichtfertig auf die Phantasie verlassen und dadurch in bedenklichem Grad die Willenskraft der Nation geschwächt.«

»Schreibt er das?«

»O ja – und noch viel mehr. Ich werde Ihnen auf jeden Fall die Abhandlung schicken. Sie müssen sie lesen! – Gedachten Sie sehr weit weg zu reisen?«

»Ich weiß nicht. Ich habe es mir noch nicht näher ...«

»Aber Sie werden zurückkehren. Sie werden *bald* zurückkehren! Davon bin ich fest überzeugt! Die Zukunft hier gehört *Ihnen*! Doch vielleicht ist es, wenn man's recht bedenkt, gar nicht so abwegig, sich mal für kurze Zeit unsichtbar zu machen. Das wird sogar ganz klug sein. Ein Aufenthalt im Ausland schafft immer Prestige. Wenn Sie nur eine Anstellung bei einer der bekannten englischen oder französischen Ingenieurfirmen bekämen, zum Beispiel bei Blackbourn & Gries, dem Unternehmen, das die großen Brücken baut. Wir hatten mit den Leuten hin und wieder geschäftliche Verbindungen. Aber vielleicht haben Sie schon andere Pläne?«

Per antwortete ausweichend.

Salomon spielte mit seinem buntseidenen Taschentuch. Die ganze Zeit über brannte ihm eine Frage auf der Zunge, doch er fand nicht den Mut, sie auszusprechen. Es war die Frage nach den Reisekosten. Er kannte Pers Verhältnisse weit besser, als dieser ahnte, und wußte auch von dessen Geldschwierigkeiten. Es war stets sein großer Kummer gewesen, daß Pers Haltung es ihm bisher unmöglich gemacht hatte, seine freundschaftliche Hilfe anzubieten. Nun hoffte er, endlich Gelegenheit zu haben, Per einen jener Dienste zu leisten, die er so gern Leuten anbot, an deren Talent und Zukunft er glaubte. Diese Opferwilligkeit war bei ihm nicht ausschließlich eine Frage der Eitelkeit. Trotz mancher lächerlicher Eigenschaften war Ivan in seinem innersten Wesen ein uneigennütziger, kindlich mitfühlender Mensch, voller Hilfsbereitschaft und Anbetung, dessen einzige Leidenschaft darin bestand, daß seine Abgötter die ihren zufriedenstellen können.

Auf einmal stand der junge Salomon mit einem Ruck auf, als hätte ihn ein Mechanismus im Stuhlsitz in die Höhe geschnellert. »Ich bedauere, daß ich Sie jetzt verlassen muß«, erklärte er. »Ich habe meiner Mutter und meiner Schwester versprochen, mit ihnen zu unserem Landsitz zu fahren. Da sehe ich schon den Wagen kommen.«

Auf dem schmalen, tiefer gelegenen Fahrweg, der das Restaurant von der Promenade trennte und über den eine geschwungene Brücke führte, näherte sich eine

große herrschaftliche Equipage. Hinter den beiden stattlichen braunen Pferden mit silberbeschlagenem Zaumzeug thronten ein Kutscher und ein Diener in blauer Livree, und hinter diesen wiederum erblickte man zwei seidene Sonnenschirme, der eine weiß, der andere lila.

»Hätten Sie nicht Lust, meine Familie zu begrüßen?« fragte Salomon. »Meine Mutter und auch meine Schwester würden sich bestimmt freuen, Sie kennenzulernen.«

Per kam mit Ausflüchten. Er hatte keine Lust, sich hier vor den Augen aller vorstellen zu lassen. Doch Salomon hatte dem Kutscher bereits ein Zeichen gegeben, und einen Augenblick später hielt der Wagen am Fuße der Treppe, die vom Restaurant zum Fahrweg hinunterführte.

Unter den Sonnenschirmen saßen zwei Damen, von denen die eine – die jüngere – sofort Pers Blick fesselte. Übrigens hatte er sie schon einmal gesehen, doch unter einer Maske und ohne zu wissen, wer sie war. Es war in jener Karnevalsnacht vor über einem Jahr gewesen, als er Frau Engelhardt das erste Mal begegnet war. Er erinnerte sich dunkel, daß sie in jener Nacht die Schneekönigin gewesen war und ein weißseidenes, tief ausgeschnittenes Kleid getragen hatte, das über und über mit Diamanten besät war. Seither hatte er sie sich stets als eine blasse, üppige, aufgeputzte Jüdin gedacht, die ihre Reize und Juwelen ausstellte wie ein Krämer seine Waren. Und nun sah er ein blutjunges Mädchen vor sich, kaum älter als achtzehn, neunzehn Jahre, an deren jüdischer Herkunft zwar nicht zu zweifeln war, die aber ein frisches, regelmäßiges Gesicht mit roten Wangen hatte, das von dichtem lockigem Haar umwogt wurde. Sie war auffallend, doch nicht geschmacklos in ein wolfsgraues, enganliegendes Samtkostüm gekleidet. Auf dem Kopf trug sie einen lila Hut, an dem sich zwei große buntseidene Schleifen, riesigen Schmetterlingsflügeln gleich, entfalteteten. Ihre schönen schwarzbraunen Augen, voll Leben und Schelmerei, betrachteten ihn mit unverkennbarem Interesse, mit einer dreisten Neugier, die ihn fast verwirrte.

Die Mutter hatte indessen Pers Gruß mit leichtem, gemessenem Nicken beantwortet. »So also sehen Sie aus«, sagte sie. »Mein Sohn hat schon oft von Ihnen gesprochen. Sie sind Ingenieur, nicht wahr?«

Per antwortete mechanisch, er wandte keinen Blick von dem jungen Mädchen, deren Augen ebenfalls nicht von ihm ließen, wenn sie sich auch mehr und mehr hinter den langen Wimpern versteckten.

Übrigens dauerte die Begegnung nicht lange. Ivan stieg in den Wagen, und nachdem Frau Salomon versichert hatte, daß die Freunde ihres Sohnes in seinem Elternhaus allzeit willkommen seien, tauschte man noch einmal einen zeremoniellen Gruß, der Diener schwang sich auf den Bock, und der Wagen rollte davon.

Mit glühenden Wangen ging Per zur Stadt zurück.

Er konnte den verwegenen Ausdruck dieser strahlenden schwarzbraunen Augen nicht vergessen. Und plötzlich sah er das junge Mädchen ganz deutlich vor sich, so wie es in jener Karnevalsnacht an ihm vorüber durch die Menge geschritten war – halbnackt, eine Goldkrone im dunklen wolligen Haar, mit langem wallendem Schleier, auf dem Diamanten schimmerten.

Da war es, als flüsterte ihm die Stimme des Versuchers ins Ohr: »Die schwarze Prinzessin ... und das halbe Königreich!«

Seinem Versprechen getreu, schickte Salomon noch am selben Abend Dr. Nathans umstrittene Abhandlung an Per, der sich in Ermangelung einer anderen Beschäftigung sofort darin vertiefte. Schnell war er gepackt von Sprache und Ton, die ganz anders waren, als er es erwartet hatte. Er dachte an Bücher ähnlicher Art – an Martensens Ethik zum Beispiel –, aus denen er als Junge an seinen freien Nachmittagen hatte vorlesen müssen, eine Beschäftigung, die nicht ohne Einfluß auf sein Verhältnis zur außerhalb seines Fachs liegenden Literatur geblieben war. Hier fand er klar und deutlich ausgesprochen, was seine eigenen Erfahrungen ihn gelehrt hatten. Er freute sich im stillen über die geistreichen und schonungslosen Angriffe auf all das, was er selbst hierzulande haßte, besonders auf das kleinliche und selbstgerechte Pfaffentum, auf die Sideniusse, die auch diesem Mann als das Unglück und die Schande des Landes erschienen.

Besonders begeistert war er vom Schluß der langen Abhandlung, wo der Verfasser als Antwort auf die Angriffe, denen seine Tätigkeit von vielen Seiten her ausgesetzt war, in dichterischer Form den ersten Eindruck von seiner Heimat wiedergab, den er bei seiner Rückkehr von einem mehrjährigen Studienaufenthalt im Ausland gewonnen hatte. Er erzählte, wie er nach einer Schnellzugfahrt vorbei an den lärmerfüllten großen Städten des wiedergeborenen Deutschlands, durch das ameisengeschäftige Hamburg und das erneuerte Kiel eines frühen Morgens mit dem Dampfer nach Korsor gekommen sei, wo ihn schon beim Einlaufen in den stillen und leeren Hafen ein Gefühl ergriffen habe, als glitte er in eine andere Welt, in ein überirdisches Traumreich. Und dieses Empfinden habe sich auch nicht verloren, als er mit dem anbrechenden Tag durch das Land gefahren war, in einem schwerfällig ratternden Zug, der allmählich alle anderen Reisenden in den Schlaf rüttelte und jede Viertelstunde auf einer kleinen Station hielt, wo ein paar Bauern mit grundtvigianischen Pilgerhüten und großen Tabakspfeifen warteten – nicht auf den haltenden Zug, sondern auf den, der eine oder zwei Stunden später eintraf. Es war, als sei er in ein Land geraten, wo die Zeit für niemanden Wert hatte, wo alle buchstäblich die Ewigkeit vor sich hatten. Und der Eindruck hatte sich noch verstärkt, als er Kopenhagen erreichte und durch die engen Straßen ging, wo sich in den dazwischenliegenden Jahren anscheinend nichts verändert hatte. Das Pflaster war genauso erbärmlich, die Läden noch ebenso provinziell, die Droschken fuhren in demselben Schneckentempo wie eh und je, und die Theaterplakate kündigten dieselben naiven Ritterdramen an wie zu der Zeit, da er abgereist war. Es war, als habe das Leben hier stillgestanden, während in Europa auf allen Gebieten eine gewaltige Entwicklung stattgefunden hatte, eine geistige Revolution, die die Gesellschaftsordnungen umgeformt und den Menschen höhere und kühnere Ziele gesetzt hatte.

Schließlich – so erzählte Dr. Nathan – sei er in die Nähe von Gammelholm gekommen, wo Studenterforeningen seinen Sitz hat, zufällig zu der Zeit, da er dort während seiner Kandidatenjahre mit einigen Studienfreunden den täglichen Nachmittagskaffee zu trinken pflegte. Weil er es nicht für ausgeschlossen hielt, den einen oder anderen alten Bekannten anzutreffen, sei er hineingegangen. Und groß war

seine Überraschung, als er hier fast die ganze Gesellschaft versammelt sah, um denselben Tisch, in derselben Ecke und genau derselben Gruppierung wie vor vielen Jahren, als er noch unter ihnen gesessen hatte. Sie waren unterdessen alle älter geworden, einer hatte schon graue Haare bekommen, einige waren mager, die meisten jedoch fett geworden. Ihr Gesichtsausdruck, ihre Bewegungen und besonders ihre selbstgefällige, langsame Sprechweise offenbarten eine früh eingetretene geistige Erschlaffung. Es schien, als hätten sie sich all die Jahre nicht vom Fleck gerührt. Ja sogar ihre Unterhaltung, der er unerkannt am Nebentisch eine Zeitlang zugehört hatte, bestand aus demselben geschraubten theologisch-philosophischen Geschwätz, mit dem sie schon seinerzeit Kaffee und Tabak gewürzt hatten. Sie verriet, daß nichts von dem, was man im letzten Menschenalter ringsum in Europa gedacht, geleistet und gedichtet hatte, über die Grenzen dieses Landes gedrungen war. Im selben Augenblick sei ihm klargeworden, wo er sich befand. Er war in Dornröschens Reich gekommen, wo die Zeit stillstand und der blasse Rosenflor der Phantasterei und das zählebige dornige Gestrüpp der Spekulation heimtückisch den inneren Verfall verdeckten. Doch im selben Augenblick, so schloß der Autor, habe er auch seine Berufung erkannt. Wie jener »von weit her heimkehrende« Mann im Märchen, der dem schlafenden Torwächter das Horn »Hahnenschrei« aus der Hand wand, um die Streiter aus ihrem bleiernen Schlaf zu wecken, so hatte er versucht, jene aufzurütteln, die in diesem Lande noch Leben in sich hatten, vor allem die Jugend, und unter ihr die Stärksten und Kampflustigsten, die den Mut hatten, das zähe Traumgespinnst, den verfilzten, verhärteten Kokon zu durchstechen und zu zerschlagen, in den sich der Geist der Nation eingekapselt hatte.

Besonders dieses letzte Kampfsignal trieb Per während der Lektüre das Blut in die Wangen. Er hatte das Gefühl, als sei dieser aufstachelnde, anfeuernde Aufruf direkt an ihn gerichtet, ja ganz besonders an ihn. Seine Hand fiel schwer auf die Tischplatte, und zweimal sagte er ganz laut wie zur Bekräftigung: »Ja! Ja!« Er erinnerte sich, daß der Oberst damals sein Projekt spöttisch als eine Herausforderung an den dänischen Technikerstand bezeichnet hatte. Wohlan! Das sollte es werden! ... Denn nun wußte er es: er war dazu geboren, auf seinem Gebiet zum Erlöser aus dem Dornröschenschlaf zu werden, zum Bahnbrecher in dieser stumpfsinnigen Gesellschaft dickblütiger Pastoren- und Küstersöhne. Ivan hatte recht gehabt. Man wartete auf ihn. Ja, auf *ihn*.

Per stand auf. Ohne an den toten Oberbootsmann zu denken, der noch da oben in seinem mit weißem Papier ausgeschlagenen Sarg lag, ging er mit festen Schritten auf und nieder. Und plötzlich preßte er die geballte Faust gegen die Stirn, wobei er im Takt sein bekräftigendes »Ja – ja – ja!« wiederholte.

Er dachte an Fräulein Salomon. Er sah ihre großen schwarzbraunen Augen vor sich mit dem neugierigen, dreisten und zuletzt – hinter dem Wimpernschleier – fast lockenden Blick.

Niemals zuvor war ihm der Gedanke gekommen, daß er seine Pläne auch durch eine reiche Heirat fördern könnte. Dazu hatte er bislang viel zu fest auf seine eigenen Fähigkeiten vertraut – und im übrigen hatte ihn auch stets etwas daran abgestoßen. Nun sagte er sich, daß es im Kampf um das große Ziel nichts nützte, wenn man zu genau in der Wahl der Mittel war. Eine Jüdin? Ja, warum nicht? Fräulein Salomon war jung und hübsch und – soweit er es hatte sehen können – auch ungewöhnlich schön von Gestalt. Es war Zeit, sich von der kindischen Vorstellung zu befreien, das Glück sei

etwas, das den Leuten in den Schoß fiel wie ein Lotteriegewinn. Auf alle Fälle gab es kein anderes zuverlässiges oder wirklich wertvolles Glück als das, was man dem Schicksal abtrotzte. Wie ein wildes Tier, wie eine krummzahnige Bestie, wie den goldborstigen Eber aus dem Märchen mußte man das Glück jagen, fangen und binden ... eine Beute des Schnellsten, des Stärksten, des Mutigsten! Ein paar Tage später fand die feierliche Beerdigung des Oberbootsmanns statt. Am Abend vorher war die Leiche in die Kapelle übergeführt worden. Am Begräbnistag versammelten sich die alten Freunde des Hauses zu einem stillen Frühstück vor der Beerdigung. Um zwölf Uhr hielt der junge Didriksen vor dem Haus mit seiner Droschke, in der Madam Olufsen und der alte Bendtz mit den Kränzen fuhren, während sich das übrige Gefolge zu Fuß nach Holmens Kirkegaard begab.

Es war ein beinahe sommerlicher Frühlingstag. Zwischen den Gräbern grünten schon viele Büsche, und über den Grabsteinen schwirrten die Vögel in ausgelassenen Liebesspielen. Die kleine stille Trauerschar betagter, hinfälliger Gestalten, die sich langsam und schwankend, gestützt auf Stöcke und Regenschirme, in ihrem verschossenen und altmodischen Sonntagsstaat den Friedhofsweg hinauf bewegte, nahm sich im hellen Sonnenschein recht gespenstisch aus. Nur Per, der als letzter folgte, schien im Bund mit der lebendigen, sich verjüngenden Natur ringsum. Zwar war auch er auf seine Weise von der Feierlichkeit ergriffen, doch die Macht des Todes über ihn war gebrochen. Als er mit den anderen einen Kreis um das Grab bildete und den sonnenbeschiedenen Sarg in die dunkle, enge und kalte Grube gleiten sah, mischte sich ein fast wollüstiges Gefühl in sein Grauen. Noch gehörte er dem Leben und der Sonne. Noch sang das Blut voll Verheißung in seinen Ohren, noch – noch!

Nach der Beerdigung ging er nach Hause, um sich umzukleiden. Er wollte Salomons einen Besuch abstatten.

Doch daheim in der Hjertensfrydgade harrte eine sonderbare Überraschung seiner. Auf dem Tisch lag eine Visitenkarte – eine Karte mit einer Adelskrone und dem Namen Baronin von Bernt-Adlersborg. Erst glaubte er, sie sei irrtümlich zu ihm gelangt; dann entdeckte er aber, daß auf der Rückseite ein paar Zeilen standen. In lebenswürdigen, fast unterwürfigen Wendungen erbat die Baronin eine Unterhaltung mit ihm und gab eine Zeit an, zu der sie an diesem und am folgenden Tag im Hotel d'Angleterre anzutreffen sei.

Nun kam auch die Frau des Schiffszimmermanns herein und erzählte tiefbeeindruckt von einer vornehmen Dame, die in einer Equipage vorgefahren sei und nach ihm gefragt habe. Sie habe ihr diesen »Zettel« gegeben und sie gebeten, ihn auf seinen Tisch zu legen.

Per starrte wieder auf die Karte.

Baronin von Bernt-Adlersborg! – Nie im Leben hatte er den Namen gehört.

»Das muß wohl ein Irrtum sein. Hat sie wirklich nach *mir* gefragt? ... Hat sie meinen Namen genannt?«

»I gewiß doch! Herr Sidenius, sagte sie. Und sie war schrecklich traurig, daß sie den Herrn nicht getroffen hat.«

Eine Reihe kühner Phantasiegebilde durchzuckte Pers Kopf. »Wie sah sie aus?« wollte er wissen. »War sie jung?«

»Ja. Sie kann wohl so in meinem Alter gewesen sein«, antwortete die brave Frau, die nahe an die Fünfzig war.

»Und es war eine Dame ... eine wirkliche Dame?«

»Jesses doch! Sie hatte einen Pelz in der Kutsche.«

Per sah auf die Uhr. Wenn er die mystische Baronin heute noch treffen wollte, so war keine Zeit zu verlieren. Er war ziemlich gespannt, die Lösung des Rätsels zu erfahren. Daher gab er den Besuch bei Salomons auf, zog seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg.

Der langbärtige Hotelportier kam ihm anfangs etwas hochmütig entgegen; als er aber hörte, wen Per suchte, verneigte er sich ehrerbietig, riß vor ihm die Treppentür auf und läutete Sturm an einer Glocke, die im selben Augenblick einen Diener und ein Stubenmädchen von oben herbeirief. Mit einer Feierlichkeit – so kam es Per vor –, als sei er ein König, der einer Königin seine Aufwartung machen will, geleiteten ihn diese beiden die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf und durch einen langen Gang, an dessen Ende er an eine schwedisch sprechende Kammerzofe übergeben wurde, die seine Karte in Empfang nahm und ihn in ein Zimmer führte, in einen kleinen Salon, der mit der üblichen – Per allerdings sehr beeindruckenden – Hoteleganz ausgestattet war: mit einigen hellroten Plüschmöbeln und einem Glasprismenkronleuchter.

Per ließ sich nicht so leicht verblüffen, aber hier fühlte er sich dennoch etwas beklommen. Ihm schoß plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß er sich in eine Narrenfalle habe locken lassen und daß alles eine Komödie sei, die einer seiner Feinde arrangiert hatte, um ihn zum besten zu haben.

Zum Nachdenken blieb ihm indessen nicht lange Zeit. In diesem Augenblick trat eine hochgewachsene Dame aus dem Nebenzimmer ein.

Jung war sie nicht, schön noch weniger. Ihr Gesicht war verblüht, die Nase verdächtig rot. Ihre tiefschwarze Kleidung dünkte Per recht einfach. Und doch konnte man keinen Augenblick zweifeln, daß sie eine Dame der großen Welt war. Ihre Gestalt und ihr Wesen – nicht zuletzt die Art, wie sie ihm die Hand reichte und für sein Kommen dankte – drückten einen feinen zurückhaltenden Anstand und ein Taktgefühl aus, die sich nicht erwerben ließen, sondern die besondere Eigenart vornehmer Geschlechter sind.

»Es hat Sie, hoffe ich, nicht verwundert, Herr Sidenius, daß ich Sie gern einmal sehen und ein wenig mit Ihnen plaudern möchte«, begann sie, als man einander gegenüber in den roten Lehnstühlen Platz genommen hatte. »Sie waren ja der letzte Freund und Vertraute meines lieben verstorbenen Bruders. Sie sind auch derjenige, der sein letztes Lebewohl an die Welt vernahm ...«

Jetzt begriff Per den Zusammenhang. Er erinnerte sich plötzlich an das, was ihm der Rechtsanwalt im Zusammenhang mit Neergaards Nachlaß erzählt hatte, daß sein Gönner noch zwei Schwestern habe, von denen eine mit einem reichen schwedischen Gutsbesitzer verheiratet sei.

Die Baronin fuhr fort: »Schon lange hegte ich den Wunsch, den Mann kennenzulernen, mit dem mein einziger Bruder sich so eng verbunden fühlte, ja in dem

er gleichsam ein verjüngtes Bild seiner selbst gefunden hatte – wie er uns in dem hinterlassenen Brief hinsichtlich der Testamentsbestimmungen schrieb. Allein das langwierige Krankenlager meines innig geliebten Gatten fesselte mich an mein fernes Heim. Ja, es war mir nicht einmal vergönnt, an der Beerdigung meines teuren Bruders teilzunehmen.«

Die eigenartige Ausdrucksweise der Baronin und auch einige sonderbare Gesichtszuckungen verrieten eine weit vorgeschrittene Nervosität. Nach den letzten Worten brach sie in heftiges Weinen aus und preßte ihr Spitzentaschentuch an die Augen.

Per war unangenehm berührt und schwieg. Er konnte noch immer nicht ein gewisses Unbehagen überwinden, wenn er an sein Verhältnis zu dem exzentrischen Selbstmörder erinnert wurde.

»Ja, ich habe viel Kummer gehabt«, klagte die Baronin, als sie sich ein wenig beruhigt hatte. »Sie müssen mir daher gestatten zu weinen... Wie Sie vielleicht wissen, hat der Herr nun auch meinen ritterlichen Gatten von meiner Seite gerissen, so daß ich einsam und verlassen bin.«

Per hielt es für das richtigste, seine Teilnahme durch ein Neigen des Kopfes zu bezeigen.

»Ich möchte Ihnen versichern, Herr Sidenius, daß ich oft daran gedacht habe, Ihnen zu schreiben – auch im Namen meiner Schwester –, damit Sie nicht glauben, Ihr Wohlergehen sei uns gleichgültig. Aber ich konnte nie so recht den Mut dazu finden. Und auch Ihnen hätte wohl nichts daran gelegen, mit einer wildfremden und vielleicht gleichgültigen Dame zu korrespondieren...«

Per zwang sich dazu, hastig einen Einwand zu murmeln.

»Ja, ja ... offen gestanden hätte ich Sie wohl auch heute nicht mit dem Wunsch belästigt, mich zu besuchen, wenn nicht ... ja, ich muß es Ihnen sagen... Als ich heute auf den Friedhof kam und die schönen, ganz frischen Blumen auf dem Grab meines Bruders erblickte, wußte ich sofort, wer so liebevoll an seinen Todestag gedacht hatte. Da spürte ich das unwiderstehliche Bedürfnis, Sie zu sehen und Ihnen zu danken, daß Sie mit treuer – darf ich es aussprechen? – Sohnesliebe die Erinnerung an meinen unglücklichen Bruder bewahren.«

Per starrte auf seine Schuhspitzen und wurde dunkelrot. Aus dem tiefsten Winkel seines Bewußtseins huschte ein Gedanke zu Frau Engelhardt. Er ahnte nicht einmal, wo Neergaard begraben lag.

»Aber jetzt muß ich Sie erst einmal richtig anschauen«, fuhr die Baronin fort. Sie fühlte sich immer mehr angezogen von diesem schweigsamen und verlegenen jungen Mann, der sich schämte, seine Liebeswerke zu bekennen. »Wie gesund und wohl Sie aussehen! Sie gehören sicherlich nicht zu diesen jungen Menschen von heute, die leichtsinnig ihre Jugend aufs Spiel setzen. Wie alt sind Sie, Herr Sidenius?«

»Dreiundzwanzig.«

»Oh, noch so jung!... Gott gebe, daß es Ihnen stets gut geht. Ich weiß, was für eine schwere Jugend Sie gehabt haben. Mein Bruder hat uns davon geschrieben. Ihre



Mutter ist früh gestorben. Und Ihren Vater ... ja, Ihren Vater haben Sie gar nicht gekannt.«

Das Samtpolster des Lehnstuhls schien plötzlich unter Per zu glühen. Er beeilte sich, das Thema zu wechseln. »Befinden Sie sich hier nur auf der Durchreise, gnädige Frau?« fragte er.

»Ja – ach ja! Gestern abend bin ich angekommen und fahre, so Gott will, morgen weiter. Ich bin unterwegs zu meiner Schwester, der Hofjägermeisterin Prangen. Sie hat – wie Sie vielleicht wissen – die letzten Jahre ihrer Gesundheit wegen im Süden gelebt. Denken Sie, ich habe sie jetzt seit über zwei Jahren nicht gesehen, und wir drei Geschwister haben doch nie so recht ohneeinander leben können. Es war viele Jahre mein einziger Kummer, daß ich fern von meinem geliebten Vaterland weilen mußte. Und Alexander ging es genauso. Auch er hing an der Heimat mit der ganzen Liebe seines reichen, warmen Herzens. Sicherlich haben Sie gehört, Herr Sidenius, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales seinerzeit so gnädig war, sich für meinen Bruder zu interessieren. Damals war auch die Rede von seiner Anstellung bei unserer Gesandtschaft in London. Unter einer solchen Protektion hätte sich ihm ja ohne Zweifel eine glänzende Karriere eröffnen können. Doch all dem zum Trotz, was einen Mann wie Alexander bei diesem Angebot hätte locken können, entschloß er sich, es nicht anzunehmen. Meine verehrte Mutter lebte damals noch in Kopenhagen, und meine Schwester war zu jener Zeit unverheiratet... Alexander liebte Kopenhagen und vergötterte sein Zuhause. Er fühlte sich einfach nicht wohl fern von den bekannten, lieben Stätten. Ich glaube, seine Schwermut stammte von der Stunde her, da meine Mutter starb und er allein zwischen all den Erinnerungen zurückblieb. Zudem war er in letzter Zeit auch körperlich krank ... Und doch! Daß er *das* tun konnte!«

Die Erinnerung an das traurige Ende des Bruders übermannte die Baronin, und wieder wurde das Taschentuch an die Augen geführt. Per nutzte die Gelegenheit und stand auf, um sich zu verabschieden.

Die Baronin, die auf ihrem Stuhl sitzen blieb, nahm mit mütterlicher Wärme seine Hand zwischen ihre beiden und sagte: »Wie froh bin ich, Sie nun kennengelernt zu haben! Ich hoffe sehr, daß wir uns öfter treffen werden. Wollen Sie mir versprechen, mich zu besuchen, wenn ich aus dem Ausland zurückgekommen bin? Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich den Sommer bei meiner Schwester und bei meinem Schwager auf Kærsholm verbringen, und ich bin überzeugt, daß auch Sie ihnen von Herzen willkommen sein werden.«

»Vielen Dank ... wenn ich nur nicht störe«, stammelte Per. In seiner Verlegenheit wußte er nichts anderes zu antworten.

»Aber ich bitte Sie, lieber Freund! Bedenken Sie, daß Sie nun gewissermaßen mit zur Familie gehören! So will ich zumindest den letzten Wunsch meines Bruders auffassen. Und ich bin überzeugt, in dieser Hinsicht denkt meine Schwester ebenso wie ich. Lassen Sie es sich nun recht gut gehen. Und noch einmal vielen Dank, daß Sie gerade heute Alexanders so liebevoll gedacht haben.«

Per schritt langsam, zuletzt fast zögernd die Hotelterrasse hinab. Erst jetzt wurde ihm klar, wie bedeutungsvoll diese neue Bekanntschaft für ihn werden konnte, falls er sie ohne allzu viele Skrupel mit Klugheit und Energie ausnutzte. Durch einen

abenteuerlichen Zufall eröffnete sich ihm hier ein Weg zu Menschen mit bedeutendem Einfluß. Wenn er nicht irrte, lag das Gut des Hofjägermeisters Prangen sogar auf demselben Gebiet, durch das er seinen mitteljütischen Verbindungskanal zu führen gedachte, was für diesen Mann folglich ein besonderer Grund sein mußte, sich für seinen Plan zu interessieren. Es galt, keine Chance ungenutzt zu lassen. In dem hohen Spiel, das nun gewagt werden sollte, konnte er nicht genug Trümpfe in der Hand haben.

Einen Augenblick lang dachte er daran, daß es für ihn nun vielleicht nicht mehr nötig sei, mit dem Hause Salomon in nähere Verbindung zu treten. Wie sehr er sich auch von dem jungen Mädchen angezogen fühlte, besonders erpicht darauf, in eine jüdische Familie einzuheiraten, war er gerade nicht. Und wer konnte wissen, welche Möglichkeiten sich ihm durch eine Heirat in aristokratische Kreise eröffnen konnten?

Auf der anderen Seite: Im Salomonschen Hause würde er wahrscheinlich die führenden Männer der Börse, die Bankdirektoren und Großindustriellen der Stadt, kurz, jenen kleinen Kreis der Geldleute treffen, die im eigentlichen Sinne die übrige Welt regierten. Selbst ohne alle Spekulationen auf eine Ehe würde es für ihn von großer Bedeutung sein, mit solchen Leuten zusammenzukommen und Gelegenheit zu haben, sie für sein Werk zu gewinnen. Die Baronin reiste außerdem ab, und er hatte keine Zeit zu warten. Heute, morgen, jedenfalls im Laufe der nächsten zwei, drei Monate, mußte er den Zauberstab erobert haben, der ihm Macht über die Menschen verlieh und der in seiner Hand in einen Donnerkeil verwandelt werden sollte.

Per war auf den Markt gekommen und sah zur Uhr am hohen Eckhaus hinauf. Es war noch Zeit für einen Besuch bei Salomons, und er beschloß, die Gelegenheit wahrzunehmen. Doch er war noch ein wenig verwirrt von seinem Erlebnis mit der Baronin. Deshalb ging er für einen Augenblick in ein Café und trank ein Glas Bier, um sich ein wenig zu beruhigen und sich auf den Besuch vorzubereiten. Noch nie hatte er seinen Fuß über eine jüdische Schwelle gesetzt, doch er hatte viel von den alten Sitten und Vorschriften gehört, auf deren Befolgen großes Gewicht gelegt wurde. Es galt nun, einen guten Eindruck zu machen, und er war besorgt, daß er einen Fehler begehen könne.

Allmählich kehrte er zu seinen alten Gedankenkreisen zurück. Er konnte sich nicht genug darüber wundern, daß jene unüberlegten Redensarten, die ihm damals in der Nacht bei Neergaard entschlüpft waren, so weitreichende Folgen gehabt hatten. Denn die Worte der Baronin bewiesen deutlich, daß vor allem die hingeworfene Bemerkung über seine Herkunft den Bruder beeindruckt hatte. Er erinnerte sich, daß er damals seine Geschwätzigkeit sogleich bereut, es aber nicht der Mühe wert gefunden hatte, den Fehler zu berichtigen. Jetzt wünschte er allerdings, er hätte es getan.

Nun wensschon! Er trank sein Glas aus. Was geschehen war, war geschehen! Zweifelhafte Handlungen konnten mitunter gute Früchte tragen. Jedenfalls: Wer vorwärts will, darf nicht zurückschauen ...

Die Familie des Großhändlers Salomon gehörte zu den wenigen in der Stadt, die im Zentrum ein ganzes Haus bewohnten. Es lag in der Gegend der Bredgade und war ein älteres zweistöckiges Gebäude. Von der Straße aus machte es auf den ersten Blick keinen besonderen Eindruck, denn es war zwischen zwei großen Mietskasernen

eingeklemmt. Bei näherem Hinsehen entdeckte man allerdings, daß eine eigene vornehme Würde darüber ruhte. An dem hohen blauschwarzen Ziegeldach und an der Breite der Fensterpfeiler erkannte man, daß das Haus vornehmen Ursprungs war. Die älteren Leute in der Nachbarschaft nannten es denn auch noch »das Palais«. Es hatte seinerzeit einer verschuldeten adligen Familie gehört, von der es der Vater des Großhändlers Salomon Anfang der dreißiger Jahre gekauft hatte. Von der Toreinfahrt gelangte man durch eine moderne Glastür in eine Vorhalle, die so hoch und groß war, daß die Schritte darin wiederhallten. An den Wänden hingen Rüstungen, alte Bronzegeräte und prachtvolle orientalische Waffen, so daß man das Empfinden hatte, ein Museum zu betreten. Im Hintergrund führte eine Doppeltreppe mit vergoldetem Geländer zum ersten Stock.

Das Mädchen, das Pers Karte in Empfang genommen hatte, geleitete ihn in eine Art Bibliothek und bat ihn, Platz zu nehmen. Per setzte sich in einen mit Leder bezogenen Sessel und sah sich aufmerksam um.

Schwere rotweinfarbene Seidengardinen vor den Fenstern ... Ein zolldicker moosartiger Teppich über dem ganzen Fußboden ... Goldledertapeten ... Ein achteckiger, mit Silber und Perlmutter eingelegter Tisch mitten im Raum... In den Regalen kostbar gebundene Bücher... An den Wänden Gemälde ... An der Decke ein wertvoller Kirchenkronleuchter mit Inschrift ... An der Wand ein antiker reichgeschnitzter Tisch mit altem Silber, mit Humpen, Krügen und Bechern – unter den letzteren sogar einige alte Altarkelche.

Wenn nicht der Besuch bei der Baronin und die Gedanken, die dadurch in ihm geweckt worden wären, voraufgegangen wären, dann hätte all die Pracht einen noch stärkeren Eindruck auf ihn gemacht, als dies jetzt der Fall war. Und doch imponierte ihm alles außerordentlich. Halb gegen seinen Willen war er überwältigt von der schamlosen Verkündung der Macht des Geldes. Ein eigenartig fröstelndes Behagen überfiel ihn bei dem Gedanken an diese gewaltige Macht, die die Erbschätze fremder Völker, ja sogar die heiligen Gefäße der Kirche zu Schmuckstücken für das Gemach eines Juden hatte werden lassen.

Per lächelte ein wenig verlegen. Es ließ sich nicht leugnen – die Prinzessin Salomon hatte wirklich nicht nur ihre Schönheit als Ersatz dafür zu bieten, daß sie »schwarz« war.

Die Tür zum Nebenzimmer ging auf. Ein kleiner Herr von abstoßendem Äußeren trat ein und verneigte sich tief. Obwohl er sicherlich schon an die Sechzig sein mochte, war er sehr modern und auffallend jugendlich gekleidet. Er trug einen kurzen hellen Überrock, und ein Monokel schaukelte an seiner Brust. In der Hand hielt er einen blanken Zylinder.

»Mein Name ist Direktor Delft«, sagte er mit etwas fremdem Tonfall. »Ich bin ein Onkel des Hauses.«

Die ausgesuchte Höflichkeit des Mannes versöhnte Per mit seinem häßlichen Affenkopf.

»Mein Name ist Sidenius.«

»Oh – der junge Ingenieur vermutlich? Mein Neffe hat oft von Ihnen gesprochen. Bitt schön, nehmen Sie doch Platz! Frau Salomon – meine Schwester – ist augenblicklich durch eine Schneiderin in Anspruch genommen. Sie wird gleich zu Ihren Diensten sein. Bitt schön, machen Sie es sich bequem!«

Per setzte sich wieder. Der Onkel nahm in einiger Entfernung Platz.

»Darf ich mir erlauben, Sie zu fragen ... hatte ich bereits früher die Ehre, Sie hier im Hause zu sehen, Herr Sidenius?«

»Nein. Ich habe die gnädige Frau und das Fräulein Tochter neulich zum ersten Mal getroffen.«

»Ach ja, meine Nichte Nanny ... Ich glaube, ich habe davon gehört.« Es entstand eine kleine Pause, worauf Herr Delft mit einem Lächeln und in einem Ton, der jeden anderen als Per mißtrauisch hätte werden lassen, die Bemerkung hinwarf: »Meine Nichte ist recht nett, nicht wahr? ... Finden Sie nicht auch, Herr Sidenius?«

Per war dennoch etwas erstaunt. Mit nachsichtigem Lächeln blickte er zu dem sonderbaren kleinen Mann hinüber und entgegnete: »Ich finde Fräulein Salomon sehr hübsch. Eine vollendete Schönheit.«

»Ja, nicht wahr? Sie gehört nicht zu den Dutzendschönheiten, das darf man wohl behaupten ... Doch ich kann Ihnen versichern, Herr Sidenius, sie zieht auch manchen jungen Mann seit Jahr und Tag ins Haus. Denn was vermag nicht alles die Schönheit! Und die Jugend! Übrigens ... mein Schwager ist ja nicht ganz unbemittelt.«

Der Mann ist wohl nicht recht geschick, dachte Per und gab die Unterhaltung auf.

Der andere aber fuhr fort: »Wenn Sie des öfteren das Haus mit Ihrem Besuch beehren, werden Sie sich sicher darüber amüsieren können. Man kann in dieser Beziehung wirklich höchst seltsame Beobachtungen anstellen. Denn – nicht wahr, Herr Sidenius? – Geld ist magnetisch. Diese kleinen runden Metallstücke ziehen die tiefsten menschlichen Gefühle an ... bringen die edelsten Regungen des Herzens ans Tageslicht. Achtung, Freundschaft, Liebe. Habe ich nicht recht?«

Per begann ernsthaft ungeduldig zu werden. Zum Glück kam nun das Mädchen zurück. Es hielt die Tür zum Nebenzimmer offen und bat ihn einzutreten.

Per kam in einen Raum oder vielmehr in einen Saal, der in noch höherem Maße als die Vorhalle und die Bibliothek das Gefühl in ihm wachrief, das Märchenreich des wirklichen Reichtums – der Millionen – zu betreten. Der große Raum mit seiner prachtvollen, leicht gewölbten Decke im Rokokostil, aus deren Ecken dicke Putten auf glänzend vergoldeten Posaunen zum Gericht bliesen, war der Gesellschaftssaal des alten Palais. Hier, wo einst zwei Reihen dünnbeiniger Stühle an der Wand und ein paar hohe Pfeilerspiegel wahrscheinlich das ganze Mobiliar gebildet hatten, erblickte man jetzt einen Überfluß an Möbeln und Dekorationsgegenständen. Bequeme Sofas, tiefe weiche Sessel, Tische, Hocker, Bärenfelle und Gruppen von Blattpflanzen, Säulen mit Statuetten, Glasschränke mit Nippsachen und wieder Sessel und kleinere und größere Tische, neue Gruppen von Blattpflanzen und Kunstwerke und ein Porträt auf einer Staffelei. Ungefähr in der Mitte des Zimmers stand ein aufgeschlagener Konzertflügel. Aus einem kleinen Raum nebenan, der als Wintergarten eingerichtet war und in dem

sich Palmen, Gummibäume und zwitschernde Vögel befanden, hörte man das Plätschern eines Springbrunnens.

Endlich entdeckte Per Frau Salomon auf einem Hocker am Fenster, wo sie ganz häuslich nähte. Sie empfing ihn freundlich und reichte ihm die linke Hand zum Willkommensgruß.

Sie hatten kaum ein paar Sätze gewechselt, als Per die Tür im Wintergarten hörte und darauf ein lustiges Summen, aus dem sich schnell ein helles Trällern entwickelte. Einen Augenblick später stand Fräulein Nanny in Hut und Mantel in der Türöffnung. Als sie den Fremden im Zimmer erblickte, hielt sie mit drollig erschrockener Miene in ihrem Gesang inne und führte den Muff zum Mund, als wollte sie einen Ausruf unterdrücken.

Per stand auf und verbeugte sich. Nicht einen Augenblick fiel ihm ein, daß sie von seiner Anwesenheit gewußt hatte, so natürlich hatte sie sich verstellt.

»Bist du noch da, mein Kind?« sagte die Mutter. »Ich glaubte, du seist gegangen. – Ich brauche wohl nicht vorzustellen. Sie kennen meine Tochter, nicht wahr?«

Per antwortete mit einer neuerlichen Verbeugung. Sein Blick gab dabei ein wenig zu offenkundig seinen Gefühlen Ausdruck. Noch ehe er sie gesehen hatte, allein beim Klang ihrer Stimme, die in seinen Ohren wie das Klingen von Goldstücken tönte, hatte er seinen Entschluß gefaßt. Sie war das Mittel! Hier war der Schatz, der gehoben werden mußte! – Wie sie sich dort in der Tür zeigte, die Sonne und das Vogelgezwitscher hinter sich, jung und üppig, verlockend wie eine morgenländische Bajadere, erschien sie ihm wie die Märchenfee mit den palmenblattschwingenden Genien des Sieges im Gefolge.

Fräulein Nanny setzte sich einen Augenblick. Sie nahm auf dem achten Teil eines Hockers Platz. Nun begann eine jener üblichen Unterhaltungen, bei der einander fremde Menschen sich Gelegenheit verschaffen, im Schutz von Redensarten eine Untersuchung des gegenseitigen Äußeren, des Wesens und der Umgangsformen anzustellen.

Per war kein Meister in der Konversation. Er war stets von sich und seinen Problemen zu stark beansprucht. Außerdem interessierten ihn die gewöhnlichen Gesprächsthemen nicht. Er wußte kaum Bescheid über all das, was sich in Theatern, in der Stadt, in Politik und Literatur ereignete. Er fühlte sich nicht einmal verpflichtet, unterhaltend zu sein. Wenn es ihm dennoch mehrfach gelungen war, auf Frauen Eindruck zu machen, so war dies durch eine Art Überrumpelung geschehen, durch einen wohlberechneten Tigersprung aus dem Hinterhalt des Schweigens zu den offensten und freimütigsten Eingeständnissen.

Während das junge Mädchen erzählte, bildete er sich im stillen ein Urteil über die Größe des Vermögens, das der Großhändler Salomon besaß. Seine Augen schweiften verstohlen durch den Saal. Und es schwindelte ihm bei dem Gedanken, daß all das vielleicht einmal sein Eigentum werden konnte.

Zum Glück war Fräulein Nanny imstande, die Unterhaltung ganz allein zu bestreiten. Doch während sie dort auf der Ecke des Hockers saß – in äußerst korrekter Haltung, die Ellenbogen in die Seite gepreßt, den kleinen, mit Schleifen geschmückten Samtmuff auf dem Schoß – und ihren hübschen roten Mund nicht stillstehen ließ, waren auch ihre

Augen geschäftig und untersuchten dreist Pers Person, vom vollen lockigen Haar bis hinab zu den Knöcheln, die über den ein wenig ländlichen Schuhen sichtbar waren.

Frau Salomon wurde schließlich ein wenig unruhig durch ihre Redseligkeit. »Liebes Kind, du vergißt noch deine Klavierstunde.«

»Ach ja, liebe Mama.«

Nanny stand schnell auf. Mit einem hastigen Blick auf die Mutter und einem zögernden, sprechenden auf Per eilte sie hinaus.

Per wirkte nach ihrem Weggang recht zerstreut. Er gab Frau Salomon, die von seinen Studien zu sprechen begonnen hatte, ziemlich verrückte Antworten. Er war entzückt von dem jungen Mädchen. Sogar ihr Gang, der ihm mißfallen hatte, als sie hereingekommen war, weil er ein wenig schwerfällig und watschelnd war, hatte ihn, als sie fortging, aus demselben Grund völlig bezaubert. Er erschien ihm ausgeprägt weiblich, so fraulich – ein unbewußtes Tänzeln.

Doch nun entdeckte er mitten im Raum eine schwarzgekleidete Gestalt, eine Dame, die durch eine Tür hinter ihm eingetreten sein mußte.

»Meine Tochter Jakobe«, stellte Frau Salomon vor.

Per war überrascht. Er hatte überhaupt nicht an die Möglichkeit gedacht, daß noch andere Kinder in der Familie sein könnten als die beiden, die er kannte – und ein besorgter Gedanke schlich sich sogleich zu den Millionen, die er in seiner Phantasie schon in Besitz genommen hatte. Vielleicht waren da noch mehr! durchzuckte es ihn plötzlich mit Schrecken.

Die junge Dame schien einige Jahre älter als die Schwester zu sein; sie war größer und schlanker, in Pers Augen geradezu unheimlich mager. Sie erinnerte überhaupt mehr an ihren Bruder Ivan, hatte wie dieser stark ausgeprägte jüdische Züge, eine wachsbleiche Haut, eine große gebogene Nase, einen breiten Mund und ein kurzes, abgeflachtes Kinn.

Wirkte sie bereits durch ihr Äußeres unangenehm auf ihn, so verbesserte sich der Eindruck nicht, als sie voll Überlegenheit – schweigend und aus der Entfernung – seinen Gruß beantwortete. Nach einer Weile verabschiedete er sich deshalb.

»Das war also das vielbesprochene Naturgenie«, sagte Fräulein Jakobe, kaum daß sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. »Er macht keinen besonders zivilisierten Eindruck.«

»Seine Erziehung wurde wohl ein wenig vernachlässigt«, meinte Frau Salomon. »Er hat stets unter sehr drückenden Verhältnissen gelebt, erzählte Ivan.«

Die Tochter zuckte die Achseln.

»Natürlich ... sie sind ja alle bettelarm in diesem Land. Gott gebe, daß auch nur ein einziges Mal eine Begabung geboren wird, die aus reichen Verhältnissen stammt. Auf die Dauer ist es etwas Erbärmliches – dieser Stempel der Armut, der sogar die Besten verunstaltet. – Außerdem war er ja nicht mal hübsch. Nanny posaunte ihn neulich als einen wahren Byron aus.«

»Hm, hübsch ... aber er sieht recht gut aus.«

»Mit den Glotzaugen! Ich fand ihn geradezu häßlich«, entgegnete die Tochter und schloß geräuschvoll ein Buch, in dem sie geblättert hatte. »Er wirkte auf mich so unangenehm wie ein glasäugiges Pferd. Und dann sah er sehr brutal aus«, fügte sie nach einer Weile hinzu, mit einem Ausdruck, als durchzuckte sie eine dunkle Erinnerung.

»Ich glaube, er hat dich verärgert, Jakobe.«

»Das hat er auch. Ich möchte wissen, woher die Herren heutzutage diese Schlächtermanieren haben, wenn sie uns Frauen betrachten. Es ist, als ob sie mit den Blicken abwiegen wollten, wieviel Pfund Fleisch wir am Körper haben.«

»Ja, er war etwas ungebildet, das habe ich auch bemerkt. Aber man muß dieser Art von jungen Menschen etwas zugute halten«, warf Frau Salomon sanftmütig ein.

»Ja, das sagst du immer. Ich verstehe wirklich nicht, warum wir mit Ivans mißglückten Genies gequält werden sollen. Wir wissen doch, was dabei herauskommt – selbst bestenfalls. Das hast du bei Fritjof Jensen gesehen. Er hat hier im Haus nichts als Liebenswürdigkeiten erlebt. Ich weiß sogar, daß Vater ihm mehrmals aus Geldverlegenheiten geholfen hat. Und nun wütet auch er in den Zeitungen gegen ›die Juden‹.«

»Nun ja, mein Kind, laß uns nicht wieder davon anfangen ...«

»Mir deucht, ich rieche Christenblut!« ertönte es in diesem Augenblick, und in einer halbgeöffneten Tür tauchte das schreckeinfößende Gesicht des Onkels auf.

»Ach, du bist es!« begrüßte ihn Frau Salomon. »Komm nur herein. Wir sind jetzt allein ... Mir schien, als hörte ich die Kinder.«

»Hier ist die ganze Bande!« sagte er.

Und herein stürmte eine Schar schwarzäugiger Kinder im Alter von zwölf bis vier Jahren, alle noch in ihren Mänteln. Nicht weniger als fünf an der Zahl, und jedes so gesund und quicklebendig, daß ihr Anblick Per zur Verzweiflung gebracht hätte. Eine Zeitlang erfüllte ein ohrenbetäubender Lärm das Zimmer, denn von all den roten Kindermündern stand auch nicht einer still. Alle hatten sie etwas zu berichten. Bald umschwärmten sie die Mutter, bald die Schwester oder den Onkel. Die dunklen Augen glänzten vor Eifer, denn jedes der Kleinen brannte darauf, zum Erzählen zu kommen.

Als man endlich wieder sein eigenes Wort verstehen konnte, bemerkte der Onkel: »Darf ich zur neuesten Erwerbung des Hauses gratulieren? Vorhin traf ich hier einen jungen Mann – Herrn – ja, wie hieß er doch gleich? Es war ein unangenehmer Name. Sohn eines Schwarzrocks, nicht wahr?«

»Fängst du auch noch davon an?« rief Frau Salomon aus. »Ich will jetzt nichts mehr von dem Menschen hören. Er ist ein Bekannter von Ivan, und er hat uns heute einen Besuch abgestattet. Punktum ... Bleibst du zu Tisch, Heinrich?«

»Hier? – Lea, meine Schwester, hast du je einen koschern Schweinebraten gekostet?« fragte der kleine Mann, aus dessen Worten klug zu werden oft sogar für seine nächsten Angehörigen schwer war, wußte man doch nie, was Spaß und was Ernst war.

Frau Salomon mußte lachen.

»Du hast dich schon in der Küche erkundigt, merke ich. Doch still! Ich höre Salomon!«

Überwältigt von den Eindrücken, die er in dem reichen Haus empfangen hatte, und noch ganz erfüllt von seinem großen Entschluß, war Per inzwischen zurück nach Nyboder gegangen. Er war durch menschenleere Nebenstraßen geschritten, denn er hatte das Bedürfnis, allein zu sein. Nun war nicht nur der Weg zu seinem Ziel gefunden, sondern auch das Mittel. »Philip Salomons Schwiegersohn« – das war das Zauberwort, das ihm die Flügeltore des Lebens öffnen und ihm die Menschen Untertan machen sollte.

Und warum an seinem Erfolg zweifeln? Wenn er an die vielen wunderlichen Erlebnisse seines Lebens zurückdachte, mußte er dann nicht Ivan recht geben, der einst jene Worte von seinem Aladdin-Glück geprägt hatte? Lag nicht eine Art Vorbedeutung darin, daß gerade er, Nannys Bruder, zuerst die Götterschrift auf seiner Stirn gedeutet hatte: Ich komme, ich sehe, ich siege!



## Siebentes Kapitel

Unter den Männern, die jeden Tag gegen zwei Uhr unter den breitkronigen Bäumen die Auffahrt zur Börse hinaufschritten, waren nicht viele, die von dem betretenen Türschließer mit größerer Ehrfurcht begrüßt wurden als ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit roten Wangen und schwarzgelocktem Kopf, einem glattrasierten Doppelkinn und ungewöhnlich dicken, blutvollen Lippen inmitten des üblichen Großhändlerbackenbarts. Auch in der braunen Säulenhalle zogen viele den Hut, wenn er vorüberkam. Sein Eintritt erregte besondere Aufmerksamkeit bei den Getreidehändlern in den Fensternischen nach dem Kanal hinaus und bei den frachtsuchenden Schiffen, die in schweigender Reihe auf einer langen Bank links neben der Eingangstür saßen. Der stattliche Mann war Großhändler Philip Salomon, der Chef des bekannten Handelshauses Isac Salomon & Söhne, einer der reichsten Männer der Stadt, dessen Vermögen gerüchteweise auf sieben bis acht Millionen geschätzt wurde.

Er hielt sich selten lange an der Börse auf. Wenn der Diener mit seiner lärmenden Glocke durch den Saal ging und den Beginn der Kursnotierungen ankündigte, war er in der Regel schon fertig mit seinen Geschäften und kehrte in sein Büro zurück. Er gehörte nicht zu denen, die die Börse als eine Art geselligen Klub betrachteten, wo man sich nach dem Frühstück traf, um Stadtneuigkeiten zu erfahren und sich über die letzte Theatervorstellung zu unterhalten. Er ließ sich in den Theatern nicht oft blicken und nahm nur notgedrungen am gesellschaftlichen Leben teil. Seine Zeit teilte er gleichmäßig zwischen Geschäft und Familie; ersterem widmete er seinen klaren und nüchternen Verstand, letzterer sein warmes, leicht überwindbares Herz. Und – wie man mit einer Anspielung darauf, daß sein Büro und sein Haus in derselben Straße lagen, zu sagen pflegte – es geschah nie, daß er sich »in der Hausnummer irrte«.

Philip Salomon war das einzige Kind des zu seiner Zeit sehr bekannten Isac Salomon, nach dem die Firma ihren Namen trug. Isac war ein in vieler Hinsicht außergewöhnlicher Mann gewesen, ein Handelsgenie, der sich vom umherziehenden Hausierer zu einer hervorragenden Stellung auf dem dänischen Geldmarkt aufgeschwungen hatte – »Salomon Goldkalb«, wie ihn der Volksmund getauft hatte. Er hatte einige Dutzend Vollschniffe auf See gehabt, Fabriken und westindische Pflanzungen besessen und durch seine Findigkeit dem dänischen Handel neue Märkte an mehreren überseeischen Plätzen erschlossen. Bei den Judenverfolgungen im Jahre 1819 war er denn auch unter denen gewesen, die am meisten unter den Belästigungen des Kopenhagener Pöbels zu leiden hatten.

Er hatte damals das »Palais« gekauft und es mit verschwenderischer Pracht einrichten lassen. Ebenso unangefochten vom Ärger der Tugendhaften wie von den neidischen Versuchen der Spötter, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben, war er nicht davor zurückgeschreckt, in seiner Lebensweise mit den Spitzen der Aristokratie zu wetteifern. Mit einem Vollblutviererzug ließ er sich durch die Stadt fahren, und bei bestimmten festlichen Gelegenheiten standen zwei Lakaien hinten auf seiner Kutsche. Er machte sich zum Beschützer der Wissenschaft, stiftete Legate, öffnete Künstlern sein Haus – und das alles, obwohl er ein kleiner buckliger Mann war, der sich allmählich

durch energische Selbsterziehung eine Menge Kenntnisse, aber keine Bildung angeeignet und seine Frau nachweislich einer armen jüdischen Witwe in Jütland, bei der er einst während seines unsteten Lebens genächtigt, für einhundert Reichstaler abgekauft hatte.

Aus Isac Salomons Zeit stammten auch die orientalische Waffensammlung in der Vorhalle und die vielen anderen kostbaren Schnurrpfeifereien, die ihm seine Schiffe aus allen Erdteilen mitgebracht hatten und mit denen das Salomonsche Haus angefüllt war wie ein prunkvolles exotisches Museum. Mehr aus Pietät als weil es seinem Geschmack entsprach, hatte der Sohn es fast unverändert bestehen lassen.

Philip Salomon hatte nur das Geschäftstalent und die Arbeitsfreude von seinem Vater geerbt. Vielleicht gab es auch noch einen inneren Zusammenhang zwischen den Wanderjahren des Alten und der Freude an der Natur, die dem Sohn eigen war. Über Sommer wohnte Philip länger auf dem Lande als die meisten anderen Börsenleute; und zu den anderen Jahreszeiten fuhr er sonntags schon am frühen Morgen mit der ganzen Familie aus, wenn das Wetter nur einigermaßen gut war. Er kutschte dann immer selbst. Seine Frau saß neben ihm, während es hinter ihnen auf den Rücksitzen von eigenen und anderer Leute Kindern nur so wimmelte. Erst ein paar Meilen landeinwärts machte er an einem Gasthof oder mitten im Wald halt. Frau Salomon und die Kleinsten blieben bei den Vorratskörben, während er und die größeren Kinder die Umgegend durchstreiften. Den großen Hut mit der breiten Krempe in den Nacken geschoben, den Mantel über dem Arm, schritt der gefürchtete Börsenkönig lustig an der Spitze eines Schwarms krummnasiger Rangen dahin, die mit der Wildheit, die Stadtkinder – und besonders jüdische – im Freien befällt, um ihn her sprangen, sich prügelten und jauchzten. Kamen sie in die Nähe eines Hügels, erstürmten sie ihn; begegneten sie einem Bauern, begann Salomon ein Gespräch mit ihm; sie verließen keinen Hirtenjungen, ohne ihn mit einer Mark bereichert zu haben. Aber vor allem war Salomon ein eifriger Blumenpflücker, und nie war er glücklicher, als wenn er bei der Rückkunft seiner Frau einen riesigen Blumenstrauß überreichen konnte, für den sie sich bedankte, indem sie ihm lächelnd ihre linke Hand zum Kuß reichte.

Frau Salomon war die Anfang der fünfziger Jahre berühmte Lea Delft – oder Frau Lea Moritz, wie sie kurze Zeit hieß –, deren orientalische Schönheit einen kleinen Manufakturwarenladen in der Silkegade unter den damaligen Modegecken sehr bekannt und viele von ihnen mehr oder weniger wahnsinnig vor Liebe gemacht hatte. Onkel Heinrich, ihr Bruder, erzählte oft mit dem Anspruch auf Glaubwürdigkeit, sie sei der eigentliche Anlaß für die Errichtung der Irrenanstalt, des Sankt-Hans-Hospitals, gewesen. Der Laden gehörte ihren Eltern, die aus Deutschland eingewandert waren, wo sie selbst ihre ersten Kinderjahre verlebt hatte. Schon mit achtzehn Jahren heiratete sie aus leidenschaftlicher Liebe ihren Vetter Marcus Moritz, einen armen, brustkranken deutschen Gelehrten, der der Vater ihrer beiden ältesten Kinder, Ivan und Jakobe, wurde. Das Mädchen war noch nicht geboren, da starb er. Danach zog Lea zu ihren Eltern zurück. Trotz ihrer Mittellosigkeit gehörten diese zu einer der vornehmsten deutschen Judenfamilien, worauf sie beide sehr stolz waren. Als sich Lea nach einigen Witwenjahren mit Philip Salomon verlobte, fehlte nicht viel, und die Eltern hätten es als eine Selbsterniedrigung betrachtet; die Millionen des Bräutigams sühten in ihren Augen nur mangelhaft dafür, daß sein Vater als Hausierer durchs Land gezogen war.

Für die junge Witwe dagegen waren Salomons Vermögen und die Rücksicht auf die ungesicherte Zukunft ihrer Kinder ausschlaggebend gewesen. Sie hatte sich gesagt, einst habe sie ihr Herz sprechen lassen; diesmal war die Reihe an die Vernunft gekommen. Und doch betrog sie niemanden. Ihr Herz war reich genug, dem Verstand zu geben, was ihm zukam, ohne darum zugrunde zu gehen. Es opferte nur von seinem Überfluß. Später hatte sie Philip Salomon vollen Ersatz für das zuteil werden lassen, was er am Hochzeitstag noch an der Liebe seiner Gattin hatte entbehren müssen.

Zwanzig Jahre hatten sie nun miteinander in glücklicher Ehe gelebt. Frau Lea – von der einer ihrer Verehrer einst gesagt hatte, sie habe das hübscheste Gesicht in Kopenhagen, die prächtigste Figur in Dänemark und die schönsten Hände auf der ganzen Welt – war im Laufe der Jahre wohl etwas stark geworden, behielt aber in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Wesen ein Gepräge von »Rasse«, das Kennern sofort auffiel. In der Form ihres Kopfes mit der gekrümmten Nase und dem dreifachen Kinn – und nicht zuletzt in der Art, wie sie diesen Kopf trug – drückte sich eine hoheitsvolle Würde aus, die an antike Kaiserinnenbüsten erinnerte. In ihrem vollen schwarzen Haar, das vom Scheitel in zwei Flechten bogenförmig über die Ohren frisiert war, sah man nur ganz vereinzelt Silberfäden; die sahnenweiße Haut ihres Gesichts war glatt und fein, ihre Zähne waren gut erhalten, und die Augen waren schwarzbraun mit einem goldenen Schimmer. Philip Salomon war denn auch noch immer so verliebt in seine Frau, daß er sich mitunter sogar im Wohnzimmer vergaß und seine wulstigen Lippen leidenschaftlich auf ihre Hand oder ihre Wange preßte, daß sie ihn mit einem Blick an die Anwesenheit der Kinder erinnern mußte.

Nur in einer Beziehung empfand, Frau Salomon einen Mangel, der mit den Jahren fast noch größer wurde. In ihrer Jugend hatte sie bei ihren häufigen Besuchen der Verwandten und in ihrer ersten Ehe zu reiche und tiefe Eindrücke vom Leben in den weltoffenen Verhältnissen des Auslandes erhalten, als daß sie sich in Kopenhagen wirklich heimisch fühlen konnte. Obwohl sie sich hütete und es keinem anderen als ihrem Mann anvertraute, hatte sie doch ständig Heimweh nach dem Land, das sie in ihrem Herzen als ihr eigentliches Vaterland ansah. Jedes Jahr unternahm sie eine monatelange Reise durch Deutschland, um ihre Verwandten zu besuchen; und noch jetzt konnte es geschehen, daß sie, wenn sie sich treffend ausdrücken wollte, die Worte aus ihrer Muttersprache entlehnte.

Sie hatte es auch durchgesetzt, daß seinerzeit die beiden ältesten Kinder, Ivan und Jakobe, zum wesentlichen Teil im Ausland erzogen wurden. Sie wollte nicht – wie sie es in ihrem damals noch unsicheren Dänisch ausdrückte –, daß ihre Kinder in der Provinzstadt, die Kopenhagen in ihren Augen war, »verkleinert« würden. Für Jakobe kam noch ein anderer Grund hinzu. Sie war immer ein schwieriges Kind gewesen, empfänglich für alle Eindrücke, empfindlich ganz besonders für Kränkungen, die auf ihre jüdische Herkunft anspielten, dazu körperlich so zart und anfällig, daß ihre Kindheit eine einzige lange Leidensgeschichte gewesen war. Oft kam sie leichenblaß aus der Schule, nur weil ein Junge ihr auf der Straße »Mauschel« nachgerufen hatte. Sie wurde vor Kummer und Aufregung krank, wenn eine ihrer kleinen blauäugigen Schulgefährtinnen – wie das mehrmals geschah – sie demütigte und die freundschaftlichen Vertraulichkeiten zurückwies, die Jakobe in ihrem leidenschaftlichen Verlangen nach Verständnis und Gegenliebe trotz aller bitteren Erfahrungen beständig erneuerte. Das

Kind hatte das reiche Gefühlsleben der Mutter geerbt, nicht aber ihre glückliche Natur, nicht ihr gesundes Gleichgewicht, nicht das stolze und nachsichtige Lächeln, mit dem die Mutter den Vorurteilen der Gebildeten und den Grobheiten des Pöbels begegnete.

Jakobe hatte auch nicht Frau Salomons regelmäßige Schönheit geerbt. Als sie heranwuchs, war sie fast häßlich, mager und blutlos gewesen, hatte grobe, unschöne Züge und besaß nichts von der windhundartigen Anmut, die viele mit der Aufgeschossenheit des Backfischalters versöhnt. In den Augen der meisten machte es sie nicht anziehender, daß sie eifrig bemüht war, sich Genugtuung für die Demütigungen der Klassenkameradinnen zu verschaffen, und sie auf solchen Gebieten zu übertreffen suchte, die sie beherrschte. Da sich bei ihr Klugheit mit eisernem Fleiß paarte, konnte sie im Unterricht mit Kenntnissen glänzen, die für ihr Alter ungewöhnlich waren. In ihrem Kummer nahm sie mitunter dazu Zuflucht, daß sie den Neid der anderen mit Hilfe ihres reichlichen Taschengelds weckte. Sie erschien beispielsweise mit einer Tüte feinen Konfekts und erkaufte sich damit ein kurzes Umworbensein.

Jakobes Verhältnis zu den Schulkameradinnen und Lehrerinnen wurde schließlich so gespannt, daß die Institutsleiterin selbst den Eltern riet, sie aus der Schule zu nehmen. Ihre Ausbildung wurde in einem Pensionat in der Schweiz abgeschlossen.

Dieser Auslandsaufenthalt der Tochter und Ivans Besuch einer deutschen Handelsakademie, der in die gleiche Zeit fiel, erregten viel Unwillen bei den Leuten, deren Nationalgefühl in jenen Jahren – kurz nach dem unglücklichen Krieg – noch sehr verletzt war. Salomons wiederholten deswegen auch nicht den Versuch mit ihren anderen Kindern.

Nun war Nanny, das nächste der Geschwister, auch eine viel umgänglichere Natur. Schon in der Wiege eine Augenweide an Gesundheit und Rundlichkeit, war sie unter allgemeiner Vergötterung herangewachsen, war gestreichelt und geliebt worden wie ein niedliches Kätzchen, ohne offensichtlich einen anderen Schaden genommen zu haben als ein reichlich gefallsüchtiges Wesen und einen Hang zur Zärtlichkeit. »Normalmädchen« nannte ihr Vater sie, weil sie sich stets im Gleichgewicht befand, nie eine Krankheit gekannt, ja nicht einmal Zahnschmerzen gehabt hatte. Dennoch war gerade sie es, die Unruhe in das Salomonsche Haus brachte, immer unterwegs, den halben Tag in Ausgehkleidung. Ihre Stimme schallte durch die Zimmer, und wohl zehnmal am Tag meldete sie ihre Rückkehr. Hörte man abends Lachen und Kreischen von oben aus den Schlafzimmern der Mädchen und hinterher leichte, schnelle Schritte, so wußte man, daß Nanny im Bad gewesen war und nun mit aufgelösten Haaren in weißem Nachthemd ihren Schwestern Tarantella vortanzte.

Doch noch ein unruhiger Kopf war dort im Hause oder tauchte jedenfalls täglich auf; das war Onkel Heinrich, Frau Salomons Bruder. Dieser kleine Mann, dessen Äußeres sich auffallend von dem der Schwester unterschied, lieferte einen Beweis für die Unregelmäßigkeit, mit der sich Eigenschaften in jüdischen Familien vererben. Herr Delft war Junggeselle und nannte sich Direktor. In seiner Jugend hatte er eine »Unachtsamkeit« mit ihm anvertrauten Geldern begangen, worauf er eine Reihe von Jahren in Amerika und nach eigener Aussage auch in Indien und China als Vertreter oder Reisender für englische Firmen gelebt hatte. Er war mit einem bescheidenen

Kapital zurückgekehrt und genoß noch in vorgerücktem Alter die materiellen Güter des Lebens, ohne jemals durch ihre Einförmigkeit zu ermüden. Über seine Reisen und Erlebnisse sowie über sein Vermögen sprach er stets mit einer Zurückhaltung, die Außerordentliches ahnen lassen sollte. Selbst den nächsten Angehörigen gegenüber gab er sich den Anschein, als besitze er märchenhafte Reichtümer, wie er auch behauptete, noch immer Mitdirektor einer englisch-chinesischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zu sein. Im übrigen lebte er in einer bescheidenen Dreizimmerwohnung und rechnete sehr genau mit jeder Ausgabe, die nicht zu seinem körperlichen Wohlbefinden beitrug. Ziemlich viel gab er für seine äußere Erscheinung aus. Er kleidete sich nach der neuesten Mode wie die jüngsten Gecken der Stadt, ließ sich täglich die Reste seines schwarzen Haares bei einem Friseur brennen und parfümieren und trug bei festlichen Anlässen ein Prachtstück von einer Krawattennadel, von der er oft sagte, er könne damit »eine Königin bewegen, ihn zu lieben«. Wollten seine Nichten ihn ärgern, so brauchten sie nur zu behaupten, sie sei unecht; einmal hatte er wutentbrannt das Haus verlassen und sich eine ganze Woche lang nicht wieder sehen lassen, weil sogar die Schwester und der Schwager die Reinheit des Steins anzuzweifeln gewagt hatten.

Sanft und angenehm im Umgang war er wahrhaftig nicht, obwohl sich auch in seiner Verbitterung halb bewußt eine humoristische Übertreibung zeigte. Seine freiwillig übernommene Rolle als Kettenhund im Hause der Schwester und seine Lust, den Leuten bissig zu kommen, wenn sie ihm aus irgendeinem Grunde mißfielen – besonders jedem, der den Verdacht erregen konnte, auf die Mitgift der Nichten zu spekulieren –, das alles verband sich bei ihm mit der fixen Idee, daß er zum Beschützer und Ratgeber der jungen Mädchen berufen sei. Er nahm sich dieser Aufgabe mit so viel Ernst an, wie überhaupt nur in ihm war. Insgeheim hoffte er, auf diese Weise die vielumwobenen jungen Mädchen zu behüten. Denn hinter all seinen Prahlereien verbarg sich die Erkenntnis, daß er Schande über seinen angesehenen Familiennamen gebracht hatte. Um das wiedergutzumachen, wollte er nun bei seinen Nichten Schicksal spielen und alles tun, was in seiner Macht stand, damit sie nicht blindlings wählten, sondern eine gute und vor allem vornehme Partie machten.

Die Familie Salomon hatte viele Jahre hindurch wenig Umgang gepflegt. Die orthodoxen Juden der Stadt hielten sich ihnen ein wenig fern wegen ihrer Ungläubigkeit, zu der sich vor allem Frau Lea mit großer Offenheit bekannte. Salomons hatten sich von dem gesellschaftlichen Leben in Kopenhagen nie recht angezogen gefühlt und sich deswegen darauf beschränkt, zweimal im Monat der Geselligkeit das Haus zu öffnen und im übrigen ihre Freunde wissen zu lassen, daß sie stets erwartet und jederzeit willkommen seien.

Hierin trat eine Veränderung ein, als Ivan aus Deutschland zurückgekehrt und Nanny erwachsen war. Wenn es Ivan auch nicht ganz gelang, seinen Traum zu verwirklichen und sein Elternhaus nach dem Vorbild der Fürstenhöfe der Renaissance umzugestalten, so hatten doch allmählich mehrere führende Köpfe der jüngeren Generation, darunter auch Schriftsteller und Künstler, Zutritt zur Familie erhalten.

Jakobe hielt sich zu dieser Zeit meistens im Ausland auf. In einem Schweizer Pensionat hatte sie ein zweites Zuhause gefunden; zwischen den hohen Bergen suchte sie Gesundheit für ihren kränklichen Körper, der mit den Jahren immer anfälliger wurde.

In den Sommermonaten, wenn die Eltern auf dem Lande weilten, war sie daheim. Doch wenn die erste Kälte und mit ihr die Anzeichen der Ballsaison kamen, sehnte sie sich fort. Eines Tages indessen, sie wurde damals bald neunzehn, erhielten die Eltern kaum einen Monat nach ihrer Abreise einen ziemlich verworrenen Brief von ihr, in dem sie zwischen allerlei Mitteilungen plötzlich den Gedanken äußerte, ihr Leben im Pensionat aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Ein paar Tage später kam wieder ein Brief, der ihre baldige Heimkehr ankündigte. Fast gleichzeitig traf ein Telegramm mit der Nachricht ein, daß sie sich schon auf dem Heimweg befinde und am folgenden Tag eintreffe.

So charakteristisch es auch für sie war, einen einmal gefaßten Entschluß mit viel Ungeduld zu verwirklichen, überfiel die Eltern dennoch Unruhe. Sie ahnten, daß ihr etwas Ernsthaftes begegnet war. Frau Lea vertraute ihrem Mann an, daß hier wahrscheinlich eine Liebesgeschichte mit im Spiel sei. Jakobe hatte im Sommer mit großer Wärme von einem jungen süddeutschen Rechtsanwalt und bekannten Politiker gesprochen; er war der Neffe der Pensionsvorsteherin, bei der er einige Male zu Besuch geweilt hatte. Frau Lea kannte die leicht entflammbare Natur ihrer Tochter, die schon mehrmals bittere Enttäuschungen dadurch hatte erleben müssen. Als Jakobe nach Hause kam, war denn auch unschwer zu entdecken, daß ihr das Herz blutete. Da sie selbst jedoch keine andere Erklärung für ihre Rückkehr gab, als daß sie sich diesmal verlassen gefühlt habe zwischen all den neuen Pensionsbewohnern, so drang niemand in sie, um ihr ein Geständnis zu entlocken – am wenigsten von allen die Mutter, die für ihre Person stets verlangt hatte, daß man Liebesgeheimnisse respektieren müsse. Sie hatte beispielsweise ihrem Gatten nie erklären wollen, warum er ihre rechte Hand nicht küssen durfte. Sie hatte ihn nur wissen lassen, dies sei ein Versprechen, das sie ihrem Jugendgeliebten in einer Stunde gegeben hatte, die ihnen beiden heilig geworden war.

Jakobe war nun schon vier Jahre zu Hause. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt und noch immer unverlobt. In der dazwischenliegenden Zeit hatte es ihr allerdings nicht an Anträgen gefehlt, es waren sogar sehr schmeichelhafte darunter gewesen. Mit den Jahren war sie trotz ihrer Kränklichkeit fast hübsch geworden. Besonders die etwas älteren Herren waren von ihrer eigenwilligen und blassen Erscheinung angetan. Einige zogen sie sogar Nannys strahlender, aber ein wenig gewöhnlicher Schönheit vor. In ihrem Gesicht mit der kräftig gebogenen Nase und der unentwickelten Kinnpartie – in diesem Antlitz, das ihre Verehrer ein Adlerprofil<sup>1</sup>, die Spötter jedoch eine Papageienfratze nannten – blickten dunkle Augen, deren Weiß einen stark bläulichen Schimmer hatte, der mitunter beinahe schwarz werden konnte. Ihre Nase war eindeutig zu groß, der Mund zu schmal und zu breit; aber diese Augen hatten einen unvergeßlichen Blick, stolz und scheu zugleich, der Einsamkeit und Gedankentiefe ahnen ließ. Sie war größer als ihre Geschwister, hatte lange schlanke Beine und einen merkwürdig lautlosen Gang und einen leichten, schnellen Schritt. Die wenigen, die sie hatten lächeln sehen, lobten ihre schönen Zähne. Über ihrer hageren und nervösen Gestalt lag der eigentümliche geistige Liebreiz, den Leidenschaft und Sehnsucht einer zarten Frau verleihen können.

Wenn man von ihr sprach, so dachte man vor allem an ihre inneren Eigenschaften. Überall rühmte man ihre Klugheit, ihre Willenskraft und ihr mannigfaltiges Wissen. In ihrer Einsamkeit hatte sie ihre ganze Liebe den Büchern gewidmet. Sie studierte alte

und neue Sprachen, Geschichte und Literatur und suchte ungeduldig nach immer neuen Gebieten, um ihren Wissensdurst zu stillen.

Frau Salomon sagte oft von ihr, sie sei das Ebenbild ihres Vaters.

Von den jungen und jüngeren Männern, die zu der Zeit, als Per seinen Antrittsbesuch im Salomonschen Hause machte, am häufigsten dort verkehrten, kamen die meisten wegen Nanny. Nicht nur, weil die Mehrheit sie für die Schöneren hielt – man nahm auch an, daß sie als Philip Salomons leibliches Kind die bevorzugtere Erbin sein würde, wenn auch Jakobe und Ivan bereits im frühen Alter von ihm adoptiert worden waren. Jakobes Wesen forderte freilich auch nicht zum Liebeswerben heraus. Man sah sie selten, und da sie sehr scheu war, trug sie Fremden gegenüber oft eine verletzende Kälte zur Schau.

Auf dem kleinen Herrenabend, bei dem Per zum ersten Mal Gast der Familie war, traf er neben einigen älteren Herren aus der Geschäftswelt den Dichter Poul Berger und einen Husarenleutnant namens Hansen-Iversen, den Kandidaten Balling und den Journalisten Dyhring. Nur den ersten von ihnen hatte er schon früher gesehen; aber fast hätte er ihn nicht wiedererkannt. Der fanatische Himmelsstürmer und Nathanverehrer hatte, seit er Per zuletzt begegnet war, nicht nur seinen Mephistobart verändert und ihn über das ganze Gesicht wachsen lassen, auch sein Mienenspiel war anders geworden. Er glich jetzt den üblichen Bildern vom leidenden Christus, was er auch wirklich beabsichtigte. Wie einer der anderen Herren später Per unter dem Siegel der Verschwiegenheit zuflüsterte, hatte Berger in den letzten Tagen zur Überraschung seiner Freunde einige fromme Verse veröffentlicht, mit denen er gleichzeitig um Nannys Barmherzigkeit und um Unsterblichkeit auf dem dänischen Parnaß warb.

Kandidat Balling, der Per dies mitteilte, war ebenfalls ein Mann der Literatur, jedoch ein sogenannter Literaturhistoriker. Er war drei Ellen lang und darmdünn; er hatte eine Löwenmähne und ein Gesicht, so flach und ausdruckslos wie eine Oblate. Der zur Frömmigkeit bekehrte Dichter vertraute Per in einer Ecke an, Balling sei ein Idiot, der ein Genie und Bahnbrecher sein möchte, sich aber vorläufig nur einen chronischen Magenkatarrh anstudiert habe. Balling war unerhört belesen und so mit Zitaten vollgepfropft, daß man ihn nicht ansprechen konnte, ohne daß ein gestohlenen geistreiches Wort seinem Munde entschlüpfte. Er war einer jener Bücherwürmer, die sich an der Literatur festsaugen wie Egel, ihr rotes, warmes Blut trinken und doch nach wie vor gleich kalt bleiben. Vor einem Jahr hatte er ein Buch über die klassische Tragödie herausgegeben, und da es in der Presse gelobt worden war, hatte sich Ivan sofort seiner Person versichert und ihn in sein Elternhaus eingeführt.

Per, der auf die Begegnung mit seinen Nebenbuhlern ein wenig gespannt gewesen war, beruhigte sich beim Anblick dieser Leute. Selbst dem Husarenleutnant gegenüber sank sein Mut nicht, obwohl dieser ein schneidiger Bursche mit kecken blauen Augen und einem blonden Schnurrbart in einem von der Frühlingssonne gebräunten Gesicht war.

Was Dyhring, den Journalisten, anging, so wurde Per nicht daraus klug, ob er überhaupt ein Rivale war. Die nachlässige Art, wie er sich zwischen den Damen des Hauses bewegte, deutete nicht darauf hin. Ivan war, ohne daß Per begriff, warum, sehr daran gelegen gewesen, ihn mit diesem Mann zusammenzubringen. Sofort nachdem

Dyhring gekommen war, hatte er sie einander vorgestellt; nach Tisch versuchte Ivan erneut, sie zusammenzuführen und Per zu veranlassen, sich über seine Pläne zu äußern.

Doch Per verspürte nicht die geringste Lust, vernünftig zu reden. Dazu war er viel zu sehr von Nanny beeindruckt, die verlockend schön aussah in ihrem ausgeschnittenen naturseidenen Kleid und mit roten Rosen im schwarzen Haar. Per hatte die Ehre gehabt, sie zu Tisch zu führen. Diese Auszeichnung sowie die Freuden der Tafel und die ihm ungewohnte Pracht der Anrichtung waren ihm zu Kopf gestiegen und hatten ihn übermütig gemacht. Im Rauchsalon, wo der Kaffee und die Liköre für die Herren serviert wurden und Onkel Heinrich in diabolischer Schadenfreude heimtückisch sein Glas stets von neuem füllte, war Per kurz davor, einen Skandal heraufzubeschwören. Vertraulich klopfte er Philip Salomon auf die Schulter, lobte seinen Wein und drückte in einer langen Rede seine Bewunderung aus für die Damen des Hauses. Einige ältere Herren scharten sich nach und nach um ihn und hatten ihren Spaß an dem jungen Mann, der offensichtlich zum ersten Mal in einer Gesellschaft war.

Im Wohnzimmer bei Frau Salomon und Jakobe saß ein blonder Herr in mittleren Jahren, der nicht rauchte. Es war ein gewisser Herr Eybert, einer der größeren Fabrikbesitzer der Stadt, der auch als Politiker bekannt war, ein vorurteilsfreier und kenntnisreicher Mann von großem Ansehen. Die näheren Bekannten des Hauses bezeichneten ihn vertraulich als den künftigen Gatten Jakobes. Er war ein wenig über das beste Alter hinaus, nämlich um die Vierzig, und im übrigen Witwer mit zwei Kindern. Seine Liebe zu Jakobe war ein offenes Geheimnis. Weder vor den Eltern noch vor ihr selbst machte er einen Hehl daraus, und die Eltern zeigten sich beide nicht abgeneigt. Herr Eybert war ein erprobter Freund des Hauses und außerdem ein sehr vermögender Mann, der über den Verdacht erhaben war, er spekuliere auf eine reiche Heirat. Die Eltern sahen es zudem aus verschiedenen Gründen recht gern, daß Jakobe heiratete; in dieser Hinsicht standen sie unter dem ständigen Einfluß des Hausarztes, eines jüdischen Professors, der mit großer Offenheit erklärte, »das Mädchen sei nicht dazu geschaffen, als Nonne zu leben«.

Mit dem Mißtrauen, das sich bei dem alternden Bewerber stets regte, wenn ein neues, junges Männergesicht in diesem Kreis auftauchte, hatte Herr Eybert sogleich die Unterhaltung auf Per gelenkt. Er fragte, wer der Herr gewesen sei, der gegen Ende des Essens so laut geworden war.

»Das ist ein Herr Sidenius... einer von Ivans Freunden«, sagte Frau Salomon in einem Ton, der gleichsam eine kleine Entschuldigung im Namen des Hauses war.

»Soso, ein Sidenius! Ist er nicht ein bißchen...?« Herr Eybert machte mit dem Finger eine Kreisbewegung vor der Stirn.

»Ach, das glaube ich nun doch nicht«, antwortete Frau Salomon. »Aber ein unruhiger Kopf ist er schon.«

»Das liegt wohl in der Familie.«

Jakobe hob die Augen von einem Buch, in dem sie – scheinbar teilnahmslos – geblättert hatte. »Aber er ist doch ein Pfarrerssohn«, warf sie ein.



»Ja, es gibt auffallend viele Geistliche in der Familie«, bemerkte der Fabrikant. »Sicherlich ist das der Grund, weshalb die Familie ab und zu einen ziemlich wilden Schoß treibt. Ich entsinne mich, daß ein Onkel von mir, ein Gutsbesitzer in Jütland, einst von einem sicherlich längst verstorbenen Pastor in Vendsyssel erzählt hat, der als der ›verrückte ›Sidenius‹ bekannt war und diesen Spitznamen wahrhaftig nicht unverdient bekommen hatte. Wenn ich meinem alten jütischen Onkel glauben darf, so muß er eine Art Strauchdieb gewesen sein, der in allen Kneipen der Umgebung Schlägereien anstiftete. Mir fällt da auch die Geschichte mit dem Küster ein, dem er einmal in seiner Trunkenheit angesichts der Gemeinde – mit Verlaub zu sagen – die Hosen abknöpfte und ihm im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes drei Schläge mit der flachen Hand versetzte, daß es in der Kirche widerhallte. Das war fürwahr eine besondere Art der Erbauung! Doch der Vorfall hat den guten Pastor letzten Endes um Amt und Würden gebracht. Er wurde eingesperrt.«

Während Frau Salomon über die Geschichte lächelte, hörte Jakobe sie mit finsterem Gesicht an; und gerade die Abscheu, die sie zeigte, hatte den Fabrikanten zu einer ihm ungewohnten kühnen Beredsamkeit angefeuert und ihn verleitet, seine Erzählung ein bißchen auszusmücken, um sie noch abschreckender zu machen.

Aus dem Rauchsalon hörte man wieder Pers laute Stimme. Jakobe fuhr zusammen. Der Klang dieser Stimme ließ sie frösteln. Sie begann wieder in ihrem Buch zu blättern, während eine bittere Erinnerung in ihr wach wurde.

Es war vor vier Jahren auf einem der großen Bahnhöfe in Berlin gewesen. Jakobe befand sich auf dem Weg zu ihrer Schweizer Pension. Dies war ihre letzte Reise dorthin; kurze Zeit später hatte sie alle mit ihrer plötzlichen Rückkehr überrascht. Hier in Berlin erwartete sie eine aus Breslau kommende Freundin, mit der sie weiter nach Süden fahren wollte. Sie war unruhig und nervös. Sie wußte, bald würde sie wieder mit dem jungen Rechtsanwalt zusammentreffen, den sie liebte und von dem sie sich wiedergeliebt glaubte. Daher hatte sie zu Hause keine Ruhe finden können und war noch früher abgereist, als sie es sonst zu tun pflegte. – Als sie die riesige, glasüberdeckte Bahnhofshalle betrat, sah sie in einiger Entfernung auf dem Bahnsteig eine Gruppe zerlumpter Gestalten, um sie herum ein Kreis gaffender Neugieriger, von einigen Polizisten in gehörigem Abstand gehalten. Wegen der bunten Kleidung und des südländischen Aussehens dieser Leute glaubte Jakobe zuerst, es sei eine heruntergekommene Zigeunertruppe, die von den Behörden in ihr Heimatland zurückgeschickt werde. In ihrer nervösen Angst vor starken Eindrücken ging sie auf das entgegengesetzte Ende des Bahnsteigs zu, um einen Wartesaal aufzusuchen. Auf dem Wege dorthin traf sie zwei Männer, die eine Krankenbahre trugen; darauf lag, nur mit einem Mantel zugedeckt, ein alter ausgemergelter Mann, der wirr mit großen blutunterlaufenen und fiebrigen Augen um sich blickte. Erschüttert wandte sich Jakobe an einen Beamten und fragte, wo die Wartesäle seien. Der Beamte sah sie mit unverschämtem Lächeln an und meinte, das müsse sie doch riechen; sie solle nur der Nase nach gehen. Da drehte sie ihm den Rücken zu und eilte weiter. Vor mehreren geöffneten Flügeltüren, die ebenfalls durch Polizei abgesperrt waren, standen wiederum Neugierige, die die Häuse reckten und sich auf Zehenspitzen stellten, um etwas zu sehen. Nur mit Mühe konnte sich Jakobe einen Weg durch die Menge bahnen, und nun bot sich ihr ein Anblick, der sie erstarren ließ.

Auf dem Boden eines geräumigen halbdunklen Wartesaals lagen und saßen einige hundert dieser zerlumpte Gestalten, wie sie sie auf dem Bahnhof gesehen hatte: Männer, Frauen, Kinder, graubärtige Greise und Säuglinge, die an der Brust der Mutter lagen. Einige fast nackt, viele trugen blutige Binden um die Stirn oder an den Händen; alle waren blaß, abgezehrt und schmutzig, als seien sie tagelang in Sonnenglut und Staub marschiert. Es fiel sofort auf, daß die bunte Menge, in der nur die weißen Kopftücher der Frauen eine gewisse Gleichheit darstellten, nach Sippen geordnet war. Sie hatten sich um Familienoberhäupter versammelt, von denen die meisten kleine schwarzzügige Männer in langen, gegürteten Kaftanen waren. Alle trugen sie Wanderstäbe, und an ihren Leibriemen hingen Trinkbecher. Viele von ihnen schienen überhaupt nichts weiter zu besitzen. Manche führten etwas Küchengeschirr mit sich. Hier und da sah man Kinder pflichtbewußt ein paar zusammengeschnürte Bündel bewachen, offenbar das ganze Hab und Gut der Familie.

Jakobe stand diesem Bild im ersten Augenblick verständnislos gegenüber. Dann griff sie sich plötzlich nach dem Herzen. Im Halbdunkeln hatte sie da drinnen einige jüdisch aussehende Herren mit weißen Abzeichen am Arm gesehen, die mit einigen Damen Kleider und Essen austeilten. Im selben Augenblick begriff sie alles. Ein Schwindel erfaßte sie, und ihr wurde klar: Was sie hier erblickte, war einer der vielen Züge vertriebener russischer Juden, die im letzten halben Jahr durch Deutschland geführt worden waren, um nach Amerika eingeschifft zu werden. Den ganzen Sommer über hatte sie von den Flüchtlingsgruppen in den Zeitungen gelesen; noch immer waren diese Menschen verwirrt vor Schrecken über die Schandtaten, die der Pöbel an ihnen verübt hatte, während die Behörden gleichgültig zusahen oder es sogar offen billigten. Da hatte gestanden, man habe den Juden nachts die Häuser über dem Kopf angezündet, sie bis auf den nackten Körper ausgeplündert, ihre Frauen geschändet, alte Leute gesteinigt und Kinder getötet, so daß die Rinnsteine rot von Blut waren... Jeden Tag hatte sie davon gelesen, doch sie hatte versucht, sich damit zu trösten, daß die Schilderungen übertrieben seien, daß eine solche Unmenschlichkeit, obendrein an einem friedlichen und fleißigen Volk begangen, in diesem Jahrhundert der Freiheit und der Humanität eine Unmöglichkeit sei.

»Achtung!«\* ertönte es hinter ihr.

Die beiden Männer mit der Bahre kamen nun zurück und bahnten sich mit Mühe einen Weg durch den Saal, um einen anderen der vielen Kranken wegzutragen, die sich dort drinnen befanden. Hinter ihnen erschienen zwei uniformierte Polizeibeamte, die sich mit der gleichgültigsten Dienstmiene vor der Tür aufstellten und einen Augenblick lang die traurige Szene betrachteten, wonach sie säbelrasselnd weiterschritten.

Jakobe wagte nicht mehr hinzusehen. Vor ihren Augen begann es rot zu flimmern. Sie wankte in einen Wartesaal erster Klasse und rang nach Luft. Die Fenster gaben den Blick auf einen Platz frei, wo Leute spazierengingen, sich unterhielten und lachten. Straßenbahnen klingelten, und Hunde liefen umher und spielten im Sonnenschein. Jakobe mußte sich am Fensterrahmen festhalten, um nicht zu fallen. – Und all das war kein Traum! Es war Wirklichkeit! Diese zum Himmel schreienden Schandtaten konnten vor den Augen ganz Europas geschehen, ohne daß sich eine machtvolle Stimme dagegen erhob! Die Kirchenglocken läuteten Gottesfrieden über diese Stadt; die Geistlichen standen auf den Kanzeln und predigten von den Segnungen der Kirche und

vom Sieg der Nächstenliebe in einem Land, wo man mit kaltblütiger Neugierde – ja mit Schadenfreude – die Züge armer Heimatloser anstarrte, die wie Pestkranke durch die Länder getrieben und der Not und dem Untergang im Namen ebendieses Christentums überlassen wurden.

Jakobe zuckte zusammen. Draußen auf dem Platz sah sie die beiden Polizeioffiziere. Es waren zwei echte preußische Leutnantsgestalten mit Nackenscheiteln und Schleppsäbeln und blitzenden Silberepauletten auf den breiten Schultern. Jakobes Hände ballten sich zu Fäusten. In ihrer dienstlichen Gleichgültigkeit und mit ihren hochnäsigen Mienen erschienen ihr diese beiden Gesetzeshüter als Sinnbilder der brutalen Selbstgefälligkeit der ganzen pharisäerhaften christlichen Gesellschaft. Sie pries sich glücklich, daß sie vorhin, als sie nur wenige Schritte von ihnen entfernt stand, keine Mordwaffe bei sich trug. Nun, hinterher, spürte sie, daß sie imstande gewesen wäre, sie mit eigener Hand umzubringen.

Wenn später Jakobes enttäuschte Liebe sie so mitgenommen hatte, dann lag das auch daran, daß diese seelische Erschütterung unmittelbar voraufgegangen war. Die eine Demütigung wirkte in der Erinnerung auf die andere zurück, ja die Eindrücke beider Erlebnisse vermengten sich nach und nach und gewannen eine verhängnisvolle Macht über sie.

In jenen Tagen hatte sie unter anderem beschlossen, sich nie an einen Mann zu ketten. Einen Juden wollte sie nicht heiraten. Sie wollte nicht, daß ihre Kinder dasselbe durchmachen sollten, was sie selbst auf Grund ihrer unseligen Geburt erlitten hatte. Sie konnte sich jedoch auch nicht vorstellen, mit einem Christen eine Familie zu gründen. Dazu haßte sie diese Religionsgemeinschaft zu unversöhnlich, die seit Jahrhunderten der kaltblütige Henker ihres Stammes gewesen war. Die Rasse ängstigte sie außerdem, sie wirkte auf sie wie eine grobe Drohung. Der Anblick eines vierschrotigen, blauäugigen und fleischigen Nordländers, wie Per es war, beschwor in ihr sogleich das Bild jener beiden breitschultrigen, machtbewußten Polizeioffiziere herauf, an die sie noch nach Jahren nicht denken konnte, ohne daß Mordlust in ihr aufstieg.

Hinzu kam, daß sie sich alt zu fühlen begann. Seit ihrem elften, zwölften Lebensjahr war sie erwachsen gewesen. Schon mit dreizehn hatte sie ihre erste unglückliche Liebe erlebt, die sie tief bewegt hatte, und daher meinte sie, ihr Herz habe nun Ruhe verdient.

Daß ihr alter Freund Eybert sie verehrte und gern zur Frau haben wollte, wußte sie seit langem. Ihrerseits legte sie großen Wert darauf, sich mit ihm zu unterhalten. So verschieden sie auch waren, sie besaßen viele gemeinsame Interessen, politische wie literarische. Sie hatten ungefähr dieselbe pessimistische Auffassung von dem, was sich um sie her in der Welt ereignete. Im Grunde hatte Jakobe Eybert sehr gern. Dieser kleine, ruhige Mann mit dem glattgekämmten blonden Haar und dem dünnen Vollbart hatte auf sie einen wohltuenden und besänftigenden Einfluß. Er weckte in ihr nicht die Spur einer Erinnerung an jene breitschultrige Brutalität, die durch viele andere Männer abschreckend heraufbeschworen wurde. Allerdings war auch nichts an ihm, das sie als Frau ansprach. Nur wenn sie ihn bisweilen mit anderen von seinen beiden mutterlosen Kindern sprechen hörte, regte sich in der Tiefe ihres Herzens etwas, das ihr das Blut flüchtig in die Wangen trieb; ja, es konnte Augenblicke geben, wo sie in dem Drang, hier im Leben einen Platz auszufüllen und eine Aufgabe zu übernehmen, sich mit dem Gedanken trug, die Mutter der Kinder dieses einsamen Mannes zu werden.

Eines Tages zur Dämmerstunde saß Onkel Heinrich versunken in einem tiefen Sessel in der Bibliothek und rauchte nach dem Essen eine seiner starken, süßlich duftenden Manilazigarren. Er hatte so bereits eine Zeitlang allein verbracht, als Ivan hereinkam und sich ihm gegenüber in einen Sessel warf.

»Onkel, ich habe etwas mit dir zu besprechen.«

»Einen sehr ungünstigen Augenblick hast du dir dazu ausgesucht. Du weißt, wie unangenehm mir Gespräche sind, nachdem ich gegessen habe.«

»Aber du willst auch nicht sprechen, während du ißt, sagst du immer. Da weiß ich wahrhaftig nicht, wann ich mal mit dir reden soll.«

»Wenn ich schlafe. Nun, was ist denn?«

»Willst du mir einen Gefallen tun, Onkel?«

»Du weißt, ich tue aus Prinzip niemals einem Menschen einen Gefallen. Laß uns also von etwas anderem sprechen.«

»Dann nenne es ein Geschäft oder wie du willst«, entgegnete Ivan und nahm seine Lieblingsstellung ein, einen Fuß unter sich gezogen. »Sieh mal, da ist ein junger Mann, für den ich mich interessiere – ein Mensch, der ...«

»Kurz und gut, eins deiner Genies. Weiter!«

»Ja, aber diesmal irre ich mich nicht, Onkel! Es ist ein wirklich eminentes Talent. Er wird noch einmal etwas Epochemachendes in seinem Fach leisten. – Aber er ist arm.«

»Arm? Ja, das ist wohl, soviel ich verstanden habe, eine der Haupteigenschaften eines Genies.«

»Natürlich will man ihm nicht erlauben, sich hier in der Heimat Geltung zu verschaffen. Das ist ja das übliche Los großer Begabungen. Aber ich bin übrigens unbesorgt. Er *wird* hochkommen. Ich habe schon mit Dyhring gesprochen, und er hat mir zugesagt, daß er ihn bei Gelegenheit interviewen und einen Artikel über die bedeutenden Erfindungen schreiben will, mit denen er sich beschäftigt.«

»Mit anderen Worten, Ivan, dieser Mensch, um den es sich handelt, ist der selbstbewußte Kerl mit der Himmelfahrtsnase, der hier neulich auftauchte und sich ungeziemend benahm, der mit dem unangenehmen Namen. Wie hieß er doch gleich?«

»Sidenius.«

»Herr Gott von Mannheim! \* Daß ein Mensch so heißen kann!«

»Wie ich erfahren habe, will er ins Ausland und da eine Zeitlang studieren.«

»Ist er etwa zu Geld gekommen?«

»Nein, siehst du, Onkel, gerade darüber wollte ich mit dir reden. Ich möchte ihm gern das erforderliche Reisegeld anbieten, das ihm, wie ich weiß, fehlt. Aber er ist stolz. Und so empfindlich auf diesem Gebiet, daß er – ja, ich bin beinahe sicher, er würde es ablehnen, wenn man ihm ohne Umschweife Geld anböte. Das würde er als Beleidigung auffassen. So ist er.«

»Dann behalte doch deine Moneten, Ivan.«

»Unsinn, Onkel. Gerade solchen Leuten muß geholfen werden. – Und du mußt einen Ausweg finden, Onkel.«

»Ich? Bist du verrückt?«

»Ich habe mir gedacht, ich könnte dich als Strohhalm verwenden. Und das machst du bestimmt, Onkel, wenn ich dich herzlich darum bitte. Siehst du, das Geld muß ihm auf eine Weise angeboten werden, die ihn nicht verletzt ... und ganz und gar anonym, sonst nimmt er es nie. Du kannst ja sagen, ein paar Freunde und Verehrer hätten ihm vor seiner Abreise eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wollen ... oder du kannst es ihm als Darlehen anbieten ... oder was dir sonst noch einfällt.«

Der Onkel zog seine buschigen Brauen in die Höhe und überlegte einen Augenblick. Im Grunde hatte er nichts dagegen, als Wohltäter aufzutreten, wenn es ihn nichts kostete. Außerdem hegte er selbst eine kleine Vorliebe für Per, der ihm unter Nannys Verehrern als der einzige erschien, der die Voraussetzungen mitbrachte, etwas in der Welt zu leisten und ihrer würdig zu werden. »Wieviel gedachtest du für ihn zu opfern?«

»Soviel, wie erforderlich ist, damit er sich durchsetzen kann. Eine Grenze habe ich mir nicht gesteckt. Er bekommt ein Konto bei Griesmann, und dann kann er durch ihn von mir Geld haben.«

»Du bist verrückt, Sohn meiner Schwester! Du bist ebenso wie deine Mutter, wie dein Vater, wie deine Geschwister und deine ganze Familie total verrückt.«

»Ist keiner da, der mir mal Feuer gibt?« ertönte es im selben Moment in der Türöffnung zum Wohnzimmer. Es war Nanny; sie stand da, beide Hände um die Taille gespannt, und streckte den Oberkörper vor. Eine Zigarette wippte zwischen ihren Lippen.

Der Onkel schnitt eine Grimasse. »Da kommt sie mit ihrem Glimmstengel!... Habe ich dir nicht gesagt, daß das ein abscheulicher, ekelhafter, widerlicher Gestank ist?«

»Hast du schlechte Laune, Onkel? Wie schade. Ich wollte nämlich gern mit dir etwas bereden.«

»Du auch? ... Raus damit! Meine Mittagsruhe ist für heute doch hin.«

»Ich habe ein Hühnchen mit dir zu rupfen, Onkelchen.«

»Dann rupfe! Aber fasse dich kurz!«

»Ich finde, du könntest wenigstens so taktvoll sein, daß du deine Damen nicht dann durch den Strøg führst, wenn anständige Leute dort spazieren gehen. Soviel Rücksicht solltest du jedenfalls auf deine Familie nehmen und dir eine weniger abschreckende Begleiterin aussuchen als das Scheusal, mit dem ich dich gestern und heute gesehen habe. Wir müssen uns ja schämen, daß du solch schlechten Geschmack hast, Onkel.«

Sie hatte sich hinter seinen Stuhl gestellt, auf dessen Lehne sie beide Arme stützte, wobei sie Wolken von Zigarettenrauch auf seinen dünnhaarigen Scheitel herabsandte. So empört er auch über ihre Worte war, rührte er sich doch nicht. Mit halbgeschlossenen Augen gab er sich dem bescheidenen Genuß hin, der für ihn darin lag, den warmen Atem von den frischen Mädchenlippen zu spüren.

»Habe ich dir nicht gesagt, Nanny, daß es häßlich und abscheulich ist, wenn ein junges Mädchen unanständige Reden führt? Übrigens ist die junge Dame, von der du

sprichst...«

»Was für eine junge Dame?«

»Die du vielleicht mal in meiner Begleitung gesehen hast. Es ist die Tochter meiner Wirtin, eine sehr gebildete und angesehene ...«

»Ich habe nicht von einer jungen Dame gesprochen. Ich sprach von einer alten Vogelscheuche mit roten Wollblumen am Hut und grell geschminkten Backen. Ich sage dir, Onkel, schämen mußt du dich ihrer!«

»Und ich sage dir, du freches Ding, daß du zuletzt darüber urteilen darfst, wessen man sich zu schämen hat! Was sind denn das für Menschen, die du mit deiner unanständigen Koketterie ins Haus lockst? Ein Herr Sidenius! Ein Bauernlümmel, der gerade so viel Erziehung genossen hat, daß er sich nicht mit den Fingern schneuzt! Und was für eine Fratze der Kerl hat! Er sieht wahrhaftig so aus, als hätte er eine Jungfrau Naseweis zur Mutter und einen Hanswurst zum Vater gehabt!«

»Ich finde ihn aber hübsch.«

»Ja... du findest ihn hübsch«, äffte er ihr nach. »Aber das sage ich dir, Nanny! Heiratest du einen Getauften, der nicht im mindesten standesgemäß geboren ist, dann ...«

»Was dann, Onkel?«

Er warf ihr einen fürchterlichen Blick über die Stuhllehne zu und entgegnete langsam, mit feierlichem Nachdruck auf jedem Wort: »Dann bekommst *du* nach meinem Tode nicht meine große Brillantnadel.«

»Aber die hast du doch schon Jakobe versprochen, Onkel. Und Rosalie hat auch eine Zusicherung. Und Ivan ebenfalls, glaube ich.«

Wütend sprang der Onkel auf und rannte aus dem Zimmer, wobei er rief: »Ihr seid hier im Hause alle total übergeschnappt. Nie wieder setze ich einen Fuß über diese Schwelle. Das ist ja ansteckend. Ich habe genug ...!«

Ivan und Nanny sahen sich etwas betroffen an. Wie gewöhnlich wußten sie nicht genau, ob der Onkel im Ernst oder halb im Scherz gesprochen hatte.

Aber jetzt erschien Jakobe in der Wohnzimmertür. »Was habt ihr mit Onkel angestellt? Er war ja außer sich.«

»Nichts«, erwiderte Ivan. »Du weißt ja, er kann meine Freunde nicht leiden. Jetzt hat er sich auch über Sidenius geärgert. Das ist alles. Ich habe ihm erzählt, Sidenius wolle ins Ausland gehen, und bat ihn in diesem Zusammenhang um einen Gefallen.«

»Will Herr Sidenius das Land verlassen?« erkundigte sich Nanny – und in ihrem Tonfall lag etwas, das die Schwester an der Tür veranlaßte, sie forschend anzusehen.

»Er denkt daran, ja.«

Nanny fragte nicht weiter. Gedankenverloren warf sie ihre halb zu Ende gerauchte Zigarette in eine Metallschale, die auf dem Tisch stand.

»Ich glaube, Nanny hat ein Auge auf Herrn Sidenius geworfen«, bemerkte Jakobe am Abend, als sie und die Mutter allein im Wohnzimmer um die brennende Lampe saßen.

»Ach, was fällt dir bloß wieder ein!« sagte Frau Salomon in leicht unwilligem Ton, als sei das ein Gedanke, der auch sie im stillen beschäftigt und ein wenig beunruhigt hatte. »Herr Sidenius ist doch ein Phantast! Und Nanny mangelt es nicht an Verstand. – Außerdem reist er ja nun ab, und damit hört unsere Bekanntschaft mit ihm ohnehin auf.«

»Ich glaube, daß es mit der Reise noch dauern wird«, gab Jakobe nach kurzem Schweigen zu bedenken. Sie saß zurückgelehnt in der Sofaecke neben der Mutter und blickte ernst und grüblerisch vor sich hin.

»Liebes Kind, was weißt denn du davon!«

»Ach, ich bin doch nicht blind, Mutter! Vom ersten Augenblick an, da ich den Menschen hier im Hause sah, war mir klar, warum er kam. Und er gehört sicherlich nicht zu den Leuten, die schnell aufgeben, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt haben. Das behauptet Ivan ebenfalls von ihm. Was man an ihm auch auszusetzen haben mag – und da ist ja noch genug –, Charakter scheint er zu haben.«

Frau Salomon lächelte ein wenig. »Ich glaube, du fängst an, dich mit ihm auszusöhnen, Jakobe.«

»Nein, gewiß nicht, das werde ich nie können. Dazu ist mir seine Art zu sehr zuwider. Aber er ist ja noch ein unreifer Jüngling. Keiner kann wissen, wozu er sich unter günstigen Umständen entwickelt. Vielleicht wird er wirklich mal ein ganz annehmbarer Mann für Nanny. Ich jedenfalls glaube fast, ich würde ihn als Schwager einem Menschen wie zum Beispiel Dyhring vorziehen.«

»Aber Jakobe, du bist ja förmlich eine Kupplerin geworden«, antwortete Frau Salomon. »Neulich war Olga Davidsen an der Reihe, und heute willst du deine eigene Schwester an den Mann bringen.«

Jakobe errötete. Sie fühlte sich vom Vorwurf der Mutter getroffen. »Liebes Mütterchen«, sie beugte sich lächelnd vor, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und legte ihre Hand auf den Arm der Mutter. »Du weißt ja, das ist nun mal die Schwäche aller alten Jungfern.«

In diesen Frühlingsmonaten war Per ein häufiger Gast im Hause der Salomons. Wohl zog ihn hauptsächlich immer noch Nanny an, aber auch das ihm neue und fremdartige Familienleben übte eine starke Anziehungskraft auf ihn aus.

Eines Abends, als er gegangen war, konnte es Jakobe nicht lassen, die Frage aufzuwerfen: »Gott weiß, woran Herr Sidenius eigentlich denkt, wenn er so dasitzt und vor sich hin starrt, ohne etwas zu sagen!«

Per dachte an sein Elternhaus. Er sah das Wohnzimmer daheim vor sich, wie es am deutlichsten in seiner Erinnerung lebte: an den langen Winterabenden, wenn die einzige Lampe einschläfernd auf dem Tisch vor dem Roßhaarsofa brannte und der Vater halb schlummernd in seinem Armstuhl mit der hohen Lehne saß, den grünen Pappschirm vor den Augen, während Signe aus der Zeitung vorlas und die kleinen Schwestern sich

über ihre Stopfarbeit beugten und jeden Augenblick verstohlen zur Uhr auf dem Sekretär hinüberblickten, um zu sehen, ob der Nachtwächter nicht bald Schlafenszeit verkündete. Per vermeinte wieder die leisen Seufzer zu hören, die von Zeit zu Zeit aus dem Schlafzimmer nebenan drangen, wo die bettlägerige Mutter ihrem stets ein wenig beklommenen Herzen Luft verschaffte. Ihm war, als vernähme er das leise Zischen der Lampe und röche den Torfqualm des Ofens, in den sich der Geruch von Fleckenwasser oder Medizin mischte.

Was ihm bei dem Vergleich am meisten auffiel, war jedoch nicht der Gegensatz zwischen dem Reichtum, den er vor Augen hatte, und der Kümmerlichkeit seines Elternhauses. Es war vielmehr der Unterschied im Ton, im Wärmegrad der Redeweise, in den Lebenstemperaturen der beiden Familien. Wenn er hier die Kinder freimütig und fast kameradschaftlich mit ihren Eltern sprechen hörte, wenn er beobachtete, wie Frau Salomon die Frühlingsmoden mit ihren Töchtern besprach, mit ihnen beriet, welche Farben und welcher Schnitt sie am besten kleidete, ja es ihnen geradezu zur Pflicht machte, gut auszusehen, wenn er die Salomons stets lebhaft von dem in Anspruch genommen fand, was in der Welt geschah, nie aber die leiseste Andeutung auf das dunkle »Jenseits« vernahm, das wie ein Grabeshauch sein Elternhaus durchdrungen hatte, wo man den Tag regelmäßig mit weltabgewandtem Gebet und Psalmengesang begann und abschloß, wo es für einen vom »Geist Wiedergeborenen« als unwürdig galt, sich zu schmücken, ja sogar gut gekleidet zu sein und seiner Person Sorgfalt zu widmen – dann empfand er voll Dankbarkeit, daß er hier gefunden hatte, was er in fernen, fremden Ländern hatte suchen wollen: Kinder der Natur, weder vom Himmel noch von der Hölle angekränkt.

Auch der Reichtum hatte durch Salomons einen neuen Wert für ihn bekommen. Bislang hatte er auf Bauernweise das Geld nur als Waffe betrachtet, mit der man – fast wie ein Meuchelmörder – sich im Kampf ums Dasein behauptete. Nun erschloß sich ihm die Bedeutung gesicherter Lebensbedingungen für das gesunde geistige Wachstum des Menschen, für seine geordnete und ungehinderte Charakterentwicklung. Er begann die Ehrfurcht vor dem Geld zu verstehen, die man den Juden nachsagte und die alle rechtgläubigen Sideniusse tief verärgerte. Er entsann sich der verächtlichen Äußerungen seines Vaters über die »Mammonanbeter«. Sein Religionslehrer fiel ihm ein, ein blasser, spindeldürrer Theologe, der seine Schüler eindringlich mahnte – wobei er ihnen mit einer Hand, die nach der Hosentasche roch, übers Haar strich –, niemals nach Schätzen zu streben, die »Rost und Motten« vernichten können. Per dachte daran, wie in diesem kleinen, bitterarmen Land eine Generation nach der anderen dazu erzogen worden war, pharisäische Geringschätzung für jedes »irdische Gut« zu zeigen, und wie geistige Verkommenheit, Erbärmlichkeit und Oberflächlichkeit der ganzen Gesellschaft ihr Gepräge gaben. Er empfand eine trotzig Lust, über das Land hinauszuschreien: »Respekt vor dem Geld! Auf die Knie vor dem Mammon, dem Erhalter und Erlöser der Völker!«

Per wußte jedoch sehr gut, daß auch ihn die Scheu vor dem Glanz des Goldes noch beherrschte. Wenn er sich umblickte in den üppig ausgestatteten Zimmern, dann spürte er oft, wie sich die Überreste seiner angeborenen Koboldnatur in ihm regten. Ja, sooft er in diesem orientalischen Sonnenschein an sein eigenes Leben mit seinen traurigen und armseligen Freuden, der Qual und dem Grauen der Gewissenskämpfe



zurückdachte, fühlte er mit Beschämung, daß er wirklich ein »Kind der Finsternis« war, wie der Vater ihn genannt hatte, ein Unterirdischer – ein Sidenius.

Das Leben in dem großen, reichen und geselligen Handelshaus, wo viele gebildete und in den Umgangsformen sichere Menschen verkehrten, wirkte auf ihn wie ein Spiegel des Geistes und brachte ihn zu neuen Selbsterkenntnissen. Zum ersten Mal in seinem Leben traf er hier Menschen, denen er sich unterlegen fühlte. Sogar in seinen Unterhaltungen mit den jungen Mädchen und deren Freundinnen mußte er allerhand Kunstgriffe anwenden, um die Mängel an Kultur und die bedeutenden Lücken in seinem Wissen zu verdecken. Insgeheim versuchte er denn auch, eilig das wieder einzuholen, was er an Allgemeinbildung versäumt hatte. Mit besonderem Eifer hatte er begonnen, Nathans Bücher zu lesen, die in diesen Kreisen oft besprochen und umstritten wurden. Auch seine sehr mangelhaften Sprachkenntnisse suchte er zu verbessern, um nicht beschämt dazustehen in einem Haus, wo selbst die jüngeren Kinder die drei europäischen Hauptsprachen mit großer Geläufigkeit beherrschten.

Wenn Per auch noch immer vor allem Nannys wegen das Haus besuchte, so zog er es doch mitunter vor, sich zu Frau Salomon und Jakobe zu setzen und sich mit ihnen zu unterhalten, denn dieses Gespräch schien ihm am belehrendsten zu sein. Vor allem vor Jakobe hatte er hohe Achtung bekommen. Mit gleicher Leichtigkeit konnte sie über alte griechische Philosophen und über die neueste Politik Bismarcks sprechen, und sie war dabei doch kein Blaustrumpf. Trotz des wenig angenehmen Eindrucks, den sie zuerst bei ihm hinterlassen hatte, und obwohl sie sich ihm längst nicht immer von ihrer liebenswertesten Seite zeigte, legte er besonderen Wert darauf, sich mit ihr über das zu unterhalten, was er gelesen hatte oder zu lesen beabsichtigte; und sie wiederum ließ sich wie durch eine Art Überrumpelung von seinem Interesse für Dr. Nathan entwaffnen, einen Mann, in dem auch sie die stärkste Persönlichkeit des Landes und den Verkünder einer neuen Zeit sah. Sie hatten hier ein Feld gefunden, auf dem sie sich im Einverständnis trafen und zu dem jeder auf seine Weise sich von dem hingezogen fühlte, was beide am tiefsten bewegte – der Haß gegen die Kirche, die Schatten auf ihre Jugend geworfen hatte. Per machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. Mit naiver Offenheit sprach er über seine Gefühle, die ihm allmählich – zwar nicht ihre Sympathie, so doch ihre Nachsicht eroberten. In Wirklichkeit bestimmte sie zu dieser Zeit seine Entwicklung mehr, als sie es selbst ahnte. Doch auch Per begriff nicht den Einfluß, den ihre überlegene Persönlichkeit allmählich auf ihn gewann. Bei allem Respekt vor ihr verstand er deswegen auch nicht recht die außerordentlichen Huldigungen, die ihr von bestimmten Seiten zuteil wurden, zum Beispiel an den großen Empfangsabenden, bei denen viele hervorragende Männer der liberalen Partei anwesend waren. Während Nanny dann ausgelassen durch die Zimmer tollte, die Literaten Balling und Poul Berger als eine Art Narrengeloge hinter sich, versammelte Jakobe trotz ihres gemessenen, manchmal sogar schroffen Wesens die Spitzen der Gesellschaft um ihren Sessel, die wirklichen Berühmtheiten, Universitätsprofessoren und zahlreichen angesehenen Ärzte, die in der damals schon recht einflußreichen Fortschrittspartei der Hauptstadt eine bedeutungsvolle Rolle spielten. Einmal hörte Per, wie einer dieser Männer mit Bedauern davon sprach, daß eine Frau mit so viel Geist und Kenntnissen nicht gewillt zu sein scheine, einen Mann glücklich zu machen. »Mit wem sollte sie sich im übrigen auch verheiraten?« hatte der Betreffende hinterher selbst eingewendet. »Sie hat in ihrem Wesen so viel von einer Königin, daß sie wenigstens einen Prinzen bekommen müßte.

Der langweilige Eybert ist jedenfalls nichts für sie.« Diese Worte – wenn auch im Scherz gesagt – machten auf Per einen nachhaltigen Eindruck und beeinflussten ihn nach und nach auch bei der Beurteilung ihres Äußeren. Er mußte zugeben: Sie hatte eine stolze Haltung, und das Profil ihres Gesichts erinnerte mehr an einen Adler als an einen Papagei. Seinem Blick erschloß sich die Schönheit ihres leichten und doch sehr sicheren Gangs, ihres eigenartig raubtierhaft lautlosen Schritts. Er nahm plötzlich wahr, mit wieviel Anmut sie sich in einen Sessel sinken ließ. Ja selbst ihre hastigen Bewegungen, wenn sie sich die Nase putzte, erschienen ihm auf einmal sehr würdevoll.

Eines Abends waren sie zufällig für einige Augenblicke allein in der Bibliothek. Nanny befand sich auf einer Gesellschaft und wurde erst in einer Stunde zurückerwartet; Per war absichtlich geblieben, um ihre Rückkehr abzuwarten. Sie saßen einander an dem großen achteckigen, mit Perlmutter eingelegten Tisch gegenüber. Die Lampe stand zwischen ihnen, ihr gelbseidener Schirm spiegelte sich in der dunklen Tischplatte. Jakobe hatte die Wange in die Hand gestützt und blätterte in einem Bildband. Eine Zeitlang hatten sie nicht gesprochen, als Jakobe plötzlich die Frage an ihn richtete, wie es eigentlich gekommen sei, daß er – obwohl er einer ausgeprägt geistlichen Familie angehöre – Lust verspürt hatte, einen praktischen Beruf zu ergreifen und Ingenieur zu werden.

»Haben Sie etwas gegen diesen Stand?« fragte er ausweichend.

»Ja aber – warum denn?« entgegnete sie überrascht und erläuterte mit wachsender Wärme die Bedeutung, die das bahnbrechende Ingenieurwesen des Jahrhunderts sicher einst für die Befreiung der Menschheit haben würde. Wenn sich die Entfernungen zwischen den Ländern mit Hilfe von Eisenbahnen, Telegrafen und Dampfschiffen mehr und mehr verringerten, glichen sich auch damit die nationalen Verschiedenheiten aus, womit der entscheidende Schritt getan sei zur endgültigen Verwirklichung des alten Menschheitstraums von einem brüderlichen Verständnis zwischen allen Völkern der Erde.

Bei diesen Worten blickte Per einige Male verstohlen zu ihr hinüber und errötete ein wenig. Er selbst hatte seine Tätigkeit nie von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, war aber außerordentlich befriedigt, sein Kanalprojekt in den Dienst dieser erhabenen Idee gestellt zu sehen.

So erging es ihm übrigens stets mit Jakobe. Mit ihren Worten war es wie mit Nathans Büchern; sie konnten für Sekunden gleichsam wie Blitze ferne und fremde Gedankenfelder beleuchten, daß sie wie eine lockende Offenbarung wirkten. – Wie klug sie ist! dachte er oft, wenn er ihr gegenüber saß und ihre seltsamen sphinxartigen Züge betrachtete; dann hatte er mitunter ein märchenhaftes Gefühl, als säße eine jugendliche Sibylle vor ihm. In solchen Momenten wuchs sie ins Übernatürliche, wurde die unergründliche Wächterin der Weisheit selbst.

»Ich wünschte, ich kennte Sie schon seit langem, gnädiges Fräulein.« Obwohl er sich bemühte, seiner Stimme ein wenig mehr Heiterkeit zu geben, hörte er sehr wohl, wie kläglich das klang. Jakobe lächelte denn auch auf eine Art, die für ihn nicht sehr schmeichelhaft war. Trotzdem fuhr er fort: »Ja, das war natürlich dumm ausgedrückt. Es ist trotz allem wahr. Ich habe wirklich das Empfinden, als ob ich erst jetzt Mensch

werde. Und Sie, gnädiges Fräulein, haben daran ein klein wenig Anteil... ob Sie es nun wahrhaben wollen oder nicht.«

»Was für eine Art Geschöpf glauben Sie denn früher gewesen zu sein?«

Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: »Erinnern Sie sich noch aus Ihrem dänischen Lesebuch an eine Sage von einem Bergkobold, der durch einen Maulwurfshügel an die Erdoberfläche kroch, um unter Menschen zu leben, aber jedesmal, wenn die Sonne durch die Wolken brach, schrecklich niesen mußte? – Oh, ich könnte Ihnen eine lange Geschichte davon erzählen!«

Und wie sie so beieinandersaßen, begann er ihr etwas von seinem Allerinnersten zu erschließen. Seinem Drang nach einem Vertrauten nachgebend, berichtete er ihr – wenn auch halb im Scherz – von seiner Kindheit und seinem gespannten Verhältnis zum Elternhaus.

Jakobe hatte bereits früher durch Ivan davon gehört. Sie wurde ein wenig ängstlich bei dieser plötzlichen Offenherzigkeit und forderte ihn nicht auf fortzufahren.

Nun wurden sie auch von Onkel Heinrich unterbrochen, der aus der Vorhalle hereinkam. Der alte Sünder versäumte selten eine Gelegenheit, seine Nichten in großer Toilette zu sehen. Seine erste Frage galt denn auch Nanny.

Im selben Augenblick hörte man, wie der Wagen in den Torweg rollte, und gleich darauf rauschte Nanny zur Tür herein.

Als sie Per entdeckte, blieb sie stehen und ließ mit berechnender Langsamkeit ihre weiße Pelzstola von den entblößten Schultern gleiten.

Per hatte sich erhoben und betrachtete sie ein wenig verwirrt.

Ja, wahrhaftig, sie besaß einen schönen Körper, wie sie dort vor ihm stand in einem weißen, tief ausgeschnittenen Seidenkleid, noch erhitzt von der Wärme der Gesellschaftssäle, die Augen vor Festfreude strahlend. Und doch – als er den Blick zur schwarzgekleideten Gestalt der Schwester gleiten ließ, die am Tisch saß, die Hand nachdenklich unterm Kinn, umflossen vom ruhigen Licht der Lampe, da erkannte er, wie gut Jakobe den Vergleich aushielt.

Ganz eigenartig war ihm zumute, als er sich kurze Zeit später verabschiedete und langsam heimwärts ging. Und mitten auf der Straße blieb er stehen und sagte halb erschrocken zu sich selbst, wobei er den Hut aus der Stirn schob: »Ja aber – du großer Gott! Ist es denn möglich, daß ich Jakobe liebe?«

## Achtes Kapitel

Um seinen Namen in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und damit auch seine Pläne im Haus Salomon zu fördern, hatte Per sich seit geraumer Zeit mit dem Gedanken getragen, seine Ideen in einer kleinen Schrift zu veröffentlichen. Das sollte seine Antwort an Oberst Bjerregrav sein. Die Schrift dachte er sich als eine Herausforderung an die gesamte einheimische »Ingenieurklerisei«, die ihn hatte knebeln und hinab ins Dunkel stoßen wollen. Die Herren sollten spüren, daß noch Leben in dem Rebellen war.

Unter anderem wollte er die Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung des Verkehrswesens des Landes darlegen. Mit Zahlen, die kaum zu widerlegen waren, wollte er beweisen, wie töricht es für ein an Brennstoffen armes und vom Meer umgebenes Land sei, ein kostspieliges Eisenbahnnetz zu entwickeln, statt das Hauptgewicht auf ein weitverzweigtes Kanalsystem zu legen, das gewissermaßen jede kleine Stadt mit den Weltmeeren verbinden konnte. Hiermit wollte er vor allem die Aufmerksamkeit auf sein Projekt lenken, von dem im Buch eine vollständige Beschreibung mit Zeichnungen und Überschlügen gegeben werden sollte.

Im übrigen beabsichtigte er, auch noch umfassendere Betrachtungen mitzuteilen. Angeregt durch Jakobes Worte an jenem Abend über die natürliche Führungsposition der Ingenieurwissenschaft im Kulturkampf der Gegenwart, beschloß er, das Buch mit ein paar treffenden Einleitungssätzen auszustatten, in denen er sich im allgemeinen über die zukünftigen Aufgaben des Landes äußern würde.

Diese Kampfschrift begann er jetzt auszuarbeiten. Obgleich es für ihn ungewohnt war, sich mit der Feder auszudrücken, und Orthographie und Interpunktion nicht seine starke Seite waren, ging er unverdrossen ans Werk. In einem Stil und Ton, die gefärbt waren durch Dr. Nathans Bücher, behandelte er zunächst den tiefen Verfall, in den das »akademische Spießbürgertum« die Nation im Laufe des letzten Jahrhunderts gestürzt hatte, und gab eine düstere Schilderung von der bittersten Armut, in die das Land unabänderlich versinken würde, falls man trotz aller gesunden Vernunft und Erfahrungen anderer Länder sich nicht von den überlieferten Vorstellungen, in der Butter und im Schweinefleisch liege der Segen Dänemarks, befreite und der Bevölkerung resolut neue Einnahmequellen verschaffte. Als Gegenstück entwarf er ein lebensprühendes Bild von dem Wunderreich, in das eine gut entwickelte Industrie verhältnismäßig schnell das Land verwandeln könne. Während die Feder über das Papier tanzte, sah er im Geiste große Schiffe über die blanken Wasserwege seines Kanals dampfen, schwer beladen mit den Rohstoffen ferner Länder. Er sah stolze Fabriken an allen regulierten Flußläufen emporschießen, hörte das Sausen der Schwunräder und das Brausen der Turbinen. Auf der unfruchtbaren jütischen Heide, wo jetzt nur magere Schafe kümmerliche Nahrung fanden, sah er Städte voller Menschengewimmel, neue Siedlungen, in denen nicht Kirchenglocken zu mitternächtlicher Stunde Gespensterfurcht in die Gemüter läuteten, sondern die mit elektrischen Bannstrahlen die Finsternis und ihre Geister in die Flucht jagten.

Eines Tages, als er wieder an seiner Schrift arbeitete und vor Inspirationen glühte, bekam er überraschenden Besuch. Jemand schlug mit dem Knauf seines Stocks ein paarmal schnell gegen die Tür, und herein trat »Direktor« Delft in einem hellen Pariser Anzug, pomadisiert und parfümiert, ein bläuliches Glas vor dem einen stark schielenden Auge.

»Sie haben sich, weiß Gott, gut verkrochen«, begann er ohne jede Einleitung und sah sich prüfend in dem kleinen dunklen Hinterzimmer um, wo überall Papiere und Zeichenrollen herumlagen. »Also hier hocken Sie und stellen sich Ihre falschen Wechsel auf die Zukunft aus! Dies ist wirklich die ideale Falschmünzerhöhle. – Um Gottes willen! Ich störe Sie hoffentlich nicht beim Drucken von ein paar Hunderttausendern? Hahaha!«

Per kannte Herrn Delfts Ausdrucksweise zu gut, um sich dadurch beleidigt zu fühlen. Trotzdem lächelte er ein wenig gezwungen. Er konnte diesen häßlichen Mann nicht ausstehen und war durch den Besuch unangenehm berührt. Was will der alte Schwätzer von mir? dachte er bei sich.

»Es verblüfft Sie doch wohl nicht, mich zu sehen?« erkundigte sich Herr Delft mit erkünstelter Besorgnis, nachdem er sich in den Schaukelstuhl mit der einen Armlehne gesetzt hatte, den Per ihm als Platz angeboten hatte. »Seit langem hatte ich die Absicht, Sie zu besuchen, Herr Sidenius; allein meine Geschäfte ließen mir bisher keine Zeit dazu. Die unruhigen Verhältnisse in China und die Verwicklungen in Indien bereiten unserer Gesellschaft unglaubliche Schwierigkeiten. Den ganzen Tag über muß ich telegrafieren. – Na, jetzt sitze ich also hier, um mit Ihnen – wie man so sagt – ein wenig ins Blaue hinein zu plaudern.«

Hier machte er eine kleine Pause, in der deutlichen Absicht, Pers Neugierde zu erhöhen. Aber Per verhielt sich abwartend und fragte nicht.

Es entstand deswegen ein längeres Stillschweigen, während dessen der Besucher erneut die armselige Stube durch sein Glas genau untersuchte.

»Haben Sie sich je in China aufgehalten, Herr Sidenius? ... In Indien vielleicht? ... Aber in Amerika sind Sie gewiß gewesen? ... Ach, da sollten alle jungen Leute mal hinfahren und einen Kursus besuchen in der Kunst, wie man in der Welt vorwärtskommt.« Erneute Pause. Worauf Herr Delft einen anderen Ton anschlug und vorsichtiger wurde.

»Herr Sidenius, erinnern Sie sich zufällig an ein Gespräch, das wir miteinander führten, als ich das erste Mal die Ehre hatte, Sie im Hause meines Schwagers zu begrüßen? Sie waren so liebenswürdig, sich anerkennend über meine Nichte zu äußern, wofür ich Ihnen sehr dankte. Bei dieser Gelegenheit erlaubte ich mir, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, welch ein Vergnügen Ihnen das Studium der vielen lächerlichen Figuren verschaffen könne, die von den jungen Mädchen ins Haus gezogen werden. Habe ich nicht recht gehabt? Ist es nicht oft ein komischer Anblick? Da kommen die jungen Burschen anstolziert und machen ihnen den Hof ohne einen lübischen Schilling in der Tasche und mit Gesichtern, so unschuldig wie ein frischgewaschener Kleinkinderpopo!«

Per dachte bei sich, wenn es nicht wegen Jakobe gewesen wäre, hätte er den alten Kavalier jetzt sehr schnell kopfüber zur Tür hinausgeworfen.

»Und das ist so dänisch, nicht wahr? ... So echt dänisch«, fuhr Herr Delft unverdrossen fort, wobei er einen neuerlichen mitleidsvollen Blick durch das ärmliche Zimmer warf. »In anderen Ländern wäre so was eine glatte Unmöglichkeit ... ließe sich überhaupt nicht denken! In Amerika zum Beispiel...«

Nun erzählte Herr Delft, was er einst in New York mit einem jungen Mann erlebt hatte, der eine »Riesenkarriere« gemacht und eine Milliardärstochter geborenen Grafen und Baronen vor der Nase weggeschnappt habe, obwohl er nur ein armer Teufel gewesen sei, der in einem Saloon zu Mittag aß.

»Der junge Mensch hieß Stadlmann, ein Österreicher. Er war ein Genie oder ein Scharlatan, wie man es nennen will; Vollmilch und Butter wollte er aus Präriegras ohne den Umweg über die Kühe herstellen. Großartige Idee! In irgendeinem Laboratorium, in dem er herumexperimentierte, wurde er bekannt mit einem Sohn von Samuel Smith – den Namen haben Sie gewiß schon gehört –, einem der Börsengewaltigen in der Fifth Avenue, ein Mann mit sieben – bis achthundert Millionen Dollar, verstehn Sie! Samuel hatte eine einzige Tochter von zwanzig Jahren. Und – weiß Gott – die verliebt sich in diesen armen Schlucker und will sich durchaus mit ihm verheiraten. Was sagen Sie dazu! Der Freier flog natürlich kopfüber die Treppe runter! Wenn ein Mann wie Samuel ganz einfach seine Tochter verschenkt hätte, wäre er ja zum Gespött der ganzen Union geworden. Aber ein paar von uns hatten alles beobachtet; eines Tages sitzen wir in unserem Club zusammen und werden uns einig, daß man aus der Sache Gewinn schlagen könnte. Und auf der Stelle bilden wir eine Aktiengesellschaft.«

»Eine Aktiengesellschaft? ... Aber worauf?« fragte Per, der anfang zuzuhören.

»Worauf? Auf den jungen Mann natürlich ... auf seine Chancen sozusagen. Wir brachten ein Aktienkapital zusammen ... erst fünf-, dann zehntausend Dollar, damit er sich wie ein junger Lebemann in New York einrichten konnte, damit er sich eine komfortable Wohnung am Broadway mieten, Diener und Reitpferd halten, den Journalisten Soupers geben und in den Zeitungen erwähnt werden konnte... Kurz und gut, nach zwei Monaten war sein Name in der ganzen Street bekannt. Und dann fuhr er eines Tages hin und bat Samuel um die Hand seiner Tochter.«

»Und bekam er sie?«

»Nein, nicht mal einen abgeschnittenen Nagel von ihr. Samuel verfolgte seine eigenen Pläne mit dem Mädchen. Er selbst war der Sohn eines Müllkutschers, und nun wollte er seine Tochter um jeden Preis mit einem Edelmann verheiraten.«

»Aber was wurde aus der Aktiengesellschaft?«

»Die entwickelte sich ausgezeichnet. Es war ein Geschäft von gut und gern zweihundert Prozent.«

»Das verstehe ich nicht. Wenn der Vater die Tochter doch bloß einem Adligen geben wollte ...«

»Ja, wir *verschafften* dem Burschen natürlich den Adel. Das kostete uns viertausend Dollar. Aber dafür war es auch einer der ältesten und vornehmsten Namen in Europa. Es ging ganz leicht. Der junge Kerl lieferte uns die Adresse einer alten verwitweten Gräfin von Raben-Rabenstein, einer armen alten Person, die in seiner Heimat ein Pensionat für junge Mädchen hatte. Wir schickten ihr einen langen Brief mit einer

Fahrkarte nach New York und zurück und ersuchten sie um ihre ehrenwerte Anwesenheit anlässlich der feierlichen Einweihung eines Kinderheims, das wir in philanthropischer Absicht errichtet hätten. Es waren sage und schreibe drei Kinder, die wir auf der Straße aufgelesen hatten, und ein betagtes, versoffenes Negerweib, das wir für drei Monate engagiert hatten. Aber das erzählten wir der Gräfin natürlich nicht. Das Asyl sollte den Namen der Kaiserin tragen und hauptsächlich zur Aufnahme von Kindern österreichischer Eltern dienen ... *Dem* konnte sie nun nicht widerstehen! Es war eine göttliche Komödie. Bei ihrer Ankunft mit dem Dampfschiff wurde sie von der gesamten Interessengemeinschaft mit Blumensträußen begrüßt und in einer Kutsche mit vier Pferden zu einem Galaessen ins Hotel Netherland gefahren, wo sie den Journalisten als Herrn Stadlmanns leibliche Tante vorgestellt wurde. Das war auch alles am Tage darauf in den Zeitungen zu lesen. Dann zeigten wir ihr eine nach Recht und Gesetz aufgesetzte Adoptionsurkunde und fächelten ihr mit einem Tausenddollarscheck so lange vor der Nase herum, bis sie schwach wurde. Sechs Monate später feierte man mit fürstlicher Pracht die Vermählung des neugebackenen Grafen von Raben-Rabenstein in Anwesenheit der gesamten Aristokratie des Landes. Ich kann mitreden, denn ich war selbst unter den Eingeladenen und hatte die Ehre, die junge Herzogin von Catania, geborene Simpson, zu Tisch zu führen.«

Per saß nach vorn gebeugt da und zwirbelte nervös seinen Schnurrbart. Herr Delft hatte mit dieser Geschichte seinen wunden Punkt getroffen: die Geldverlegenheit. Seine Mittel reichten schon jetzt knapp für seine persönlichen Bedürfnisse, woher sollte er das Geld zum Druck eines Buches bekommen? Diese Frage hatte ihm schon viel Kopfzerbrechen bereitet.

Mit erzwungenem Lächeln hatte Per die weitläufige Geschichte angehört, die aufs Haar den Räubergeschichten glich, die Herr Delft gewöhnlich nach Tisch im Hause des Schwagers zum besten gab. Vielleicht war es das klügste, wenn er sich mit diesem durchtriebenen Halunken gut stellte, und er überlegte, ob er sich nicht mit seiner Hilfe unter nicht allzu unverschämten Bedingungen ein Darlehen verschaffen könnte.

»Es ist im Grunde gar kein schlechter Gedanke, auf die Aussichten eines jungen Mannes hin eine Aktiengesellschaft zu bilden. Wissen Sie was, Herr Direktor, dieses Geschäft sollten Sie auch hierzulande einführen. Ich habe bloß einen Einwand: Warum gerade auf Ehechancen spekulieren? Die sind doch im allgemeinen zu unberechenbar. Warum nicht besser auf eine andere der vielseitigen Möglichkeiten setzen, die sich einem tüchtigen und energischen jungen Mann eröffnen können? Was halten Sie beispielsweise von einem Ingenieur mit irgendeiner guten Idee ... einem originellen Wasserbauprojekt zum Beispiel...?«

»Ich gebe zu«, antwortete Herr Delft mit unbarmherzigem Lächeln, »auf den Namen kommt es weniger an, wenn er nur wohlklingend ist. Die Gesellschaft, von der ich sprach, nannte sich beispielsweise ›Company zur künstlichen Herstellung von Frischmilch und Sahne«. Ein vortrefflicher Name. Daraufhin konnten wir einige gutgläubige Butterhändler dazu bringen, sich als garantierende Gesellschafter einzuzeichnen.«

»Bien! Sie meinen also, es wäre möglich, hier ein ähnliches Konsortium zu bilden, wenn beispielsweise jemand Berechnungen und genaue Überschlüsse vorlegte, die

hinreichend verdeutlichten, daß sein Plan – mit Energie durchgeführt – einmal Millionen einbringen könnte?«

»Ja, warum nicht?«

Die überraschende Offenheit der Antwort machte Per mißtrauisch. Er will mich in eine Falle locken, dachte er. Delft kennt meine Pläne, und jetzt will er mich zu einem offenen Bekenntnis verleiten, damit er mich hinterher vor Jakobe und ihrer Familie bloßstellen kann.

Er zog sich wieder in sich selbst zurück und schwieg. Aber als Herr Delft nun seinen Hut nahm, als wollte er gehen, wurde er trotzdem unruhig. Er sagte sich, er sei ja doch gezwungen, nach irgendeinem verzweifelten Ausweg zu suchen, um sich Geld zu verschaffen; und er beschloß, sich auf alle Fälle noch ein Stückchen weiter vorzupirschen. Aber plötzlich überfiel ihn ein großer Lebensüberdruß. Er fühlte sich entwürdigt durch diese endlosen Geldsorgen. Es peinigte ihn, daß er unablässig Schleichwege gehen, heucheln und lügen mußte, um sich das Nötige zu beschaffen.

In einer Art Verzweiflung überwand er alle Bedenken und erklärte: »Herr Direktor, lassen wir das Versteckspiel! Ich kann es Ihnen anmerken, daß Sie meine Neigung für Ihre Nichte kennen, und ich gestehe Ihnen gern, daß es in meiner augenblicklichen Lage recht unbesonnen von mir ist, Hoffnungen auf eine Dame mit so vielen bemerkenswerten – inneren wie äußeren – Vorzügen zu hegen.«

»Sehr hübsch gesagt, sehr hübsch!«

»Nun gut, Sie selbst haben die Sache zur Sprache gebracht, und damit haben Sie mir eine gewisse Berechtigung gegeben, Ihnen folgende freimütige Frage zu stellen: Wollen Sie, Herr Direktor, sich zu meinen Gunsten verwenden, um hier eine solche Aktiengesellschaft, von der wir vorhin sprachen, zu gründen?«

»Ich?« rief der kleine Mann aus und erhob sich in erheuchelter Bestürzung halb von seinem Stuhl.

»Ja, Sie!« erwiderte Per. »Ich gestehe, ich bin zur Zeit in großer Verlegenheit. Ich *brauche* Geld ... Ich *muß* Geld haben, und wenn ich es stehlen sollte!«

Herr Delft, der im übrigen annahm, Pers Absichten galten immer noch Nanny, war nun dahin gekommen, wohin er wollte. Pers letzte Worte gefielen ihm. Sie bestärkten ihn in hohem Grad in dem Glauben, daß Per die Bedingungen erfüllen konnte, die nötig waren, um Karriere zu machen und eine Position in der Gesellschaft zu erreichen, die sich für die Tochter seiner Schwester geziemte.

Er lachte plötzlich ganz vergnügt. »Sie sind wirklich nicht auf den Kopf gefallen! Ich glaube fast, Sie schlagen mir ein Geschäft\* mit meiner eigenen Nichte vor. Na ja – den Gedanken respektiere ich. Aber ich tätige keine Privatgeschäfte mehr. Auch nicht mit jungen Mädchen. Doch nun will ich Ihnen verraten, weswegen ich gekommen bin. Ich habe zu Ihnen Vertrauen, junger Mann! Ich glaube an Ihre Zukunft und will Ihnen helfen. Sie brauchen Geld; Sie sollen es haben. Aber ich sage Ihnen gleich: hier ist nicht die Rede von Zinsen oder dergleichen! Es ist also kein Geschäft, verstehen Sie, Sie können es nennen, wie Sie wollen. Kennen Sie David Griesmann, unsern Obergerichtsrat? Er wohnt in der Klosterstræde. Bei ihm können Sie abheben, was Sie fürs erste benötigen, gegen eine Sicherheit auf nun ja, auf die zu erwartenden Einnahmen natürlich, die sich



aus Ihren eminenten Entdeckungen ergeben werden. Aber – und das merken Sie sich – mein Name darf nicht erwähnt werden. Wenn mich einer fragt, ob *ich* Ihnen das vorstrecke, leugne ich es glattweg. Damit Sie Bescheid wissen!«

Per erwiderte nichts. Herrn Delfts Ton und überlegene Beschützermiene hinderten ihn daran, die Verhandlung fortzusetzen; außerdem hatte er nicht das geringste Zutrauen zu diesem allzu uneigennützigem Angebot.

Als der »Direktor« nun erneut nach seinem Hut griff, hielt er ihn darum auch nicht länger zurück. Er bemerkte lediglich mit einem Lächeln – um eine Art Erklärung zu geben: »Natürlich fasse ich Ihr Angebot als einen witzigen Einfall auf. Sie werden sicherlich ebenfalls meine Worte lediglich als Scherz verstanden haben. Sie hatten mich mit Ihrer amerikanischen Geschichte dazu verleitet.«

Herr Delft sah ihn zuerst ein wenig überrascht an. Dann lächelte er sein allerunbarmherzigstes Lächeln. »Gottbewahre, Herr Ingenieur! Sie haben zu wenig Zutrauen zu meinem Auffassungsvermögen. Doch daran ist nichts auszusetzen. Wie gesagt, sollten Sie bei Gelegenheit Lust verspüren, den Scherz fortzusetzen, so wissen Sie, wo Herr Griesmann wohnt. Zwischen zehn und vier ist er im Büro anzutreffen. Und ich kann Ihnen versichern, er hat viel, ja sogar sehr viel Sinn fürs Komische! Empfehle mich!« Er hatte die Hand bereits auf die Türklinke gelegt, als er sich noch einmal zu Per umdrehte, der am Tisch stehengeblieben war. »Noch ein Wort, Herr Sidenius! Sie haben meinem Neffen von der verwitweten Baronin von Bernt-Adlersborg erzählt, nicht wahr? Entschuldigen Sie meine aufdringliche Frage ... kennen Sie die Dame näher?«

»Nein. Ich kannte ihren verstorbenen Bruder flüchtig. Aber wieso wollen Sie ...?«

»Entschuldigung! Es ist eine ältere Dame, nicht wahr? Und offensichtlich ein wenig... ein wenig morsch\* im Kopf?«

»Kann sein. Aber darf ich wissen...?«

»Und Sie haben kürzlich einen Brief von ihr erhalten, einen freundlichen Brief aus dem Ausland. Ivan hat es mir mitgeteilt. Sie hatte Sie gebeten, sie diesen Sommer auf ihrem Gut zu besuchen, und nun bedauert sie, daß sie sich einer Kur unterziehen muß und erst im Winter zurückkommt? Ist es so richtig?«

»Zum Teufel noch mal!« rief Per jetzt ungeduldig und schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wieso stellen Sie mir alle diese Fragen?«

Doch ohne sich einschüchtern zu lassen, trat das häßliche Männlein dicht an ihn heran, hob sich auf die Zehenspitzen und sprach: »Nun – ich will es Ihnen sagen –, es könnte möglicherweise auch hierzulande Leute geben, die ihre Töchter *nur* an Männer mit adligen Namen verheiraten wollen. Empfehle mich!«

Salomons waren schon Ende Mai in ihren Sommersitz »Skovbakken« hinausgezogen, eine Villa an der Küste, ungefähr eine Stunde von Kopenhagen entfernt. Per machte sich sonntags, wenn dort offenes Haus war, gern dorthin auf den Weg. Er stellte sich dort auch zu anderen Zeiten unter dem Vorwand ein, sich mit Ivan über den Druck von Büchern und ähnlichen Dingen beraten zu wollen, die seine Kampfschrift betrafen. Daß nicht alle in der Familie von seinem Kommen entzückt waren und daß besonders Nanny ihm häufiger den Rücken als das Gesicht zuwandte, nachdem ihr nämlich klargeworden

war, daß er sie verschmähte, kümmerte ihn nicht weiter. Von dem Augenblick an, da er zu der Überzeugung gekommen war, daß er ihre Schwester liebte und es seinen Zukunftsplänen wohl kaum schaden dürfte, falls er seiner Neigung folgte, suchte er bei seinen Besuchen ausschließlich Jakobes Gesellschaft.

Nun war es jedoch unglücklicherweise in Jakobes Empfindungen für ihn zu keiner entsprechenden Steigerung gekommen. Im Gegenteil. Etwas von dem Unbehagen, das er ihr bereits bei ihrer allerersten Begegnung eingeflößt hatte, war wieder in ihr lebendig geworden nach jenem abendlichen Gespräch in Kopenhagen, als er ihr sein Verhältnis zu Eltern und Geschwistern anvertraut hatte. So aufrichtig ihr Haß auf das Christentum auch war, stießen die scheinbare Ruhe und Gefühllosigkeit sie ab, mit der er damals darüber gesprochen hatte. In ihrer mosaischen Ehrfurcht vor dem Elternhaus und der Familie erschreckte sie eine derartige Unversöhnlichkeit den Angehörigen gegenüber.

Außerdem war nun etwas in seinem Auftreten, das unangenehm auf sie wirkte. In dem Maße, wie er allmählich seine gesellschaftliche Unsicherheit überwand, die bisher seinem Selbstgefühl einen Dämpfer auferlegt hatte, äußerte sich bei ihm unter anderem eine unangenehme Geschwätzigkeit. Nachdem er ein Dutzend Bücher von Dr. Nathan und gleichgesinnten Schriftstellern gelesen hatte, meinte er über ein hinreichend fundiertes Wissen zu verfügen und stürzte sich mit provinzieller Unbefangenheit in jedes Gespräch über den großen Befreiungskampf der Zeit. Besonders nach dem Essen, bei dem er gern viel trank, verkündigte er, ja predigte er unverzagt die kommende hohe Zeit der Menschheit und die Evangelien der Naturwissenschaft, was häufig Lächeln und Verlegenheit bei den Zuhörern hervorrief.

Er wollte sich auf jede Weise hervortun. Auf Spaziergängen im Wald sprang er über alle Markierungspfähle und forderte die anderen Herren auf, es ihm gleichzutun. Wenn sie Boot fuhren, faßte er sofort beide Ruder, um sich mit seiner Armkraft zu brüsten. – Auch mit seiner Kleidung erregte er Anstoß. Einer wenig feinen Mode entsprechend, saß sein Anzug sehr stramm und hob in fast anstößiger Weise seine kräftigen Körperformen hervor. Dazu hatte er sich nun für den Sommer besondere, sehr tief ausgeschnittene Hemden angeschafft, die nicht nur seinen muskulösen Hals frei ließen, sondern auch die obere Hälfte der Brust den Blicken preisgaben, was ihm eine unangenehme Ähnlichkeit mit jenen jungen Burschen verlieh, die sich von der Liebe der Freudenmädchen ernähren.

Nanny machte sich jedesmal über ihn lustig, wenn er zu Besuch dagewesen war. Sie sagte dann gewöhnlich: »Wenn er eines schönen Tages noch vor Angeberei plätzt, dann wird es, fürchte ich, hinten passieren.«

Trotz allem hatte Jakobe beinahe Mitleid mit Per. Doch als ihr endlich klar wurde, daß seine Bemühungen nicht ihrer Schwester, sondern ihr selbst galten und daß er ihretwegen mit seiner Krafnatur protzte, da wußte sie nicht länger, was sie noch mit ihm anstellen sollte. Sie sorgte dafür, daß sie mit ihm nie mehr allein blieb, und sie bat ihren Bruder, er solle ihn endlich dazu bringen, seine geplante Reise ins Ausland anzutreten. Es gehe nicht an, erklärte sie, daß er immer wieder ins Haus komme, ehe er nicht selbst seinen Mangel an Kultur eingesehen habe; und hierzu würde ihm ein Aufenthalt in der Fremde bestimmt am schnellsten verhelfen.

Zuletzt wurde ihr der Gedanke an seine Absichten unerträglich. Eines Tages wäre es fast zu einem peinlichen Auftritt gekommen. Es war Anfang Juli. Die Familie saß auf der breiten, mit Kies bedeckten Terrasse vor der Villa und genoß die kühle Abendluft nach einem drückend heißen Tag. Soeben war man vom Tisch aufgestanden und saß nun beim Kaffee. Auf der monumentalen, zweigeteilten Marmortreppe, die zwischen Rosenbüschen zum Wasser hinunterführte, tollten die kleineren und kleinsten Kinder in ihren weißen Kleidern und mit großen Sonnenhüten. Es war mitten in der Blütezeit. Die Büsche glühten vor Farben. Bei jedem Windstoß glitt eine Woge von Wohlgerüchen über den Kaffeetisch und vermischte sich mit dem Duft von Philip Salomons Havannazigarre.

Es waren keine anderen Gäste anwesend als der Hausfreund Herr Eybert, der tags zuvor von seiner jährlichen Badereise mit einer neuen, kaum zu bemerkenden kleinen Scheitelperücke von Gossec aus Paris zurückgekehrt war. Der vierzigjährige Mann nahm sich recht jugendlich aus, wie er so dasaß, gebräunt von der Sonne Südfrankreichs, und von seinen Alpentouren und von gemeinsamen Bekannten erzählte, die er unterwegs getroffen hatte. Philip Salomon, der ein Stück vom Tisch abgerückt war, um die Abendzeitungen zu überfliegen, warf hin und wieder eine Frage dazwischen oder teilte Ivan eine Börsennachricht mit. Mühelos verfolgte dieser Mann zwei, drei verschiedene Unterhaltungen, wobei er gleichzeitig fünfstellige Zahlen im Kopf multiplizierte und sich das Ergebnis irgendwo in seinem bewundernswert scharfen Gedächtnis vermerkte. Und trotzdem genoß keiner von ihnen allen bewußter als er den Frieden des Abends, den Rosenduft und die Geborgenheit und das Glück dieses häuslichen Lebens.

Nanny war nicht zu Hause. Unmittelbar nach Tisch war sie mit einer Freundin fortgegangen, um ein Sommerkonzert in Klampenborg zu besuchen, zu dem Dyhring, der Journalist, sie eingeladen hatte.

Gegen acht Uhr tauchte Per plötzlich auf. Er war schlechter Laune. Notgedrungen, aber ohne sich davon etwas zu versprechen, hatte er am Vormittag Obergerichtsrat Griesmann aufgesucht, an den ihn Herr Delft mit mystischen Worten verwiesen hatte. Zu seiner Verblüffung wurde ihm sofort eine größere Summe ausgezahlt, nachdem er lediglich seinen Namen genannt und eine Quittung ausgeschrieben hatte. Doch obgleich er hiermit für lange Zeit von der einzigen, wirklichen Sorge befreit worden war, die er noch kannte und anerkannte, war er unzufrieden und unruhig nach Hause gegangen. Mit einem Gefühl, als habe er sich verkauft, hatte er das Bündel Scheine in seiner Schublade verschlossen, ohne es auch nur nachzuzählen.

Der Anblick des heimgekehrten Nebenbuhlers, der verjüngt an der Seite Jakobes saß, verbesserte seine Stimmung nicht. In dem Wust sehr gemischter Gefühle, aus denen Pers Liebe zu der jungen Dame bestand, war die Eitelkeit eines der herausragendsten; und selbst ein weniger mißtrauisches Auge als das seine hätte sofort sehen können, daß Jakobe nicht wenig angetan war von der Rückkunft des Herrn Eybert.

Mit berechneter Nachlässigkeit begrüßte er seinen Rivalen. Aber er übertrieb leider so sehr, daß es seine Wirkung verfehlte und der andere ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

»Ich glaube, ich habe das Unglück gehabt, mir den jungen Mann zum Feind zu machen«, sagte er auf französisch halblaut zu Jakobe, die es unterließ zu antworten.

Indessen waren die Worte auch von Per verstanden worden, und sein Gesicht wurde fahl. Trotz wiederholter Aufforderung, doch Platz zu nehmen, blieb er stehen. Selbst als Ivan einen Stuhl ganz dicht an ihn heranschob, setzte er sich nicht. Nur die Hand legte er auf die Lehne, und in dieser Stellung starrte er Eybert mit unverschämtem Blick an. Die anderen begannen unruhig zu werden. Aber in diesem Augenblick kamen glücklicherweise neue Gäste, und ein Skandal wurde vermieden.

Jakobe verwand jedoch den ganzen Abend lang nicht die angstvolle Spannung dieser Minuten. Sie gelobte sich, künftig die Anmaßungen dieses törichten Knaben zurückzuweisen. Offenbar war sie bereits allzu nachsichtig mit ihm gewesen. Falls er sich noch ein einziges Mal ein derartiges Benehmen erlaubte, wollte sie den Vater bitten, ihm das Haus zu verbieten. Dieser dumme, eingebildete Bursche! Was mußte Eybert nur denken?

Als die Gäste gegangen waren und die Mutter und Jakobe schweigend ein paar Augenblicke allein auf der Terrasse gesessen hatten, fing die erste an, von Eybert zu sprechen. »Ich glaube, er sorgt sich um seine kleine Astrid. Sie ist wieder einmal nicht ganz gesund.«

»Soo«, sagte Jakobe und errötete langsam. »Ich habe nicht gehört, daß er davon sprach. Es ist hoffentlich nichts Schlimmes?«

»Das glaube ich nicht; aber es war sicher der Grund, weswegen er so früh nach Hause kam. Er hat nicht viel Zutrauen zu seiner Haushälterin. Wahrhaftig, er ist übel dran, der Ärmste.«

Die letzten Worte schien Jakobe zu überhören. Sie lehnte sich in den Korbstuhl zurück, faltete die Hände im Schoß und sah über den Sund hinaus, der blank und milchweiß unter einem hohen, leeren, sternenlosen Abendhimmel lag. Drüben an der schwedischen Küste glühten noch die Fensterscheiben im Schein der untergehenden Sonne.

Es war kein Geheimnis für sie, daß ihre Eltern es sehr gern sähen, wenn sie sich mit Eybert verheiratete. Besonders in letzter Zeit war die Mutter eifrig bemüht gewesen, sie in dieser Richtung zu beeinflussen, was Jakobe allerdings etwas aufgebracht hatte, weil es völlig überflüssig war. Während des vergangenen Monats waren ihre Gedanken öfter zu ihm geschweift als je zuvor in der langen Zeit ihrer Bekanntschaft. Während seiner Abwesenheit hatte sie zum ersten Mal allen Ernstes seine Gesellschaft vermißt. Fast täglich hatte sie sich nach ihm geseht... nicht nur nach dem vertrauten Meinungsaustausch über all das Trostlose, das sich in der Welt ereignete, sondern auch nach seiner Gegenwart, nach seinem heiteren Lächeln, seinen klugen Augen und nach der abgeklärten Ruhe, die sein Wesen prägte und die so wohltuend auf sie wirkte. Als sie vorhin errötete, hatte dies seine Ursache in dem tiefen Eindruck gehabt, den die Mitteilung von der Erkrankung seiner kleinen Tochter bei ihr hervorrief. In diesem Augenblick hatte sie in verschämter Verwirrung gefühlt, daß sie sich schon fast als die Mutter seiner Kinder betrachtete.

Sie wußte gut, daß sie ihn nicht so liebte, wie sie früher andere geliebt hatte; aber deshalb quälten sie keine Skrupel. Jetzt, in ihrem reiferen Alter, zog sie die

vertrauensvolle Sicherheit, die sie an seiner Seite empfand, dem verheerenden Fieber heißer Leidenschaft vor. Sie sagte sich: Wenn er auch nicht der stolze und herrliche Wahrheitssucher war, von dem sie im Überschwang ihrer Jugend geträumt und dem sie Ruhe und Freude hatte schenken wollen, so war er doch ein Mann mit einer ernsten Überzeugung. Und war er auch nicht mehr jung an Jahren, so verunstaltete ihn nicht jene Unfertigkeit und falsche Männlichkeit, die bei jungen Männern oft abgeschmackt wirkt.

Außerdem umgab ihn stets ein reiner, angenehmer Geruch, was unendlich viel für sie bedeutete, denn sie konnte mit keinem zusammen sein, ohne einen bestimmten Geruchseindruck von dem Betreffenden zu empfangen. Noch lange Zeit nachher wurde sie zu ihrer großen Qual davon verfolgt, mitunter bis zu einer unerträglichen Halluzination. Per spürte sie schon über drei Meter entfernt an dem Gestank nach Armut, Muffigkeit, schlechter Körperpflege und altem Tabakrauch, der in seinen Kleidern hing.

Schließlich hatte Eybert einen Vorzug, der sie beschäftigt hatte, bevor er ihr noch irgendwie sympathisch geworden war. Er stammte aus einer angesehenen Familie, und dank seiner guten Vermögensverhältnisse und akademischen Bildung – er war Kandidat der Staatswissenschaften – war er schnell einer der führenden Männer des aufblühenden Kopenhagener Liberalismus geworden, mit einem Sitz im Ting und einem nicht unbedeutenden Einfluß auf die Politik seiner Partei. Diejenigen, denen es Vergnügen bereitete, Ministerlisten zusammenzustellen, für den Fall, daß freisinnige Anschauungen einmal in der Regierung vertreten sein würden, nannten gern in erster Linie seinen Namen. Eine solche Aussicht auf Größe und Macht hatte für sie stets etwas Verlockendes gehabt. Die Gleichgültigkeit gegenüber gesellschaftlichem Rang und äußeren Auszeichnungen, die sie zur Schau trug, war nicht ganz echt; sie war ein Notbehelf, den Klugheit und Stolz ihr geboten. In flüchtigen Augenblicken ließen noch die Träume ihre Wangen erglühen, sich am Hof selbst Genugtuung für alle Demütigungen zu verschaffen und am Arm von Kaisern und Königen über die Verächter ihrer Rasse zu triumphieren. Wenn nicht ihr nüchterner Verstand sie schnell von der Phantasterei solcher Gedanken überzeugt hätte, ließe sie den armen Eybert sicherlich nicht so lange vergebens warten.

Per beschloß nach seinem Zusammenstoß mit Eybert, möglichst bald um Jakobes Hand anzuhalten. Nun, da er zu Geld gekommen war, wollte er nämlich Ernst machen und für ein Jahr verreisen, um im Ausland praktische Studien zu treiben – in Europa und in Amerika. Doch vorher wollte er Jakobe an sich binden. Er wagte es nicht, sich der Gefahr auszusetzen, daß Herr Eybert oder ein anderer lauernder alter Fuchs sie ihm in seiner Abwesenheit wegschnappte.

Daß Jakobe ihn nicht ermunterte, sondern deutlich seine Gesellschaft mied, ließ seinen Mut nicht sinken. Von Anfang an war er sich darüber klar gewesen, daß er vorsichtig zu Werke gehen, sie sozusagen Stück für Stück erobern mußte. Im übrigen meinte er ihrem Herzen bereits sehr nahegerückt zu sein. Die gesteigerte Scheu, mit der sie ihn in letzter Zeit behandelte, faßte er als ein gutes Omen auf. Nun wollte er sich ein wenig fernhalten und ihr Ruhe und Zeit zum Überlegen lassen, bevor er sein Vorhaben verwirklichte.

Eines Tages erhielt er einen Eilbrief von Ivan, worin dieser ihm voll Freude mitteilte, der Artikel, den Dyhring über seine Ideen zu schreiben versprochen hatte, gehe in Druck und werde wahrscheinlich bereits am folgenden Tag im »Falken« erscheinen. »Tun Sie mir den Gefallen«, schrieb er, »und statten Sie Dyhring einen Besuch ab. Ich weiß, er legt Wert darauf. *Bedenken* Sie, daß es für Sie von Bedeutung sein könnte, wenn Sie den Unwillen überwinden, den Sie vielleicht bei einem solchen Schritt empfinden. Dyhring könnte Ihnen auf *manche* Weise von Nutzen sein, jetzt und in Zukunft. Wie ich mir bereits früher erlaubte, Ihnen zu sagen, lieber Sidenius: Der Beistand der Presse ist heute eine *unumgängliche* Notwendigkeit!«

Per schlief wenig in der folgenden Nacht. Ivan hatte ihn vor einer Woche wieder mit dem angesehenen jungen Journalisten zusammengeführt, und bei dieser Gelegenheit hatte Per endlich den Bitten des Freundes nachgegeben und seine Geheimnisse ein wenig gelüftet. Übrigens hielt er es selbst für recht klug, auf diese Weise seiner Schrift den Weg zu bereiten. Nun war er darauf gespannt, zum ersten Mal seinen Namen und seine Gedanken der staunenden Welt verkündet zu sehen.

Doch es bereitete ihm nur Ärger und Enttäuschung. Statt des Leitartikels, den er erwartet hatte, fand er auf der dritten Seite der Zeitung eine halbe Spalte, gedruckt in Petit und unterzeichnet mit *S'il vous plait*, einem von Dyhrings vielen Pseudonymen. Daß der Artikel in spöttischem Ton gehalten war, merkte er nicht einmal. Sogar die Überschrift »Millionäre gesucht« nahm er für vollen Ernst. Dagegen war er sehr unzufrieden, daß er an keiner einzigen Stelle seinen Namen fand, sondern in dem ganzen Artikel lediglich unbestimmt als »der junge talentierte Urheber des Planes« oder ähnlich bezeichnet wurde. Er war auch tief entrüstet über die oberflächliche Behandlung der Kostenfrage, und vor allem machte ihn ein falsch gesetztes Komma in einem Dezimalbruch rasend, wodurch nach seiner Ansicht Charakter und Bedeutung des Werkes wesentlich herabgemindert wurden.

Es war keinesfalls seine Absicht gewesen, Ivans Wunsch zu entsprechen und dem Journalisten einen Dankesbesuch abzustatten; er fand, daß viel eher dieser ihm zu Dank verpflichtet sei für den Stoff zu einem aufsehenerregenden Artikel. Indessen betrachtete er es nun geradezu als seine Pflicht, sich zu diesem Besuch zu bequemen, um den kompromittierenden Dezimalbruch so schnell wie möglich berichtigen zu lassen. Noch am selben Vormittag suchte er deshalb Dyhring in seiner Privatwohnung auf, einem eleganten Junggesellenheim in einem der vornehmsten Stadtviertel.

Obwohl es beinahe zwölf Uhr war, war Dyhring noch nicht angekleidet. Daher verleugnete ihn seine Haushälterin. Aber im selben Augenblick wurde die Schlafzimmertür ein wenig geöffnet, und heraus guckte der goldblonde Kopf des Journalisten, beide Schnurrbartspitzen auf Papilloten aus Seidenpapier gewickelt.

»Ah, das sind Sie!« Der Ton klang etwas enttäuscht. »Na, gehen Sie schon rein. Mein Friseur ist gerade da. Ich stehe gleich zu Diensten.«

Per hatte genug Zeit, sich in Dyhrings Räumen umzuschauen, von deren ausschweifendem Luxus die übertriebensten Gerüchte in Umlauf waren. Elegant war es hier, das ließ sich nicht leugnen. Seidenbezogene Möbel im Arbeitszimmer... eine Gobelintapete... Gemälde... Stapel von Büchern und Zeitschriften auf allen Stühlen. Ein Harem von Damenbildern auf dem Schreibtisch – im anstoßenden Eßzimmer, zu dem

die Tür offenstand, erblickte man einen festlich gedeckten Frühstückstisch mit blendendweißem Tuch, Weinkaraffe, Blumen und Früchten. Per mußte im stillen Vergleiche zwischen dieser Wohnung und seinen beiden dunklen Kammern anstellen – und es packte ihn eine ungewohnte Ungeduld. Nicht daß er einen Mann wie Dyhring irgendwie beneidete, der in seinen Augen eine halb verachtenswerte Person war, eine Art Zuhälter der großen Dirne Stadtklatsch oder der öffentlichen Meinung. Doch es brachte ihn auf, daß dieser erbärmliche Schreiberling bereits eine Unabhängigkeit und Machtstellung erreicht hatte, von der er noch nicht einmal träumen konnte.

Endlich kam Dyhring, klein und elastisch – ein Leisetreter. Er trug schokoladenfarbene Hosen, Saffianschuhe und eine kurze knallrote Hausjacke mit schwarzen Seidenaufschlägen. »Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Sidenius?« fragte er wie einer, der es gewohnt war, Bittsteller zu empfangen. »Möchten Sie nicht Platz nehmen?«

Diese beiden etwa gleichaltrigen Männer, die sich da einander gegenüberetzten, sich zurücklehnten in ihre Sessel mit himmelblauem Seidenbezug und die Beine übereinanderschlugen, hatten trotz aller äußeren Verschiedenheit nicht wenig miteinander gemein. Otto Dyhring war wie Per ohne Elternliebe aufgewachsen. Er war der Sohn eines verschuldeten und ausschweifenden Offiziers, der nach kurzer Ehe seine Frau ins Grab gebracht und danach Selbstmord begangen hatte. Verwandte auf dem Lande hatten Otto Dyhring aus Barmherzigkeit aufgezogen. Mit achtzehn war er als Student nach Kopenhagen gekommen, arm und verlassen, doch – genau wie Per – erfüllt von kühnsten Erwartungen und fest entschlossen, um jeden Preis sein Glück zu machen und Genugtuung zu suchen für die Entbehrungen und Demütigungen seiner Kindheit. Mit soldatischer Kaltblütigkeit, die Anfechtungen nicht kannte, und mit einem sicheren Gefühl dafür, wo in der Gegenwart die Aladdin-Lampe verborgen lag, hatte er sich der Journalistik zugewandt, die gerade in jenen Jahren nach ausländischem Muster die Übermacht der Politik gebrochen und das Schwergewicht auf vielfältige, literarisch bearbeitete Nachrichten und Neuigkeiten gelegt hatte. Ohne sonderliche Begabung zum Publizisten, doch mit der geschmeidigen Gewandtheit der Uninteressierten hatte er – unterstützt durch sein Äußeres, das den Frauen gefiel – bald eine einflußreiche Stellung an einer der tonangebenden Zeitungen der Hauptstadt erlangt und nützte sie rücksichtslos aus, ohne sich darum zu kümmern, daß die Bürgerschaft ihn verdammte. Bereits mit einundzwanzig Jahren hatte er ein Jahreseinkommen gehabt, das an ein Ministergehalt heranreichte. Die Theaterdirektoren wetteiferten, seine Bearbeitungen leichter Stücke zu spielen; die Verleger erkaufte sich seine Gunst, indem sie seine von irgendeinem armen Sprachlehrer angefertigten Übersetzungen herausgaben; Schauspieler und Varietesängerinnen, junge Dichter und grauhaarige Jubilare, Schnapsfabrikanten und Zirkusdirektoren – alle warben sie um seine Gunst, erwiesen ihm jede erdenkliche Aufmerksamkeit, und was die Frauen betraf, sehr oft durch Leistungen in natura. Wie ein junger Gott thronte er hoch oben in unangefochtener Sorglosigkeit angebetet und verabscheut, beneidet und verachtet. Er lebte königlich von der Dummheit der Menschen, ihrer Eitelkeit, Feigheit und Heuchelei.

Den Artikel über Pers Projekt hatte er lediglich geschrieben, um Ivan Salomon einen Gefallen zu tun, da dieser ihm bisweilen behilflich war, einen Wechsel unterzubringen. Per selbst interessierte ihn nicht im geringsten. Um ihn schnell loszuwerden, versprach er, die verlangte Berichtigung sogleich in der nächsten Nummer des »Falken« zu

bringen. Doch wenn Per erst einmal begonnen hatte, über sein Werk zu sprechen, dann war er nicht wieder so leicht zum Schweigen zu bringen. Dyhring war verzweifelt. Schließlich gähnte er ganz ungeniert hinter seiner fraulich weißen Hand. Zudem erwartete er Damenbesuch. Außer dem Artikel über Per hatte er in der gestrigen Nummer der Zeitung einen lyrischen Lobeserguß über eine Ballettänzerin veröffentlicht, die gerade im Zirkus auftrat, und er erwartete nun den ihm zukommenden Tribut.

Endlich brach Per auf, und Dyhring ging in sein Eßzimmer, dessen Tür während des Besuches von unsichtbarer Hand geschlossen worden war. Als er auf der Schwelle stand, trat er vor Verblüffung ein paar Schritte zurück ... An dem gedeckten Tisch saß Nanny Salomon, einen breitkrepigen weißen Spitzenhut auf dem Kopf und ein halbverzehrtes Radieschen in der Hand. Ihre ständige Begleiterin, die kleine schiefe Olga Davidsen, stand am Fenster, vor verlegener Lustigkeit dunkelrot.

»Darf ich fragen ... wie um alles in der Welt sind Sie, meine verehrten Damen, hereingekommen? Ich habe es nicht läuten hören.«

»Weswegen sollten wir wohl läuten? Ich habe doch Ihren Wohnungsschlüssel«, erwiderte Nanny mit einer Dreistigkeit, die die Freundin förmlich nach Luft schnappen ließ. »Im übrigen stand die Tür offen ... Ihre Haushälterin fegte draußen. Sie hat uns erzählt, Sie hätten Besuch, und da haben wir sie gebeten, uns hier reinzulassen ... Ihre Radieschen sind übrigens sehr gut.« Sorgfältig suchte sie sich ein frisches aus der Schale, tauchte es in den Salznapf und biß mit schimmernd weißen Zähnen hinein.

»Sie sind wirklich mutig, Fräulein Nanny! Wissen Sie, wer mich diesen Augenblick verlassen hat?«

»Ja, Herr Sidenius. *Die* Stimme kann man wirklich nicht verwechseln.«

»Und das sagen Sie so seelenruhig? Stellen Sie sich vor, Sie wären bloß zwei Minuten später gekommen. Da wären Sie ihm direkt in die Arme gelaufen.«

»Das wäre vielleicht recht angenehm gewesen!«

Dyhring drohte ihr lächelnd mit dem Finger. »Schlimmes, leichtfertiges, entzückendes Fräulein Nanny! Was soll man bloß von Ihnen denken?«

»Oh«, erwiderte sie und fing an, alle Speisen auf dem Tisch eingehend zu betrachten. »Sie sollen denken, daß ich schrecklich hungrig bin und die größte Lust hätte, bei Ihnen zu frühstücken ... Hier sind so viele leckere Sachen. Hm ... Gänseleberpastete! Mein Leibgericht ... Aber lassen Sie uns zum Geschäft kommen«, unterbrach sie sich, wischte sich den Mund mit seiner Serviette und stand auf. »Wissen Sie, daß heute zum letzten Mal in diesem Sommer ›Bakken‹ geöffnet ist? Schämen Sie sich nicht ein bißchen, daß Sie uns beiden jungen unschuldigen Dingern noch nicht ein einziges Mal Ihre Begleitung dahin angeboten haben? Sie wissen doch, wegen unserer Mamas dürfen wir nicht allein dorthin!«

»Herr Gott, was wollen Sie denn auf ›Bakken‹?«

»Was wir da wollen? ... Olga, hast du gehört! Herr Dyhring ist aber naiv; fragt uns, was wir da wollen! Uns amüsieren, natürlich! Wir wollen die Leierkästen hören, Karussell fahren, warme Waffeln essen und den Feuerschlucker sehen und die fette Dame ...«



»Aha, und nicht noch ein bißchen mehr?«

»O ja, und dann möchten wir die Bänkelsängerinnen hören und auf der Freitanzdiel tanzen ... Aber zuallererst wünsche ich mir einen Schreiballon, einen roten abscheulichen Schreiballon, der bä-äh machen kann! Daß Sie's nur gleich wissen!«

Dyhring hatte mit zusammengekniffenen Augen die schwellenden Brüste und weißen Arme des jungen Mädchens betrachtet, die sich unter dem durchsichtigen Sommerstoff des Kleides abzeichneten. Er war ganz nahe an sie herantreten und sagte mit leiser Stimme, damit es die Freundin nicht hörte: »Sehr bedachtsam von Ihnen, Fräulein Salomon, daß Sie jedesmal eine Anstandsdame mitbringen. In diesem Kleid sind Sie so verführerisch, daß ...« Er konnte nicht zu Ende sprechen.

»Olga«, wandte sich Nanny an die Freundin, »wir gehen jetzt. Herr Dyhring vergreift sich im Ton ... Adieu!« Mit zwei Fingern faßte sie den Rock ihres Kleides und knickste. Dann stolzierte sie aus dem Zimmer, den Arm um die Taille ihrer Begleiterin. In der Tür blieb sie stehen, schaute über die Schulter zurück und sagte: »Es ist also beschlossen, wir treffen uns um sieben am Bahnhof Klampenborg? ... Doch das will ich Ihnen verraten: Wenn Sie aus der Schule plaudern und Mama erzählen, daß wir bei Ihnen waren, dann erkläre ich, daß Sie lügen, und Sie kriegen nie mehr die Erlaubnis, mich zu küssen – ausgenommen auf den Mund.«

»Aber Nanny, du bist heute doch ganz toll«, flüsterte die Freundin und zog sie eilig mit sich fort.

Während Dyhring seine einsame Mahlzeit genoß, leerte er nachdenklich ein paarmal sein Sherryglas und versank in ernste Betrachtungen. In letzter Zeit hatte der junge Lebemann begonnen, sich mit Heiratsplänen zu beschäftigen. Eines Tages hatte er seine laufenden Wechsel zusammengezählt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß er sich langsam für eine gute Partie entscheiden mußte. Von den heiratsfähigen Töchtern reicher Leute, denen er ein wenig oberflächlich den Hof gemacht hatte, war Nanny Salomon allerdings nicht die vermögendste und darum auch nicht diejenige, um die er sich bisher am meisten bemüht hatte. Dagegen war sie unzweifelhaft die schönste, lebhafteste und dreisteste. Kurz – sie glich am meisten den Frauen, mit denen er sich gern umgab.

Nun läutete es wieder an seiner Tür. Und obzwar er seine Haushälterin angewiesen hatte, niemand anders als eine gewisse Zirkusdame mit feuerrotem Lockenkopf einzulassen, hörte er auf dem Flur eine Männerstimme laut reden und wie ein Stock in den Schirmhalter gestellt wurde. Die Tür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle stand ein älterer, streng aussehender Herr mit hochrotem Gesicht – Oberst Bjerregrav.

»Ich dachte mir doch, daß du noch zu Hause bist. Bleib nur sitzen ... Ich sehe, ich störe dich bei deiner Arbeit.«

»Meine Hochachtung, Onkel! ... Würdest du mir die Ehre erweisen und an meinem Tisch Platz nehmen?«

»Danke bestens, ich liebe es nicht, auf öffentliche Kosten zu leben. Außerdem habe ich vor mehr als zwei Stunden gefrühstückt.«

»Vielleicht ein Glas Wein?«

»Mach dir nur keine Umstände. Ich bin nicht zu meinem Vergnügen hergekommen!«

»Das konnte ich mir fast denken. Du hast wahrscheinlich etwas Ernstes auf dem Herzen, weil du dich überwinden konntest, bei mir hereinzusehen.«

»Da bist du nicht ganz im Irrtum, mein Freund! Das Verlangen nach einem Wiedersehen mit dir hat mich in der Tat nicht hergetrieben. Um also gleich zur Sache zu kommen: Heute morgen sah ich bei meinem Friseur zufällig in das Schmutzblatt, für das du schreibst, und fand darin einen Artikel über ein sogenanntes Wasserwirtschaftsprojekt ... Der Artikel wird dir wahrscheinlich nicht ganz unbekannt sein. Jedenfalls glaubte ich deinen fleghaften Stil zu erkennen. Darf ich fragen, was dieser Artikel bezweckt? Ich wüßte zwar nicht, daß du dich irgendwann einmal in deinem Leben mit ernsthaften Dingen beschäftigt hättest, also auch nicht mit der Wasserwirtschaft. Ich zweifle auch nicht daran, daß du im allgemeinen über Verhältnisse schreibst, von denen du nicht das geringste verstehst. Aber ich sehe mich veranlaßt, dich in diesem besonderen Fall vor der Fortsetzung deiner dummen Schmierereien zu warnen.«

»Ja, ich habe es schon gehört – Es sollen ein paar Mißverständnisse unterlaufen sein«, sagte Dyhring lächelnd.

»Mißverständnisse? Das Ganze ist eine kolossale Dummheit, mein Freund, von der du dich um deiner selbst willen fernhalten solltest! Du bist sehr auf dem Holzweg, wenn du meinst, dem jungen Mann damit einen Gefallen zu erweisen. Du erreichst höchstens, daß du ihn noch größenwahnsinniger machst, als er es schon ist.«

»Du kennst ihn?«

»Kennen – und kennen! Der Kerl hat mir die Tür eingerannt mit seinem albernen Projekt! Er ist ja ganz von Sinnen!«

»So, du meinst also, er taugt zu nichts?«

»Nun, das will ich nicht gerade behaupten. Aber er ist völlig unreif, hatte keine Ausdauer, was zu lernen, und bildet sich nichtsdestoweniger ein, andere kritisieren zu können ... Ja, er glaubt, zum Reformator berufen zu sein. Nicht mehr und nicht weniger! Und nun will er sogar eine Schrift herausgeben, schreibst du.«

»Tat ich das?«

»Natürlich! Hier soll Unruhe verbreitet und Aufruhr geschürt werden! Dieser Judendoktor hat der Jugend Flöhe ins Ohr gesetzt. Es soll ausgelüftet werden, wie es großartig heißt. Auf allen Gebieten soll reformiert und revolutioniert werden...«

»Aber, Onkel, brauchen wir das denn etwa nicht? Ich glaube mich zu erinnern, daß du dich oft bitter über die nationale Schlafmützigkeit und den Mangel an Initiative bei unsern einheimischen Ingenieuren beklagt hast. – Wie war das eigentlich? Du hast doch selbst mal eine Abhandlung herausgegeben, die ziemlich scharf im Ton gewesen sein soll.«

»Das ist was ganz anderes... Ich möchte es mir sehr verbitten, daß du solche Vergleiche ziehst«, entgegnete der Onkel, und seine Glatze rötete sich. »Die Beschwerden, die ich mir nach gewissenhafter Prüfung seinerzeit gegen die Verwaltung zu richten erlaubte, waren alle berechtigt und wohlbegründet. Damals, siehst du, war Opposition nicht Ausdruck jugendlicher Quertreiberei, sondern sie entsprang der Sorge

eines ernsthaften, vaterlandsliebenden Dänen um die Zukunft des Landes. Darin besteht der Unterschied, mein Bester!«

»Glaubst du, daß die Machthaber von damals dieselbe Auffassung von euch hatten?«

»Ja, das glaube ich... Im übrigen ist es nicht meine Absicht, mich mit dir in eine Diskussion über diese Dinge einzulassen. Ich wollte dich lediglich um deinetwillen davor warnen, einen Windbeutel zu unterstützen, der dich und deine Zeitung in den Augen aller sachverständigen Leute bloß herabsetzen kann. Du weißt, ich bewundere keinesfalls deine Tätigkeit; aber eines muß ich dir lassen: bisher hast du es vermieden, dich zum Narren zu machen. Und weil sich gerade die Gelegenheit bietet, will ich noch etwas hinzufügen. Seit langem wollte ich schon mit dir darüber reden. Es hat mich verwundert, Otto, daß du mit deinem Verstand und deinen – ich will es gestehen – ungewöhnlichen journalistischen Fähigkeiten nicht begriffen hast, wie sehr du dir selber im Wege stehst, wenn du weiterhin Mitarbeiter an dieser übel beleumdeten Zeitung bleibst.«

»Hast du mir vielleicht etwas Besseres zu bieten, Onkel?«

»Das nicht. Aber es könnte vielleicht sein. Du weißt sicher, daß ich mit Redakteur Hammer von ›Dannevang‹ gut bekannt bin. Wir haben des öfteren über dich gesprochen. Er erkennt wie ich dein stilistisches Talent an, bedauert jedoch, daß du damit einer so schlechten Sache dienst. Ich hielte es nicht für unwahrscheinlich ... ja, ich bin befugt, dir mitzuteilen, daß man dir eine vorteilhafte Anstellung bei dieser Zeitung in Aussicht stellte, wenn du dich ein bißchen anständiger aufführtest.«

»›Dannevang! Ja, aber das Blatt ist doch reaktionär, Onkel. Dazu noch hurrapatriotisch, militärbegeistert und ekelhaft fromm! – Du kannst kaum wollen, daß ich meine Überzeugung über Bord werfe!«

»*Deine* Überzeugung! Hör mal, mein Junge, vor mir kannst du dir jegliche Maskerade sparen. Ich kenne dich! Und jetzt will ich dir noch etwas sagen. Ich will dir ein weiteres Zugeständnis machen. Damals hast du deinen Lebensweg mit einem Scharfblick gewählt, dem ich Anerkennung zolle. Die Journalistik scheint tatsächlich das Sprungbrett zu werden für alle, die in der Gesellschaft vorankommen wollen. Du hast natürlich gelesen, daß Redakteur Lille zum Gesandten in Washington ernannt worden ist. Kürzlich ist ein Journalist sogar Landrat geworden. Ob gut oder schlecht, jedenfalls ist es eine Tatsache, daß die Regierung der anständigen Presse ihre Anerkennung zollt, auch bei der Besetzung der Ämter – und zwar sehr vorurteilsfrei! Das scheint mir der Überlegung wert, Otto! Denke daran, überall, wo deine Kollegen Chancen haben, hast du sie erst recht. Du trägst einen Namen, der im Heer einen guten Klang hat und infolgedessen auch bei Hofe geschätzt ist. Daß ich dein Onkel bin und dich in jedem redlichen Bemühen unterstütze, dürfte vielleicht auch ein bißchen von Bedeutung für dich sein. Schließlich fehlt es dir selbst nicht an Eigenschaften, die dir nützen können, zum Beispiel in der Diplomatenlaufbahn. Wer weiß? Vielleicht hängt es bloß von dir ab, mein Junge, und du löst Herrn Lille als Gesandten in Washington ab.«

Dyhring hatte während dieser Rede gelächelt. Seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern, und er sprach in die Luft hinein: »Washington?... Warum nicht?... Die amerikanischen Damen sollen ja entzückend sein. Und die Küche ist sicherlich in

den besseren Kreisen ebenso französisch wie englisch. – Ich werde es mir überlegen, Onkel!«

Doch jetzt hatte der Oberst genug. Mit hochrotem Gesicht sprang er auf. »Und das wagst du mir zu antworten?«

»Du mußt mir schon verzeihen, Onkel. Ich kann das Leben nun einmal nicht feierlich auffassen.«

»Nein, das ist wahr!« bemerkte der alte Offizier nach einer Pause, und seine Stimme schnappte über vor Erregung. »Du kannst das Leben nicht feierlich auffassen. Für dich und deine materialistischen, vaterlandslosen und gottvergessenen Kumpane ist das Leben nichts anderes als ein guter oder schlechter Witz. Die Bedrängnis des Vaterlandes, die Not der Bevölkerung, politisches Unglück, Krieg, Pest und Brand – alles ist für euch nur Unterhaltungsstoff, Spaltenfutter, eine Beute eurer gekauften Federn. Nein, ihr könnt das Leben nicht feierlich nehmen, und deshalb wird euch das Leben auch nicht brauchen. Das ist gewiß! Das Leben wird euch verwerfen ... euch aus dem Wege räumen wie nutzloses Gerumpel, das der Vernichtung geweiht ist! Verlaß dich darauf!«

Dyhring hatte die Beine von sich gestreckt und die Daumen in die Taschen gehakt. Noch immer sah er in die Luft mit zusammengekniffenen Augen.

»Die Zeit wird es lehren, Onkel!«

Auf »Skovbakken« war Jakobe an diesem Nachmittag allein zu Hause. Frau Salomon war nach dem Essen mit den jüngsten Kindern in den Wald gegangen, und Nanny befand sich noch immer in der Stadt. Jakobe hielt sich zu dieser Zeit meist in ihrem Zimmer auf. Sie hatte wieder eine ihrer schlimmen Depressionen, litt an heftigen Kopfschmerzen und verbrachte Nacht für Nacht schlaflos, teils wach gehalten von körperlichen Qualen, teils von unruhigen, leidvollen Gedanken, die durch entwürdigende sinnliche Begierden hervorgerufen wurden. Ermattet von einer solchen durchwachten Nacht, hatte sie sich auf ihre Chaiselongue gelegt. Dort ruhte sie zusammengekauert mit halb geöffneten Augen, die Hände unter der Wange. Das Zimmer befand sich im ersten Stock, und durch die offene Balkontür erblickte sie einige Baumkronen und ein großes Stück blauen Himmel mit vielen kleinen Federwölkchen. Die tiefe Stille ringsum, durchweht vom Blätterrauschen draußen im Garten, wiegte sie immer wieder in einen nervösen Halbschlaf, bei dem der Körper schläft, während das Bewußtsein weiterarbeitet. Beim geringsten Geräusch öffnete sie die Augen und war hellwach.

»Jakobe! Bist du oben?... Zum Teufel, ist denn keiner daheim in diesem Irrenhaus?«

Es war Onkel Heinrichs Stimme, die vom Garten herauftönte. Langsam richtete sie sich auf, saß einige Augenblicke da, die Hände vor das Gesicht gepreßt, und ging dann hinunter. Sie fand den Onkel im Gartensaal.

Zuerst zeterte er in seiner gewohnten Unbeherrschtheit darüber, daß man ihn hatte warten lassen. Dann zog er ein Bündel Papiere aus der Brusttasche und warf sie auf den Tisch. »Da!« sagte er.

In Jakobes müdem Gesicht leuchtete es plötzlich auf. »Du hast gekauft?«

»Ich habe deinen Befehl ausgeführt... Aber ich wiederhole nochmals, ich übernehme dafür keine Verantwortung! Ich habe dich genügend gewarnt vor diesem Wisch. Auf die Dauer ist es Blödsinn.«

»Ich kann es dir anhören, daß sie heute wieder gestiegen sind. Was habe ich gesagt?«

»Was habe ich gesagt ... was habe ich gesagt«, äffte er ihr nach. »Ihr Frauenzimmer seid verrückt! Wenn ihr mal Glück gehabt habt, bildet ihr euch gleich ein, ihr versteht was vom Geschäft. Da ist deine Schwester ein bißchen vernünftiger. Sie läßt sich wenigstens raten ... geht nicht gleich auf jeden Leim!«

Jakobe zuckte keck die Achseln, nahm die Papiere – ein paar unsichere Zuckeraktien – und steckte sie ein. Sie und Nanny spielten mit ihrem Taschengeld heimlich ein wenig an der Börse, und der Onkel war dabei der vertraute Mittelsmann. Beide spekulierten mit Leidenschaft. Nanny wurde dabei allein von der Aussicht auf Verdienst getrieben und zog stets einen bescheidenen Gewinn durch vorsichtige Geschäfte mit sicheren Aktien vor. Jakobe dagegen reizte vor allem die Spannung des Spiels, und sie triumphtierte, wenn sie entgegen den Warnungen des Onkels oder der Presse weiter auf eine Hausse gesetzt hatte und mit heiler Haut davongekommen war.

Herr Delft hatte inzwischen den »Falken« genommen, der mit den anderen Tageszeitungen auf dem Tisch lag. Eine Zeitlang guckte er stehend hinein, dann bemerkte er: »Du hast sicher Dyhrings Artikel über diesen ... diesen Sidenius gelesen? Weiß der Teufel, ich glaube, der Bursche ist im Kommen!«

»Ach, Dyhring hat im Grunde nur seinen Spaß an ihm.«

»Spaß – hm. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß aus diesem Spaß mal Ernst wird. Das Glück ist in den Kerl vernarrt! Weiß Gott, sie sprechen schon an der Börse von ihm.«

Das letzte war allerdings reine Erfindung; Herr Delft hatte in jüngster Zeit jede Gelegenheit benutzt, um Per zu loben. Als es ihm klargeworden war, daß es Jakobe war, um die sich Per bemühte, hatte er eine sehr hohe Meinung von seinem Mut gewonnen und versuchte nach Kräften, ihn in seinem kühnen Unterfangen zu unterstützen. Dazu kam, daß er einen ganz besonderen Haß gegen Eybert hegte, den er trotz fleißiger Verleumdungen bisher nicht aus der Familiengunst hatte verdrängen können. Bei dem bloßen Gedanken, diesen Mann endlich einmal gedemütigt zu sehen, glänzten ihm vor Schadenfreude die Augen.

Bei Tisch wurde der Artikel im »Falken« wieder zur Sprache gebracht. Diesmal begann Ivan davon, der aus der Stadt zurückgekehrt war, erfüllt von phantastischen Vorstellungen über das Aufsehen, das er erregt habe. Auf dem Weg zum Bahnhof war er bei Dyhring in der Redaktion gewesen. Dieser hatte ihm, ohne einen bestimmten Namen zu nennen, vom Besuch seines Onkels berichtet und ihn verstehen lassen, daß er sich sehr weit vorgewagt habe, um ihm in dieser Angelegenheit gefällig zu sein, weswegen er auch hoffe, gelegentlich auf einen Gegendienst rechnen zu können.

»Die alte Garde kriegt es mit der Angst zu tun!« jubelte Ivan. »Sie möchte Sidenius von vornherein zermalmen, indem sie die Zeitungen zum Stillschweigen zwingt. Aber

das wird ihnen nicht gelingen!... Gott, was werden die für ein Geschrei erheben, wenn er sich erst einmal durchgesetzt hat!«

Weder Philip Salomon noch Frau Lea antworteten hierauf; besonders letztere hüllte sich seit einiger Zeit in auffälliges Schweigen, wenn Pers Name erwähnt wurde. Auch Jakobe sagte nichts. Sie schien ganz in Anspruch genommen zu sein, einem der kleinen Geschwister zu helfen, das neben ihr saß. Sie war jedoch weder so unaufmerksam noch so gleichgültig, wie sie sich gab. Die Erzählung des Bruders über die angebliche Drohung gegen die Redaktion des »Falken« trieb ihr sogar einen Augenblick das Blut in die Wangen. Sie konnte von Zwang oder Verfolgung nicht reden hören, ohne sofort dagegen aufzubegehren. Ivans übertriebenes Lob des Freundes ernüchterte sie allerdings schnell, und zuletzt hörte sie mit Widerwillen seine triumphierenden Verkündigungen.

Als man draußen auf der Terrasse am Kaffeetisch saß, kam Eybert zu Besuch. Sofort verschwand Onkel Heinrich. Er könne – wie er mit einer häßlichen Anspielung zu sagen pflegte – »nicht dieselbe Luft atmen wie dieser Quecksilberfresser«. Auch Nanny verabschiedete sich bald darauf, um nach dem Bahnhof zu fahren, während Ivan schon gleich nach Tisch dorthin geeilt war, begierig, zu erfahren, ob die Abendzeitungen etwas über den Artikel im »Falken« enthielten.

Eybert hatte sich in der Nähe eine Sommerwohnung gemietet und war zu dieser Zeit fast täglicher Gast auf »Skovbakken«. Dennoch kam er Jakobe jetzt unerwartet. Als sie die Hunde bellen hörte, war sie überzeugt, Per sei eingetroffen. Seitdem sie den Artikel gelesen hatte, rechnete sie damit, ihn noch heute zu sehen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er den Tag vergehen lassen würde, ohne sich hier in seinem Erfolg zu sonnen, und im voraus dachte sie mit Unbehagen an den Anblick und bedauerte ihn. Nun erwiderte sie in ihrer frohen Überraschung Eyberts Gruß mit einem ungewöhnlich warmen Händedruck.

Wenn der alternde Freier zu dieser Zeit so hoffnungsvoll aussah, hatte das seinen bestimmten Grund. Mit jedem Tag gab ihm Jakobe beredtere Beweise dafür, daß sie ihre Verlobung mit ihm als halbwegs abgemacht betrachtete. Unter anderem trug sie jetzt einen orientalischen Ring, den er ihr einmal zum Geburtstag geschenkt hatte und den sie bislang nie tragen wollte. Wenn seine beiden kleinen Töchter die Familie besuchten, schickte sie regelmäßig das Kindermädchen nach Hause und verbrachte halbe Tage allein mit ihnen im Garten.

Nun gingen Jakobe und Eybert zum Strand hinab, wo sie eine Zeitlang im Gespräch auf der Allee am Bollwerk hin und her spazierten. Wie so oft, wenn sie allein waren, sprachen sie über Politik. Diesmal über die kolonialen Erwerbungen der Großmächte und die damit verbundene Aufrüstung. Eybert äußerte die Hoffnung, man werde hierzulande nach wie vor vernünftig genug sein und sich jeglicher Abenteuerpolitik enthalten. Als Staatsmann gehörte er der nüchtern denkenden Gruppe an; es war sein Ehrgeiz, in der dänischen Politik die Besonnenheit zu vertreten. Trotz seiner sozialen Stellung und weltmännischen Bildung fühlte er sich von Natur verbunden mit der breiten freisinnigen demokratischen Bewegung auf dem Lande, die stets das besonnene Element der Nation gewesen war. In seinen Gesprächen mit Jakobe gab er seinen Worten jedoch gern einen etwas kühneren, radikaleren Schwung, um die Unterschiede in ihren Charakteren zu überbrücken. Sie hatte auf allen Gebieten eine Vorliebe für

extremste Standpunkte. Daher fand sie es auch sehr unklug, wenn das Land von vornherein jeden Wettstreit mit den führenden Handels- und Industriemächten aufgab und sich nicht beizeiten Handelsgebiete und Absatzmärkte in fernen Zukunftsländern zu sichern bemühte. Oft sagte sie, ein liliputartiges Land wie das dänische sei in sich selbst eine Absurdität; ein so kleines und so armes Land sei auf die Dauer eine Unmöglichkeit. Sie wünschte, daß hierzulande eine Bewegung aufkäme, die den Leuten klarmachte, daß ein kleiner Staat seine Existenz nur durch Reichtum, ja durch Überfluß festigen und sich Respekt bei den großen schaffen könne.

Währenddessen hatte es ein wenig zu regnen angefangen. Bei Sonnenuntergang war der ganze Himmel bezogen, und sie mußten ins Haus eilen. Im Gartensaal waren einige Lampen angezündet. Auf Frau Salomons Aufforderung setzte sich Eybert ans Klavier und spielte ein paar »Lieder ohne Worte«, ihre Lieblingsmusik. Neben vielen anderen vortrefflichen Eigenschaften besaß Eybert auch die, musikalisch zu sein. Er spielte gut und vor allem korrekt, und dazu mit viel Gefühl. Besonders an diesem Abend legte er solche Zärtlichkeit in den Vortrag, daß die Absicht unmißverständlich war.

Unterdessen stand Jakobe in der offenen Tür, die in den Garten führte. Sie lehnte mit der Schulter gegen den Pfosten und sah hinaus in den nun strömenden Regen. Sie war gänzlich unmusikalisch und sehr bald geistesabwesend, wenn gespielt wurde. Wirkungslos klang die schmachtende Liebeserklärung Eyberts an ihren Ohren vorüber. Sie dachte daran, daß Per doch nicht erschienen war. In diesem Fall hatte sie ihm also unrecht getan. Und sie schämte sich ein wenig. Die vielen Lobreden auf ihn waren heute ohnehin nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie fragte sich, ob sie ihn nicht zu geringgeschätzt und daher möglicherweise die Eigenart seines Wesens zu streng beurteilt hatte. Vielleicht war er tatsächlich ein Naturtalent, das einst alle Schranken niederreißen und kämpfen würde. Jedenfalls schien er etwas von der Fähigkeit eines geborenen Häuptlings zu besitzen, Waffengefährten um sich zu scharen. Zu denken, daß er sogar Onkel Heinrich vor seinen Triumphwagen gespannt hatte! – Immerhin, auch ihr war die schreckliche Macht nicht unbekannt, die von seinen hellen kalten Augen ausging. An Mut fehlte es ihm auch nicht. Sie würde nicht leicht den Sonntagnachmittag vergessen, als er sie alle durch sein tollkühnes Schwimmen geängstigt hatte. Damals hatte sie zufällig auch hier an der Tür gestanden und aufs Wasser hinaus gesehen. Sie hatte das kindisch-übermütige Plätschern und Lärmen von Kandidat Balling und einigen anderen Herren unten am Badehaus, das durch den Garten verdeckt wurde, gehört. Da sah sie plötzlich seinen dunklen Kopf weit draußen in der bewegten See. Zu Anfang dachte sie überhaupt nicht daran, daß es ein Mensch sein könne, viel weniger, daß er es sei. Erst als vom Badehaus Rufe ertönten, begriff sie es... Und noch heute spürte sie den kalten Schauer der Angst, der ihr den Rücken hinabgejagt war, vom Nacken bis zur Ferse.

Sie hatte sich die Helden der Zukunft aus reinerem und edlerem Stoff vorgestellt. Von einer wiedergeborenen Aristokratie, von einem Adel des Geistes hatte sie geträumt, der durch Gerechtigkeit und Schönheit die Befreiung der Menschheit vollendete. Aber vielleicht waren jetzt dazu gerade breite Fäuste und starke Schultern erforderlich. Vielleicht gab es keinen anderen Ausweg als die grauenvolle Sprengung der verbrecherischen, scheinheiligen Gesellschaft, einen Tag der Rache, der die Welt reinigte durch Blut und Feuer.

## Neuntes Kapitel

Im August hatte Per seine Kampfschrift beendet und las sie eines Tages seinem Freund Ivan vor, der nicht viel davon verstand, aber dennoch bleich vor Erregung war und sofort um die Erlaubnis bat, die Druckkosten bezahlen zu dürfen.

Nun bereitete er sich also darauf vor, auf die große Reise zu gehen. Bereits seit einiger Zeit nahm er Sprachunterricht nach einer »leicht faßlichen Methode« und hoffte in ein paar Wochen zum Aufbruch bereit zu sein. Aber vorher wollte er, wie er es sich vorgenommen hatte, um Jakobes Hand anhalten. Und er beschloß, dies am 3. September, der auf einen Sonntag fiel, zu tun. Bis dahin hatte ihm der Schneider den ersten seiner neuen Anzüge versprochen, die er nach englischer Mode bequem arbeiten ließ, weil Jakobe einmal in seiner Gegenwart – wohl absichtlich gesagt hatte, sie ziehe diese der französischen vor.

Ursprünglich hatte er warten wollen, bis sein Buch erschienen und in der Presse besprochen war. Doch nun war er ungeduldig geworden und wollte der Unruhe und Spannung ein Ende bereiten, in die ihn der Gedanke an die Werbung versetzte. Zuletzt konnte er nachts kaum noch schlafen. Sein ganzes Wohl und Wehe hatte er auf diesen einen Wurf gesetzt. Deshalb überlief es ihn eines Tages heiß und kalt, als er Leutnant Hansen-Iversen in einem Café traf, der bestimmt zu wissen glaubte, die Verlobung Jakobes mit Eybert sei jetzt eine abgemachte Sache.

Am festgesetzten Tag – es war ein strahlender Sonnentag, auf allen Bahnhöfen wimmelte es von Menschen – ging er bereits vormittags von Hause fort, in der Hoffnung, Jakobe allein zu finden und mit ihr unter vier Augen reden zu können, ehe der übliche zahlreiche Sonntagsbesuch eintraf.

Aber gleich von Anfang an hatte er Unglück, denn es erwies sich, daß er den Tag sehr schlecht gewählt hatte. Als er gegen zwei Uhr auf »Skovbakken« ankam, fand er das Haus voller Gäste. Die drittälteste Tochter des Hauses, die fünfzehnjährige Rosalie, hatte Geburtstag, und einige weibliche Verwandte sowie ein schmetterlingsbunter Schwarm von Freundinnen des jungen Mädchens waren neben anderen Bekannten erschienen, um zu gratulieren. Unter den Letztgenannten befand sich auch der lange Kandidat Balling, der Literaturfanatiker, der – nachdem er bei Nanny abgeblitzt war – nun Rosalie dazu ausersehen hatte, einst an seinem erhofften Ruhm teilzuhaben.

Zugegen war auch noch ein anderer Herr, den Per schon früher hier getroffen hatte: Kandidat Israel, ein ältlicher, unverheirateter Privatlehrer, der auf der Salomonschen Seite mit dem Haus verwandt war. Er war ein kleiner, unbeholfener, schlicht gekleideter Mann mit scheuen, nervösen Bewegungen. Stets steckten seine Hände in den Rockärmeln. Er drehte den fast kahlen Kopf, der auf einem dünnen Vogelhals saß, bald hierhin, bald dahin, als befürchte er ständig, jemandem im Wege zu sein. Wenn man ihn nicht gerade reden hörte – und er war am liebsten nur Zuhörer –, erriet man schwerlich, daß er Aron Israel war, der in gewissen Kreisen einen Ruf genoß, der an den Dr. Nathans heranreichte. Er war ein stiller Gelehrter mit einem ungeheuren Wissen auf verschiedensten Gebieten. Und doch dachte man nicht zuerst an seine Gelehrsamkeit, wenn sein Name genannt wurde. Was ihm Ansehen eintrug, war seine seltene



Uneigennützigkeit, eine Selbstlosigkeit von besonderer, erhabener Art, wie man sie namentlich bei Juden antrifft. Vergeblich waren an ihn ehrenvolle Berufungen an die Universität ergangen. Er hatte nicht einmal eine Lehrerstelle annehmen wollen, um keinem, der vielleicht darauf angewiesen war, den Platz streitig zu machen. Er war ziemlich reich, lebte dennoch sehr bescheiden und zurückgezogen, gab aber im stillen bedeutende Summen weg, vornehmlich an arme Studenten. Mit seinen zwei älteren, ebenfalls unverheirateten Schwestern bewohnte er ein altertümliches Haus in der Svjertegade. Seine enge Stube, deren Wände von der Decke bis zum Fußboden gefüllte Regale aufwiesen, war ein Treffpunkt für seine ehemaligen Schüler und für andere junge Studenten, die ihn um Rat fragten, Bücher von ihm liehen und seine Gefälligkeit auf jede Art rücksichtslos ausnutzten. Größere Originalität als Wissenschaftler oder Pädagoge besaß er jedoch nicht. Nur wer die Menschen vor allem nach ihrem Charakter beurteilte, konnte ihn neben einen revolutionären Geist wie Dr. Nathan stellen. Er selbst bewunderte diesen vielumstrittenen Mann außerordentlich und trat oft mit aller Leidenschaft für ihn ein. Er zog dann gegen die Engherzigkeit zu Felde, mit der man manchmal auch in jüdischen Kreisen – teils aus Furcht, teils aus Eifersucht – Nathans Auftreten mißbilligte und ihn nach den allerdings oft komischen kleinen Schwächen beurteilte, die häufig gekrönten Geistesgrößen anhaften und wie schellenklingende Narrenpagen die Schleppe königlichen Purpurs tragen.

Per, der sich von Herrn Israels unscheinbarem Äußeren täuschen ließ und auch nicht die zum Verständnis seines Wertes nötigen Voraussetzungen mitbrachte, hatte ihn stets recht überheblich behandelt. Dennoch hatte ihm dieser Mann ständig großes Interesse entgegengebracht. Er war stets ein aufmerksamer Zuhörer gewesen, wenn sich Pers Zunge nach Tisch löste und er laut und vortragsmäßig seine Zukunftsideen entwickelte. Auch heute war Per noch nicht lange im Zimmer, als Herr Israel sich ihm bescheiden näherte und eine Unterhaltung über seine Studien begann.

Jakobe hatte sich bisher nicht sehen lassen. Sie war auf ihrem Zimmer und erschien erst, als die meisten Gäste gegangen waren. Sie hatte sich den forschenden Blicken, vielleicht gar den taktlosen Fragen derjenigen nicht aussetzen wollen, die auf ihre Verlobung mit Eybert warteten – zumal ja das entscheidende Wort in diesem Verhältnis noch nicht gesagt war.

Sie selbst hatte Eyberts endgültige Frage bislang abgewehrt. Sie wollte die Entscheidung hinauszögern, bis Per abgereist war. Zu ihrer Beschämung mußte sie gestehen, daß er sie seit geraumer Zeit mehr beschäftigte, als dies angängig war in einem Augenblick, da sie im Begriff war, sich einem anderen hinzugeben. Während der letzten schlaflosen Nächte mußte sie sich Gewalt antun, nicht an ihn zu denken; sie war indessen überzeugt, daß die entwürdigende Macht, die er über ihre Phantasie gewonnen hatte, von dem Tage an zu Ende war, da sie ihn fern wußte.

Als sie ihn jetzt in seinem neuen englischen Anzug erblickte, kroch sie unwillkürlich in sich zusammen. Der entschlossene, forschende Blick, mit dem er sie beobachtete, weckte in ihr eine Ahnung von dem Entschluß, mit dem er gekommen war. Zuerst vermied sie daher, in seine Nähe zu kommen. Doch als sie erkannte, daß sie seiner Werbung wohl kaum entgehen konnte, und da auch sie diesem unerträglichen Verhältnis ein Ende machen wollte, entschloß sie sich, so schnell wie möglich eine Entscheidung herbeizuführen.

Sie ging allein in den Garten hinunter und spazierte auf einem der Wege in der Nähe des Hauses auf und ab. Sie vermutete, er würde sie hier aufsuchen, wo sie am ehesten ohne Zeugen blieben.

Sie hatte sich in ihrer Berechnung nicht getäuscht. Schon nach wenigen Minuten vernahm sie seine schnellen Schritte in einem der Seitengänge. Plötzlich wurde ihr schwindlig. Sie blieb stehen und suchte gleichsam Zuflucht bei einer großen Steinvasen, die auf einem mit Efeu bewachsenen Sockel stand. Sie tat so, als sei sie mit dem Ordnen einer Ranke beschäftigt, die sich am Stein hinaufwand; doch ihre Hände zitterten. Als sich die Schritte näherten, nahm ihr Herzklopfen so stark zu, daß die Sonnenflecken auf dem Kies vor ihren Augen tanzten. Nun hörte sie ihn hinter sich, und sie drehte sich um.

»Was wollen Sie von mir?« schrie sie fast, als sei sie überrascht worden. »Warum verfolgen Sie mich?«

Per entblößte ehrerbietig den Kopf und bat um Erlaubnis, einen Augenblick mit ihr sprechen zu dürfen. »Aber Sie sehen so müde aus, Fräulein Jakobe! Wollen Sie sich nicht lieber setzen?«

Er wies auf eine Bank, die sich an den Sockel der Steinvasen lehnte. Sie konnte sich wirklich kaum aufrecht halten und mußte Platz nehmen.

Als sie saß, setzte sich Per in angemessener Entfernung neben sie. Zwei Minuten später hatte er um sie geworben.

Er sprach das, was man – wie er wußte – bei einer solchen Gelegenheit sagen mußte, und fügte hinzu: »Glauben Sie mir, Fräulein Jakobe, ich hätte darüber nicht gesprochen, wenn es mir möglich gewesen wäre, zu schweigen. Denken Sie nicht, daß es nur eine flüchtige Sommerverliebtheit sei ... was Sie vielleicht annehmen wegen der kurzen Zeit, die ich das Glück hatte, Sie zu kennen. So kurz die Zeit auch war, sie hatte für mich trotzdem in mancherlei Hinsicht entscheidende Bedeutung. Schon früher gestand ich Ihnen, daß von dem Tage an, da ich das Haus Ihrer Eltern betrat und Sie zum ersten Mal sah, ein neues Leben für mich begann. Fräulein Jakobe! Man behauptet, es mangle mir nicht an Fähigkeiten – und ich glaube es selbst! Ich bilde mir sogar ein, man brauchte mich dringend hier in der Heimat. Zugleich aber spüre ich, daß ich ohne Sie wohl kaum das erreichen kann, was ich erstrebe... Ich weiß recht gut, wieviel Sie schon für meine Entwicklung bedeuteten. Nicht allein mein persönliches Glück, sondern meine ganze Zukunft und mein Wohlergehen hängen von der Antwort ab, die Sie mir nun geben.«

Er hatte ausreden dürfen. Sie hatte sich nicht entschließen können, ihn zu unterbrechen, denn sie mußte sich eingestehen, daß nur das unwürdige Verlangen, diese Liebesworte zu hören, sie zum Bleiben veranlaßt hatte. Außerdem lag etwas in seiner Stimme, das ihre Widerstandskraft erlahmen ließ. Ihr tiefer männlicher Klang überwältigte und betäubte sie. Obwohl er in seinen letzten Worten mehr unklug offenherzig gewesen war, als er es selbst ahnte, begriff sie dennoch nicht, daß er die ganze Zeit über mehr von sich erfüllt gewesen war als von ihr.

Durch ihr Schweigen und ihren finsternen Gesichtsausdruck beunruhigt, fuhr Per fort: »Es ist mir sehr wohl klar, wie vermessen es von mir ist, um Ihre Hand anzuhalten. Sie sind eine vielumworbene Dame, schön, klug, reich; *ich* hingegen bin nur ein armer

unbekannter Ingenieur, der lediglich seine Zukunftsaussichten zu bieten hat. Allein ich fordere keine endgültige, entscheidende Antwort von Ihnen. Ich bitte Sie nur, mir ein klein wenig Hoffnung ... den Bruchteil eines Versprechens mit auf meine Reise in die Welt zu geben. Vertrauen Sie mir, Fräulein Jakobe! Es gibt nichts, was ich nicht wagen ... nichts, was ich nicht tun werde, um Ihren Beifall zu erringen!«

Während der erste Teil seiner Rede schon vorher genau überlegt war, hatte er das letzte unvorbereitet aussprechen müssen; nur Jakobes anhaltendes Schweigen hatte ihn zu so weitgehenden Eingeständnissen veranlaßt. Nun wußte er nichts mehr zu sagen. Er verbeugte sich, wie um zu erklären, daß er bereit sei, sein Urteil zu empfangen.

Endlich nahm sich Jakobe zusammen. »Ich sollte Ihnen eigentlich für Ihre gute Meinung über mich danken. Im übrigen bin ich fest davon überzeugt, daß Sie Ihre Gefühle für mich weit überschätzen. – Ohnehin«, und sie schnitt ihm schnell das Wort ab, als er Einwände erheben wollte, »ist jede weitere Erklärung überflüssig, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich – bereits verlobt bin.«

»Es stimmt also doch? ... Mit Eybert, nicht wahr?«

»Danach zu fragen, haben Sie kein Recht«, erwiderte sie kurz angebunden, stand auf und ging. – Wie von einem Hirnschlag getroffen, blieb Per auf der Bank zurück und starrte ihr ausdruckslos nach.

Auf der Terrasse saßen Frau Salomon und Aron Israels zwei kleine dickliche, schlichte und einfältige Schwestern. Sie riefen Jakobe an, als sie vorbeieilte. Aber sie tat, als hörte sie es nicht, und lief in ihr Zimmer hinauf. Sobald sie eingetreten war, zog sie einen Handschuh ab und preßte den Handrücken gegen die Wangen, um zu fühlen, ob sie brannten. Ihr Busen wogte, ihre Knie zitterten. Daß ihr das begegnen mußte! Sie kam sich vor wie jemand, der glücklich einer Todesgefahr entronnen war... Hastig und unbeherrscht befreite sie sich auch vom anderen Handschuh und von ihrem Hut und warf alles auf das Bett, so als werfe sie etwas Schmutziges von sich. Gänzlich ermattet sank sie auf einen Lehnstuhl nieder. – Gut, daß es nun überstanden war, daß sie ihn nicht mehr sehen würde! Sie schloß die Augen und drückte die Hand gegen die Seite. Oh, dieses wilde Herzklopfen! Wie sie es zur Genüge kannte! Wieviel stürmische Stunden, wieviel kummervolles Glück es zurückhämmerte in ihre Erinnerung!

In ihrer Beschämung versuchte sie, sich den Einfluß, den dieser fremde unsympathische Mann auf sie hatte, damit zu erklären, daß nicht er selbst, sondern die von ihm wachgerufenen Erinnerungen sie so mit Unruhe erfüllten. Um Pers Bild zu verdrängen, ließ sie die großen Schatten ihrer ersten Jugend an sich vorüberziehen, durchlebte noch einmal all ihre alten Leidenschaften von dem Zeitpunkt an, da sie als dreizehnjähriges Mädchen die schmerzliche Wollust unter ihrer linken Brust gefühlt hatte, bis zur letzten folgenschweren Enttäuschung, nach der ihr Herz sich schloß wie eine zurückgestoßene Hand, die sich zur Faust ballt.

Doch nun erklang der Gong, der zu Tisch rief. Sie fuhr hoch und schaute nach der Uhr. Es waren wirklich fast zwei Stunden vergangen. – Und Eybert wartete sicher unten! Sie faßte sich an die Stirn und wurde ganz still. An ihn hatte sie in all den Stunden nicht ein einziges Mal gedacht!

Die Vormittagsgäste waren längst gegangen. Nur ein paar Freundinnen des Geburtstagskindes waren noch da, außerdem Kandidat Balling, Aron Israel und seine Schwestern. Balling umkreiste mit hochgekämmter Löwenmähne Rosalie, die freudestrahlend mitten im Zimmer stand, ihren Arm in den Philip Salomons geschoben, bereit, zu Tisch zu gehen und als Königin des Tages den Ehrenplatz an der Seite ihres Vaters einzunehmen. Eybert war tatsächlich gekommen. Und an der anderen Ecke des Zimmers unterhielt sich Per scheinbar ruhig mit Ivan.

Rasende Erbitterung erfüllte Jakobe, als sie ihn erblickte. Doch dann fiel ihr ein, daß er wahrscheinlich hiergeblieben war, um keinen Verdacht zu erregen und durch ein plötzliches Verschwinden Anlaß zu Klatsch zu geben. Wie peinlich es ihr auch war, mit ihm zusammen sein zu müssen – im stillen war sie ihm für seine Umsicht dankbar. Als man sich zu Tisch begab, sorgte sie dafür, daß sie so weit wie möglich voneinander entfernt saßen. Überhaupt bemühte sie sich, so zu tun, als wäre er gar nicht da. Sie konnte aber nicht umhin, zu bemerken, daß er gegen seine Gewohnheit den Wein kaum anrührte. In auffälliger Weise füllte er mehrmals sein Glas mit Wasser, das er lediglich mit ein paar Tropfen Wein färbte. Schließlich war zu erkennen, daß er das in besonderer Absicht tat. Er führte irgend etwas im Schilde und wollte sich im voraus gegen den Verdacht sichern, er habe unter Alkoholeinfluß gehandelt.

Wilde Angst erfaßte sie auf einmal... Was hatte dieser wahnsinnige Mensch vor?

Das Essen ging jedoch zu Ende, ohne daß etwas geschah. Die Gesellschaft zerstreute sich im Garten; die jungen Damen rauchten Zigaretten, die Herren dicke schwarze Zigarren mit dem Bismarckporträt auf der Leibbinde.

Frau Salomon, Eybert, Aron Israel und seine zwei Schwestern hatten sich in eine geschlossene Gartenlaube gesetzt, wo die Hausfrau persönlich den Kaffee einschenkte. Auch Jakobe hatte hier Zuflucht gesucht. Plötzlich verdunkelte Pers breite Gestalt den Eingang. Sein Gesichtsausdruck war sorglos und heiter, die Haltung aber herausfordernd.

»Verzeihen Sie, Herr Sidenius«, sagte Frau Salomon, die in jüngster Zeit dem unverfrorenen Freund ihres Sohnes gegenüber mit großer Bestimmtheit auftrat. »Hier darf nicht geraucht werden. Ivan ist gewiß unten am Wasser. Der Kaffee wird gleich dorthin gebracht.«

Per zog sich schweigend zurück, und Jakobe schaute die Mutter überrascht an. So dankbar sie ihr auch war, daß sie ihn weggeschickt hatte, fühlte sie sich dennoch von ihrem Ton ein wenig verletzt. Ahnte sie etwas? Es war nicht unmöglich. Die Mutter hatte einen wachen Blick.

Im übrigen war Jakobe fest entschlossen, wenn Per zukünftig nicht aus eigenem Taktgefühl das Haus meiden sollte, die Eltern über seine Werbung zu unterrichten. Um jeden Preis wollte sie davor bewahrt bleiben, noch öfter mit ihm zusammenzutreffen. Sie lehnte ihren müden, schmerzenden Kopf gegen die Balkenwand der Laube und schloß einen Augenblick die Augen im schönen Vorgefühl der Ruhe, die sie endlich wieder genießen würde, wenn sie ihn nicht mehr sehen mußte.

Im selben Augenblick hörte sie seinen Namen nennen. Aron Israel hatte in aller Unschuld angefangen, über den zwei Wochen alten Artikel im »Falken« zu reden. Hell

begeistert sprach er sich über »diese kühnen, phantasievollen Zukunftspläne für Land und Leute« aus.

»Ich bin ... natürlich ... nicht imstande zu sagen ... oder zu beurteilen, ob das Projekt praktisch durchführbar ist«, erklärte der kleine Herr in seiner seltsam stammelnden verlegenen Art. »Doch Herr Sidenius scheint ja ernsthaft zu glauben, daß wir in Anbetracht unserer besonderen geographischen Lage und unserer ... wie man bemerken muß ... bisher ungenutzten ... oder ... besser ... bisher unbeachteten natürlichen Hilfsquellen spezifische Bedingungen haben, ein Industrieland ersten Ranges zu werden, vor allem, wenn die modernen Maschinen, von denen er spricht... diese Wellenmaschinen und Windmotore oder wie er sie nennt... erst entwickelt sind. Wie gesagt, ich erdreiste mich nicht, die technische Seite der Sache einschätzen zu wollen; aber mir scheint, allein in dem Gedanken liegt etwas unerhört Ansprechendes... die Naturkräfte zu verwandeln, die wir bisher als unsere Feinde und als Vernichter des Landes betrachtet haben ... den Westwind, den Wellenschlag, die Luftbewegung überhaupt... sie zu verwandeln in unsere wirklichen Reichtumsquellen, in einen unerschöpflichen Energievorrat, der gerade unsere ärmsten Gebiete in ein wahres Eldorado umbilden könnte. Das klingt fast wie ein Märchen.«

Seine Worte erregten einige Unruhe unter den Zuhörern. Eybert lächelte etwas nervös. Frau Salomon bot noch mehr Kaffee an. Kandidat Balling, der nun auch hereingekommen war, sah den Redner mitleidsvoll an. Sogar die beiden alten Fräulein Israel bekamen nach und nach das Gefühl, als habe sich der Bruder auf unsicheren Boden vorgewagt. Als er schwieg, entstand eine längere Pause.

Eybert fühlte sich berufen, die Situation zu retten. »Ja, an Märchendichtung, mein Lieber, haben wir hierzulande nie Mangel gehabt.«

»Hört!« tönte es wie Löwengebrüll aus Ballings Mund, dessen Blutdurst erwachte, sobald jemand gelobt wurde.

Ermuntert durch diesen Zuruf, fuhr Eybert fort: »Mit den Wildgänsen fliegen zu wollen ist ja leider stets unsere Nationalkrankheit gewesen, und es ist für uns wahrhaftig – politisch wie kommerziell – eine teure Liebhaberei geworden. Nathan schrieb einmal in einem Nachruf über eine verkrachte Existenz aus seinem Bekanntenkreis die ewig wahren Worte: Hierzulande lebt, altert und stirbt man als Phantast.«

Aron Israel zupfte eine Weile an seinem dünnen Spitzbart. Dann entgegnete er fast entschuldigend: »Ja, liegt darin nicht auch ein gewisser Aberglaube? Ich meine, unsere jungen Leute bleiben ... durchweg... in ihrem Streben auffallend dicht auf dem Boden der Tatsachen. Als Lehrer habe ich Gelegenheit, unsere Jugend recht genau kennenzulernen; und oft hat es mich verblüfft, wie selten ihre Einbildungskraft von Dingen beherrscht wird, die außerhalb des alltäglichen Lebens liegen. In neun von zehn Fällen gehen ihre Zukunftsträume nicht über eine bescheidene Lebensstellung hinaus: ein Bürgermeisteramt, eine einträgliche Arztpraxis, eine beschauliche Pfarrstelle auf dem Lande. Für mich liegt daher etwas Interessantes... etwas Anziehendes darin, einen jungen Mann zu treffen, der – wie Herr Sidenius – sich so hohe Ziele setzt... so phantastisch große Ziele, wenn Sie wollen ...«

»Ich möchte mit Ihnen nicht über einzelne Worte streiten«, unterbrach ihn Eybert ziemlich scharf, während Frau Salomon nochmals Kaffee anbot und die beiden Fräulein

Israel verstohlen durch Zeichen bemüht waren, ihren Bruder zum Schweigen zu bringen. »Vielleicht sollte man uns in der Tat eher ein verträumtes als ein phantastisches Volk nennen. Das Resultat ist – leider – dasselbe.«

Diese Worte bestätigte Balling mit einem Spruch aus seiner Zitatensammlung: »Ja, wir sind ein Nebelvolk mit unklarem Verstand und schwachem Willen«, rief er aus, ohne allerdings den Autor zu nennen. Statt dessen warf er sich um so mehr in die Brust.

Aron Israel wartete wieder eine Zeitlang bescheiden ab, ob die anderen noch mehr hinzufügen wollten. Dann erwiderte er: »Ist es denn schlimm, wenn ein junger Mann träumt? Ich meine... haben nicht unsere Großen ihren Wert für uns gerade durch ihre reichen Träume? Ja hat überhaupt je einer in der Welt eine bedeutende Tat vollbracht, ohne sie zuvor geträumt zu haben? Im Grunde entwickelt sich wohl jede Wirklichkeit aus unseren Phantasien und ...«

»Gottbewahre!« fiel ihm Eybert lachend ins Wort. »Das ist eine andere Sache! Wenn man sich nicht nur mit dem *Phantasieren* begnügt, sondern seine Träume auch zu *verwirklichen* versteht, ja dann ...«

»Ich weiß nicht recht. Für die Persönlichkeit selbst existiert jedenfalls kaum ein entscheidender Wertunterschied zwischen beiden Dingen. Das heißt... liegt nicht im Traum ebenso wie im Wünschen und Hoffen – als dessen Vater und Mutter man sie vielleicht bezeichnen könnte etwas von einer geheimen Zauberkraft, die die Persönlichkeit über die Grenzen hinaus wachsen lassen kann, die Geburt, Erziehung, Gewohnheit, Erbe und andere Zufälligkeiten abgesteckt haben ... und somit... jedenfalls anscheinend ... die Schranken der Natur zu überwinden vermag. Selbst wenn es Herrn Sidenius beispielsweise nicht gelingt, seine kühnen Phantasien zu verwirklichen... was ohne Zweifel das Wahrscheinlichere ist... so können sie dennoch für seine persönliche Entwicklung von größter Wichtigkeit sein. Und das ist... ideell gesehen ... wohl das Wichtigste.«

»Entschuldigung, meine Herren«, unterbrach Frau Salomon etwas nervös die Unterhaltung; sie hatte Jakobe beobachtet, die mit angestrengtem Ausdruck in den Augen zuhörte. »Nehmen Sie es mir nicht übel, aber wir wollten noch gern eine Spazierfahrt machen. Der Wagen hält vor der Tür. Ich höre meinen Mann schon mit der Peitsche knallen.«

Aron Israel wurde verlegen. Alle erhoben sich sofort und gingen. Auch Jakobe folgte, doch langsamer und in gewissem Abstand. Als sie die breite Marmortreppe hinaufgestiegen und auf der Terrasse vor der Villa angekommen war, blieb sie hier einen Augenblick stehen, stützte die Hand auf das Geländer und sah gedankenvoll aufs Meer hinaus.

Der Wagen – ein Charaban – hielt vor der Treppe, und auf dem Kutschbock saß Philip Salomon in höchsteigener Person, zwei der größeren Kinder neben sich. Rosalie und ihre Freundinnen zogen es vor, zu Hause zu bleiben und Krocket zu spielen. Kandidat Balling wollte daher ebenfalls nicht mit. Auch Aron Israel und Onkel Heinrich entschuldigten sich, der Abend werde ihnen zu kühl. Nanny, nach der der Vater nun fragte, war nicht zu finden; gleich nach Tisch war sie fortgegangen, denn sie hatte sich mit Dyhring am Bahnhof verabredet. So gab es reichlich Platz für Per und Ivan, was ganz gegen Frau Salomons Berechnungen war. Noch im letzten Augenblick versuchte

sie, die beiden zum Bleiben zu überreden. Sie schlug ihnen vor, Ballings Beispiel zu folgen und sich den jungen Mädchen gegenüber galant zu zeigen. Doch Per tat, als hörte er es nicht, und setzte sich behäbig auf einen der äußeren Plätze.

Die Sonne ging unter. Über dem Wald leuchtete der Himmel rot. Kein Windhauch regte sich. Zuerst fuhr man ein Stück auf dem Strandweg entlang, dann bog man in den Wald ein, wo sie Dämmerung umfing. Hier ließ Philip Salomon die Pferde auf dem sandigen Weg in Schritt fallen.

Die Unterhaltung im Wagen war die ganze Zeit über recht lebhaft, besonders Eybert redete sehr viel. Per dagegen sagte kein Wort. Unbeweglich saß er da; nur seine Augen blickten hin und her, und unablässig wechselte er die Farbe. Nachdem ihn Jakobe am Vormittag im Garten verlassen hatte und die erste Wirkung ihrer Antwort etwas verblaßt war, wiederholte er im stillen immerzu den Satz: »Ich will noch nicht aufgeben.« Zuviel hatte er auf diese Hoffnung aufgebaut, um sie nun gleich fahrenzulassen. Das Fundament seines Lebenswerks würde einstürzen, so meinte er, wenn ihn hier das Glück im Stich ließ. – Und doch, alle diese Zukunftssorgen waren im Laufe des Tages mehr und mehr durch den Kummer oder die Enttäuschung verdrängt worden, daß er Jakobes Liebe nicht besaß. Er hatte nicht gewußt, daß sie so viel für ihn bedeutete. Zwar hatte er noch immer einen Blick dafür, daß sie keine Schönheit war. Doch der Gedanke war ihm geradezu unerträglich, daß ein anderer sie besitzen sollte. Eigenliebe und verletzte Eitelkeit hatten ihn in den vergangenen Stunden so weit erhitzt, daß er sich einbildete, er liebe sie wirklich. Zum ersten Mal in seinem Leben glaubte er das Wort Anbetung zu verstehen. So wie er sie jetzt vor sich sah, das schmale blasse Gesicht von dunklem vollem Haar umrahmt, gegen den Hintergrund eines flammenden Sonnenuntergangs und der schwarzen, feierlich anmutenden Bäume, erschien sie ihm als eine Heilige. Er geriet außer sich bei dem Gedanken, daß dieser weichliche Eybert oder sonst ein Herr Fischblut ihre stolze schöne Jungfräulichkeit entweihen, daß überhaupt ein anderer als er den unergründlichen Sibyllenblick dieser pechschwarzen Augen in irdischer Liebeswonne brechen lassen sollte! – Aber das würde auch nicht geschehen. Mit zusammengebissenen Zähnen wiederholte er sich, daß er noch nichts verloren geben wolle. Seine Lebensdevise »Ich will!« mußte nun ihre Probe bestehen. Auf Biegen oder Brechen!

Was er eigentlich unternehmen wollte, um Jakobes Gunst zu erzwingen, wußte er noch nicht. In dieser Beziehung wollte er den Zufall walten lassen und blind seinen Eingebungen folgen. Auf einen kleinen Triumph konnte er in seiner Niederlage bereits bauen. Bei Tisch und jetzt während der Fahrt glaubte er bemerkt zu haben, daß Jakobe die Liebenswürdigkeiten Eyberts lästig waren und sie sich mitunter zwingen mußte, nicht ungehalten zu werden über den ziemlich vertraulichen Ton, den er sich ihr gegenüber schon erlaubte. Nun machte er eine neue Beobachtung. An einem der roten Gatter, die für sie geöffnet wurden, stand eine arme Frau und verkaufte Blumen. Eybert erwarb einen Strauß und überreichte ihn Jakobe mit galanten Worten. Sie nahm ihn auch, doch ohne zu danken. Per bemerkte, wie sie ihn die ganze Zeit auf dem Schoß hielt, ohne ein einziges Mal daran zu riechen.

Unterdessen waren sie nach Raadvad gekommen und verließen den Wald. Eine Weile fuhren sie den Lundtofter Weg entlang, dann bog Philip Salomon links in einen Nebenweg ein, um über Eremitagesletten heimzukehren.

Der Abend war schon weit vorgeschritten. Von den Niederungen und den kleinen Teichen stieg weißer Nebel auf. Überall war es still. In der weiten Ebene hörte man keinen anderen Laut als den mehrstimmigen Gesang einer Wandergruppe, die in einigem Abstand durch den Wald zog.

Die Pferde begannen zu schnauben, und die Damen zogen ihre Schultertücher fester um sich.

Von neuem belebte sich die Unterhaltung, die einen Moment ins Stocken geraten war, durch einige Rothirsche, die am Wege ästen. Die beiden alten Fräulein Israel ergriffen nämlich diese Gelegenheit und erzählten eine Geschichte von einem schwedischen Studenten aus Lund, der gewettet hatte, ein Rudel dieses königlichen Wilds einholen und ein bestimmtes Tier einfangen zu können, der jedoch nach einstündiger wilder Jagd durch den Wald einen Herzschlag erlitt und tot hingestürzt sei.

»Glauben die Damen wirklich dies Histörchen?« fragte Eybert lächelnd. »Ich erinnere mich, es als junger Bursche schon gehört zu haben. Aber – ehrlich gesagt – schon damals hatte ich Bedenken.«

Wie aus einem Munde verbürgten sich beide Fräulein für die Wahrheit der Erzählung. Sie hätten es beide seinerzeit in »Dagen« gelesen.

»Bei allem Respekt, ich bezweifle es trotzdem«, neckte Eybert. »Selbst ein halbirrer Schwede käme wohl kaum auf solche verrückte Idee. Jedenfalls würde er sehr bald beim Laufen wieder zur Vernunft kommen, und sein Herz bliebe heil.«

Per, der sich von der Geschichte persönlich getroffen fühlte, nahm die Worte auf wie einen hingeworfenen Fehdehandschuh, »Ich finde, es klingt sehr glaubwürdig«, warf er ein.

Wegen seines voraufgegangenen langen Schweigens und des herausfordernden Tons, in dem er sprach, erregte die Bemerkung einiges Befremden.

»So, da gehören Sie, Herr Sidenius, in diesem Fall also auch zu den Gläubigen!« meinte Eybert.

»Ich glaube«, erwiderte Per, »ein Mann, der auch nur ein klein wenig Selbstachtung besitzt, führt aus, was er sich vorgenommen hat. – Koste es, was es wolle!« Bei den letzten Worten suchte er Jakobes Blick einzufangen, die zur Seite schaute, als sie es bemerkte.

»Das klingt recht hübsch und vor allem männlich«, antwortete Eybert und sah lächelnd zu den Damen hin. »Doch die unbarmherzige Natur hat uns unüberwindbare Schranken gesetzt, die selbst der männlichste Wille respektieren muß. Gott hat nun einmal die ebenso anmutigen wie wohlschmeckenden Hirsche mit vier langen flinken Beinen ausgerüstet, während wir Menschen uns mit einem Paar Stelzen begnügen müssen, die sich am besten zu einer mehr besonnenen Gangart eignen.«

»In diesem Fall geht es aber nicht nur um Schnelligkeit, sondern auch um Ausdauer. Und letztere wirkt Wunder hier in der Welt. Wie das Sprichwort sagt, Herr Fabrikant, wer zuletzt lacht, lacht am besten!«

Eybert zog die Augenbrauen hoch; er begann die versteckte Drohung in den Worten des anderen zu verstehen. Mit einem mitleidigen Blick wandte er sich ab und erwiderte



nichts. »Übrigens«, begann er und wandte sich wieder an die Damen, »mir fällt ein, daß ich selbst in jungen Jahren einmal eine Geschichte erlebte, die etwas an diese mit dem schwedischen Studenten erinnert, wenn sie auch kein so tragisches Ende nahm. Wie ich mich entsinne, befand ich mich mit einigen Freunden auf dem Heimweg von einem Waldausflug. Bei Klampenborg hatten wir einen Wagen gemietet, um auf dem Strandweg heimzufahren. Da bot uns einer von den Freunden eine Wette an. Er wollte die letzte halbe Meile laufen und verpflichtete sich, gleichzeitig mit uns in Kopenhagen zu sein, wie schnell wir die Pferde auch traben ließen. Die Wette kam natürlich zustande, und als wir Konstantia erreicht hatten, stieg der junge Mann ab und begann zu rennen. Wir hatten ein Paar steifbeinige Droschkenpferde, folglich war an dem Wettlauf nichts Ungewöhnliches. Doch nachdem mein Freund fünf Minuten dahingejagt war, fauchte er schon wie ein Blasebalg, und nach zehn blieb er auf einmal stehen und erklärte feierlich, er bewege sich keinen Schritt mehr weiter, denn »es sei ungerecht gegen die Gäule«. Darauf stieg er – ganz gerührt über sich und mit verschiedenen treffenden Bemerkungen, wie moralisch verwerflich es sei, vernunftlose Tiere zu mißbrauchen – wieder in den Wagen.«

Die Erzählung hatte Erfolg. Die alten Damen lachten, und Philip Salomon drehte sich um und meinte: »Wenn der Mann noch lebt, werde ich als Vorstandsmitglied des Tierschutzvereins ihn für eine Ehrenmedaille vorschlagen.«

Per brach vor Wut der kalte Schweiß aus; obwohl Jakobe nicht in das Gelächter eingestimmt hatte, marterte ihn der Triumph des Nebenbuhlers und stachelte ihn an, sich Genugtuung zu verschaffen.

Als die alten Fräulein Israel endlich genug gelacht hatten, sagte er: »Ich bedaure Sie, Herr Fabrikant, daß Sie den Glauben an die Willenskraft so früh verloren haben. Ich hätte Lust, Sie zu fragen: Haben Sie noch Hoffnung, diesen Glauben wiederzugewinnen, wenn ein anderer es übernimmt, das Wort Ihres Jugendfreundes einzulösen?«

Eybert zog von neuem die gelben Brauen hoch. »Wie bitte? Ich verstehe Sie nicht!«

»Ich frage: Besteht noch Hoffnung, daß Sie den Glauben an die Willenskraft wiedergewinnen, wenn ein anderer das Wort Ihres Jugendfreundes einlöst? In diesem Fall würde *ich* es nämlich gern übernehmen. Und zwar auf der Stelle.« Ohne eine Antwort abzuwarten, sprang Per aus dem Wagen und begann, neben dem Gefährt herzueilen.

Philip Salomon hielt die Pferde an und forderte in ziemlich energischem Ton: »Herr Sidenius ... ich bitte doch darum ... setzten Sie sich wieder in den Wagen!«

Doch Per rief ausgelassen: »Herr Salomon, ich kann Ihnen versichern ... es ist wirklich eine Wohltat, sich ein bißchen die Beine zu vertreten. Und bedenken Sie, worum es sich hier dreht: Noch weiß keiner, was das alles für Gott, König und Vaterland bedeuten kann, wenn der Folketingsabgeordnete Eybert vom siebten Kreis im Holbæk-Bezirk seinen Glauben an die Willenskraft zurückgewinnt! Und um *mein* Herz machen Sie sich keine Sorgen! Das hält schon durch!«

»Gleichviel, Herr Sidenius«, entgegnete Philip Salomon fast befehlend. »Ich kann nicht zulassen, daß Sie neben dem Wagen herlaufen.«

»Nein, es ist auch das beste, ich gewinne einen Vorsprung!«

Per drückte sich den Hut fest auf den Kopf und raste davon. Obwohl Philip Salomon sofort auf die Pferde einschlug, um ihn einzuholen, war er nach wenigen Minuten aus dem Blickfeld verschwunden – im Nebel untergetaucht.

»Das ist doch wirklich zu toll!« murmelte Salomon, dunkelrot vor Zorn, und gab den Pferden noch einen Hieb mit der Peitsche. Aber da griff Frau Salomon ein.

»Du brauchst die Pferde wirklich nicht so anzustrengen«, wandte sie sich an ihren Mann. »Herrn Sidenius hat es sicherlich nicht bei uns gefallen. Auf seine Art hat er einen Anlaß gesucht, sich zu entfernen. Von hier aus hat er ja auch den kürzesten Weg zum Bahnhof, wenn er quer durch den Wald geht.«

Diese Erklärung klang einleuchtend; denn obwohl die Pferde immer noch scharf ausgriffen, sah man nichts von ihm. Eine Abkürzung hatte er nicht einschlagen können, da man sich in fast gerader Richtung auf »Skovbakken« zubewegte und außerdem die Tiergehege überall zugesperrt waren.

Die Damen Israel waren wie aus den Wolken gefallen über Per und konnten es nicht lassen, Frau Salomon Bemerkungen über des jungen Mannes Mangel an Lebensart zuzuflüstern. Selbst Ivan fand den Einfall reichlich unpassend, und Eybert erlaubte sich lächelnd eine etwas gewagte Formulierung über die mögliche Veranlassung zu Pers plötzlichem »Verschwinden«.

Jakobe sah schweigend den Mond an, der blutrot über der schwedischen Küste aufstieg. Es schien so, als hätte die Szene keinen Eindruck auf sie gemacht. Und doch fühlte sie sich tief gekränkt dadurch und zugleich so eigenartig befreit, daß sie nahe daran war, laut aufzulachen. Wie erbittert sie auch übers Pers Benehmen war, nachdem sie gemerkt hatte, daß er nach einem ganz bewußten Plan vorging – in ihrem Innern hatte es sie doch sehr befriedigt, auf den unbeherrschten Ausbruch männlicher Leidenschaft warten zu können. Und nun hatte sich diese »Naturkraft« in einem Dummejungenstreich entladen!

Unterdessen war man bis Springforbi gekommen und bog in den Strandweg ein. Hier an der See wehte ein leichter Wind den Nebel davon. Um die Köpfe der Pferde summten riesige Mückenschwärme.

Man war fast zu Hause, als Philip Salomon auf einmal die Pferde anhielt. »Was ist denn das? Kommt da nicht Louise gelaufen? Es muß etwas passiert sein!«

Ein Dienstmädchen des Hauses kam ihnen auf dem Weg entgegengeeilt. Noch ehe sie ganz heran war, schrie Salomon: »Was ist los? Ist etwas geschehen?«

»Ja, da ist... da ist«, stieß das atemlose Dienstmädchen hervor, »was mit Herrn Sidenius...«

»Ist er zu Hause?« riefen drei, vier Stimmen auf einmal.

»Ja, und bestimmt ist ihm was zugestoßen. Ich soll schnell den Doktor holen.«

»Gott, was ist mit ihm los?« fragte Ivan leichenblaß.

»Ich weiß nicht... Herr Sidenius ist ohnmächtig. Herr Dyhring hat ihm von des Fräuleins Tropfen gegeben; aber ich glaube nicht, daß er schon wieder bei Besinnung ist.«

Schweigend biß sich Philip Salomon auf die aufgeworfenen Lippen und ließ den Pferden die Peitsche um die Ohren knallen. Auch er war blaß geworden. Alle waren sie still und bleich, als man in fliegender Hast nach Hause jagte.

Schon vor dem Tor empfing sie ein Schwarm erschrockener junger Mädchen, und als man an der Freitreppe vorfuhr, erschien Aron Israel mit Baling und Nanny. Kurz darauf kam Dyhring, und zuletzt trat Per heraus, noch etwas fahl, die Hemdbluse zerknittert, doch mit einem breiten Lächeln, das heiter und zufrieden wirken sollte.

»Sehen Sie, Herr Fabrikant, ich habe Wort gehalten!« rief er triumphierend, noch ehe der Wagen hielt.

»War es eine Wette?« riefen die jungen Mädchen wie aus einem Munde und drängten sich um den Wagen.

»Und was war der Einsatz, wenn man fragen darf?« erkundigte sich Nanny. Sie stand allein auf der untersten Treppenstufe und sah mit spitzbübischem Blick vielsagend von Eybert auf Jakobe und wieder zurück.

Ivan sprang sogleich vom Wagen und faßte mit ängstlicher Miene Pers Arm. »O Gott, Sidenius, Sie sind ja krank gewesen!«

»I wo, es war nichts. Nur ein kleiner Schwindelanfall. Ich war auch dumm; wie sich jetzt erweist, hätte ich mich gar nicht so zu beeilen brauchen.«

Nun stiegen auch die anderen aus dem Wagen, noch immer stumm. Nur Philip Salomon sagte zum Stallknecht, indem er ihm mit verbissener Miene die Zügel zuwarf:

»Schick Kristian der Louise nach! Wir sind ihr unterwegs begegnet. Der Doktor braucht sich nicht herzubemühen!«

In den folgenden Minuten waren alle auf der halbdunklen Diele versammelt, wo die Jüngeren das Ereignis mit der ausgelassenen Lebhaftigkeit besprachen, die oft auf einen überstandenen Schreck folgt. Ivan führte das große Wort. Auf einmal war er vor Begeisterung ganz außer sich über Pers Heldentat und ließ sich wieder und wieder berichten, wie Nanny und Dyhring, die gerade aus dem Wald zurückkehrten, ihn auf der Treppe gefunden hatten, unfähig zu sprechen, und wie er kurze Zeit später im Wohnzimmer ohnmächtig geworden war.

Vor der Garderobe half Eybert Jakobe beim Ablegen. Mißtrauisch beobachtete er sie, während er mit einer zögernden Bewegung die Pelzstola von ihren noch bebenden Schultern nahm.

»Ich glaube, unterwegs habe ich gefroren«, bemerkte sie, um ihr unbezwingbares nervöses Zittern zu entschuldigen. Sofort danach ging sie die Treppe hinauf, um in ihr Zimmer zu gelangen.

Obwohl Per lachte und laut sprach, als denke er gar nicht an sie, hatte er sie nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen. In seiner tödlichen Erregung hatte er sich geschworen, heute abend noch mit ihr zu reden, und sollte er auch vom Balkon aus in ihr Schlafzimmer eindringen. Da erblickte er auf einmal Eyberts Blumenstrauß, den sie auf das Fensterbrett gelegt und dort vergessen hatte. Sofort ergriff er die Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

»Fräulein Jakobe! Ihre Blumen!« rief er ihr nach. In zwei, drei Sprüngen war er mit dem Strauß die Treppe hinauf.

Aber er kam nicht bis ganz nach oben. Jakobe hatte gerade die oberste Stufe erreicht, und von hier aus streckte sie – ohne sich umzudrehen, ja ohne ihm zu danken – die Hand nach den Blumen aus.

Doch statt sie ihr zu geben, ergriff er ihre Hand, und als er sich vergewissert hatte, daß niemand oben auf dem Flur war – küßte er ihre Hand mit großer Heftigkeit. Jakobe sank in die Knie. Sie vermochte ihm nicht einmal mehr die Hand zu entziehen. Und als er das merkte, war er im nächsten Augenblick neben ihr und schloß sie in seine Arme.

»Sie lieben mich!« flüsterte er, über sie gebeugt. »Nicht wahr? Sie wollen mir gehören?«

Ihre seelische Kraft war erschöpft. Ein wollüstiges Zittern überfiel sie in seinen starken Armen, und ihre Hände suchten in der Luft unwillkürlich die seinen.

»Sie wollen mir gehören?« wiederholte er. »Ist das wahr?«

»Ja, ja«, raunte sie, erregt vom Schweißgeruch seines noch erhitzten Körpers. Ihr Kopf sank an seine Schulter.

»Ich komme wieder, morgen vormittag... Dann reden wir näher darüber.« Noch einmal preßte er sie an sich, dann sprang er in ein paar Sätzen die Treppe hinab und stand wieder unter den anderen auf der Diele.

Das Ganze hatte nicht länger als eine halbe Minute gedauert. Von dem Augenblick an, da Per wußte, daß der Sieg errungen war, wurde er wieder er selbst. Er unterhielt sich, als sei nichts geschehen, und ging mit den anderen in den Gartensaal, wo nun der Tee serviert wurde.

Doch allmählich stellten sich die Nachwirkungen der unerhörten Anspannung ein. Nun, da der Todessprung gelungen war, konnte er es fast nicht begreifen, daß er ihn gewagt hatte. Wenn er zurückdachte, wurde ihm schwarz vor Augen. Blickte er in die Zukunft, schwindelte ihm ebenfalls. Noch immer konnte er nicht an das Vorgefallene glauben. War es denn möglich? Sollte er für alle Zeiten seine Geldsorgen los sein? War er – Per Sidenius, der arme Pastorssohn – jetzt künftiger Millionär? Ja, es war Wirklichkeit! Er hielt den Zauberstab in der Hand! Die Welt hatte sich ihm erschlossen mit allen ihren märchenhaften Herrlichkeiten!

Obgleich es ihm recht gut gelungen war, seine Erregung zu verbergen, hatten doch mehrere Anwesende, vor allem einige der älteren, das Gefühl, auf der Treppe müsse sich vorhin Entscheidendes zugetragen haben. Die Tatsache, daß Jakobe sich nicht blicken ließ, bestärkte diese Vermutung. Die Stimmung sank daher immer mehr und wurde schließlich bedrückend. Eybert ging schweigend und mit aschfahlem Gesicht herum und näherte sich Per ein paarmal auf eine Weise, die hier und da Unruhe erweckte. Lediglich Kandidat Balling merkte von alldem nichts. Er redete laut und gespreizt über Literatur, in der Hoffnung, man werde ihn auffordern, die Gesellschaft durch Vorlesen zu unterhalten.

Endlich kam das Dienstmädchen mit der sehnsüchtig erwarteten Nachricht, der Wagen sei vorgefahren, der die Gäste zum Bahnhof bringen sollte. Nun brachen alle hastig auf. Nur Eybert, der nicht nach Kopenhagen wollte, blieb noch eine Weile sitzen,

weil er hoffte, Jakobe würde nun, da es ruhig geworden war, herunterkommen. Als er indessen zehn Minuten vergeblich gewartet hatte, stand er auf und verabschiedete sich schweigend.

»Nun, Philip«, begann Frau Salomon, als sie endlich mit ihrem Gatten allein war, »was hast du dazu zu sagen?«

»Du hast recht, Lea. So kann das nicht länger weitergehen. Er ist völlig unzurechnungsfähig.«

»Das habe ich dir ja schon immer erklärt.«

»Gleich morgen rede ich mit Ivan. Er muß zur Einsicht kommen, daß wir diesen Burschen unmöglich wieder einladen können.«

»Ich fürchte bloß, es ist bereits zu spät!... Hast du Jakobe einmal richtig angesehen?«

Nachdem der Wagen abgefahren war, eilte Nanny sofort auf ihr Zimmer. Dann schlich sie sich an Jakobes Tür und lauschte. Weil drinnen alles ruhig war, schaute sie durch das Schlüsselloch. Im Zimmer brannte kein Licht. Hieraus schloß sie, daß die Schwester schon zu Bett gegangen sei. Enttäuscht schlich sie in ihr Zimmer zurück.

Doch Jakobe war noch auf. Die Balkontür war offen, und sie stand draußen auf dem Balkon im Mondenschein und lauschte dem Geräusch des Wagens, der Per fortbrachte. Ihr Gesicht war in der letzten halben Stunde alt geworden, es war düster und vergrämt. Sie verharrte wie eine Bildsäule, bis das letzte Wagengerassel hinter dem Wald erstorben war.

Dann ging sie hinein und schloß die Tür hinter sich. Einige Male schritt sie im Zimmer auf und ab; dann setzte sie sich auf die Chaiselongue und preßte das Gesicht in ihre Hände.

Lange saß sie so, in tiefer Verzweiflung und Scham. Das also war das Ende! Bis hierher hatte ihre schwer erkämpfte Selbstverleugnung sie gebracht! Auf schmachvolle Weise, als Zerrbild erfüllte sich nun ihr Traum, ihr Jugendtraum von einem heldenhaften Geliebten!

Sie versuchte nicht, die Gefühle zu beschönigen, die sie in Pers Arme getrieben hatten. Sie unternahm es auch nicht, sich selbst zu betrügen und sich einzureden, sie sei noch imstande, sich aus dieser sinnlichen Verirrung zu lösen. Sie spürte nur zu gut: Sie war in seiner Macht. Und ihre Demütigung würde nur noch größer werden, wenn sie sich obendrein eingestehen mußte, daß sie sich willenlos hingeeben hatte! Hier fand sich kein rettender Ausweg! Ihr Schicksal war besiegelt. So minutenkurz ihre Begegnung auch gewesen war, sie hatte in seinen Armen gelegen, seine Lippen hatten die ihren berührt, und sie hatte bei seiner Umarmung Liebeswonnen geahnt – sie war schon halb die Seine.

Es wurde leise an die Tür geklopft, und Nanny steckte den Kopf herein. »Oh, Entschuldigung! Du sitzt im Mondenschein und träumst.«

»Was willst du?«

»Verzeihung... ich hörte, daß du noch auf bist, Kannst du mir nicht ein paar Haarnadeln borgen?«

»Sieh selbst nach, ob welche da sind.«

Nanny war im Nachthemd. Eigenartig katzenhaft bewegte sie sich durchs Zimmer zu Jakobes Kommode und durchstöberte die Schubfächer. Plötzlich drehte sie sich um und setzte sich auf den unteren, halb herausgezogenen Schubkasten. Das Mondlicht fiel auf sie und durchdrang das dünne Gewand, so daß die Formen ihres Körpers sich darunter abzeichneten.

Den Oberkörper einschmeichelnd vorgestreckt, erkundigte sie sich mit ein bißchen Ängstlichkeit in der Stimme: »Darf man gratulieren?«

Jakobe durchfuhr es wie ein eisiger Schauer. »Was meinst du damit?«

»Oh, Entschuldigung. Es soll vielleicht noch ein Geheimnis sein. Aber da möchte ich dir sagen, daß es nicht besonders gut gewahrt worden ist.«

»Geheimnis? Wieso? Ich verstehe kein Wort.«

»Oho, du spielst die Unschuldige! Was für wichtige Dinge hast du vorhin auf der Treppe mit Herrn Sidenius verhandelt?«

Der Klang der letzten Worte rief bei Jakobe geradezu Übelkeit hervor. Sidenius! Was für ein Name! ... Frau Sidenius!

»Und dann der Wettlauf – hm!« fuhr Nanny fort. »Das kam mir ja gleich ein bißchen verdächtig vor.«

Jakobe richtete sich entschlossen auf. »Na schön, du kannst es meinetwegen genausogut heute abend erfahren. Ich habe mich verlobt mit – dem Mann, den du eben erwähnt hast. Das ist die ganze Erklärung, wenn sie dich interessieren sollte!«

Einen Augenblick war es still.

»Wenn sie mich interessieren sollte? ... Was soll das heißen? Ich freue mich natürlich deinetwegen.«

»So? Wirklich?« fragte Jakobe.

»Was du bloß hast! Warum sollte ich mich nicht darüber freuen! ... Oh ... jetzt verstehe ich: Du meinst vielleicht, daß ich selbst... Ich erinnere mich, einmal hast du mich mit Herrn Sidenius aufgezogen. Aber in dieser Beziehung brauchst du dir nicht die mindesten Sorgen zu machen. Ich will nicht bestreiten, dein Verlobter hat mir immer sehr gut gefallen. Aber ich glaube trotzdem, du und er, ihr beide paßt viel besser zusammen.«

Aufmerksam blickte Jakobe auf. »Wieso glaubst du das?«

»Tja – ihr seid nun einmal beide so etwas Höheres. Ich dagegen bin bloß ein armer, gedankenloser Alltagsmensch, ein leichtsinniges, oberflächliches Ding. Das hast du mir oft genug vorgeworfen. – Aber jetzt werden die Leute was zu reden haben! Der arme Eybert!«

Jakobe stand ungeduldig auf. »Hör mal, Nanny, es ist schon spät. Du mußt ja frieren, so wie du dasitzt!«

»Ich störe wohl? Gottbewahre, dann gehe ich natürlich. Dann gehe ich.« Trotzdem blieb sie noch ein wenig sitzen. Und wieder lag etwas eigenartig Listiges in der Art, wie sie dann auf bloßen Füßen durch das Zimmer glitt. An der Tür drehte sie sich noch

einmal um und sagte: »Du bist wirklich fürchterlich langweilig. Daß du aber auch nie ein bißchen interessant erzählen kannst! Ich hatte mich so auf eine vertrauliche Unterhaltung mit dir gefreut. Es ist doch langsam an der Zeit, daß ich von einer älteren und erfahrenen Schwester belehrt werde für den Fall, daß ich selbst in die schreckliche Lage gerate, einem schnurrbärtigen Mann meinen Mund reichen zu müssen.«

»Ja, du mußt schon entschuldigen – ich bin müde«, erwiderte Jakobe und begann sich auszukleiden.

»Wie scheinheilig du tust! Rede mir bloß nicht ein, du gehst jetzt zu Bett! Mußt ihm natürlich heute abend noch schreiben ... ihm dein Herz ausschütten in einsamer Nachtstunde, den Geliebten in veilchenfarbener Tinte umarmen und ihm zehntausend Küsse mit der Morgenpost schicken. Aber ich gebe dir einen guten Rat, meine Liebe! Sei am Anfang etwas zurückhaltend! Sei überhaupt einigermaßen vernünftig! Erinnerst du dich noch daran, als Rebekka sich verlobte? Sie mußte die erste Zeit Lippenpomade verwenden, weil er sie wund geküßt hatte. Und wie ich die Männer kenne, gehört dein Bräutigam bestimmt zu denjenigen, die sich nehmen, was ihnen zusteht. Gute Nacht, meine glückliche Schwester! Und träume nicht allzu angenehm!«

## Zehntes Kapitel

Noch waren nicht viele Tage vergangen, da wurde es Per schon klar, daß er trotz des Jaworts, das er Jakobe abgerungen hatte, nicht viel weiter gekommen war. Erstens verlangten sowohl Jakobe wie auch ihre Eltern – diese sogar »auf das bestimmteste« –, daß man die Verlobung vorläufig geheimhielt; auf jeden Fall sollten nur die allernächsten Angehörigen davon erfahren. Und zweitens war Jakobes Benehmen ihm gegenüber von einer Launenhaftigkeit, die seine Geduld sehr oft auf eine harte Probe stellte. Mehr als einmal geschah es, daß sie sich bei seinem Besuch auf »Skovbakken« überhaupt nicht sehen ließ, sondern unter dem Vorwand in ihrem Zimmer blieb, ihr sei nicht wohl. Zu anderen Zeiten wieder, wenn sie beispielsweise in der Dämmerstunde allein waren, gab sie sich seinen Liebkosungen recht leidenschaftlich hin. So viel Frauenkenner war er, daß er den Zusammenhang zwischen solchen unbeherrschten Zärtlichkeitsausbrüchen und den regelmäßig darauf folgenden Anfällen von beleidigender Kälte sehr gut verstand; er sah ein, daß jede weitere Nachgiebigkeit gefährlich für ihn werden konnte.

Nach einer Woche änderte er daher nach und nach sein Benehmen ihr gegenüber, zeigte sich ein bißchen gleichgültiger, fand sich weniger regelmäßig ein und blieb schließlich ein paar Tage ganz fort.

Mit Hunger zähmt man Widerspenstige! dachte er. Jetzt mußte sich zeigen, ob er die Macht besaß, über Menschen zu herrschen und sich ihren Willen Untertan zu machen.

Am ersten Tag empfand Jakobe sein Ausbleiben wie eine Erlösung. Am zweiten Tag war sie verwundert, am dritten etwas beunruhigt. Sie entschloß sich schließlich, ihm zu schreiben, um zu erfahren, ob er krank geworden sei. Doch gerade als sie den Federhalter zur Hand nahm, hörte sie unten im Garten seine Stimme. Nun schlug ihr Gefühl um. Zwar klopfte ihr Herz heftiger, aber sie wünschte ihn wieder weit weg. Nicht einmal sehen wollte sie ihn. Die Mutter ließ ihr sogleich durch eine der jüngeren Schwestern sein Kommen melden, aber Jakobe blieb auf ihrem Zimmer. Auf dem Bogen Papier, den sie für ihn bestimmt hatte, begann sie einen gleichgültigen Brief an eine Freundin im Ausland.

Erst nach einer halben Stunde erschien sie unten in den Wohnräumen. Per empfing sie mit seinem unbefangenen Lächeln und verlor kein Wort über sein langes Fernbleiben. Den größten Teil des Abends verbrachte er mit Ivan und Onkel Heinrich im Billardzimmer und schien sich vortrefflich zu unterhalten. Gleich nach dem Tee brach er auf, ohne daß sie eigentlich miteinander gesprochen hätten.

Die folgende Nacht wurde entscheidend für ihr Verhältnis zu ihm. Stundenlang ging sie in ihrem Schlafzimmer auf und ab und kämpfte mit sich. Sie sagte sich, sie *wolle* und *müsse* jetzt diese unwürdige Verbindung lösen, die nicht allein ihr Verhältnis zu den Eltern und den alten Freunden zerstört hatte, sondern bereits anfang, ihr den letzten Rest von Selbstachtung zu rauben. Gegen Morgen setzte sie sich an den Schreibtisch, um ihm ihren Entschluß mitzuteilen. Doch als sie die Worte niederschreiben wollte, war es, als widerstrebte ihre Hand. Die Begierde nach Liebe flammte in ihrem Blut auf – sie warf plötzlich die Feder hin und blieb unbeweglich sitzen, die Hände vor dem Gesicht.



Von dem Augenblick an war er ihr Herr. Seit dieser Nacht verlor sie sich in ihrem Unglück, so wie man ins Unabwendbare versinkt. Per kam und ging weiterhin nach Belieben. Wenn er ausblieb, schickte er mitunter einen Brief mit ein paar entschuldigenden Zeilen, einmal waren Blumen dabei; im allgemeinen sagte er jedoch nichts über die Ursache seines Fernbleibens, und Jakobe fragte niemals.

Eines Tages befand sie sich mit der Mutter in dem kleinen Wohnzimmer. Die Mutter saß auf ihrem Sofaplatz und nähte; Jakobe hatte sich mit einer Zeitung am Fenster niedergelassen. Den ganzen Vormittag war sie auf ihrem Zimmer gewesen, auch zum Lunch war sie nicht heruntergekommen. Sie war einsilbig und sah nicht auf von der Zeitung, die sie gleichgültig überflog.

»Heute morgen hast du einen Brief von Sidenius bekommen«, begann die Mutter nach längerem Schweigen und kramte in ihrem Nähkasten.

»Ja.«

»Kommt er heute?«

»Ich weiß nicht.«

Wieder entstand eine Pause. Doch dann legte Frau Salomon entschlossen die Hände in den Schoß, schaute die Tochter an und sagte: »Jakobe ... setz dich her zu mir, mein Kind, und laß uns miteinander reden.«

Beunruhigt hob Jakobe den Kopf, zögernd stand sie auf und ging zur Mutter hinüber. »Was möchtest du?« fragte sie und lehnte sich, die Hand unter dem Kinn, in die Sofaecke zurück, so weit wie möglich von der Mutter entfernt.

Frau Salomon ergriff ihre andere Hand und bat: »Möchtest du mir eine Gewissensfrage beantworten, Jakobe?«

»Was meinst du damit?«

»Nein, sei nicht gleich beleidigt! In dich dringen will ich nicht. Möchtest du deiner Mutter bloß – offen und ehrlich auf eine einzige Frage Antwort geben: Bist du glücklich?«

»Das ist wirklich eine merkwürdige Frage!« erwiderte Jakobe und tat völlig verständnislos, ja sie versuchte sogar zu lachen. Aber sie war sehr blaß geworden.

»Oh, so merkwürdig ist die Frage nicht. Du weißt, es ist sonst nicht meine Art, das Vertrauen meiner Kinder in Liebesangelegenheiten zu verlangen. In diesem Fall glaube ich allerdings ein Recht zu dieser Frage zu haben... und ein Recht auf eine ehrliche Antwort.«

»Wie wunderlich du bist, Mutter! Ich habe mich aus eigenem, freiem Willen verlobt! Also muß ich glücklich sein!«

»Tja, wenn du es so nimmst, mein Kind, dann möchte ich frisch von der Leber weg reden. Vor einer Stunde war ich oben auf deinem Zimmer. Ich nahm an, du fühltest dich nicht wohl, weil du nicht zum Frühstück heruntergekommen bist. Du warst gerade einen Augenblick hinausgegangen. Da sah ich zufällig den Brief von Sidenius auf dem Schreibpult liegen. Daran ist vielleicht nichts Besonderes, obzwar man eigentlich solche Briefe nicht liegenläßt. Was mich aber sehr verwundert hat, war die Tatsache, daß der Brief noch gar nicht geöffnet war.«

»Nun ja – was weiter?« entgegnete Jakobe nach kurzem Schweigen. Ihre Hand, die die Mutter noch immer festhielt, war kalt geworden wie Eis.

»Was weiter? Hör mal, Jakobe – ich bin zwar nicht mehr ganz jung. Allein so alt doch noch nicht, daß ich mich nicht mehr erinnern könnte, wie es ist, wenn man sich verliebt hat. Läßt man aber die Briefe seines Verlobten von acht bis zwei Uhr ungelesen, dann ist nicht alles so, wie es sein soll!«

»Das verstehst du nicht, Mutter! Es hat diesmal seinen ganz besonderen Grund, den ich dir nicht erklären kann.«

Einen Augenblick lang sah die Mutter sie unschlüssig an. »Mein liebes Kind. In dich dringen möchte ich – wie gesagt – nicht. Wenn du mir bloß aufrichtig gestehen wolltest, ob du glücklich bist.«

»Ja, natürlich!« Sie brachte es unwillig hervor, entzog ihr die Hand und stand auf.

Die Mutter folgte ihr mit den Blicken. Im gleichen Augenblick kam Nanny herein, noch in Straßenkleidung und voller Stadtneugigkeiten. Nun war es mit jeder weiteren Unterhaltung vorbei. Frau Salomon nahm wieder ihre Handarbeit vor, und Jakobe ging bald darauf auf ihr Zimmer.

Die Frage der Mutter und besonders ihr ein wenig mitleidiger Ton hatten Jakobe gekränkt und mit erneuter Unruhe erfüllt. Sie wollte nicht bedauert werden – weder von anderen, noch wollte sie sich selbst bedauern. Aus eigenem, freiem Entschluß hatte sie ihr Schicksal an diesen fremden Mann geknüpft. Sie hatte also keinen Grund, sich zu beklagen.

Hastig schnitt sie nun Pers Brief auf und las ihn. Wenn sie sich bisher nicht dazu hatte entschließen können, so aus Gründen, die sie ihrer Mutter wahrhaftig nicht gut erzählen konnte. Nichts demütigte sie mehr als diese gleichgültigen, jugendlich hingeschmierten, nicht einmal in der Rechtschreibung ganz fehlerfreien Briefe, die Per ihr schickte. Sie selbst deutete ihre Scheu vor ihnen als Angst davor, sie könnten Anspielungen auf die Augenblicke enthalten, in denen sie sich während des Zusammenseins mit ihm hemmungslos ihren Sinnen hingab, jene Augenblicke, an die sie hinterher nur mit Scham und Ekel dachte. Doch dies war ein halb unbewußter Selbstbetrug. Hatte sie seine Briefe gelesen, ohne die leiseste Andeutung von dem zu finden, was sie befürchtete, auch nicht ein Zeichen der Dankbarkeit, nicht eine Sehnsuchtsäußerung, dann zerknüllte sie oft das Papier voll Zorn und Verachtung und warf es in den Ofen.

Auch diesmal enthielt der Brief nichts weiter als die kurze Mitteilung, daß er sich heute außerstande sehe, nach »Skovbakken« hinauszukommen. Zugleich mit dieser Nachricht, die auf die Rückseite einer Visitenkarte geschrieben war, schickte er ihr einige Papiere, die sich als ein Korrekturbogen der Kampfschrift erwiesen, die Ivan als welterschütterndes Ereignis gepriesen hatte. Unwillig nahm sie die Blätter. Was sollte sie damit? Noch immer hatte sie kein Zutrauen zu seinem Können, am allerwenigsten zu seiner Fähigkeit, sich schriftstellerisch zu betätigen. Er konnte ja nicht einmal seine Muttersprache korrekt schreiben!

Sie hatte indessen noch nicht viele Seiten gelesen, da begannen ihre Wangen zu glühen. Zwar stand sie dem meisten, über das er schrieb, fremd gegenüber, und es war auch nicht schwierig, das Vorbild zu finden, nach dem er seinen Stil geformt hatte. Aber

es wurde ihr trotzdem bald klar, daß etwas Neuartiges, Ursprüngliches, in gewisser Weise Gewaltiges in seiner Auffassung der Natur lag und wie ihre Kräfte in den Dienst der Menschheit gestellt werden sollten. Vieles erkannte sie übrigens wieder aus seinen mündlichen Äußerungen, denen sie – vor allem wegen der weitschweifigen, vortragmäßigen Form, in der er sie vorgebracht – nie etwas hatte abgewinnen können. Anderes ließ sich auf Gedanken und Einfälle zurückführen, die sie selbst gelegentlich über diese Dinge geäußert hatte; doch das verringerte keinesfalls den Eindruck. Im Gegenteil, gerade an solchen Stellen gingen ihr die Augen ganz besonders für die Ursprünglichkeit und Kraft seiner Begabung auf. Wendungen, die in ihrem Munde eigentlich nur zufällige Redensarten waren, erhielten in seiner Darstellung eine für sie völlig überraschende Bedeutung. Gelegentliche Äußerungen, mit denen sie kaum einen ernsthaften Gedanken verbunden hatte, wurden bei ihm zu anschaulichen Bildern, gestalteten sich zu fertigen Zukunftsvisionen, die durch die Kühnheit und Überzeugungskraft bestachen, mit der sie hier dargestellt wurden.

Nachdem sie die Schrift gelesen hatte, blieb Jakobe noch lange sitzen, die Hand unter dem Kinn, und blickte nachdenklich vor sich hin. Was für ein Mensch war dieser Fremde eigentlich, der ihr Schicksal geworden war? Im Grunde kannte sie ihn überhaupt nicht, wußte nichts weiter von ihm als das höchst Unglaubliche, was Ivan und er selbst berichtet hatten. Was barg seine Vergangenheit? Was verdeckte beispielsweise sein finsterer, kalter Haß auf sein Elternhaus und seine Familie, den er ihr damals gestanden hatte?

Oft hatte sie in diesen Tagen das Bedürfnis verspürt; mit jemandem aus seiner Familie zu sprechen, um Licht in all das Unaufgeklärte zu bringen, das sie mitunter mehr beunruhigte und demütigte als alles andere und das seine eigenen Berichte stets nur noch verschwommener machte. Sie wußte, daß einer seiner Brüder als Jurist bei einer staatlichen Behörde Kopenhagens angestellt war. Per hatte erzählt, er habe ihn kürzlich auf der Straße getroffen und ihm im Laufe des Gesprächs im Vertrauen seine Verlobung mitgeteilt. Zwar flößte ihr der Gedanke, bei einem wildfremden Mann Antwort zu suchen auf die Fragen, die sie bedrückten, nicht viel Mut ein. Aber sie beschloß dennoch, diesen Bruder aufzusuchen. Bereits am folgenden Vormittag fuhr sie in die Stadt.

Das Büro für Gefängniswesen, in dem Eberhard Sidenius tätig war, lag in einem großen, dunklen, schmutziggrauen Gebäude am Kanal. Jakobe verirrte sich in einem Labyrinth öder Gänge und fand endlich einen Botenraum, in dem zwei schläfrige Männer gegen die Wand gelehnt saßen und ihre Stiefelspitzen beschauten. Auf ihre Frage, wo sie Herrn Expeditionssekretär Sidenius finden könne, erhielt sie die lakonische Antwort: »Erster Stock, dritte Tür rechts.«

Kaum hatte sie den beiden Männern den Rücken gekehrt, als diese laut die folgenden Bemerkungen austauschten: »Was für'n Zinken!«

»Ja, war 'ne Judendirn.«

Im ersten Stock fand Jakobe die angegebene Tür und gelangte in ein zweifenstriges halbdunkles Zimmer, das nach dem Hof lag, auf dem einige grüne Bäume wuchsen. An einem Fenster stand Eberhard und schrieb an einem Pult aus Fichtenholz. Dieses Pult bildete mit ein paar hölzernen Stühlen und einem Regal voller Akten die ganze

Ausstattung des Zimmers. Eberhard hatte seinen langschößigen, engärmeligen und spiegelblank geschuerten schwarzen Rock fest zugeknöpft. Da es am Morgen etwas geregnet hatte, waren seine Hosenbeine sorgfältig hochgekrempt, so daß ein Stück der groben dunkelgrauen Wollsocken über den doppelsohligen Halbschuhen zu sehen war.

Obwohl er Jakobes Klopfen mit einem »Herein!« beantwortet hatte, sah er nicht auf, sondern setzte seine Arbeit unbeirrt einige Augenblicke fort.

Teils aus diesem Grunde, teils wegen seiner Kleidung hielt ihn Jakobe für einen Schreiber und fragte ihn, ob sie mit dem Herrn Expeditionssekretär reden könne. Erst als er daraufhin mit großer Würde den Federhalter aus der Hand legte und sie dem Blick seiner wäßrigen kalten Augen begegnete, entdeckte sie schauernd die Familienähnlichkeit mit Per.

Sie nannte ihm ihren Namen und fügte hinzu: »Ich weiß, daß Ihr Bruder – daß Per mit Ihnen von mir gesprochen hat.«

Schweigend und mit beamtenmäßiger Geste wies Eberhard auf einen der Stühle.

»Die Ursache, weswegen ich Sie aufgesucht habe, werden Sie möglicherweise selbst verstehen«, fuhr Jakobe fort, nachdem sie Platz genommen hatte. Ihre Stimme war unsicher, das Herz hämmerte ihr in der Brust. Sie mußte zu diesen Redensarten greifen, um überhaupt eine Unterhaltung in Gang zu bringen. »Mir ist bekannt, daß Ihr Bruder – daß mein Verlobter seit längerer Zeit nicht nur Ihnen, sondern seiner ganzen übrigen Familie entfremdet ist. Ich kann natürlich nicht beurteilen, was der Grund für diese Verstimmung war. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ich darüber aufrichtig betrübt bin.«

Eberhard war am Pult stehen geblieben, wo er eine etwas gekünstelte Stellung eingenommen hatte. Den Kopf stützte er in die gespreizte Hand, so daß dadurch seine Augen beschattet waren. Er ließ Jakobe ruhig ausreden. Kein Zug in seinem Gesicht verriet seine Gefühle, und doch war er vor Erstaunen wie aus allen Wolken gefallen. Längst hatte er gewußt, daß der Bruder im Haus des reichen Großhändlers verkehrte. Trotzdem hatte er nicht einen Moment lang an Pers Erzählung geglaubt, er habe sich mit der Tochter dieses Mannes verlobt – um so weniger, als er ihn ausdrücklich gebeten hatte, den Schritt vor allen Fremden geheimzuhalten. Eberhard hatte die Mitteilung als freches Prahlen aufgefaßt, das irgendeine Niederlage verdecken sollte. Ihm war ja bekannt, daß Philip Salomon ein Mann mit einem Millionenvermögen war.

Sein erster bewußter Gedanke war jetzt, daß man diese Verbindung um jeden Preis verhindern müsse. Und es war nicht Schadenfreude, die ihm diesen Gedanken eingab, noch heimlicher Neid. Er erkannte vielmehr, daß der Bruder bei den Zukunftsaussichten, die sich ihm hier erschlossen, nur noch tiefer ins Verderben geführt würde, daß die Hoffnung auf seine Bekehrung damit auf lange Zeit zunichte gemacht war. Viel eingehender, als Per es ahnte, hatte Eberhard in den vergangenen Jahren aus der Entfernung sein Tun und Treiben verfolgt. Gerade jetzt hatte er den Zeitpunkt für gekommen gehalten, da der Bruder – durch Not und Schande gezwungen – endlich umkehren und seine Schuld gegenüber den Eltern und der Familie erkennen mußte.

»Darf ich mir die Frage erlauben«, begann er, als Jakobe nun schwieg, »haben nur Sie diese Unterredung über meinen Bruder gewünscht?«

»Ja!«

»Mein Bruder ahnt vielleicht gar nicht, daß Sie mich aus diesem Anlaß aufsuchen?«

»Nein.«

»Sie fragen also ausschließlich in Ihrem eigenen Namen?«

Unangenehm berührt von seinem Wesen, hatte sich Jakobe schnell gefaßt. Der verhörähnliche Ton empörte sie, und sie erwiderte abweisend: »Wie bereits gesagt – ich wünschte diese Unterredung, nicht Per.«

»Ich konnte es mir denken. Es ist – leider – nur allzu wahr, daß sich mein Bruder seit einer Reihe von Jahren, ja eigentlich seit seiner Kindheit von seinem Vaterhaus getrennt hat. Man kann wohl behaupten, er hat sich systematisch in diesem Punkt verhärtet und seinen traurigen Spaß darin gesucht, jeder Rücksichtnahme selbst denen gegenüber zu trotzen, die vor allem seine Dankbarkeit und Ehrerbietung verdienten. Diese Trennungsversuche erstreckten sich sogar bis auf den Taufnamen. Ich hörte, Sie nennen ihn Per. Vielleicht sind Sie nicht einmal davon unterrichtet, daß er sich diesen Namen selbst zugelegt hat?«

»Ich glaube darüber im Bilde zu sein.«

»Ich will Ihnen meine wahre Meinung nicht verbergen, denn Sie baten ausdrücklich um eine offene Aussprache. Auch die Verlobung mit Ihnen ist eine wohlüberlegte Auflehnung gegen das Vaterhaus, eine bewußte Verneinung des dort waltenden Geistes ...«

Mit zusammengezogenen Brauen sah Jakobe auf. »Ich verstehe Sie nicht ganz,« warf sie ein.

»Ich werde versuchen, mich deutlicher zu erklären. Es ist Ihnen bestimmt nicht ganz unbekannt, daß Peter Andreas einer christlichen Familie entstammt. Er selbst weiß, daß für seine Eltern das Christentum die allein bestimmende Lebensmacht ist und daß sie kein Glück anerkennen – so verlockend es sich auch ausnehmen mag –, wenn es seinen Grund nicht in christlicher Gottesfurcht hat.«

»Oh, ich begreife.«

Jakobe biß sich auf die Lippen, daß es schmerzte. Durch Eberhards ruhige und wohlgesetzte Rede hörte sie die ganze Zeit über dasselbe pöbelhafte Schimpfwort klingen, das vorhin im Botenzimmer gefallen war und das sie ihr Leben lang verfolgt hatte.

Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte ihm ihre Verachtung gezeigt. Allein ihr Verlangen, mehr von Per zu erfahren, war zu stark; sie beherrschte sich und blieb. »Daß Per nicht die Anschauung seiner Familie über Religion teilt, ist mir bekannt«, entgegnete sie. »Aber ich gestehe ... das richtet ihn in meinen Augen nicht.«

»Das kann ich mir denken.«

»Ich meine, wenn Per sich nicht auf andere Weise gegen seine Familie vergangen hat, so scheint mir das entschuldbar zu sein. Daß er über das Christentum andere Ansichten gewonnen hat, läßt sich gewiß erklären, ohne daß man bei ihm böse Absicht voraussetzen braucht; und daß er es offen eingestanden hat, statt zu heucheln – was

vielleicht in mancher Hinsicht für ihn vorteilhaft hätte sein können –, das ehrt ihn doch nur.«

»Ich glaube nicht, Fräulein Salomon, daß es Zweck hat, einen Meinungs austausch zu diesem Thema zu beginnen. Deswegen möchte ich mich darauf beschränken, zu sagen, daß es für meine Eltern – in deren Namen ich hier spreche – sicher keine Entschuldigung für irgendeinen Menschen gibt, der sich der Stimme der Wahrheit verschließt, am allerwenigsten für jemanden, der wie Peter Andreas aus einem Elternhaus stammt, wo ihm diese Stimme von frühester Kindheit an erklingen ist.«

Hierauf antwortete Jakobe nicht. Sie hielt den Kopf gesenkt. Wie immer, wenn sie sich in heftiger Erregung befand, wechselten ihre Wangen mit jedem Pulsschlag die Farbe.

Eberhard mißverstand ihre Haltung wie auch ihr Schweigen. Er meinte erreicht zu haben, was er in Sideniusschem Selbstgerechtigkeitsdrang mit seinen Worten vorläufig bezweckt hatte: die stolze Millionärstochter zu demütigen, in deren Blick er von Anfang an einen Schimmer von Geringschätzung zu sehen glaubte und deren seidenes Kleid, helle Handschuhe und leichter Parfümduft seinen evangelischen Eifer herausgefordert hatten.

Daher änderte er jetzt seinen Ton ein wenig. Mit einem Anflug von Teilnahme fuhr er fort: »Nur ungern verletze ich Ihre Gefühle, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf hinzuweisen, daß das Leben meines Bruders auch in anderer Beziehung ein trauriges Zeugnis dafür ablegt, in wie hohem Maße er allmählich jeglichen moralischen Halt verloren hat. Es ist übrigens ein großer Irrtum, zu glauben, das religiöse Leben äußere sich lediglich in dem Verhältnis zum Himmlischen und drücke nicht auch unserer ganzen Persönlichkeit sein tiefes Gepräge auf. In bezug auf Peter Andreas will ich nicht näher auf diesen Punkt eingehen. Es sind dies ohnehin Dinge, über die man mit einer jungen Dame nicht gut reden kann, weswegen ...«

»Ich kann mir denken, worauf Sie hinauswollen. Aber gerade Pers unglückliches Verhältnis zu seinem Elternhaus und die Beschaffenheit der Gesellschaft, auf die er – vielleicht teilweise aus diesem Grunde – jahrelang angewiesen war, können – so glaube ich – viel erklären und auch entschuldigen. Doch abgesehen davon finde ich, selbst das, was Sie eben angedeutet haben, berechtigt nicht zu einer so harten Verurteilung.«

»Sie irren, Fräulein Salomon. Wir verurteilen nicht meinen Bruder, sondern lediglich seine Taten, sein Leben.«

»Allein auch in seinem Leben und in seinen Taten ist vielerlei, was zu seinen Gunsten spricht. Er hat sowohl Fähigkeit und ernsthaften Willen bewiesen, in seinem Fach etwas zu leisten. Unter schwierigen Bedingungen hat er sich bereits in jungen Jahren die Aufmerksamkeit seiner Kollegen erkämpft und ist auf dem besten Wege, sich einen Namen zu schaffen.«

»Ich glaube es Ihnen anhören zu können, daß Sie selbst kein besonderes Zutrauen hierzu haben. Mir ist allerdings bekannt, daß eine Zeitung etwas über ein Kanalprojekt oder ähnliches geschrieben und den Versuch unternommen hat, der Sache eine gewisse Bedeutung beizumessen. Ich weiß auch, daß er sich selbst als Bahnbrecher und als Propheten einer neuen Zeit betrachtet. Gegenwärtig fühlt sich ja ein Teil der Jugend berufen zu revolutionieren, worüber bloß zu lächeln wäre, wenn dadurch nicht soviel Unheil an jungen und noch nicht gefestigten Seelen angerichtet würde. Das

Bedenkliche ist an einem solchen geistigen Sturm, wie er zur Zeit gewisse Teile der dänischen Jugend erfaßt, daß stets die schwächsten und unselbständigsten Elemente am höchsten und weitesten gewirbelt werden – wie Spreu auf der Kornschaufel. Was insbesondere Peter Andreas angeht, so ist es ja eine unbestreitbare und niederschmetternde Wahrheit, daß er nach bald sieben langen Studienjahren noch kein Examen vorzuweisen oder auf andere Weise ein Zeugnis für seine Entwicklung abgelegt hat, das in einem einigermaßen vernünftigen Verhältnis zu den großen Opfern steht, die ihm vom Elternhaus gebracht wurden. Dennoch – ich wiederhole es –, wir verurteilen oder verdammen Peter Andreas keinesfalls, sondern nur seine Taten, sein Leben. Im Gegenteil, wir empfinden das tiefste Mitleid mit ihm. Wir geben trotz allem die Hoffnung nicht auf, daß das Gute in ihm dereinst siegen wird. Wo für ihn nach Auffassung seiner Familie einzig und allein der Weg zur Umkehr verläuft, brauche ich Ihnen sicher nicht näher zu erläutern. Und falls es für Sie irgendwie von Bedeutung ist, es zu wissen – ich setze stets voraus, daß Sie sich an mich gewandt haben, um eine offene, deutliche Antwort zu bekommen –, so kann ich Ihnen im voraus sagen – und darüber werden Sie sich jetzt kaum mehr wundern oder es mißverstehen –, daß von Seiten seiner Eltern ganz bestimmt keine Billigung seiner Verbindung mit Ihnen zu erwarten ist.«

Jakobe erhob sich. Halb abgewandt blieb sie einen Augenblick hinter dem Stuhl stehen und blickte auf die eine Fußspitze herab, auf die sie ihren Sonnenschirm preßte. Dann hob sie plötzlich den Kopf und sah ihn über die Schulter an. Ihr Gesicht trug noch die Spuren der heftigen Erregung. Doch ein leises Lächeln umspielte ihren Mund, ein neuerstandenes Glück glomm in ihren dunklen Augen auf.

»Ich bin hergekommen in der Hoffnung, eine Versöhnung einleiten zu können«, gestand sie. »Das war, wie ich jetzt einsehe, sehr naiv von mir. Und trotzdem bereue ich es nicht, Sie aufgesucht zu haben. Ich habe erfahren, was ich wissen wollte. Und – ich kann es nicht verschweigen – ich gehe glücklicher von hier fort, als ich gekommen bin.«

Unsicher, was sie damit meinte, wollte Eberhard von neuem das Wort ergreifen; aber Jakobe war schon auf dem Weg zur Tür und verschwand, ohne sich zu verabschieden.

Als sie auf der Straße stand, erfaßte sie eine so übermächtige Sehnsucht nach Per, daß sie nach kurzem Zögern eine Droschke nahm und nach Nyboder hinausfuhr. Ihr war, als könnte sie keine Ruhe finden, ehe sie nicht Abbitte für ihr Mißtrauen getan und ihn um Verzeihung für den Verrat gebeten hatte, denn das war der Besuch bei dem Bruder im Grunde gewesen, das sah sie nun ein. – Oh, wie gut sie ihn jetzt verstand! Wie tief empfand sie nach, was er im elterlichen Pfarrheim durchgemacht hatte! Während der Rede des selbstgerechten Bruders hatte sie einen Eindruck von diesem Elternhaus erhalten, der sie frieren ließ.

Sie erreichte die Hjertensrydgade, keine fünf Minuten nachdem Per das Haus verlassen hatte. Graue Rauchschwaden von seiner Zigarre schwebten noch unter der niedrigen Decke in seiner kleinen Stube, als Trine sie dort hineinführte und auf ihr Verlangen allein ließ.

Jakobe blieb mitten im Zimmer stehen und blickte sich um. Sie betrachtete die kahlen Wände, den zerbrochenen Schaukelstuhl, das kleine schwarze Wachstumsofa, und

einen Moment vergaß sie fast ihre Enttäuschung vor Entsetzen über diesen düsteren Raum, der sie an eine Gefängniszelle erinnerte. Sie hatte nicht geglaubt, daß er so ärmlich wohnte, so unmenschlich trist! Und wieder sah sie sein rücksichtsloses Streben, die Sonnenseite des Lebens zu erreichen, in einem neuen Licht, das manches erklärte und sie mit vielem aussöhnte. Von dieser erdrückenden Armut umgeben, nach einer freudlosen Kindheit – wie konnte er da etwas anderes werden als ein Glücksjäger? Plötzlich fühlte sie eine nie gekannte zärtliche Genugtuung darin, sich reich genug zu wissen, um ihn glücklich machen zu können.

Sie nahm ein paar Kleinigkeiten, die auf seinem Arbeitstisch lagen, und legte sie behutsam wieder an ihren Platz, nachdem sie sie einen Augenblick mit der andächtigen Neugier der Verliebtheit angeschaut hatte. Dann schritt sie ein wenig auf und ab im Zimmer, blieb hin und wieder stehen und versank in Nachdenken. In ihrer Sehnsucht, ihm nahe zu sein, berührte sie alles, was ihm gehörte. Als sie an seinem alten Schlafrock vorüberging, der am Türpfosten hing, strich sie liebkosend mit der Hand darüber hin; ja, als sie das zweite Mal daran vorbeikam, schmiegte sie sogar die Wange dagegen und schloß die Augen, um den ihm eigenen Geruch einzusatmen, den sie, die bisher Tabakgestank verabscheut hatte, jetzt oft leidenschaftlich herbeisehnte.

Aber nun trat Trine wieder ein, und Jakobe setzte sich und schrieb auf eine Visitenkarte: »Mein Freund! Warum sehe ich Dich nicht? Schon drei Tage bist Du nicht bei mir gewesen. Heute abend erwarte ich Dich. Ich habe viel mit Dir zu besprechen.«

Das war ihr erster Brief an ihn. Sie steckte die Karte in einen Umschlag, den sie auf dem Tisch fand, und schrieb seinen Namen darauf.

Gleich nachdem sie abgefahren war, stieß Madam Olufsen mit ihrem Stock auf den Fußboden, um Trine zur Berichterstattung heraufzurufen. Die alte Frau lag jetzt die meiste Zeit im Bett. Nach dem Tod ihres Mannes war ihr kräftiger Körper verfallen, und sie konnte sich nur noch mit Mühe bewegen. Aber sie hatte ihre Neugier nicht zügeln können, als sie eine fremde Stimme unten auf dem Flur hörte. Sie war aus dem Bett gestiegen und an die Küchentür gehumpelt, um zu lauschen. Am Spion vor dem Stubenfenster verfolgte sie nun die davonrollende Droschke, bis sie um die Ecke der Store Kongensgade verschwand.

Als Per einige Stunden später nach Hause kam und Jakobes Brief las, lächelte er selbstgefällig. Die Kur scheint zu wirken, dachte er. Doch es war noch zu früh, Nachgiebigkeit zu zeigen. Eine Zeitlang mußten die Zügel noch straff gehalten werden!

Am Nachmittag spazierte Jakobe zweimal zu der Zeit den Bahnhofsweg entlang, wenn ein Zug aus Kopenhagen erwartet wurde. Als sie zum zweiten Mal enttäuscht zurückkehrte, fand sie in ihrem Zimmer ein Telegramm vor, in dem Per wie üblich mit wenigen Worten bedauerte, auch heute abend nicht nach »Skovbakken« hinauskommen zu können.

Mit dem Telegramm in der Hand blieb sie stehen und überlegte. »Es steckt etwas dahinter«, sagte sie plötzlich laut zu sich. Unmöglich konnte es die Arbeit sein, die ihn allabendlich an die Stadt fesselte.

Sie war sehr blaß geworden. Vielleicht war alles vorbei? dachte sie. Hatte sie ihn verloren? ... Nein, nein! Das durfte nicht sein. Sie wollte ihm schreiben und alles gestehen und erklären, ihn um Verzeihung bitten für ihr Mißtrauen und ihre Kälte.



Sie setzte sich und preßte den Kopf zwischen ihre Hände, um sich zu konzentrieren. Ja, sie konnte ihn nicht lassen! Zurückgewinnen mußte sie ihn, und wenn sie ihn auf den Knien anflehen sollte.

Da öffnete sich die Tür ein wenig, und ihre Schwester Rosalie steckte den Kopf herein. »Ich soll dich bitten, einmal herunterzuschauen. Es ist nämlich ein Herr gekommen.«

Eybert! durchfuhr es sie voll Angst.

Ihr alter Freier hatte wieder angefangen, sich im Haus blicken zu lassen. War das ein ungünstiges Vorzeichen? Daß er gerade jetzt kommen mußte!

Eigentlich wollte sie zuerst nicht hinuntergehen. Doch dann fiel ihr ein, daß ihre Mutter Verdacht schöpfen könne, wenn sie auf ihrem Zimmer blieb. Sicherlich wußte sie, daß sie ein Telegramm erhalten hatte, und ahnte auch, daß Per wieder einmal seinen Besuch absagte.

Unten im dämmrigen Gartensaal traf sie die Eltern in Gesellschaft eines Herrn, den sie im Halbdunkel nicht gleich erkannte. Er saß mit dem Rücken zur Tür, durch die sie eingetreten war.

Nun stand er auf, und im selben Augenblick, da sie sah, daß es Per war, preßte sie überwältigt die Hand vor die Augen, wie von einer Erscheinung geblendet. Er hatte seine Hartherzigkeit bereut und Lust bekommen, sie zu überraschen. – Mit einem lauten Aufschrei fiel sie ihm um den Hals.

» *Du bist es!*«

Eine halbe Minute lag sie regungslos an seiner Brust. Dann nahm sie sich zusammen; sie schämte sich, daß sie sich im Beisein der Eltern so unbeherrscht gezeigt hatte. Doch noch immer hielt sie krampfhaft seine Hand fest, als fürchte sie, ihn wieder zu verlieren. Unter Lachen und Weinen nahm sie ihn schließlich am Arm und zog ihn mit sich hinaus in den Garten.

Philip Salomon und seine Gattin schauten den beiden nach, dann blickten sie einander an.

»Hier müssen wir dem Geschick wohl seinen Lauf lassen, Lea«, sagte er.

Frau Lea nickte schweigend.

Trotz der Verabredung, die Verlobung geheimzuhalten, dauerte es gar nicht lange, bis überall offen darüber gesprochen wurde.

Es fiel Jakobe schwer, ihren Gefühlen Gewalt anzutun, nun, da sie sich ihrer nicht mehr schämte. Es war ihr zumute wie einer jungen Frau, die insgeheim geboren hat, aber plötzlich der ganzen Welt ihr Glück zeigen darf.

Per spürte jetzt, daß man in gewissen Kreisen begonnen hatte, sich mit ihm zu beschäftigen. Betrat er eines der Cafés am Kongens Nytorv, wo er jetzt ausschließlich verkehrte, dann kam es bisweilen vor, daß einige Gäste die Köpfe zusammensteckten und über ihn flüsterten. In der Gesellschaft hatte die sonderbare Verbindung größtes Aufsehen erregt. Man berichtete bereits abenteuerlichste Dinge von dem jungen

Glücksritter, der zuerst einen reichen Neergaard beerbt und nun eine von Philip Salomons Millionen »an sich gerissen« hatte.

Auch zu Pers ehemaligen Studienkollegen von der polytechnischen Lehranstalt war das Gerücht von der Verlobung gedrungen. Hier hatte bereits der Artikel im »Falken« und vor allem die Ankündigung seiner Kampfschrift beträchtliche Erwartungen geweckt. Per war unter seinen Kommilitonen weder so einsam noch so unverstanden gewesen, wie er geglaubt hatte. Nicht nur die unruhigen Köpfe, die wie er selbst die Luft in Professor Sandrups Vorlesungen zu drückend fanden, sondern auch alle Nichtsnutze, die jede Kritik am Polytechnikum als Entschuldigung für ihre eigene Faulheit aufgriffen, hatten längst erwartet, daß er auf die eine oder andere aufsehenerregende Weise von sich hören ließe. Aber sein beginnender Ruhm schuf ihm auch eine Reihe unversöhnlicher Feinde unter den braven Strebern, die ihn bisher mit mitleidiger Geringschätzung angesehen hatten. Dies galt besonders für einen gewissen Marius Jørgensen, der Professor Sandrups Günstling war und dem Per deswegen den Spitznamen »Gottes wohlgefällige Tabellensammlung« gegeben hatte. Diese angehende Stütze der Gesellschaft ging jetzt daran, schreckliche Rache an ihm zu nehmen. Er wollte »Industribladet« heimlich eine Kritik in die Hände spielen, die Pers Schrift, sobald sie erschien, der Lächerlichkeit preisgab.

In der Familie Salomon begann man allmählich, sich mit dem Gedanken auszusöhnen, daß man Per als künftigen Schwiegersohn des Hauses zu betrachten hatte. Fast schien jetzt Onkel Heinrich derjenige zu sein, dem dies am wenigsten behagte. Obwohl sich Per längst darüber klargeworden war, wie es sich mit seinem »Konsortium« verhielt, trat Herr Delft ihm gegenüber immer noch als väterlicher Wohltäter auf und gab ihm in vertraulichen Gesprächen zu verstehen, daß er bis jetzt nur den ersten, weniger wichtigen Schritt vorwärts getan habe. Ständig spielte er auf die verwitwete Baronin von Adlersborg an; und Per, der jetzt auf den Geschmack gekommen war, verstand den Wink und ging insgeheim auf Delfts Gedankengänge ein. Ihm war bekannt, daß sich die Baronin noch in einem süddeutschen Kurort aufhielt, und er beabsichtigte, sie auf seiner Reise zu besuchen. Vorläufig hatte er dabei jedoch keinen anderen Zweck im Auge, als die Verbindung mit der vornehmen Dame nicht abreißen zu lassen, um die Möglichkeiten nützen zu können, die sich vielleicht von dieser Seite aus boten. Aber er hatte nichts dagegen, für immer den verhaßten Namen Sidenius abzuwerfen, dieses lächerliche Stück Küsterlatein, diesen Koboldschwanz, der überall seine Herkunft verriet. Baron von Adlersborg! Warum nicht? Das war ein Name, der sich auf einer Visitenkarte gut ausnahm!

Jakobe gegenüber erwähnte er nichts von diesen Träumen künftiger Größe; er meinte, äußere Ehrenzeichen seien ihr völlig gleichgültig, und setzte deshalb voraus, sie werde sein Vorhaben gar nicht billigen. Er ahnte nicht, daß sie im stillen noch hochfliegendere Pläne für ihn und ihrer beider Zukunft schmiedete. Eines Abends hatte er ihr auf ihr Verlangen seine Schrift im Zusammenhang vorgelesen; und jetzt, da sie ihm mit der Hellhörigkeit der Liebe zuhörte, hatte ihr jeder Satz wie eine schmetternde Fanfare geklungen.

Sie war jedoch vernünftig genug, diesen Eindruck zunächst für sich zu behalten. Trotz ihrer Verliebtheit war sie nicht blind für seine vielen Schwächen und verstand sehr gut, daß an ihm noch vieles abzuschleifen war, bis er voll gerüstet zu dem Kampf

bereitstand, zu dem ihn, wie sie jetzt auch glaubte, das Schicksal ausersehen hatte. Dafür schenkte sie sich ihm immer leidenschaftlicher. Der aufgestaute Strom von Zärtlichkeit, der brennende Drang nach Hingabe, der ihr seit ihrer Kindheit so viele herbe Demütigungen eingebracht hatte, konnten sich endlich entfalten. Tag und Nacht waren ihre Gedanken bei ihm. Allmorgendlich schickte sie ihm frische Blumen, um seine triste Behausung zu beleben. Sie überschüttete ihn mit allerlei nutzlosen Geschenken und zermarterte sich täglich den Kopf, wie sie ihm Freude bereiten konnte. Es gelang ihr sogar, die Eltern zu überreden, früher als üblich in die Stadt zurückzuziehen, damit sie ihn häufiger sehen, seine Ankunft zu jeder Tageszeit erwarten konnte und ihn bei Nacht lediglich achthundertdreißig Schritte von ihrer Seite entfernt wußte – sie selbst hatte heimlich die Strecke gemessen. Doch auch dies war ihr mitunter noch nicht genug. Eine Stunde nachdem er gegangen war, schrieb oder telegrafierte sie ihm bisweilen. Stets gab es etwas, das sie ihm sofort mitteilen mußte, oder etwas, das sie ihm, wie sie befürchtete, nicht auf die rechte Weise gesagt hatte und das zu vergessen sie ihn nun bitten wollte. – Alles fast unbewußte Vorwände, um das eine zu gestehen: daß sie ihn liebe und die Minuten und den Sekundenschlag ihres Herzens zähle, bis sie ihm wieder nahe sein durfte.

»Bonjour, Monsieur!« schrieb sie ihm eines Morgens, als die Sonne durch ihr Fenster schien. »Ob Du wohl heute vormittag kommst? In dem Falle könnte ich mir diesen Brief sparen. Aber Du bist so unberechenbar. Warum hast Du gestern abend nicht hereingeschaut? Bis zehn habe ich gewartet und bin dann sehr schlecht gelaunt ins Bett gegangen. Bis elf haßte ich Dich von ganzem Herzen. Heute verzeihe ich Dir wegen des wunderschönen sonnigen Wetters. – Könntest Du nicht heute einmal Deine Korrekturen und Zeichnungen weglegen und gegen zwei Uhr vorbeikommen? Dann sind nur Mutter und ich daheim. Denk daran, bald werden wir fern voneinander sein. Wenn Du fort bist, gehe ich in ein Kloster und durchlebe eine Ewigkeit, bis Du wieder da bist.«

Per fühlte sich bei alledem glücklich und zufrieden und nahm in einem Monat zwölf Pfund an Gewicht zu. Und trotzdem – die erotische Atmosphäre, in die Jakobe ihn hüllte, wurde ihm manchmal reichlich tropisch. Hin und wieder war auch er leidenschaftlich entflammt, besonders wenn sie nach Tisch allein waren. Doch Jakobes ständiges Glühen kam ihm fremdartig vor und schien ihm auf die Dauer recht anstrengend. Mit seinem von Jugend an verkrüppelten Gefühlsleben, an dem alle Regungen beschnitten waren außer denen, die im Schatten wachsen und im rauen Wind gedeihen, empfand er sich beinahe zurückgestoßen von ihrer sonnenreifen Liebe. Bei ihren unbeherrschten Zärtlichkeitsausbrüchen geriet er fast in Verlegenheit und war gar oft ein ziemlich unbeholfener Liebhaber.

Eines Abends, als sie beide allein in der Dämmerung saßen, schlang Jakobe ihren Arm um seinen Hals und fragte: »Hast du schon einmal darüber nachgedacht, Per, daß du mir noch niemals gesagt hast, du liebst mich?«

»Aber das weißt du doch genau!«

»Das reicht mir nicht. Ich will es dich sagen hören. Wenigstens einmal muß ich es doch hören, wie es klingt, wenn mein Schatz mir gesteht, er liebt mich. – Tu es jetzt, Per!«

»Aber meine Liebe, ich habe dir doch wirklich oft genug gesagt, daß ...«

»Nicht mit *diesen* Worten, Per! Und gerade *die* will ich hören! Es sind die drei Worte, die wir Frauen Tag und Nacht, im Wachen und Träumen vernehmen, von dem Augenblick an, da wir von unserem ersten Ball heimkommen. Sprich sie, Per! Soll ich dir helfen? Hör zu. Jetzt wiederholst du meine Worte, dann wird es außerdem ein gegenseitiges Geständnis. Also: Ich ...«

»Ich«, wiederholte er.

»... liebe ...«

»Nein, das ist doch wirklich zu albern, Jakobe«, wandte Per ein. Hochrot im Gesicht, hielt er ihr die Hand vor den Mund. Und als sie immer weiter bat, stellte er sich zornig und entwand sich ihren Armen.

Allein so erleichtert er auch war, wenn er abends nach dem letzten stürmischen Abschied in der Vorhalle auf die Straße trat und sich dort eine Zigarre anzündete, hatte er trotzdem nie Lust, gleich nach Hause an seine Arbeit zu eilen, geschweige denn, wie in alten Zeiten ein Café zu besuchen. Jetzt hatte er eine Vorliebe dafür, durch die Straßen zu gehen, am liebsten durch die stillen, menschenleeren, und sich seltsamen neuen Stimmungen hinzugeben, die er nicht recht verstand. So wie jenes erste Mal, da er unversehens aus dem Born der Ewigkeit getrunken hatte, überkam ihn das überwältigende, fast beängstigende Gefühl, als erschlösse sich in seinem Innern eine Märchenwelt. Aber während der paradiesische Garten der Liebe, in den er durch die biedere Fransisca eingeführt worden war, lediglich ein freundliches Gärtchen mit Reseda und Levkojen und wohlgepflegten Gemüsebeeten gewesen war, blickte er nun in einen brausenden Palmenhain, weit und feierlich wie ein Tempel. Während dieser nächtlichen Wanderungen erwachte in ihm eine Ahnung von höherem Glück, von größerer und reinerer irdischer Lust als die, nach der er gestrebt hatte. Nun begann er zu verstehen, daß das Leben nur reich wurde durch die Liebe einer Frau und daß eine tiefe Wahrheit in den leichtfertig hingeworfenen Worten vom Himmelreich der Umarmung lag, in der man alle Sorgen vergaß und Vergebung für alle Sünden erlangte.

Als er eines Nachts von einem stundenlangen Spaziergang heimkehrte, schrieb er folgende Zeilen an Jakobe: »Einst nannte mich ein Mann im Scherz ›Hans im Glück‹. Auch ich selbst habe mich nie als Stiefkind des Lebens betrachtet. Vielleicht habe ich bisweilen in mißmutigen Augenblicken über das Schicksal geklagt, das mich in einem Land zur Welt kommen ließ, wo sich vor langer, langer Zeit der Pfarrersohn Adam mit der Küstertochter Eva vermählte und sie nach und nach drei Millionen Sideniusse zur Welt brachten. Doch wenn ich nun auf die vergangenen Jahre zurückblicke, dann fühle ich, daß mich ein guter Geist mein ganzes Leben hindurch begleitete. Wenngleich ich oft auf falscher Fährte war und manch glitzerndem Tand nachjagte, so trage ich jetzt trotzdem die goldene Siegeskrone in der Hand: Ich habe Dich und Deine Liebe.

Noch einmal habe ich das Bedürfnis, ehe ich zur Ruhe gehe, Dich in meine Gedanken einzuschließen und Dir zu danken. *Du* warst mein guter Geist seit dem Tage, da ich zum ersten Mal das Haus Deiner Eltern betrat, das heißt seit dem Tage, der der große Wendepunkt meines Lebens ist. Was ich Dir kürzlich nicht zu sagen vermochte, als Du mich darum batest, das flüstere ich Dir nun zu durch die Stille der Nacht: Ich – liebe – Dich!«

Als er am folgenden Tag den Brief in nüchterner Stimmung noch einmal durchlas, hielt er ihn für übertrieben und verbrannte ihn. Statt dessen schrieb er einen anderen, in dem er fast ausschließlich von seinem Buch berichtete. »Der Druck nimmt wirklich eine verheerend lange Zeit in Anspruch. Es sind wohl die Zeichnungen, die die Verzögerung bewirken; sie müssen ja in Holz geschnitten werden. Übrigens, ich habe mir gedacht, den Titel des Buches zu ändern. ›Neue Zeiten‹ – das klingt so alltäglich. Es soll heißen: ›Der Zukunftsstaat‹. Hört sich das nicht gut an?«

Der Oktober war gekommen, und Per hatte endlich seine Reisevorbereitungen abgeschlossen. Er beabsichtigte, zunächst eine Zeitlang in Deutschland zu bleiben und dort einige der bekanntesten technischen Institute zu besuchen. Später wollte er versuchen, Einblick in eines der großen Wasserbauprojekte zu bekommen, die von der weltbekannten englisch-amerikanischen Firma Blackbourne & Gries ausgeführt wurden. Sein Schwiegervater hatte versprochen, ihm hierfür Empfehlungen zu beschaffen. Außerdem wollte er noch nach Paris, London, New York und in andere amerikanische Großstädte. Er hatte vor, zwei Jahre fortzubleiben.

Obwohl Jakobe sich nicht vorstellen konnte, wie sie die lange Zeit überstehen sollte, machte sie keine Einwände. Ja sie selbst hatte sogar das eine Jahr hinzugefügt. Per hatte gemeint, die Hälfte der Zeit genüge auch; doch sie hatte ihn inständig gebeten, sich nicht zu übereilen. In diesem Punkt fand sie Rückhalt bei ihrem Vater. Philip Salomon hatte Per eines Tages zu sich in sein Büro rufen lassen und ihm hier einen Scheck über fünftausend Kronen ausgehändigt, wobei er hinzufügte, dieser würde nach einem Jahr erneuert werden.

Inmitten all der Geschäftigkeit, die das Packen und Vervollständigen seiner ziemlich umfangreichen Reiseausrüstung mit sich brachte, erhielt Per eines Tages einen Brief von Eberhard. Der Bruder schrieb, es sei ihm zu Ohren gekommen, er wolle ins Ausland gehen; daher dürfe er es nicht unterlassen, ihn über den Zustand des Vaters in Kenntnis zu setzen. Dieser sei jetzt so schlecht, daß stündlich die Katastrophe zu erwarten sei. Er selbst habe vor, in allernächster Zeit nach Hause zu fahren, um am Sterbebett anwesend zu sein, wo sich aller Voraussicht nach auch alle anderen Geschwister versammelten.

Nach Empfang dieses Briefes schritt Per den halben Tag lang in unentschlossenem Grübeln in seinem Zimmer hin und her. Der Ton des Briefs war ungewöhnlich rücksichtsvoll. Und sein Glück hatte ihn versöhnlich gestimmt. Keiner würde mehr glauben, daß er als der verlorene Sohn heimkehrte, meinte er.

Und doch! Sein Triumph war nicht vollständig. Noch war sein Buch nicht erschienen.

Schließlich verbrannte er den Brief mit allerlei anderen alten Schriftstücken, die er aus seinen Schubfächern räumte. Jakobe erzählte er davon nichts.

Am folgenden Tag reiste er nach Deutschland.

## Elftes Kapitel

*Berlin, den 12. Oktober*

Jetzt will ich Dir von meinem eigentlichen Eintritt in die große Welt berichten; er vollzog sich nicht ohne einen Anflug von Komik. Du kennst ja die Fahrt nach Berlin und weißt, sie ist nicht gerade sehr abwechslungsreich. Ich gestehe es ehrlich, ich schlief fest ein und wachte erst wieder auf, als wir in den Stettiner Bahnhof ratterten. Ich taumelte hinaus zum Droschkenhalteplatz, bekam mein Gepäck und gab dem Kutscher den Bescheid: »Hotel Zimmermann, Burgstraße« – ein Hotel, das mir Dein Onkel empfohlen hatte. Doch der Kutscher stierte mich an und wiederholte in seinem Berliner Dialekt: »Bu'straße, Bu'straße?« Dann schüttelte er seinen dicken Bierschädel und erwiderte: »Kenn ick nich!« Ein paar andere Droschkenkutscher kamen herzu, und nach und nach entstand ein kleiner Auflauf. »Bu'straße? Bu'straße?« sagten sie alle und schüttelten die Köpfe. »Die kenn ick nich!« Da stand ich nun! Plötzlich hob einer von ihnen den Finger und rief: »Ach so... Burrrrrrgstrrrrrraße!« Und bei diesem scharfen Trommelwirbel von »Rrrrs« wachte ich erst wirklich auf. Da spürte ich, daß ich der Heimat den Rücken gekehrt hatte. Das erste Ergebnis der Reise war die Erkenntnis, daß ein Däne, der sich im Ausland aufhält, seinen Sinn für Konsonanten entwickeln muß.

Doch nun höre weiter! Als der Wagen vor dem Hotel Zimmermann hielt – nebenbei bemerkt, ein verwaarloster Kasten mit einer altertümlichen Freitreppe, die bis dicht an den Bürgersteig hinabreicht –, empfing mich ein Hausknecht, der ein Schurzfell trug. Aber was passierte? Kaum hatte er die Wagentür geöffnet, da rannte er auch schon verstört ins Haus zurück und schrie: »Herr Zimmermann! Herr Zimmermann!... Ein Herr mit Orden!« Das ganze Haus lief zusammen, der Wirt kam eilends barhäuptig zu mir auf die Straße hinaus. Tableau! Unterdessen hatte ich einen erstaunten Blick auf meinen Rockaufschlag geworfen: Da hing noch im Knopfloch ein welches Restchen der Rose, die Du mir heute morgen beim Abschied angesteckt hattest. Mein Liebes, daß Dein letztes Geschenk ein solches Mißgeschick auslösen sollte! Denn Du kannst Dir vielleicht den Empfang vorstellen, der mir zuteil wurde, als man den Zusammenhang entdeckte. Doch glaube mir, ich verschaffte uns beiden Genugtuung! Als ich in mein Zimmer gekommen war, klingelte und schimpfte ich in einem fort wie ein wahrer Ritter des Großkreuzes. Und als der Kellner mit dem Fremdenbuch hereintrat, konnte ich mich nicht bezwingen und setzte ein flottes »von« vor meinen Namen. Schüttle nicht den Kopf! Du hättest sehen sollen, wie es half! Als ich ausging, stand der Wirt im Flur und verbeugte sich. Eigenhändig riß er mir die Tür auf mit einem untertänigsten »Herr Baron«. Das war die zweite Erfahrung, die ich an meinem ersten Reisetag machte: Ein Adelstitel wäre gar nicht zu verachten. Das hat mir Dein Onkel im übrigen schon früher gesagt. Es ist zwar lächerlich; aber eine Voraussetzung, Macht über Menschen zu gewinnen, besteht zweifellos darin, daß man den Mut hat, ihre Torheiten auszunutzen.

Ich habe mich ein wenig Unter den Linden umgesehen, und jetzt sitze ich bei »Bauer« und schreibe Dir diesen Brief. Von der Straße tönt ein Sausen und Brausen herein, daß ich gar nicht mehr im Zweifel bin, mich hier an einem Weltzentrum zu befinden. Ich habe ein Gefühl, als säße ich mitten in einem riesigen Wasserrad. Und was sind die

Millionenstädte auch anderes als ungeheure Turbinen, die Menschenströme ansaugen und wieder ausspeien, sobald sie sie ihrer Energie beraubt haben! Welch eine Konzentration von lebendiger Kraft! Es ist etwas Erhebendes, den Boden unter den Füßen erbeben zu fühlen, wo sich die Energie von zwei Millionen Menschen entlädt. Was können wir nicht alles in künftigen Jahrhunderten ausrichten, wenn wir erst gelernt haben, Arbeitswerte zu akkumulieren, im Vergleich zu denen die heutigen wie ein Kinderspiel wirken.

Doch für heute genug ...

*den 17. Oktober*

Ich habe zwei Zimmer in der Karlstraße 25 gemietet. Adresse: Frau Kumminach, zweite Treppe links. Ich habe beschlossen, vorläufig in Berlin zu bleiben. In all dem Trubel und dem Lärm liegt etwas, das mich innerlich elektrisiert. Ich fühle förmlich, wie mich diese Großstadtluft auflädt. Herrrrrrlich! Was für ein Donnerwetter\* möchte ich über die Ostsee schicken. Hin zu unseren stickigen Ufern! Von hier aus gesehen, wirken die Verhältnisse und Leute daheim doppelt provinziell. Hier haben die Menschen, bis hinab zum Straßenfeger, ein ganz anderes Format. Dagegen erinnern selbst die Salonlöwen der Østergade immer noch etwas an eine Unschuld vom Lande. Oder vergleichen wir unsere Leutnants mit einem deutschen Offizier in seinem langen Mantel mit den großen blutroten Aufschlägen! Zu Hause sehen sie, weiß Gott, aus wie uniformierte Seminaristen.

Ich habe Dr. Nathan heute einen Besuch abgestattet. Er wohnt sehr hübsch in der Nähe vom Königsplatz und scheint sich in seinem freiwilligen Exil recht wohl zu befinden, trotz verschiedentlich bitterer Äußerungen. Er empfing mich sehr freundlich; aber offen gestanden: Er hat mir nicht gefallen. Ich versuchte, ihm eine Vorstellung, über den Inhalt meines Buches zu vermitteln, doch von technischen Fragen hat er offensichtlich nicht die geringste Ahnung. Alle Augenblicke unterbrach er mich mit den allerdümmsten Fragen. Er wußte kaum, was eine Turbine ist. Unsere ganze Unterhaltung war für die Katz. Das war für mich eine bittere Enttäuschung. Überhaupt, es ist sonderbar mit solchen Leuten wie Nathan, die einen neuen Kulturstaat auf den romantischen Ruinen des Mittelalters aufbauen wollen – sie verstehen weiß Gott selbst nicht, worauf sie sich da eingelassen haben. Sie erinnern mich an jene akademisch ausgebildeten Architekten, die eine künstlerisch vielleicht sehr wirkungsvolle Zeichnung von einem Neubau anfertigen können, sich dann aber nicht darum kümmern, wo das Bauholz herkommen soll, wo die Steine gebrannt werden und so weiter. Dazu gehören andere Fähigkeiten! Männer wie Nathan sind jetzt bloß im Wege! Mir fällt ein, in einem der Bücher, die Du mir diesen Sommer geliehen hast – war es vielleicht eins von Nathan selbst? –, stand die unzweifelhaft richtige Bemerkung, daß die Voraussetzung für die Renaissance im fünfzehnten Jahrhundert die Erfindung des Kompasses war. Er ermöglichte die Entdeckung Amerikas und erleichterte die Ausnutzung der schon bekannten Kolonien, deren Reichtümer ins verarmte Europa strömten und die durch Priester und Mönche eingeschüchterte Menschheit erneuerten und Mut, Handelskraft und Abenteuerlust belebten. Genauso bildet – so meine ich – die Entwicklung moderner Kraftmaschinen die Voraussetzung für den nächsten großen kulturellen Fortschritt; und

wer ohne Verständnis hierfür Prophezeiungen über die Zukunft anstellt, pustet Seifenblasen in die Luft, zur Belustigung von Poeten und anderen Unmündigen.

*den 19. Oktober*

Nein, den Onkel Deiner Mutter habe ich noch nicht besucht. Ich habe es absichtlich aufgeschoben, bis ich im Deutschen ein bißchen sicherer geworden bin. Neulich bin ich an seiner Villa in der Tiergartenstraße vorbeigekommen; es ist ja ein wahres Schloß. Hier spricht man davon, er sei fünfzigfacher Millionär. Gib mir bitte Hinweise, damit ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe. Was ist ein »Geheimer Kommerzienrat«? Ich meine, muß man ihn mit Exzellenz anreden? Berichte eingehender über die Familienverhältnisse. Er hat eine Frau (Gemahlin?) und eine Tochter. Sind noch mehr Kinder da?

*den 21. Oktober*

Als ich heute ins Café »Bauer« komme – wen sehe ich da wohl sitzen, einen Banditenhut im Nacken, einen Knotenstock zwischen den ausgestreckten Beinen? Fritjof! Hätte ihn übrigens fast nicht wiedererkannt: Er ist in letzter Zeit furchtbar alt geworden, sein Bart ist grau, seine Augenlider sind rot und geschwollen. Doch trotz allem ist er noch eine recht stattliche Erscheinung. Sogar hier in Berlin erregt er Aufsehen. Er ist wegen einiger Gemälde hergekommen, die er bei einem Kunsthändler ausgestellt hat. Auch als Maler hat er hier Erfolg, und die Zeitungen schreiben viel über ihn. Ich habe davon nicht viel Ahnung, aber er zog mich mit hin, damit ich seine Werke bewundern sollte. Es sind gewiß auch allerlei brillante Dinge darunter. Vor allem gab es da ein paar riesige Bilder von der Nordsee mit mächtigen Wellen. Während ich sie betrachtete, konnte ich nicht umhin, mich in die Zukunft zu versetzen, wenn meine tausendtonnigen Eisenbojen – Du erinnerst Dich sicher noch an sie aus meinem Buch – erst wohlvertäut vor Jütlands Westküste in der Brandung liegen und ihr die Energie abzapfen. Ich fragte Fritjof, ob er noch nie, wenn er diese Riesenwogen am Strand gemalt habe, von Wehmut erfaßt worden sei bei dem Gedanken an die herrliche Menge Energie, die verlorenging und schon seit Jahrtausenden für Menschheit und Kultur ungenutzt geblieben war. Doch er fing gleich an zu poltern und stimmte das alte Jammerlied von der Niedrigkeit der Industrieseele und der Entweihung der Natur an. Ich wollte von ihm wissen, ob er denn nichts Anziehendes an dem Gedanken finde, all die unerschlossenen Pferdekräfte für die Gesellschaft dienstbar zu machen, sie mittels Leitungen über das Land zu verteilen, sie in jütische Städte zu bringen, ja in jedes Haus zu senden, damit zum Beispiel eine Näherin in Holstebro ihre Maschine oder eine Mutter in Viborg die Wiege ihres Kindes von den Wellen der Nordsee in Gang setzen lassen kann. Da hättest Du sein Gesicht sehen sollen! »Was?« schrie er, daß sich die Leute im Saal umdrehten. »Wollt ihr Lauser <i>mein</i> Meer in ein Lasttier verwandeln?«

Er ist wirklich unverbesserlich. Ich hatte aufrichtig Mitleid mit ihm. Als ich ihn so stehen sah mit seinem Schlapphut, dem Knotenstock und dem lässig gebundenen Schlips, rasend vor Entrüstung, da sagte ich mir: Der letzte Künstler! In zwanzig Jahren wird man solche Leute in Irrenanstalten stecken. Und wenn sie sterben, wird man sie



ausstopfen und in Museen aufstellen, zwischen den Mammuten der Vorzeit und den dreihöckrigen Kamelen.

*den 23. Oktober*

Gestern hatte ich einen großen Tag. Neulich las ich in den Zeitungen von einem Versuch mit einer neuartigen Flußsperre. Er sollte in Anwesenheit von geladenen Ingenieuren in der Nähe der kleinen Stadt Berkenbrück unternommen werden, ein paar Stunden von hier. Ich wollte mir das gern ansehen und ging deshalb zur dänischen Gesandtschaft, weil ich annahm, man würde sich verpflichtet fühlen, mir bei der Beschaffung einer Einladung zu helfen. Nie aber habe ich ein Paar vor Erstaunen so kugelrunde Augen gesehen wie die des Beamten, dem ich mein Ansinnen vortrug. Der Mann mußte sich in den Stuhl zurücklehnen, um wieder zu Atem zu kommen. Er erinnere sich, sagte er, daß man schon einmal einen Freiplatz für eine durchreisende dänische Schauspielerin im hiesigen Königlichen Schauspielhaus besorgt habe. Auch habe man einst einigen Gelehrten Zutritt zu den Handschriftensammlungen der Bibliothek verschafft – doch dies! Ein älterer Herr, der aus dem Nebenzimmer trat – es war sicherlich der Gesandte in höchsteigener Person –, maß mich mit noch tieferem Entsetzen und ließ mich in väterlichen Wendungen wissen, daß man dergleichen Vergünstigungen in einem fremden Land wahrhaftig nicht erwarten dürfe. Auf jeden Fall müßte die Gesandtschaft, ehe irgend etwas in dieser Sache unternommen werden könne, mit dem Ministerium daheim konferieren. Ich solle schriftlich ein Gesuch in zwei gleichlautenden Exemplaren mit den erforderlichen Empfehlungen, Beglaubigungen und Examenszeugnissen der verschiedenen Lehranstalten einreichen, die ich seit meinem siebenten Jahr besucht habe, und ähnliches. Kurz, ich merkte, daß ich mich plötzlich wieder in meinem lieben alten Dänemark befand, im Himmelreich des Wortgeklingels. Da beschloß ich denn, auf eigene Faust mein Glück zu versuchen. Gestern morgen fuhr ich mit dem ersten Zug nach Berkenbrück. Der Oberingenieur stellte mir sofort eine Einladungskarte aus, ja bedankte sich sogar für mein Interesse an dem Vorhaben und gewährte mir Einblick in alle Unterlagen über die Vorarbeiten.

Ich möchte versuchen, Dir eine Vorstellung von dem zu vermitteln, was ich zu sehen bekam. Erst muß ich jedoch berichten, daß es sich darum drehte, ein Stück Flußbett trockenzulegen, um einen Brückenpfeiler ausbessern zu können. Anfangs hatte man versucht, auf die übliche Weise einen Damm quer durch den Fluß zu legen. Doch die Strömung war zu stark. Man konnte den Damm nicht schließen, ohne vorher einen Umleitungskanal zu bauen, was unter den gegebenen Verhältnissen zu umständlich und kostspielig gewesen wäre. Dann war man daraufgekommen – und das ist das Neue und Sinnreiche daran –, den Strom selbst das Schließen der Lücke vornehmen zu lassen, indem man eine riesige Holzkiste, die genau die Größe der Dammöffnung hatte, darauf zutreiben ließ und sie mit der nötigen Belastung vom Ufer her steuerte. Der Versuch verlief ausgezeichnet. Als die Holzkiste anschlug, krachte es beunruhigend in der Dammverschalung, und das Wasser stieg stark; die Strömung führte sie aber haargenau an die richtige Stelle, und zuletzt saß sie, fest in den Damm hineingetrieben, wie ein Korke in einem Flaschenhals. Es war ein ergreifender Anblick. Ich hätte gewünscht, Du wärest dabeigewesen. Die Wirkung erhöhte sich noch dadurch, daß in

einigem Abstand ein paar Sprengschüsse ertönten. Dort verschafft man dem Fluß einen zeitweiligen Ablauf in ein Moor mit einem See.

Hinterher wurde Champagner gereicht, und zwar in einem Zelt, das man eigens auf dem Platz errichtet hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Reihe von Reden gehalten. Schließlich – nun falle aber nicht vom Stuhl – ergriff auch ich das Wort und brachte ein Hoch auf den deutschen Technikerstand aus, der hier erneut der Welt einen glänzenden Beweis seiner Überlegenheit geliefert hatte. Ich kam ganz gut zurecht. Natürlich haperte es ein bißchen mit der Sprache, aber wo mir die Worte fehlten, half ich mir mit einer ausdrucksvollen Handbewegung. Die Rede erregte große Begeisterung. Von allen Seiten wurde ich umringt, man drückte mir die Hand, und ein anwesender Reporter bat mich auf der Heimfahrt um ein Interview. Du kannst heute meinen Namen im »Tageblatt« finden.

Übrigens lernte ich bei dieser Gelegenheit einen Mann kennen, der mir hier sehr von Nutzen sein kann. Er ist Lehrer an der Technischen Hochschule in Berlin und erwies sich – so klein ist die Welt – als guter Bekannter von Aron Israel, weshalb er sich ein bißchen für dänische Verhältnisse interessiert. Professor Pfefferkorn bat mich beim Abschied, ihn zu besuchen.

*den 24. Oktober*

Du wirfst mir Äußerungen über Nathan vor, liebste Freundin, und scheinst fast ein wenig ärgerlich, daß ich ihn nicht als Führer betrachten kann. Hierzu möchte ich nur erklären: Ich habe dem Mann natürlich ebenfalls viel zu verdanken – das erkenne ich bereitwillig an; aber als das Universitätsprodukt, das er schließlich ist, wird er immer ein unverbesserlicher Ästhet bleiben, ohne Verständnis, ja ohne einen Blick dafür, was das praktische Leben verlangt. Als ich kürzlich versuchte, ihn mit meinem Projekt vertraut zu machen, ließ er mich kaum zu Wort kommen. Er redete immerzu von einem Theaterstück, das er gelesen hatte, und von den politischen Zuständen in der Heimat und weiß Gott wovon. Alles, was er über mein Projekt zu sagen hatte, war lediglich, daß er es »ziemlich phantastisch finde«. Nun bitte ich Dich! Und den Mann soll ich als Führer anerkennen! In Wirklichkeit ist er kaum weitblickender als Fritjof, hat nicht ein Fünkchen Ahnung davon, was für Wunder die Zukunft in ihrem Schoß trägt und daß diese Wunder die Weltordnung – auch die politische – auf den Kopf stellen werden. Phantastisch! Ich gestehe Dir: Durch meinen Aufenthalt hier bin ich in der Auffassung bestärkt worden, daß für uns nichts »phantastischer« wäre, als wenn wir – mit unseren natürlichen Reichtumsquellen – das ängstliche und bescheidene Aschenputteldasein fortsetzten, das die Herrschenden als beste Bürgschaft für unsere nationale Selbständigkeit und als natürlichen Boden unserer Kultur ansehen. Ich halte dafür, daß es bei der Winzigkeit unseres Territoriums nur ein Mittel gibt, uns unter den Staaten zu behaupten, nämlich Geld. Wie ich in meiner Abhandlung schrieb: »Ein so liliputartiges Land wie das dänische ist schon an und für sich eine Absurdität; ein so kleines und armseliges Land ist heute auf die Dauer eine Unmöglichkeit.« Wir müssen uns durch Überfluß Achtung verschaffen. Die Lösung ist Geld, Geld und nochmals Geld. Der Glanz des Goldes muß »Licht über das Land« bringen, wovon Nathan und die anderen stets so viel sprechen. Eine Kultur der Armut ist schließlich stets ein Fressen für die Pfaffen.

Ich denke oft an Venedig, das doch nur eine kleinere Stadt war und sich trotzdem zu einer Weltmacht entwickelte. Städte wie Hjerding oder Esbjerg haben im modernen nordeuropäischen Verkehr eine ähnlich zentrale Lage wie seinerzeit die Lagunenstadt. Hier im Ausland träume ich von einem Hjerding der Zukunft, wo sich Handelspaläste mit goldenen Kuppeln über breiten Kais erheben und kleine elektrisch betriebene Gondeln wie Schwalben über das blanke Wasser der Kanäle huschen.

*den 25. Oktober*

Heute nur zwei Worte in aller Eile. Ich komme eben vom Geheimen Kommerzienrat, dem ich die Grüße überbrachte. Die Frau und das junge Fräulein traf ich zu Hause an. Man empfing mich sehr freundlich. Deine Halbkusine ist eine vollendete Schönheit, und dabei so auffallend schlicht in ihrem Auftreten, fast ein bißchen verlegen. Doch sie ist ja noch blutjung. Ansonsten war der Ton sehr vornehm. An jeder Tür, durch die ich ging, stand ein Diener. Die Unterhaltung fand im Wintergarten statt, den Du ja kennst. Am meisten redeten wir von Euch, obwohl ich natürlich unser Verhältnis nicht erwähnte, sondern lediglich als guter Freund Eures Hauses auftrat. Übermorgen geben sie eine große musikalische Abendgesellschaft, zu der ich auch gebeten wurde. Ungefähr dreihundert Einladungen sollen verschickt worden sein.

Ich sitze hier im Mantel, da ich mit Fritjof verabredet bin. Wir verbringen häufig die Abende gemeinsam, und trotz unserer verschiedenen Auffassungen kommen wir recht gut miteinander aus. Er kann wirklich sehr nett sein. Er hat mich mit einigen seiner deutschen Kunstkollegen bekannt gemacht, halbirre Burschen wie er selbst, aber lustig und fidel. Ist es eigentlich nicht lächerlich? Nun ist es schon mehrfach passiert, daß man zwischen mir und Fritjof Ähnlichkeit gefunden hat. Einmal hat man mich sogar gefragt, ob ich vielleicht ein jüngerer Bruder von ihm sei. Verstehst Du das?

*den 27. Oktober*

Wieder ein inhaltsreicher Tag! Schrieb ich Dir nicht kürzlich von einem Professor Pfefferkorn, der Lehrer an der hiesigen Technischen Hochschule ist und mich bat, ihn zu besuchen? Heute war ich bei ihm. Er wohnt draußen in Charlottenburg, fast neben der Schule, einem wahren Palast mit Säulen und Statuen; sie soll rund zehn Millionen gekostet haben. Professor Pfefferkorn führte mich selbst durch die Lehranstalt. Ich habe die Hörsäle, die Laboratorien und ein paar interessante Versuchswerkstätten gesehen, die zur Schule gehören. Am meisten zog mich jedoch eine Sammlung vorzüglich gearbeiteter Modelle von den bedeutendsten Ingenieurprojekten der Welt an, Brückenanlagen, Schleusen, Fundamentierungen und so weiter, ein Museum, das sicher kaum seinesgleichen hat. Pfefferkorn versprach, mir die Erlaubnis zu besorgen, dort zu studieren, was im allgemeinen schwer zu erreichen sein soll; ich bin natürlich begeistert darüber. Es ist ja geradezu eine Schatzkammer! Mir ist übrigens der Gedanke gekommen, hier einige Vorlesungen bei einem Professor Freitag zu hören, einem jüngeren Mann, der sich durch ein Werk über Elektromotoren großes Ansehen erworben hat. Überhaupt, mein Liebes, ich werde nicht auf der faulen Haut liegen. Es kribbelt mir förmlich in den Fingerspitzen, wieder eine Logarithmentafel in die Hand zu nehmen. Mein Buch ist gar nichts, auf jeden Fall viel zuwenig! Aber warte ab! Ja,

Pedant Sandrup und seine mickrigen verknöcherten Bürokraten können bald einpacken! In zehn Jahren wird es bei uns anders aussehen!

Neulich stand ich mit Fritjof auf dem Rathausturm neben der Fahnenstange, 250 Fuß über der Straße. Die Sonne ging gerade unter, aber die Luft war klar. Ich konnte ein paar Meilen in die Runde sehen. Überall hohe Häuser und lange Straßen, in denen schon die Laternen brannten, Telegrafendrähte und Schornsteinrauch und elektrisch erleuchtete Bahnhofshallen, in denen die Züge ein- und ausfuhren. – Und weit draußen in der Ferne erblickte man verstreute Fabrikanlagen, mit denen sich die Stadt bis ins Unendliche fortzusetzen schien. Da mußte ich daran denken, daß hier noch vor ein, zwei Menschenaltern nur eine unansehnliche kleinere Stadt mit Tranfunzeln und Postkutschenverkehr gelegen hat. Und es erfaßte mich ein solcher Stolz, Mensch zu sein, daß ich zu Fritjofs heftigem Ärger meinen Hut zu schwenken begann. Herr Jesses! Diese Burschen mit ihrer »Kunst« auf bemalter Leinwand! Der Anblick solch eines elektrisch beleuchteten Bahnhofsgebiets ist weit ergreifender als alle Madonnen Raffaels zusammen. Wenn ich an eine Vorsehung glaubte, so würde ich jeden Morgen niederknien und meine Hosen beschmutzen aus lauter Dankbarkeit dafür, daß ich in diesem stolzen Jahrhundert geboren bin, da sich der Mensch endlich seiner Allmacht bewußt wird und anfängt, die Welt nach seinem Gefallen umzuschaffen – und in solchem Ausmaß, wie es sich kein Gott in seinen kühnsten Phantasien träumen ließ!

Nachdem Per abgereist war, hatte Jakobe, da sie nicht mehr unmittelbar durch ihn beeinflußt wurde und die Aussicht auf eine jahrelange Trennung ihren Lebensmut erschlaffen ließ, einen vorübergehenden Rückfall von Mißmut über ihr Verhältnis zu ihm gehabt. Schon als sie seinen ersten Brief bekam und besonders als sie ihm schreiben wollte, merkte sie, wie fremd er ihr innerhalb weniger Tage geworden war. Plötzlich hatte sie ihm wenig zu sagen. Ihre Kritik war wieder erwacht. Die Anfechtungen meldeten sich von neuem. Abermals war es für sie eine demütigende Qual, seine jugendlichen Briefe zu lesen, die so viel Gleichgültiges enthielten und so wenig von seiner Liebe und nichts von seiner Sehnsucht verrieten.

Nach einigen Wochen traf Ivan eines Tages auf der Straße Aron Israel. Der Gelehrte zeigte ihm einen Brief, den er am Morgen von einem alten Freund aus Berlin, Professor Pfefferkorn, erhalten hatte, worin sich dieser sehr lobend über Per äußerte. Ivan bat darum, den Brief mit nach Hause nehmen zu dürfen. Nachdem er ihn den Eltern im Wohnzimmer vorgelesen hatte, sandte er ihn Jakobe in einem großen geschlossenen Umschlag mit der Aufschrift: »Vive l'empereur!« Im Brief stand: »Übrigens bin ich gegenwärtig eng verbunden mit Deiner Heimat durch einen jungen Mann, einen Ingenieur Sidenius, der, wie er mir berichtete, ein persönlicher Bekannter von Dir ist, eine bemerkenswerte Naturbegabung, von der die dänische Nation sicherlich noch Ungewöhnliches erwarten darf. Ich habe mich einige Male mit ihm unterhalten und dabei Gelegenheit gehabt, die Ideen kennenzulernen, mit denen er sich beschäftigt und die mich interessiert haben. Selten bin ich einem Menschen begegnet, der eine so unmittelbare, unbefangene und lebendige Vorstellung von der Natur und ihren Erscheinungen besitzt. Zwar möchte ich nicht behaupten, daß mir seine Auffassung besonders zusagte, dazu ist sie mir zu sehr der Erde zugewandt; aber ihr gehört die Zukunft. Es hilft wenig, wenn wir Älteren darüber seufzen. Jede Zeit hat ihre Ideale.

Wenn ich Deinen jungen Landsmann ohne Zaudern und Zagen kühnste Pläne für eine Umgestaltung der Gesellschaft schmieden sehe, erreichbar durch eine immer vollkommene Bezwingung der Naturkräfte, dann meine ich den Prototyp eines tatkräftigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts vor mir zu haben.«

Mit heißen Wangen und wogender Brust hatte Jakobe diese Zeilen gelesen. Und nun geschah etwas für sie sehr Ungewöhnliches: Sie brach in Tränen aus. Sie weinte nicht allein aus Freude, sondern auch aus Scham, weil sie von Zweifel und Unruhe erfüllt gewesen war und Per in ihren Gedanken aufs neue verraten hatte. »Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts.« Ja, das war das Wort, das die großen Gegensätze seines Wesens erhellte, die Schwächen entschuldigte und die Kraft erklärte. Er war gleichsam der erste formlose Entwurf eines künftigen Gigantengeschlechts, das – wie er selbst es geschrieben hatte – endlich als rechtmäßiger Herr von der Erde Besitz ergreifen und sie nach seinem Bedarf verändern würde. Er war ein Vorbote, aufgewachsen in stickiger Stubenluft, unter dem Druck spießbürgerlicher Kleinlichkeit, unter dem Zwang von Aberglauben und Unterwürfigkeit, und deswegen unbändig, eigenwillig und ohne Ehrfurcht, ohne Glauben an andere glückbringende Mächte als jene, die ein Stahlrad in Gang setzen können. Und war das eigentlich verwunderlich? Der Traum des neunzehnten Jahrhunderts von einem Goldenen Zeitalter, dessen schöner Glaube, ein Reich des Glücks und der Gerechtigkeit allein durch die Macht des Geistes und die Überzeugungskraft des Wortes aufbauen zu können – wie sehr war er verblaßt!

Schon vor Pers Abreise hatte Jakobe es unternommen, sich einen Einblick in die Geheimnisse der Mathematik und Mechanik zu verschaffen. Doch das war seinerzeit nur die Laune einer verliebten Frau gewesen, ein Ausdruck ihres unruhigen Verlangens, Per auf all seinen Wegen zu begleiten. Die Schwierigkeiten der Aneignung hatten sie bald wieder den Versuch aufgeben lassen. Jetzt stürzte sie sich aufs neue mit ihrer ganzen semitischen Energie auf naturwissenschaftliche Studien. Ihr wurde klar, daß man ohne gründliche Kenntnis dieser Probleme nicht die nötigen Voraussetzungen besaß für das Verständnis der modernen Gesellschaft und ihrer Entwicklungsgesetze. Auf ihrem Tisch, der bislang von belletristischen Werken überschwemmt war und wo Enevoldsens »Schöpfung« sehr oft aufgeschlagen gelegen hatte – das Bild des Dichters zwischen den Blättern versteckt –, häuften sich jetzt Lehrbücher der Physik, Geometrie und Dynamik. In ihren Briefen an Per legte sie genau Rechenschaft ab über ihre Fortschritte und suchte bei ihm Rat und Anleitung.

So hatte sich also das Verhältnis zwischen ihnen schlagartig gewendet. Bisher hatte sich Jakobe als die geistig Überlegene betrachtet, deren etwas peinliche Pflicht es war, ihrem unbewanderten Verlobten beizustehen, die Lücken in seiner vernachlässigten Allgemeinbildung zu schließen. Plötzlich war sie die Schülerin geworden, die seiner Unterstützung und seiner Nachsicht bedurfte. Wie in den ersten Tagen ihrer Liebe hielt sie zehnmal am Tag den Federhalter in der Hand, um ihm zu schreiben, mitunter nur eine einzige Zeile, einen Freudenausruf über das plötzlich erwachte Verständnis für eine schwierige Geometrieaufgabe oder einen kummervollen Seufzer, weil sie ihn nicht da hatte, wenn sie seine Hilfe brauchte.

Noch hatte die Liebe einen größeren Anteil an ihrem Eifer, als ihr selbst bewußt war. Was ihr im Laufe des Tages begegnete, selbst die flüchtigsten Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen, mußte sie ihm mitteilen, wiewohl Pers Briefe an sie nach wie vor

ihre Vertraulichkeit und Zärtlichkeit unerwidert ließen. Doch auch in diesem Punkt hatte sie sich nach und nach zufriedengegeben. Sie sah jetzt ein, daß sie von ihm etwas verlangt hatte, was die Natur ihm versagt hatte; und sie war sogar dankbar, daß er nicht versuchte zu heucheln, sondern sich ihr gegenüber ehrlich zeigte, wie er nun einmal war.

Auch über Politik, ihr altes Lieblingsthema, schrieb sie ihm in ihren Briefen, besonders über die verschiedenen Arbeiterbewegungen, die mit der modernen Entwicklung der Technik in engem Zusammenhang standen. Sie hatte bisher ihr eigenes Interesse für die ständigen Lohnkämpfe und Machtfragen, die ihrem aristokratischen Empfinden in so vielem zuwider waren, selbst nie ganz verstehen können. Sie hatte sich unsicher gefühlt gegenüber diesen murrenden Arbeitermillionen, deren Forderungen ihr oft eine Gefahr zu enthalten schienen für all das, was sie im Leben am höchsten schätzte. Doch durch ihr langsam erworbenes Verständnis für Per war sie nun auch zur Klarheit gekommen über das dunkle, ihr widerstrebende Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem rußigen, unterdrückten, für Licht, Luft und Menschlichkeit kämpfenden Arbeiterheer – den Männern des zwanzigsten Jahrhunderts!

Unterdessen vergingen Per die Tage in Berlin wie im Fluge. Er teilte Zeit und Kräfte einigermaßen gleichmäßig auf zwischen seinen Studien und den Zerstreuungen der Großstadt. Täglich machte er neue Bekanntschaften, überall wurde er freundlich aufgenommen. Es war hier genauso wie daheim: seine offene und unbefangene Art gewann ihm alle Herzen. Diese Fähigkeit, die Menschen durch seine Persönlichkeit für sich einzunehmen, wurde ihm eigentlich erst in Berlin bewußt, und ohne darüber nachzusinnen, worin sie bestand, nutzte er sie mit kluger Berechnung. Zugleich eignete er sich durch beharrliche Aufmerksamkeit ein immer täuschenderes weltmännisches Auftreten an. Es erging ihm übrigens wie vielen Leuten im Ausland. Seine schlechten Angewohnheiten faßten die Fremden als nationale Eigentümlichkeiten auf, für die er also nicht verantwortlich gemacht werden konnte, ja die seine unmittelbare Anziehungskraft nur noch erhöhten, da sie eine Art ethnographisches Interesse weckten.

Auf der großen musikalischen Abendunterhaltung beim Geheimen Kommerzienrat verlor sich allerdings seine Gestalt in der Menge glitzernder Uniformen und ordengeschmückter Rockaufschläge. Doch es gab einen Augenblick, da wurde er Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. In einer Konzertpause ließ die Gebieterin des Hauses Per heranzurufen und unterhielt sich mit ihm, bis die Musik wieder begann. Die alternde Dame, die tief dekolletiert und stark geschminkt war, hatte eine Schwäche für junge Männer mit gut entwickelten Körperformen und gab sich keine Mühe, dies zu verbergen. Per hingegen hatte nur Augen für ihre Tochter, einen neunzehnjährigen Rotschopf. Sie war das völlige Gegenteil der Mutter, ein stilles, zartes, liebreizendes Mädchen, das fast mit Scheu jeden Mann beobachtete, der sich ihr näherte. Ebenso wie die Mutter war sie prächtig gekleidet und schamlos entblößt, wie es die Hofmode verlangte. Sie schien aber selbst bedrückt durch ihre halbe Nacktheit und bedeckte ständig den Busen so weit wie möglich mit ihrem Fächer.

Per hatte bei der Begrüßung lediglich Gelegenheit gehabt, sich vor ihr zu verbeugen. Er war nicht einmal sicher, ob sie ihn wiedererkannt hatte. Seither wurde sie ununterbrochen von uniformierten und vornehmen Kavalieren belagert. So gab er es

schließlich auf, sich ihr zu nähern. Beim Konzert ertappte er sie jedoch zweimal dabei, wie sie ihn verstohlen betrachtete. Daß ihr Blick nicht zufällig auf ihm ruhte, verriet sie durch die hastige Art, wie sie beim zweitenmal die Augen niederschlug. Ja, Per meinte bestimmt gesehen zu haben, daß sie leicht errötete.

Als er spät in der Nacht in einem leichten Champagnerrausch die Gesellschaft verließ, gingen ihm sehr kühne Gedanken durch den Kopf. Sollte er hier etwa eine Chance haben? ... Er dachte an Onkel Heinrichs Geschichte von dem armen Österreicher in New York, der die Tochter des amerikanischen Petroleumkönigs errang und jetzt zu den regierenden Geldfürsten der Neuen Welt gehörte. Dieses junge Mädchen erbte mindestens fünfzig Millionen. Fünfzig Millionen und dazu eine hinreißende Braut! Das verlockte schon zu einem Versuch! ... Unsinn! Wahnwitz! ... Und doch! Bisher hatte er stets Glück gehabt bei allem, was er sich ernstlich vorgenommen hatte. Noch hatte er die prophetischen Worte Ivans nicht zuschanden gemacht: Ich komme, ich sehe, ich siege!

Immerhin, er mußte Rücksicht auf Jakobe nehmen. Das hatte er keinesfalls vergessen, und das war natürlich ein ernstes Hindernis. Aber war man gezwungen, sich durch seine Vergangenheit binden zu lassen, wenn einem ungeahnte glänzende Aussichten erschlossen wurden? Ja hatte er überhaupt das Recht, auf solch eine Zukunft zu verzichten? Konnte er das mit Rücksicht auf die Sache verantworten, der er seine ganze Kraft geweiht hatte? Weiß Gott, er hielt viel von Jakobe. Ihre ausgezeichneten Eigenschaften wußte er wohl zu schätzen, und es ginge ihm sicher sehr zu Herzen, sie zu verlassen. Trotzdem, alle persönlichen Gefühle mußten sich dem Gedanken an das Gemeinwohl unterordnen. Das würde Jakobe bestimmt selbst verstehen und billigen. Fünfzig Millionen! Diese Summe würde ihrem Eigentümer in einem kleinen Land wie Dänemark wahrhaft königliche Macht verleihen. Was konnte er daheim nicht alles mit dem Geld ausrichten! Welche Hilfe in dem großen Befreiungskampf, dem niemand mehr Glück und Erfolg wünschte als gerade Jakobe!

Er hatte keine Lust, seine Wohnung aufzusuchen, und daher schlenderte er Unter den Linden entlang, wo es in den Cafés und Weinstuben noch lebhaft zuing. Sonst mied er soweit wie möglich diese eleganten Restaurants, in denen man so verflücht wenig für sein Geld bekam. Trotz all seines Bestrebens, weltmännisch aufzutreten, besaß er einen angeborenen Widerwillen, Geld auszugeben. Am wohlsten fühlte er sich eigentlich immer in Fritjofs Künstlerkneipe, wo er für nur zwei Mark ein Beefsteak von einem halben Pfund mit Spiegelei, ein faustgroßes Brötchen, eine Scheibe Käse, zwei Glas Bier und obendrein ein freundliches Lächeln der Kellnerin bekam. Doch in der Champagnerstimmung dieser Nacht streifte er trotzig alle kleinbürgerlichen Bedenken ab und betrat eine der vornehmster, Weinstuben in der Nähe der Neuen Wache, in der fast nur Offiziere verkehrten.

Bei einer halben Flasche eiskühlem Vix Bara und unter lebhaftem Kommen und Gehen seiderauschender und säbelrasselnder Paare setzte er hier seine Selbstüberredungen fort. Vor allem der Barontitel, zu dem ihm Onkel Heinrich die Anregung gegeben hatte, spukte ihm im Kopf herum. Nun würde er ihm wirklich nützen! Ohne vornehmen Namen erreichte man kaum etwas in diesen Kreisen. War er erst einmal Baron, dann brauchte er keine Nebenbuhler mehr zu fürchten. – Gewiß, er hatte bis jetzt nur wenig, worauf er bauen konnte, nur einen verstohlenen Seitenblick. Hatte er

jedoch mehr, ja überhaupt soviel gehabt, als er seinerzeit um Jakobe anhielt? Er brauchte nur ohne Furcht auf seinen Bund mit dem Glück zu bauen und an seinen Wahlspruch zu glauben: Ich *will!*

Es war nach drei, als er nach Hause kam. Vor Erregung konnte er nicht einschlafen. Er wälzte sich im Bett hin und her, trank ein Glas Wasser nach dem anderen und vermochte seine Gedanken nicht zur Ruhe zu bringen. Doch es hielten ihn nicht nur diese abenteuerlichen Zukunftsträume wach. Hier in seiner Einsamkeit und in der Dunkelheit tauchten auch noch andere Vorstellungen auf und brachten sein Blut in Wallung.

Während seines Aufenthaltes in Berlin verfolgte ihn eine Unruhe, die sich wie jener Schatten im Märchen nur dann bemerkbar machte, wenn es still und einsam um ihn wurde. Es waren die Gedanken an seinen Vater und dessen möglichen Tod, von denen er sich nicht befreien konnte. Das heißt, tagsüber, wenn er beschäftigt war oder mit seinen Freunden in den Cafés saß, dachte er nicht daran, sobald er jedoch in dieser fremden Stadt mit sich allein war, und vor allem abends, wenn er in seine leeren, ungemütlichen Zimmer in der Karlstraße zurückkehrte, erschien der Schatten. Jede Nacht, wenn er hemdsärmelig neben dem Bett stand und seine Uhr aufzog, fragte er sich: »Ob Vater heute stirbt?«

So auch in dieser Nacht.

Gegen Morgen – gerade als er endlich einschlief – fuhr er plötzlich zusammen. Irgendwo im Zimmer hatte er ein Geräusch gehört, das in seinen Ohren wie ein dreimaliges Klopfen klang. Wieder war er hellwach. Und obgleich er nicht abergläubisch war, konnte er sich doch nicht von dem Verdacht befreien, daß der Vater in jenem Augenblick heimgegangen war.

Vormittags fragte er telegrafisch bei Eberhard an, und gegen Mittag bekam er die kurze Antwort: »Vater sterbend.« Per sah auf die Uhr. In zwei Stunden ging der Schnellzug nach Hamburg. Am nächsten Vormittag konnte er zu Hause sein, und abends würde er wieder zurückreisen können. Nur eine Abwesenheit von zwei Tagen – und sein Gewissen wäre beruhigt.

Eine Minute lang stand er mit der Uhr in der Hand da. Dann nickte er entschlossen und fing an, einen Handkoffer zu packen.

Er hatte selbst keine klare Vorstellung davon, was ihn eigentlich nach Hause trieb. Es war nicht nur die Angst, daß er es einst bereuen würde, von seinem Vater nicht Abschied genommen zu haben. Insgeheim stand sein Entschluß auch mit den anderen Gedanken in Verbindung, die ihn diese Nacht wach gehalten hatten. Wieder war hier ein Rest unüberwundener Gespensterfurcht mit im Spiel. So wie die ersten getauften Heiden vor wichtigen Entscheidungen heimlich den alten Götzen opferten, empfand er das Bedürfnis, den Gott seiner Väter durch ein Opfer zu versöhnen, nun, da er im Begriff war, sich zu rüsten zum letzten verwegenen Kampf um die goldene Königskrone des Glücks.

Zwei Stunden später saß er im Zug und fuhr nach Norden.



## Zwölftes Kapitel

Während Per nachts durch Jütland rollte, dachte er oft an seine mißglückte Weihnachtsreise vor fast sieben Jahren, als er das letzte Mal auf diesem Weg dem Heimatstädtchen entgegengefahren war. Bis in die kleinsten Einzelheiten erinnerte er sich noch an jene Heimkehr an einem dunklen Winterabend; ein kalter, gelblicher, diesiger Regenschleier hüllte die Stadt ein und machte die schläfrig brennenden Straßenlaternen noch trüber. Er sah wieder Schwester Signe auf dem nassen Bahnsteig stehen in ihrem halblangen altmodischen Mantel und mit schwarzen Wollhandschuhen. Den Rock hatte sie aufgeschürzt, und ihre großen Füße, die in Galoschen steckten, boten sich den Blicken dar. Er entsann sich, daß der Vater unzufrieden gewesen war, weil er in die Ferien gefahren war, ohne zuvor um Erlaubnis zu fragen. Vor allem aber war ihm noch gegenwärtig, daß er sehr enttäuscht gewesen war, als er hörte, daß im Eßzimmer der Fußboden gescheuert wurde, weil er daraus entnehmen konnte, daß die anderen schon gegessen hatten.

Es wunderte ihn eigentlich, daß er sich an diese alten Ereignisse noch so lebendig erinnerte, obwohl sie nichts mehr für ihn bedeuteten. Er wollte nicht zugeben, daß das Elternhaus und seine traurigen Erinnerungen noch irgendeine Macht über ihn hatten. Er war sich bewußt, daß er sich nur selten mit dieser Vergangenheit beschäftigt hatte, die im Laufe der Jahre gewissermaßen unter den Horizont seines Lebens getaucht war.

Am frühen Vormittag erreichte er die kleine Stadt bei hellem Oktobersonnenschein.

Wegen seiner hochmodernen Kleidung erregte er auf dem Bahnhof gewisses Aufsehen. Er trug einen mausgrauen seidengefütterten Reisemantel mit langen Schößen und breiten Samtaufschlägen an Hals und Ärmeln. Auf seinem Kopf mit dem dunklen kurzgeschnittenen Haar saß eine schottische Reisemütze. Der Handkoffer, das Hutfutteral und die übrige Reiseausstattung waren von bester Sorte und glänzten vor Neuheit.

Zwei Bauern in Lodenkleidern wichen ihm erschrocken aus. Mit Genugtuung hörte er, wie der eine dem andern zuflüsterte: »Segg mol, is dat nich de jung Graf Fry's west?«

Obwohl er seine Ankunft telegraphiert hatte, war niemand zu seinem Empfang da. Um so besser, dachte er, dann sind mir wenigstens die Hände nicht gebunden. Und er beschloß, in einem Hotel abzusteigen, was für ihn in jeder Weise das bequemste war.

Doch als er gerade in einen der beiden Hotelomnibusse steigen wollte, die vor dem Bahnhofsgebäude hielten, erblickte er Eberhard, der langsam aus den auf der anderen Seite des Bahnhofs liegenden Anlagen kam. Per begriff sofort, daß der Bruder, besorgt um seine Würde, die Ankunft des Zuges drüben in den Anlagen abgewartet hatte, damit der Eindruck entstände, als sei er zufällig auf einem Spaziergang hier vorbeigekommen. Unwillkürlich zuckte Per die Achseln darüber. Diese Art Überlegenheit, die ihn in früheren Zeiten vielleicht gereizt hätte, erweckte jetzt nur sein Mitleid.

Als der Bruder sah, wie Per mit einem Hoteldiener verhandelte, erschrak er offensichtlich ein wenig und beschleunigte seine Schritte. »Du willst doch wohl nicht ins Hotel ziehen?« erkundigte er sich, fast ehe sie sich begrüßt hatten.

»Doch«, antwortete Per. »Ich halte es unter den gegebenen Verhältnissen für das richtigste, keine Umstände zu Hause zu machen.«

»Aber für dich ist ein Zimmer vorbereitet worden, und wir haben genug Platz. Mutter würde es dir bestimmt sehr übelnehmen, wenn du in ein Hotel zögst.«

»Ja wenn du meinst, so ... Wollen Sie mir dann einen Gepäckträger schicken!«

Die letzten Worte richtete er an den Hoteldiener. Dann erkundigte er sich bei Eberhard nach dem Befinden des Vaters.

»Vater hat seit gestern abend geschlafen. Er dämmert meist vor sich hin. In den vergangenen vierundzwanzig Stunden ist er nur sehr wenig bei Bewußtsein gewesen.«

Aus dem Bahnhofsgebäude eilte jetzt ein Gepäckträger herbei. Ihm folgte der Hoteldiener, der sich vor Per erwartungsvoll verbeugte, die Mütze in der Hand.

Per warf ihm eine Krone zu und gab dem andern die nötigen Anweisungen für das Gepäck.

Eberhard war unterdessen ein wenig beiseite getreten; mit sichtlicher Unruhe musterte er verstohlen Pers Kleidung. »Ich schlage vor, wir gehen hinten an den Gärten entlang«, sagte er und wollte in einen Steig einbiegen, der längs des Stadtrandes zum Pfarrhaus führte und meistens nicht benutzt wurde.

Per erhob Einspruch. »Der Weg ist ja viel länger, und ich bin müde.«

»Wie du willst«, erwiderte Eberhard und bekam einen strammen Zug um den Mund, durch den er stets zu erkennen gab, daß er jedes Verhandeln für unter seiner Würde hielt.

Schweigend schritten die beiden Brüder nebeneinander durch die Hauptstraße.

Das Wiedersehen mit seiner Vaterstadt beeindruckte Per fürs erste nicht weiter. Mit ihren schmalen winkligen Gassen, ihren ein-, höchstens zweistöckigen Häuschen und ihrer Unmenge von Rinnsteinbrettern erschien sie ihm lächerlich spielzeughaft im Vergleich zu der Weltstadt, aus der er kam. Mit der Stadt war es ihm ergangen wie mit dem Elternhaus: im Laufe der Jahre war beides aus seinem Leben geglitten, hinterm Horizont versunken. Er mußte lächeln, als er daran dachte, daß es einst sein ehrgeiziger Traum gewesen war, gefeierter Held dieses Krähwinkels zu werden, das Zeuge seiner Erniedrigungen gewesen war.

Nun erkannte er beinahe jeden, dem er begegnete. Jedes Häuschen mit dem Spion vor dem Wohnstubenfenster, jeder Name über den Ladentüren, jedes alte Zunftzeichen über den Torwegen rief ein Stück Vergangenheit zurück. Vor allem galt dies für die Lateinschule, die ihren breiten Giebel und die hohe Umfassungsmauer des Schulhofs zur Straße wandte. Als sie dort vorbeikamen, war gerade Pause; der Lärm der Jungen, der genau wie zu seiner Schulzeit über die Mauer drang, ließ einen Wust von halbvergessenen Kindheitserinnerungen lebhaft vor seinen Augen entstehen. Und rings um die Stadt lagen die Hügel, die er als Junge so geliebt hatte, und der Fjord. Meilenweit erstreckten sich die Wiesen, Tummelplatz seiner Sommertage, wo die schwachen Ansätze seines Kanalprojekts erdacht wurden und wo er sein erstes ahnungsvolles Verständnis für die Bedeutung der Windkraft gewonnen hatte, als er seinen Riesendrachen »Heljo« steigen und ihn einen mit Steinen beladenen

Spielzeugwagen über die Wiese ziehen ließ. Eberhard fragte nach dem Verlauf der Reise, doch Per war so in Gedanken versunken, daß er es gar nicht hörte. Seine ständige, ja nie überwindbare Abhängigkeit von diesem schmutzigen Bauernstädtchen empfand er wie eine Demütigung. Vor allem empörte es ihn, daß das Verhältnis ohne Gegenseitigkeit war. Der krummbeinige Kaufmann Hjerting, der in weißer Leinenschürze in seinem Torweg stand, Holzpantoffeln an den Füßen und die silberbeschlagene Meerschampfeife im Mund; der schwammige rothaarige Friseur Siebenhausen, der wie vor Jahren aus dem Fenster lehnte, um den Dienstmädchen nachzuschauen; der öffentliche Ausrufer, dessen Trommelwirbel und Altweiberstimme aus einer Seitenstraße schallten – sie alle hatten Anteil an ihm, ohne daß er für sie auch nur das geringste bedeutete.

Doch nun bogen sie in die Querstraße ein, in der das Pfarrhaus lag. Als er des dunklen Mauerkolosses mit dem merkwürdigen Gefängnistor ansichtig wurde und besonders als er das mit Borkenspänen bestreute Straßenpflaster erblickte, begann sein Herz lauter zu klopfen. Der Gedanke, daß er im nächsten Moment seine Mutter wiedersehen und am Sterbebett seines Vaters stehen würde, ergriff ihn plötzlich auf eine Weise, auf die er nicht vorbereitet war.

Signe empfing ihn im Flur. Sie war sehr bewegt beim Wiedersehen, reichte ihm jedoch stumm und halb abgewendet die Hand, als trete mit ihm etwas in das Haus ein, vor dem sie die Augen niederschlagen müsse. »Mutter ist in ihre Stube gegangen, um ein bißchen zu ruhen«, erklärte sie, als sie ins Eßzimmer gekommen waren, wo Per zwei seiner jüngeren Geschwister vorfand, die Zwillinge, die während seiner Abwesenheit fast erwachsen geworden waren, so daß er sie kaum wiedererkannte. Sie erwiderten verlegen seinen Händedruck. Signe fuhr fort: »Mutter bat mich, ich soll sie rufen, wenn du da bist. Aber ich halte es nicht für richtig, sie zu stören. Die ganze Nacht hat sie gewacht.«

Obleich der Vater am entgegengesetzten Ende der großen Wohnung lag, sprach Signe mit gedämpfter Stimme, wie man es sich angewöhnt, wenn ein Kranker im Haus ist. Per erwiderte, die Mutter dürfe natürlich unter keinen Umständen gestört werden.

Genau wie bei seiner Heimkehr vor sieben Jahren stand ein Tablett mit einigen Butterbrotten für ihn bereit. Signe schenkte ihm eine Tasse Kaffee ein, und um nicht Anstoß zu erregen, zwang er sich, etwas zu essen, obwohl er vor Unruhe kaum einen Bissen hinunterwürgen konnte. Vom andern Ende des Zimmers her beobachteten ihn die Zwillinge mit großen neugierigen Augen.

Signe sagte: »Du willst sicher gern Vater sehen. Er ist seit gestern abend ohne Bewußtsein. Die Krankenpflegerin wäscht ihn jetzt gerade. Ich werde fragen, wann du zu ihm kannst.«

Leise ging sie hinaus, wobei sie die Tür mit beiden Händen schloß, damit kein Geräusch entstehe. Eberhard hatte das Zimmer schon verlassen, und um nicht mit dem fremden Bruder allein bleiben zu müssen, verschwanden nun auch die Zwillinge durch die zur Küche führende Tür.

Per stand auf, und ohne sich dessen bewußt zu sein, schritt er einige Male im Zimmer auf und ab. Dann stellte er sich an das eine Fenster, das nach dem kleinen Rasenstück mit den wenigen verkrüppelten Bäumen lag, das den Pfarrhausgarten bildete. Das Herz

trommelte gegen seine Brust, und die Gedanken irrten ratlos umher und suchten nach einer Selbstverteidigung.

Wie er so dastand und gleichgültig auf den sonnenverlassenen, von hohen Brandmauern umgebenen Rasenplatz hinausblickte, fand er allmählich wieder etwas mehr Haltung, und seine Gedanken ordneten sich. Nun hatte er die Rechtfertigung gefunden, nach der er suchte. Gerade in dieser Empfindungslosigkeit, mit der er den ersten Spielplatz seiner Kindheit wiedersah, lag seine Freisprechung. Nicht ein einziges liebevolles Andenken, nicht eine freundliche Erinnerung war für ihn mit diesen Mauern verknüpft, hinter denen er sich fünfzehn Jahre lang wie ein Gefangener gefühlt hatte. Und nicht genug damit! In diesem Augenblick wurde ihm klar – und flüchtig durchfuhr ihn ein ganz fremdartiges Gefühl, eine wilde, klagende Traurigkeit –, wie sehr der Schatten dieser Mauern sein Dasein verfinstert und ihm auch in all den folgenden Jahren jede Freude vergällt hatte.

Nervös zuckte er zusammen. Hinter ihm wurde leise die Tür geöffnet; Signe kehrte zurück. »Du kannst gern hineingehen. Komm nur!«

Durch einen kleinen, fast leeren Vorraum gelangte Per in die Wohnstube. Die Tür, die von hier aus ins Schlafzimmer führte, war nur angelehnt. Signe, die sich auf Zehenspitzen bewegte, schob sie lautlos auf und geleitete den Bruder an das Fußende eines Bettes, das nur mit der Stirnseite an der einen Seitenwand des Raumes stand. Hier drinnen war es fast dunkel, so daß er sich im ersten Augenblick nur schwer zurechtfinden konnte.

Allmählich unterschied er jedoch die Umrisse eines eingeschrumpften Kopfes, der mit geschlossenen Augen, tief in ein großes weiches Kissen versunken, in totenähnlichem Schlaf lag. Ein frostiger Schauer jagte Per durch den Körper. Doch irgendeine Gemütsbewegung, die über die unheimliche Regung hinausging, die der Anblick der Auflösung naturgemäß bei dem hervorruft, für den der Tod ein Grauen ist, erfaßte ihn nicht. Es wirkte sehr beruhigend auf ihn, zu wissen, daß der Zustand des Vaters jegliche Annäherung unmöglich machte. Am meisten hatte er befürchtet, der Familieneifer werde noch im letzten Augenblick bestrebt sein, eine Versöhnung zustande zu bringen. Er wußte, daß er seinem Vater nichts zu sagen hatte; und was der Vater ihm hätte mit auf den Weg geben wollen, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach nur dazu angetan gewesen, das Verhältnis weiter zu verschlechtern und vielleicht Anlaß zu einem peinlichen Auftritt zu werden.

Als sich seine Augen nach und nach an das Dunkel im Zimmer gewöhnt hatten, traten die Gesichtszüge und die abgezehrte Gestalt des Schlafenden stärker hervor. Per sah, daß der Vater seinen starken Haarwuchs behalten hatte, doch hatte das Haar während der Krankheit jede Farbe verloren. Das Gesicht dagegen war dunkel, beinahe bronzefarbig geworden. Es blieb regungslos, obwohl einige Fliegen es beständig umkreisten und hin und wieder über Stirn und Wangen krochen. Es war, als ruhe bereits der Friede der Ewigkeit darüber.

Die Krankenpflegerin, die am Waschtisch gestanden und einen Schwamm ausgespült hatte, verließ nun mit der Waschschüssel das Zimmer, und die beiden Geschwister blieben allein bei dem Kranken. Niemand sprach. Signe hatte sich in einen niedrigen Lehnstuhl neben das Bett gesetzt. Sie saß vornübergebeugt, die Hände auf den Knien

gefaltet, und schaute den Vater an mit einem verklärten Ausdruck von Schmerz und Liebe. Ihre großen hellen Augen standen voller Tränen, und um ihren Mund zuckte es. Ab und zu bewegte sie sanft die Hand über dem Gesicht des Vaters, um die Fliegen abzuwehren.

Plötzlich hörte man etwas an der Wand rascheln. Eine Tapetentür, die zu einer hinter dem Schlafzimmer liegenden Fremdenkammer führte, ging auf, und in der Türöffnung erschien die kleine gekrümmte Gestalt der Mutter.

Einen Augenblick lang verharrte sie dort. Sie stützte sich mit der einen Hand Halt suchend am Türpfosten, mit der anderen auf einen schwarzen Stock. Es dauerte eine Weile, ehe Per begriff, daß sie es war. Stets hatte er sie als bettlägerige Frau in Erinnerung gehabt, und nie hätte er gedacht, daß sie so klein war. In den dazwischenliegenden Jahren war sie stark gealtert. Ihr Haar war grau geworden, die Gesichtszüge waren schärfer. Die gewaltige seelische Anspannung, mit der sie sich während des langen Krankenlagers des Vaters auf fast übernatürliche Weise aufrecht hielt, hatte ihrem Gesicht etwas Fremdartiges, Strenges gegeben, vor allem sichtbar in den tiefliegenden, beinahe hellseherisch in die Ferne starrenden Augen.

Per war verwirrt und überrascht. Und der Blick, der ihn jetzt aus diesen Augen traf, wie auch die Art, mit der die Mutter fast abwehrend die Hand ausstreckte, als er sich ihr näherte, machten ihn noch unschlüssiger. Es war, als erwartete sie ein reumütiges Geständnis von ihm. Eine Weile standen sie sich gegenüber wie Bildsäulen. Doch endlich trug das Muttergefühl den Sieg davon. Tränen rannen über ihre Wangen; sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Signe hatte sich erhoben und half ihr nun, sich in den Lehnstuhl neben dem Bett zu setzen.

»So bist du wirklich gekommen, Peter Andreas«, sagte die Mutter dann. Sie saß nach vorn gebeugt, halb von ihm abgekehrt und hielt die Hand vor Augen, als ertrage sie seinen Anblick doch nicht ganz. »Warum bist du nicht früher erschienen? ... Nun ist es vielleicht zu spät.«

In diesem Ausbruch lag etwas, was Per aufhorchen ließ. Zu spät – dachte er. Sie hatten also tatsächlich bis zuletzt auf eine Versöhnung gehofft. Hatten seine Rückkehr als eine Art Bußgang aufgefaßt.

Wieder begann die Mutter zu sprechen. Im selben Augenblick kam aber die Krankenpflegerin mit einem älteren Herrn aus dem Wohnzimmer.

Es war der Hausarzt, der seinen täglichen Vormittagsbesuch machte. Auf ein Zeichen der Mutter zogen sich Signe und Per zurück, und die Krankenpflegerin schloß hinter ihnen die Tür.

An jenem Tag sah Per die Mutter nicht mehr. Überhaupt war seine Rückkehr nicht das Ereignis, zu dem sie unter anderen Umständen sicherlich geworden wäre. Der Zustand des Vaters beanspruchte die Sinne und Gedanken aller, und trotz der Stille herrschte im Haus rege Geschäftigkeit. Bald mußten die warmen Umschläge erneuert werden, bald war Medizin zu holen, gar nicht zu sprechen davon, daß ständig aus der Stadt viele Leute kamen, die sich nach dem Befinden des Kranken erkundigten. Außerdem

erwartete man im Laufe des Tages noch zwei Geschwister, nämlich den Bruder, der Kaplan auf Fünen war, und eine Schwester, die mit einem Arzt in einem kleinen Landstädtchen am Limfjord verheiratet war. Auch für sie mußten Zimmer vorbereitet werden, so daß alle vollauf zu tun hatten.

Per hatte sein altes Mansardenstübchen erhalten. Hier verbrachte er fast den ganzen Tag. Er bemühte sich vergeblich, zu schlafen und sich nach der Reise auszuruhen, dann versuchte er, an Jakobe zu schreiben. Aus Gründen des Anstands hatte er sich vorgenommen, seine ursprüngliche Absicht aufzugeben und hierzubleiben, bis der Vater gestorben war. Das würde allem Anschein nach nicht mehr lange dauern.

Er war unruhig und niedergeschlagen. Zwar bereute er nicht, daß er hergekommen war, er wünschte aber, daß alles endlich vorüber sei. Bisher hatte er erst einen Menschen sterben sehen; das war an jenem Tag in Nyboder, als man den alten Oberbootsmann fast leblos von einem Spaziergang nach Hause gebracht hatte. Die schrecklichen Erinnerungen, die sich an diesen Todesfall knüpften, die Angst des Oberbootsmanns und das Entsetzen der anderen, verfolgten ihn hier die ganze Zeit über.

Gegen Abend trafen die beiden erwarteten Geschwister, Thomas und Ingrid, ein, letztere in Begleitung ihres Ehemanns. Thomas war ein rotbäckiger Theologe von gesetztem Wesen, hinter dem sich viel Gefühl und ein starker, aber etwas verkrüppelter Ehrgeiz verbarg. Ingrid war eine kleine selbstsichere Provinzdame, eine Vollblut-Sidenius, in deren Augen Løgstør eine Stadt von Bedeutung war, weil sie, ihr Mann und ihre Kinder darin wohnten.

Der Vater hatte im Laufe des Tages ein paarmal die Augen geöffnet und schien dann bei Besinnung zu sein; er hatte sich aber nur schwer verständlich machen können und war nach wenigen Minuten wieder in die Bewußtlosigkeit zurückgesunken.

Der Arzt stattete ihm gerade seinen Abendbesuch ab. Als er das Krankenzimmer verlassen hatte, sagte er zu Signe, die ihn auf den Flur hinausbegleitete: »Ich möchte Ihnen nicht verhehlen, daß Ihr Vater diese Nacht kaum überleben wird. Ich erwarte, daß Sie mich rufen lassen, falls meine Anwesenheit gewünscht wird.«

Seine Voraussage traf ein. Es war kurz nach zwei Uhr, als im Hause alle geweckt wurden; die Todesstunde war gekommen. Per war, müde von der Reise und betäubt von dem beinahe ununterbrochenen Wachsein der letzten zwei Tage, in einen bleischweren Schlaf gefallen und konnte sich zuerst überhaupt nicht besinnen, wo er sich befand. Im Traum war er in Berlin gewesen, in Gesellschaft Fritjofs und einiger seiner Künstlerkollegen. Gerade waren sie mit einer Droschke zu ihrer Stammkneipe in der Leipziger Straße gefahren, als sich die Tür zu seiner Mansardenstube öffnete und Signe mit einem Licht in der Hand eintrat und ihn bat herunterzukommen.

In dem Augenblick, da ihm klar wurde, wo er sich befand und was die Worte der Schwester bedeuteten, erbebte er. Der Übergang vom fröhlichen Treiben der Weltstadt zur stillen Todesbotschaft der Schwester war selbst für seine geistige Konstitution zu heftig. Nachdem er angezogen war, mußte er noch eine Zeitlang in der Mansarde auf und ab gehen, um sich etwas zu beruhigen.

Unten fand er alle seine Geschwister versammelt; die meisten von ihnen waren nicht zu Bett gewesen, sondern hatten ringsum auf Stühlen und Sofas ein wenig geruht, um

dem Vater so nahe wie möglich zu sein und sofort zu ihm zu gelangen, falls etwas geschehen sollte. Die Wohnstube war hell erleuchtet, und die beiden Türflügel zum Schlafzimmer standen weit offen. Drinnen brannte nur eine kleine Nachtlampe. Sie hatte ihren Platz auf einem Tisch am Kopfende des Bettes und warf einen schwachen Lichtschein auf die eine Seite der weißgekleideten Gestalt des Vaters, die andere lag im Dunkel.

Um ihm das Atmen zu erleichtern, hatte man ihn ein wenig aufgerichtet und mit Kissen gestützt. Er war bei vollem Bewußtsein, konnte aber nicht sprechen; auch die schwarzblauen Augenlider vermochte er nicht mehr zu heben. Soeben hatte er begonnen von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Eines nach dem andern traten sie an sein Bett, und wenn sie seine Hand ergriffen hatten, die schwer und kraftlos auf der Bettdecke lag, nannte ihm die Mutter ihre Namen. Sie saß in ihrem niedrigen Korbstuhl an der im Dunkel liegenden Seite des Kopfendes.

Per war höchst unbehaglich zumute bei diesem feierlichen Abschiednehmen. Er hatte gehofft, davon verschont zu bleiben. So lange wie möglich hielt er sich zurück; schließlich mußte auch er an das Bett treten. Als er die bereits grabeskalte Hand des Vaters fühlte und die Mutter mit – wie es ihm schien – erhobener Stimme seinen Namen aussprach, stieg in ihm ein eisiges Unbehagen auf, ein erdrückendes Gefühl, als sei er vor einen überirdischen Richter gerufen. Nur das Wissen, daß seine Geschwister, die nun alle um das Bett versammelt waren, ihn beobachteten, verlieh ihm die Kraft, seinen Gesichtsausdruck zu beherrschen.

Es war unterdessen zwischen drei und vier Uhr geworden. Der Nachtwächter kam gerade durch die stille Straße. Wegen der Späne, die draußen gestreut waren, hörte man seine Schritte nicht. Man vernahm nur seinen eintönigen Singsang, der beinahe wie eine übernatürliche Ankündigung des Todesengels klang.

»Verglommen sind die Sterne,  
Die Nacht entweicht still,  
Gott halte von uns ferne,  
Was uns betrüben will.  
O Vater in der Höhe,  
In Gnaden auf uns sehe,  
Schirm uns mit starker Hand!«

Nachdem der Vater auch von den Dienstboten des Hauses Abschied genommen hatte, gab er durch eine Bewegung der Stirnmuskeln zu erkennen, daß er etwas sagen wolle. Mit einem Flüstern, das jedoch nur die Mutter verstehen konnte, bat er, sie sollten einen Psalm singen. Die Kinder gingen in die Wohnstube und stellten sich am Klavier auf. Während Signe spielte, sangen sie mit gedämpfter Stimme einige Verse des Liedes: »Zum Himmel, Herr, reicht dein Erbarmen.«

Der einzige, der außer der Mutter im Schlafzimmer zurückgeblieben war, war Per. Nach dem Abschied vom Vater hatte er sich in eine dunkle Ecke gesetzt, wo er unbeobachtet war. Während der leise Gesang seiner Geschwister zu ihm herübertönte, getragen von der ruhigen Kraft unerschütterlicher Glaubensgewißheit, erfüllt von einem Jubel, als sähen sie den Himmel offen und die lichtumstrahlte Gestalt des Herrn mit

ausgebreiteten Armen den verklärten Geist des Vaters empfangen, kämpfte er mit sich, um nicht mit fortgerissen zu werden. Alles war ganz anders gekommen, als er es sich vorgestellt hatte. Mit bebendem Mund und feuchten Augen starrte er den eingefallenen Kopf des Vaters an, der friedlich auf dem Kissen lag, von dem reichen weißen Haar umgeben wie von einer Heiligenglorie. Und in Erinnerung an die schreckliche Sterbeszene des Oberbootsmanns sagte er zu sich: So also stirbt ein gläubiger Christ!

Als das Lied zu Ende war, kehrten die Geschwister nach und nach ins Schlafzimmer zurück. Der Mund des Vaters hatte sich unterdessen ein wenig geöffnet, die Augen waren noch tiefer in den Kopf gesunken. Nicht lange danach begann der Todeskampf.

Die Mutter hielt seine rechte Hand und trocknete von Zeit zu Zeit den Schweiß mit einem Tuch von seiner Stirn. Auf der anderen Seite des Bettes standen Eberhard und Signe, um zur Hand zu sein, falls Hilfe vonnöten sei.

Eine Stunde verrann. In Erwartung des letzten Augenblicks saßen die anderen Kinder ringsum in der Stube, wo sie gerade einen Platz hatten finden können; die jüngsten aber standen am Fußende des Bettes, von wo aus sie den Vater mit großen mitleidvollen Augen betrachteten.

Zum zweiten Male hörte man den eintönigen Singsang des Nachtwächters in der stillen Gasse.

»Du ewiger Gott und Vater  
Im hohen Himmelszelt,  
Du treuester Berater  
Für uns hier auf der Welt.  
Du hast in dieser Nacht  
Gar gnädig uns bewacht.  
Nimm uns in deine Hut!«

Es war sehr still im Zimmer. Man vernahm nur den immer schwächer werdenden mühsamen Atem des Vaters und hin und wieder das halb unterdrückte Weinen eines der Kinder.

Es war fast vier Uhr geworden. Die Mutter saß nun ganz zusammengesunken da und preßte die Stirn gegen die leblose Hand des Sterbenden, die sie mit ihren Tränen benetzte. Behutsam berührte Eberhard das linke Handgelenk des Vaters; er zählte die allmählich vergehenden Pulsschläge, während Signe voller Spannung seinen Gesichtsausdruck beobachtete. Die Uhr im Wohnzimmer begann gerade zu schlagen. Ein wenig später ging er still um das Fußende des Bettes herum zur Mutter.

»Mutter«, sagte er, nachdem er behutsam ihre Schulter berührt hatte, »Vater ist eingeschlafen.«

Im selben Augenblick standen alle im Zimmer auf und bildeten einen Kreis um das Bett. Nur die Mutter blieb sitzen. Im ersten Augenblick hatte sie mit flehender Hilflosigkeit zu Eberhard aufgesehen. Nun beugte sie sich wieder über die Hand des Toten und verbarg ihr Gesicht. Es war, als habe sie nicht den Mut, den Anblick der gebrochenen Augen zu ertragen. Doch dann hob sie den Kopf und schaute ihn lange stumm an. Endlich sprach sie: »Ja, Kinder, nun ist Vater von uns gegangen. Aber – Gott



sei Preis und Dank! – es ist keine Trennung auf ewig. Er ist nur vorangegangen in unsere himmlische Heimat, wo wir durch Gottes Gnade einmal mit ihm vereint sein werden.«

Mit ergreifenden Worten dankte sie ihm dafür, was er für sie alle getan hatte, pries seine Treue ihr und der Familie gegenüber, dankte für all seine Liebe und Aufopferung. In rührender Weise merkte man, wie die Gefühle ihrer Jugendzeit wiedererwachten in der Zärtlichkeit, mit der sie beim Sprechen ihm über das weiße Haar strich und die Stirn küßte.

Noch eine Zeitlang umstanden die Kinder das Bett in Gebet und stiller Betrachtung. Aber beim ersten sichtbaren Todeszeichen breiteten Eberhard und Thomas; sorgsam ein Laken über den Leichnam, und Signe führte die Mutter hinaus.

Per zog sich sehr bald zurück. In seiner Kammer brannte die Lampe noch auf dem Tisch. Durch das unverhängte Fenster fiel der erste Schimmer des Tages. Lange verharrte er am Fenster und starrte hinaus auf die Stadt, die eben erwachte. Ein paar blasse Sterne schimmerten noch am Himmel, dennoch schallten schon aus den Gassen das Rattern der Bauernwagen und das Klappen schwerer Holzschuhe zu ihm herauf.

In ihm bildete sich die feste Überzeugung, daß die Erlebnisse dieser Nacht ihre Spuren in ihm hinterlassen würden. Doch Klarheit über seine Empfindungen hatte er nicht. Vorerst war er zu sehr ergriffen von der Feierlichkeit des Erlebten, um ruhig denken zu können.

Endlich setzte er sich an den Tisch und holte seine Reiseschreibmappe hervor. Er hatte das Bedürfnis, sich jemand mitzuteilen. Gestern hatte er Jakobe nur eine ganz kurze Nachricht von seiner Ankunft zukommen lassen. Nun schrieb er ihr: »Ich will nicht zögern, Dir mitzuteilen, daß mein alter Vater vor wenigen Augenblicken eingeschlafen ist. Ich möchte Dir auch nicht verhehlen, daß ich froh darüber bin, mich zu dieser Reise entschlossen zu haben. Wieviel auch zwischen Vater und mir gewesen sein mag stets hat er nach seiner besten Überzeugung gehandelt. Sein Tod war sehr ergreifend. Fast bis zuletzt war er bei vollem Bewußtsein, und mit bewundernswerter Seelenkraft sah er dem Ende entgegen ...« Hier zögerte seine Hand. Und als er durchlas, was er geschrieben hatte, wurde er verlegen. Eine Zeitlang saß er da und kaute an seinem Federhalter. Dann zerriß er plötzlich den Brief und begann einen anderen. »Liebste Freundin! Ich habe die traurige Pflicht, Dir mitzuteilen, daß mein Vater soeben gestorben ist. Ich kam also gerade noch zurecht, um von ihm Abschied zu nehmen, wie ich es gewünscht hatte. Er war bei vollem Bewußtsein und bis zuletzt ruhig und gefaßt. Was nur natürlich ist, denn sein Leben ist ja eine ununterbrochene Vorbereitung auf den Tod gewesen. – Nur diese Zeilen in aller Hast. Du hörst bald mehr von mir.« Als er den Brief unterzeichnet hatte, saß er wieder eine Weile mit unruhiger Miene da und dachte nach. Dann fügte er eine Nachschrift hinzu: »Vielleicht bleibe ich zum Begräbnis hier.«

Fünf Tage später wurde Pastor Sidenius beerdigt. Schon in früher Morgenstunde war überall in der Stadt auf halbmast geflaggt. Die lange Wegstrecke von der Kirche zum Friedhof wurde gegen Mittag mit Sand und Tannenzweigen bestreut. Am Vortag hatten junge Mädchen die Kirche mit Grünpflanzen ausgeschmückt. Auf dem Altar wie auch auf der alten, reich geschnitzten Kanzel hingen Trauerflore. Die Lichter in den beiden

zwölfarmigen Messingkronleuchtern unter der Decke brannten, und von der Orgel her tönte eine gedämpfte Trauermusik, als die Gemeinde bald nach Mittag die Kirche füllte.

Daß es nicht Neugierde war, die die Leute hergeführt hatte, spürte man an der Stille, die hier herrschte, und an den vielen ernsten Gesichtern. Es war Pastor Sidenius ergangen, wie es starken Bezwingern häufig ergeht: als der Widerstand erst einmal überwunden war, schlug er schnell um in Vergötterung. Und wie so oft achtete man gerade die Eigenschaften bei ihm später am meisten, die den größten Anstoß erregt hatten. Sein gebieterisches Wesen, seine Mißachtung der ererbten städtischen Bräuche, seine strenge Einfachheit in Lebensweise und Kleidung – all das betrachtete man nun als Zeugnis wahren apostolischen Eifers und echter Frömmigkeit. Allerdings hatte sich der Pastor auch im Laufe der Jahre ein wenig verändert. Als sich die Einwohner des Städtchens der Vormundschaft der Kirche allmählich unterworfen hatten, war auch das Milde und Herzgewinnende in seiner Natur an den Tag getreten.

Dazu kamen jetzt noch sein langes Krankenlager und die erhabene Seelenruhe, mit der er sein Leiden ertragen und seinem Ende entgegengesehen hatte. Mehr als ein halbes Jahr war er bettlägerig gewesen. Er hatte gewußt, daß er ein vom Tode gezeichneter Mann war. Und dennoch hatte er nie geklagt und erlaubte es auch den anderen nicht, ihn zu bedauern. »So darf hier nicht gesprochen werden«, hatte er einmal streng zu jemandem gesagt, der ihn trösten wollte mit der Hoffnung auf Genesung. »Sind wir nicht Gottes Kinder, und sollten wir nicht dankbar sein, wenn unser Vater uns heimruft?«

Im Chor der Kirche stand der schwarze Sarg, der nach dem Wunsch des Toten keinen anderen Schmuck trug als ein einfaches Fichtenkreuz. Stets hatte er geeifert gegen das – wie er sich ausdrückte – verweichlichte Bestreben der Leute, den Tod zu verschönen und »den Fraß der Würmer« auch noch zu schmücken. Um den Sarg saßen etwa fünfzig Geistliche im Ornat wie eine Art Ehrenwache, und in den vorderen Stuhlreihen der Kirche erkannte man die Honoratioren der Stadt: Beamte in Uniform, den Stadtrat – ja sogar mehrere Garnisonsoffiziere sah man mit silberblitzendem Wehrgehänge, den schimmernden Dragonerhelm im Schoß.

Mit wachsendem Erstaunen blickte Per um sich. Zwar hatte er schon vorher auf mancherlei Weise einen Eindruck von dem Sieg erhalten, den das Pfaffentum in der bisher so weltlich eingestellten Stadt errungen hatte; doch in diesem Moment wurden seine Vorstellungen vom Vater und dessen persönlicher Bedeutung vollends auf den Kopf gestellt. Ein Pastor nach dem anderen trat an den Sarg und hielt eine Rede, und die Kirche hallte wider von lauter Lob- und Dankesworten an den Herrn über diesen entschlafenen Diener und seine reiche Erdentätigkeit. Danach hoben acht junge Geistliche den Sarg vom Katafalk herab, und die ganze Gemeinde folgte zu Fuß dem Leichenwagen, den langen Weg durch die Straßen der Stadt bis hinaus zum Friedhof.

Per vermochte es nicht zu begreifen. Dies sollte sein Vater sein, dessen er sich in seinen Kinderjahren geschämt hatte, weil er der Stadt zum Gespött war? Sollte dies wirklich sein Vater sein, der hier wie ein Fürst bestattet wurde und dem die ganze trauernde Einwohnerschaft das Geleit bis zum Grabe gab? Per konnte es nicht fassen. Auf unerwartete und beschämende Weise erfüllte sich hier sein beinahe stolzester Kindheitstraum – ein Traum aus jener Zeit, da er sich eingebildet hatte, ein vertauschtes

Kind, ein entführter Königssohn zu sein, der einst zurückfinden werde zu seines Vaters Herrlichkeit.

Auf dem Rückweg von der Beerdigung ging er neben seinem Bruder Thomas, der am Grabe das Gebet gesprochen hatte und im Ornat war. Bei Thomas hatte Per von allen Geschwistern seinerzeit trotz des Altersunterschieds stets das meiste Verständnis gefunden, vielleicht deshalb, weil sich Thomas auch während des Heranwachsens von der gebieterischen Macht des Vaters unterdrückt gefühlt hatte. In seiner Studentenzeit hatten ihn bestimmte freiere Regungen innerhalb des christlichen Gemeindelebens mehr erfüllt, als es der Vater billigte. Nicht ohne Überwindung hatte er sich die Uniform der dänischen Staatskirche angezogen, dieses lange sargähnliche Tuchfutteral, das auch schlecht paßte zu seinen roten Wangen und hellblauen Kinderaugen.

Per hatte bemerkt, daß Thomas in diesen Tagen mehrfach versucht hatte, das Eis zwischen ihnen zu brechen. Doch er hatte kein Verlangen nach Versöhnung gezeigt. Er war auf der Hut vor der etwas pharisäerhaften Gutmütigkeit, die dem Bruder eigen war und mit der er sich früher oftmals Pers Vertrauen erworben hatte. Auch jetzt ließ er ihn nicht zu Worte kommen. Innere Unruhe hatte ihn erfaßt, und instinktiv fürchtete er sich davor, sich mit diesem wohlmeinenden Bruder einzulassen.

So gab denn Thomas auch dieses Mal den Annäherungsversuch auf, und beide Brüder schritten die letzte Wegstrecke bis zum Pfarrhaus schweigend nebeneinanderher.

Als sie nach Hause gekommen waren, statteten sie alle der Mutter einen Besuch ab, die im Bett lag und der Beerdigung nicht hatte beiwohnen können. Nach der äußersten Anspannung, in der sie gelebt hatte, war unmittelbar nach dem Tod des Vaters eine erschreckende Entkräftung eingetreten, und der Arzt hatte ihr größtmögliche Ruhe verordnet. Daher hatte Per sie in den letzten Tagen fast gar nicht gesehen. Ein einziges Mal war er zu ihr gerufen worden und hatte ein paar Minuten an ihrem Bett gesessen. Sie war aber nur imstande gewesen, einige allgemeine Fragen über sein Befinden an ihn zu richten.

Auch diesmal kam es zu nichts weiter als zu einem Wort und einem Händedruck, und Per ging hinauf in seine Mansarde, um zu packen. Er brannte darauf wegzukommen und hatte beschlossen, noch mit dem Abendzug abzureisen.

Nicht daß er Grund gehabt hätte, sich über den Aufenthalt im Pfarrhaus zu beklagen. Nicht nur Thomas, sondern auch seine anderen Geschwister hatten sich wie nach einer stillschweigenden Übereinkunft bemüht, sich ihm gegenüber so rücksichtsvoll zu benehmen wie nur irgend möglich oder wie sie es mit ihrem Gewissen verantworten zu können glaubten. Im übrigen hatte er den größten Teil seiner Zeit in seiner Dachkammer oder auf langen Spaziergängen in der Umgebung verbracht. Ja, volle vierundzwanzig Stunden war er sogar aus der Stadt fort gewesen, denn er hatte die Gelegenheit benutzt, zu einer vor kurzem am Limfjord angelegten Zementfabrik zu fahren und sie sich anzusehen.

Weder die Mutter noch jemand von den Geschwistern hatte seine Verlobung auch nur angedeutet, und weil er sich nicht denken konnte, daß es Eberhard der Familie nicht mitgeteilt haben sollte, fühlte er sich durch dieses Schweigen herausgefordert. Aber gleichzeitig war es ihm nicht unlieb, daß Jakobes Name hier nicht erwähnt wurde.

Übrigens dachte er jetzt nicht mehr daran, mit ihr zu brechen. *Die Wirkung* hatten die Erlebnisse dieser Tage immerhin gehabt – sie hatten ihn zur Besinnung gebracht, hatten ihn ernüchtert. Der Champagnerrausch, in dem er den großen Entschluß gefaßt hatte, sich einen der Geldthrone Europas zu erobern, war ihm gründlich verflogen in jener ernsten Nacht im düsteren Sterbezimmer des Vaters. Jetzt mochte er nicht einmal mehr daran denken. Und weil er sich über seine Treulosigkeit schämte, die er in Gedanken an Jakobe begangen hatte, vermied er es, von ihr zu sprechen.

In der Abenddämmerung, als seine Geschwister wieder auf den Friedhof hinausgingen zum Grab des Vaters und als er die Mutter allein wußte, ging er zu ihr, um sich zu verabschieden.

»Setz dich ein bißchen zu mir, mein Junge«, sagte sie und redete nun wieder mit der verzagten, klagenden Stimme, die er aus seiner Kindheit so gut kannte. »Wir haben ja fast gar nicht miteinander gesprochen. Und nun willst du schon abreisen, erzählen mir deine Geschwister.«

»Ja, ich muß zurück zu meiner Arbeit.«

Die Mutter lag schweigend da und wartete darauf, daß er fortfahren würde. Als jedoch keine weitere Erklärung kam, sagte sie: »Zu deiner Arbeit? ... Ach, wir wissen so wenig davon, was du treibst, Peter Andreas, und wo du eigentlich bist. Du warst jetzt in Deutschland ... In Berlin, glaube ich.«

»Ja.«

Wiederum wartete die Mutter eine Zeitlang, ehe sie weitersprach: »Ja, dein Vater und ich, wir haben uns denken können, daß du vermögende Gönner haben mußt, weil du jetzt auf großem Fuß leben kannst. Denn eine Stellung hast du doch nicht, soweit wir wissen.«

Per horchte auf. Er begriff jetzt, daß die Mutter nichts wußte von seiner Verlobung. Seine Geschwister hatten sie ihr also verheimlicht; sie hatten ihr wahrscheinlich den Kummer ersparen wollen. Oder... vielleicht hatte Eberhard nichts erzählt, weder den Eltern noch den Geschwistern. Das sah ihm im Grunde ähnlich. Und in diesem Fall war es sicher kaum aus Rücksicht auf die Gefühle anderer geschehen.

Während Per noch mit dieser Frage beschäftigt war, hatte sich die Mutter nach dem Tischchen am Kopfende des Bettes umgedreht und etwas aus dem Schubfach geholt. »Du sollst nicht abfahren, Peter Andreas, ohne zu wissen, was dir dein Vater gern sagen wollte, ehe er die Augen schloß. Er hegte die unerschütterliche Zuversicht, daß du noch einmal zu dir selbst finden und auf den Weg der Demut zurückkehren würdest. Es verging kein Tag, an dem er nicht davon redete und dich einschloß in seine Gebete. Vor einiger Zeit, als er hörte, daß du ins Ausland gereist seist, und er glaubte, nun müsse er die Hoffnung aufgeben, dich je wiederzusehen, bat er darum, wir sollten dir nach seinem Tode diese Erinnerung an ihn zusenden.« Sie übergab ihm den kleinen Gegenstand, den sie aus dem Schubkasten genommen hatte. Es war die alte silberne Uhr des Vaters, die er stets in Ehren gehalten und die er bis zuletzt getragen hatte. Gern nannte er sie sein einziges irdisches Kleinod. »Diese Uhr«, fuhr die Mutter fort, »hat ihre Geschichte. Vater hätte sie dir erzählt, wenn er noch einmal mit dir hätte reden können. Nun, will ich es statt seiner tun, und wenn du sie gehört hast, wirst du verstehen, warum er das Geschenk gerade für dich bestimmte.« Sie hielt inne und lag

von nun an mit geschlossenen Augen da wie der Vater während seiner Krankheit. »Einmal, als Vater noch ein halbwüchsiger Junge war, hatte er die Weihnachtsferien in der ländlichen Pfarre seiner Eltern verbracht und wollte nun wieder an die Lateinschule zurückfahren. Da forderte ihm Großvater seinen Kofferschlüssel ab, um, wie er vorgab, bevor der Koffer auf den Wagen kam, einmal nachzusehen, ob auch alles ordentlich eingepackt und nichts vergessen sei. Vater war gekränkt darüber und reiste voll Wut ab, ohne seinem Vater Lebewohl gesagt zu haben. Als er am Abend dann in seiner Pension ankam und den Koffer öffnete, fand er seine Sachen genauso vor, wie er sie verstaut hatte. Sie waren gar nicht angerührt worden. In der einen Ecke aber entdeckte er ein kleines Päckchen ... die Uhr, die du jetzt in der Hand hältst, befand sich darin. Es war ein Geschenk vom Großvater; und nun begriff dein Vater auch, daß er einen Vorwand gesucht hatte, um sie in den Koffer zu legen, ohne daß er es sehen sollte, damit es an dem fremden Ort eine frohe Überraschung für ihn gebe. Da brach er in Tränen aus; und als er genug über sich und seine Übereilung geweint hatte, zog er sich den Mantel an und ging noch in derselben Nacht die vier Meilen bis nach Hause zurück und ruhte nicht, bis er seinem Vater um den Hals gefallen war und ihn um Vergebung gebeten hatte. Siehst du, mein Junge, deswegen hat dein Vater diese Uhr sein ganzes Leben lang wie ein Heiligtum bewahrt. Ich erinnere mich, daß er sie mir gegenüber einmal Gottes Patengeschenk genannt hat, denn in derselben Nacht, in der er sich so demütigte und den schweren Büßgang tat zu seinem irdischen Vater, fand er auch den Weg zum Licht und Frieden und Segen bei Gott, dem Vater im Himmel.«

Während sie sprach, saß Per mit der Uhr in der Hand da. Die Uhr wurde ihm schwerer und schwerer. Als die Mutter schwieg, blieb er stumm. In der Stube war es dunkel. Die Mutter hatte die Augen geöffnet, doch sie konnte Pers Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden.

Es wurde überhaupt nicht mehr gesprochen. Per stand bald darauf auf, und als er die Mutter zum Abschied küßte, flüsterte sie über ihm: »Gott der Herr schenke dir seinen gnädigen Frieden.«

Bereits ein paar Minuten später fuhr Per zum Bahnhof. Seine Geschwister waren unterdessen vom Friedhof zurückgekehrt; doch er fuhr allein und hatte sogar sehr entschieden jegliches Anerbieten auf Begleitung abgelehnt.

Als Signe eine Stunde später in seine Dachkammer kam, fand sie die Uhr des Vaters. Sie lag mitten auf dem Tisch. Mit offensichtlicher Sorgfalt war sie so hingelegt worden, daß sie nicht übersehen werden oder den Eindruck hervorrufen konnte, sie sei vergessen worden.

## Dreizehntes Kapitel

Per war nach Berlin zurückgekehrt, doch es gefiel ihm dort nicht länger. Fritjof war in der Zwischenzeit heimgereist, und so fühlte er sich sehr allein in der großen Stadt. Es war nun auch Herbst geworden. In vielen Geschäften und Cafés brannte den ganzen Tag über Licht. Es goß von früh bis spät in Strömen, und nach den starken Regenfällen stand das Wasser zollhoch auf dem Asphalt. Per saß meistens zu Hause und studierte. Durch angestrengte Arbeit hoffte er die Mutlosigkeit zu überwinden, die er von daheim mitgebracht hatte; doch auch in seinen Räumen fand er nicht Ruhe und Geborgenheit. Seine Zimmerwirtin, Frau Kumminach – ein schlampiges, ungewaschenes Frauenzimmer mit einer faustdicken Geschwulst an der einen Halsseite –, kochte den ganzen Tag lang Sauerkraut; sein Kachelofen rauchte, und aus der Etage über ihm, wo sich eine Nähstube befand, tönte von morgens bis abends das einförmige Rattern von etwa einem Dutzend Nähmaschinen, das ihn mitunter halb verrückt machte.

Überhaupt war er sehr empfänglich für Eindrücke geworden, und so entdeckte er nach und nach die Schattenseiten des modernen Großstadtlebens. Bald nach seiner Rückkehr bekam er durch eine Reihe unbedeutender Ereignisse einen recht intimen Einblick in Lebensweise und Lebensbedingungen einer Millionenbevölkerung, und das wirkte recht abstoßend auf ihn.

Als er seinerzeit die Zimmer mietete, hatte er ausdrücklich die Bedingung gestellt, daß keine anderen Mieter dasein dürften, die ihn in seiner Arbeit stören könnten. Die Wirtin hatte ihm dies hoch und heilig versprochen, ja sogar ein polizeiliches Schreiben vorgewiesen, aus dem hervorging, daß es ihr nicht gestattet war, mehr als die beiden kleinen Zimmer zu vermieten, die er jetzt innehatte. Übrigens bestand die ganze Wohnung nur aus diesen Räumen und einem winzigen grabschwarzen Kabuff hinter der Küche, wo gerade eine eiserne Bettstelle Platz hatte und die Wirtin schlief. Nichtsdestoweniger war er kaum ein paar Tage da, als ihm klar wurde, daß mindestens noch ein Mensch in der Wohnung beherbergt wurde. Des Nachts war er nämlich mehrfach von einem hohlen männlichen Husten geweckt worden. Schließlich entdeckte er, daß dieser vom Wohnungsflur kam oder vielmehr aus einem Hohlraum zwischen der Flurecke und einem schrankähnlichen Gelaß, das als Garderobe diente. Daraufhin hatte er die Wirtin ins Verhör genommen; doch die zungenfertige Alte schwor Stein und Bein, er tue ihr unrecht; selbst als er jetzt eines Sonntagmorgens einen jungen käsebleichen Burschen in der Küche überraschte, wo er in Hemdsärmeln vor einer Spiegelscherbe saß und sich frisierte, hatte sie sofort eine Ausrede bereit. Per gab es auf, der Sache auf den Grund zu kommen, obgleich er keinesfalls sicher war, daß nicht noch andere nächtliche Gäste in den Ecken und Winkeln der Wohnung versteckt wurden. Eines Nachts hörte er nämlich zugleich mit dem Husten ein tiefes, rauhes Schnarchen, das – soweit er es beurteilen konnte – nicht aus der Kammer der Wirtin kam. Als er sich daraufhin bei anderen erkundigte, erfuhr er, daß der eigentliche Mieter oft als Deckmantel für ein unkontrolliertes Beherbergen vielerlei heimatloser Existenzen diente, von denen es in einer Großstadt wimmelt. Oft waren es verhältnismäßig anständige junge Leute: Handlungsgehilfen, Fabrikarbeiter, Friseurgehilfen, Kellner und dergleichen, für die ein eigenes Zimmer ein überflüssiger Luxus geworden war. Ihre

freie Zeit verbrachten sie auf der Straße, in Kneipen, in Tanzlokalen und in öffentlichen Häusern und hatten dann irgendwo Zutritt zu einem Schlafplatz, wo sie sich ein paar Nachtstunden lang ausruhen durften. Sie besaßen nur das, was sie auf dem Leib trugen, und zogen ohne Ankündigung von Stadtteil zu Stadtteil. Diese Lebensweise wurde ihnen zum Teil vom Existenzkampf in den Millionenstädten aufgezwungen. Wer sich daran gewöhnt hatte, dieses von Zufällen abhängige Dasein zu führen, und wer am beweglichsten war, der verschaffte sich auch am leichtesten einen Erwerb. Häusliche Gemütlichkeit, Frieden und Sicherheit waren für diese Menschen völlig fremde Begriffe geworden; es verlangte sie schon nicht mehr danach.

Eines Vormittags hörte Per seine Zimmerwirtin auf dem Wohnungsflur mit einem Mann reden. Es war ein Polizist, der Auskunft über einen Friseurgehilfen haben wollte, der des Nachts in eines der städtischen Krankenhäuser gebracht worden war und ausgesagt hatte, er habe hier seine »Schlafstelle« gehabt. Der junge Mann hatte in einer Kneipe einen Blutsturz erlitten und war gleich nach der Einlieferung im Krankenhaus gestorben. Als Frau Kumminach, die zuerst stumm gewesen war, dies erfuhr, wurde sie auf einmal sehr redselig. Was das für ein Blödsinn wäre! Die Polizei wisse doch sehr gut, daß sie solche Mieter gar nicht haben dürfe. Und noch dazu einen Friseurgehilfen! Wie man bloß darauf verfallen könnte, daß sie – eine anständige Frau, die nur die nobelsten Mieter hatte – solchem Bettelpack Unterschlupf gewähren würde, solchem Lumpenkerl, der obendrein noch brustkrank war und auf der Straße kreperte!

Per lief es eiskalt über den Rücken, als er diese Leichenrede für seinen unbekanntem Schlafnachbarn vernahm. Daß der betreffende junge Mann tatsächlich derselbe war, der nachts Zuflucht auf dem Hängeboden im Flur gefunden hatte, davon war er fest überzeugt; seit diesem Tag vernahm er auch nie mehr den hohlen Husten. Er konnte es nicht lassen, daran zu denken, was ihn wohl erwarten würde, falls er beispielsweise hier krank wurde und Pflege brauchte; und er hatte allen Grund, sich darüber Sorgen zu machen, denn er fühlte sich nicht wohl. Auf der Reise hatte er sich erkältet und konnte sich nun bei dem feuchten Wetter nicht recht erholen.

Schon aus diesem Grunde hielt er sich soviel wie möglich zu Hause auf. Er versuchte auch nicht, die Bekanntschaft mit Fritjofs Kunstbrüdern in dem Lokal in der Leipziger Straße fortzusetzen, sondern er aß in einem Restaurant in der Gegend, in der er wohnte. Im Hause des Geheimen Kommerzienrats ließ er sich ebenfalls nicht mehr blicken.

In dieser Zeit der Einsamkeit schrieb er fast täglich an Jakobe. Und seine Briefe waren von der Unruhe geprägt, die ihn beherrschte, obwohl er sich mühte, sie zu verbergen. Über sich selbst schrieb er ganz gegen seine Gewohnheit überhaupt nichts; hingegen berichtete er sehr ausführlich über das Leben in der Stadt, über alles, was er zufällig gesehen hatte.

So verging die Zeit bis Ende November. Da bekam er eines Tages durch Ivan einen Brief von Blackbourn & Gries, der bekannten englischen Ingenieurfirma, an die sein Schwiegervater ihn empfohlen hatte. Von einer Anstellung bei der Firma war allerdings nicht die Rede; er erhielt lediglich die Erlaubnis, die täglichen Arbeiten an einem näher bezeichneten größeren Regulierungsvorhaben verfolgen zu dürfen. Doch auch das konnte für ihn von sehr entscheidender Bedeutung sein, und daher beschloß er, sofort aufzubrechen. Von Dresack, in dessen Nähe die Arbeiten vor sich gingen, wußte er fürs

erste nur, daß es ein kleiner Gebirgsort in den österreichischen Alpen war. Er plante nun, dort den Winter über zu bleiben und mit Beginn des Tauwetters über Wien und Budapest an die Donaumündung zu fahren und die dortigen ausgedehnten Baggerarbeiten zu besichtigen. Dann wollte er über Paris und London nach New York.

Auf seiner Fahrt nach Dresack machte er in Linz Station, um die neunhundert Fuß lange Eisenbahnbrücke in Augenschein zu nehmen. Am späten Nachmittag kam er dort an und bekam zum ersten Mal die luftig weiße Zinnenreihe der Alpen zu Gesicht, die den Horizont umrahmte. In der Glut des Sonnenuntergangs schienen die Berge über dem Abendnebel gleichsam zu schweben; es war ein Anblick wie zu Urzeiten der Erde. Am nächsten Vormittag war er mitten in den Bergen, und weil das Wetter strahlend war und er sich außerdem durch eine unaufhörlich redende deutsche Reisegesellschaft belästigt fühlte, die sich ihm aufdrängte, verließ er den Zug auf einer kleinen Landstation and verbrachte trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit den Rest des Tages unter freiem Himmel. Es war ihm, als riefte da draußen in der riesigen Stein- und Schneewüste etwas nach ihm. Und höher und höher lockte es ihn hinauf in die Einsamkeit, als werde ihm dort oben geheimnisvoll Erlösung verheißen von allem, was ihn bedrückte und quälte.

Allein und ohne Bergführer folgte er einem Bergpfad, der sich in Windungen an einem steilen kahlen Abhang emporschlängelte. Unten auf der Station hatte man ihm abgeraten, sich ohne Führer auf den Weg zu begeben. Doch er trotzte der Beklommenheit, die diese gewaltige und fremdartige Umgebung in ihm aufkommen ließ, und stieg rasch bergan. So also sah eine Berglandschaft aus! In langen schwelgenden Zügen atmete er die schneekalte Luft ein, schaute, hinab zu den Wolken, die tief unter ihm im Tal dahinsegelten, und fand in diesen Stunden ein Verhältnis zur Natur, wie er es bisher nicht gekannt hatte.

Als Junge waren ihm Wald und Wiese der Spielplatz gewesen, nach dem er sich hinaussehnte, um sich frei bewegen und den häuslichen Zwang vergessen zu können. Später hatte er niemals Gelegenheit gehabt, zu einem vertrauteren Verhältnis mit der Natur zu kommen. Er hatte sie in seiner Nyboder Hinterhofstube auf einer Generalstabskarte studiert und sie respektlos in eine Beute seines Schaffensdrangs verwandelt. Sie hatte für ihn nur aus Stein- und Erdmassen bestanden, die ausgenutzt werden mußten. Beim Anblick eines freien Feldes hatten seine Gedanken sofort begonnen, sich mit Sextant und Bandmaß zu beschäftigen. Nie hatte er am Fenster eines Eisenbahnabteils sitzen können, ohne daß sich seine Einbildungskraft unablässig der Landschaften annahm, die er durchfuhr, neue Straßen anlegte, Moore entwässerte, Brücken errichtete und Kanäle grub.

Auch jetzt waren es nicht die Farb- und Linienwirkungen, die ihn beeindruckten. Es war die Größe, der Geist, die Mystik in der Natur, für die ihn seine innere Unruhe nun empfänglich machte. Es war die unendliche Ausdehnung der Massen, die Gewalt der Formen und die ewigkeitstiefe Stille ringsum, die Gefühle und Stimmungen in ihm wachriefen, die neu und seltsam für ihn waren.

Er war einige tausend Fuß hoch geklettert und erblickte vor sich ein ungeheures Schneefeld, das ganz oben von einem kahlen rotgrauen, sonnenbeschieneenen Felskamm durchbrochen wurde. Ganz außer Atem vom anstrengenden Aufstieg, mußte er mehrfach anhalten, um Luft zu holen. Und wie er so stand, auf seinen Stock gestützt,



und sich umsaß in dieser schweigenden Wildnis, versank er in anhaltendes Staunen über seine Empfindungen. Er fragte sich, wie es möglich war, daß etwas Anziehendes, ja den Geist Erhebendes darin sein konnte, Stunde für Stunde durch eine vollkommen leblose Steinwüste zu wandern, durch diese gleichbleibende Stille. Wie konnte etwas so Negatives wie die Tatsache, daß man hier oben nichts hörte, so feierlich befreiend wirken? Oder vernahm man vielleicht doch etwas? Hatten die Gläubigen in gewisser Hinsicht recht, wenn sie von dem sprachen, das »jenseits der Naturerkenntnis« lag? Gab es Schallschwingungen im Weltraum, die vom menschlichen Ohr nicht aufgenommen werden konnten? War das, was wir Tod nannten, vielleicht nur eine andere Form des Lebens, das sich allein wahrnehmen ließ durch die auferweckten Sinne einer »Seele«?

Er erinnerte sich, daß einer der Pastoren, die am Sarg des Vaters gesprochen hatten, das Schweigen in der Natur »Gottes Stimme« genannt hatte und damit erklären wollte, warum die alten Propheten in Augenblicken des Zweifels und der Ohnmacht immer die Einsamkeit der Wüste aufsuchten. Gottes Stimme! – In Wahrheit war es wohl so, daß das Gemüt angesichts des leeren lautlosen Weltraums vom »horror vacui« erfaßt wurde, dem schon die Antike alle Dinge zugeschrieben hatte. Und die Angst schuf Halluzinationen und diese wieder neue Angst, und so war es geblieben durch alle Zeiten hindurch, bis Gott geformt und Himmel und Hölle bevölkert waren.

Abermals stieg er einige hundert Schritte empor und blieb von neuem stehen, um Luft zu schöpfen. Stets dieselbe gefrorene Einöde, dieselbe gefühllose Ruhe! Diese schneebedeckten Steinkolosse vermittelten wahrhaftig eine imponierende Vorstellung von den Kräften, die in jener Urnacht in Bewegung gewesen waren, als Mutter Erde erschaffen wurde. Und während er sie betrachtete, erfaßte ihn das schwindelnde Gefühl, als sei er jenem fernen Naturereignis fühlbar nahegerückt. So seltsam schrumpfte die Zeit beim Anblick dieser erstarrten, in ewiger Gleichgültigkeit ruhenden Steinmassen, die noch genauso nackt und unberührt dalagen, wie sie vor Millionen Jahren, »aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen waren«, wie es hieß. Warum nicht gar! Der Schöpfer? Ein glühender Urnebel! Ein aufgelöstes Sonnensystem!... Und dahinter? Leere! Leere! Eisige Kälte! Totenstille.

Es wurde Abend, ehe er wieder auf der Station anlangte. Hier machte man sich schon Sorgen um ihn. Im Gasthof, wo er sein Gepäck zurückgelassen hatte, war bereits davon gesprochen worden, Leute loszuschicken, ihn zu suchen. Müde von den Anstrengungen des Tages und den Kopf schwer von zu vielen Gedanken, wollte er sogleich ins Bett gehen; doch schon bei seiner Ankunft am Vormittag hatte er bemerkt, daß sich im Ort etwas Ungewöhnliches zutrug. Über der Tür des Gasthofs hing ein Gewinde aus Tannengrün. Man war so beschäftigt gewesen, daß man kaum Zeit fand, ihm ein Zimmer zuzuweisen. Nun stellte sich heraus, daß hier Hochzeit war. Es wimmelte von Menschen, und auch er wurde sofort zu dem Fest eingeladen. Beim ersten Mal lehnte er ab. Kaum war er jedoch in sein Zimmer geschlüpft, als an die Tür geklopft wurde. Herein traten zwei junge Mädchen, Arm in Arm. Sie knickten tief und sagten durcheinanderredend und mit viel Gekicher und Ellenbogenstoßen einen langen Vers auf, von dem er gerade so viel verstand, daß Bräutigam und Braut um die Ehre baten, ihn als ihren Gast begrüßen zu können. Da war er überwunden und mußte die ganze Nacht essen und trinken und tanzen, so daß er zuletzt ganz benommen davon war.

In der Diele, die hoch und groß war wie eine Scheune, wurde in nagelbeschlagenen Stiefeln zu Zither- und Harmonikaklängen getanzt. In der Stube waren zwei lange Tische gedeckt; auf dem einen lag eine gebratene Ziege mit vergoldeten Hörnern. Der Wein wurde in großen Blechkannen kredenzt. Im Laufe der Nacht entwickelte sich eine solche Trunkenheit und Offenheit zwischen den Geschlechtern, daß all das in einem seltsamen Widerstreit zu den vielen Kreuzen und Heiligenbildern stand, die das Haus schmückten und überall in diesem Land am Wege aufgestellt waren.

Per sah dieses ländliche Bacchanal und wurde allmählich froh. Er dachte daran, was Fritjof stets gepredigt hatte: Solche Naturkinder waren im Grunde am glücklichsten. Mit einem Knicks vor zwei kreuzförmig zusammengenagelten Stäben lösten sie alle Rätsel des Lebens und des Todes und ließen die Fiedel klagen.

Es war seine Absicht gewesen, am nächsten Morgen weiterzufahren; doch es vergingen ein, zwei, ja mehrere Tage, ehe er wegkam. Auf der Hochzeit hatte er ein junges Mädchen kennengelernt, das ihn gefangenhielt; es war ein kräftiges Bauernmädchen, etwas schwerblütig und derb, wie es die Frauen in den Alpen oft sind, doch mit einer lustigen Stupsnase und jenem kornblonden Haar, das stets einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt hatte. Zufällig hatten sie beide in der Diele nebeneinander auf einer Bank gesessen. Er hatte dem Tanz zugesehen, und sie waren ins Gespräch gekommen. Er konnte nicht viel verstehen von dem, was sie sagte, und sie verstand ihn gar nicht. Dafür lachten sie viel und waren schnell vertraulich geworden. Sie war über die Zwanzig und wohnte ein wenig außerhalb des Ortes mit ihrer Mutter, deren Nachsicht Per mit ein paar Zwanzigguldenstücken gewann.

Er gab sich dieser Verbindung mit wilder Unbeherrschtheit hin und war gleichzeitig aufrichtig beschämt darüber, daß er Jakobe untreu geworden war. Doch er mußte fort von den müßigen Grübeleien, die ihn seit dem Tode des Vaters gequält hatten und schon anfangen, ihn gemütskrank zu machen. Er begriff, daß er sich vor allem vor der Einsamkeit hüten mußte. Wenn er nicht bei dem Mädchen war, verbrachte er daher die Zeit in der Gastwirtschaft mit dem Wirt und anderen Leuten aus dem Ort. Es floß der Wein, die Gespräche waren munter, und der Rauch aus den Pfeifen ließ die Luft in der Schankstube blau werden. Beständig erweiterte sich der Kreis um ihn, und die abenteuerlichsten Gerüchte über seine Herkunft und sein fürstliches Vermögen schwirrten durch die Gegend.

Nach einer Woche brach Per plötzlich auf. Eine weinselige Schar von Freunden begleitete ihn bis zur Station, während das blonde Mädchen daheim auf der Bettkante saß und weinte.

Doch der Schatten des Vaters begleitete ihn.

Dresack lag in einer schmalen, sonnenlosen, eineinhalb Meilen langen Schlucht, auf deren Grund ein Fluß dahinschoß und eine ununterbrochene Kette kleinerer Wasserfälle bildete. Zu beiden Seiten der Schlucht waren die Bergabhänge fast bis zu den Spitzen bewaldet; im Süden wurde die Aussicht durch einen mächtigen, vollkommen kahlen rotgrauen Felsen verschlossen, durch den Hohen Goll, dessen Schneerücken an den meisten Tagen des Jahres von Wolken verdeckt war. Der Ort lag am Fuße des Felsens und bestand aus zwei Reihen eng aneinanderg gebauter Holzhäuser, die eine S-förmige, stark ansteigende Straße bildeten in Fortsetzung der

Landstraße, die sich am rechten Flußufer hinzog. Etwas unterhalb des Fleckens, auf der Kuppe eines ein wenig vorgeschobenen Hügels, um den sich der Fluß schlängelte, stand eine alte Burgruine, die aussah wie ein Backenzahn und als Gerichtsgebäude benutzt wurde. Auf der anderen Seite erhob die Kirche ihren lanzenspitzen blutroten Turm über die Ortschaft.

Bis vor einem dreiviertel Jahr hatten sich zu beiden Seiten des Flusses fruchtbare Wiesen ausgedehnt, und der größte der Wasserfälle hatte ein paar Sägewerke und eine Mühle betrieben. Jetzt war die Talsohle ein Chaos von Schieferblöcken, Kiesbergen, Steinhäufen und Ansammlungen umgestürzter Bäume. Ganze Waldstrecken lagen da, die Wurzeln nach oben gekehrt und die Wipfel im Lehmschlamm begraben. Hier und da ragten zwischen Steinen und Baumwurzeln Reste von Bauwerken heraus: ein zersplitterter Balken, einige rostige Maschinenteile. Der ganze tiefer gelegene Teil Dresacks mit dem Bahnhofsgebäude war eines Nachts weggeschwemmt worden, als im Frühling der Hohe Goll nach achttägigem Dauerregen seine weißen Locken geschüttelt hatte. Und so plötzlich war die Flut gekommen, daß die Leute sich im bloßen Hemd aus den Häusern retten mußten. Fünf Menschen und an die fünfzig Stück Vieh waren vom Strom fortgerissen worden und an den Felsen zerschellt.

Nach acht Monaten war man mit den Aufräumarbeiten nun so weit gekommen, daß die Bahnlinie wieder befahren werden konnte. Die weggerissenen Teile der Landstraße mußten vorläufig durch Holzbrücken ersetzt werden. Außerdem hatte man angefangen, das Strombett durch Sprengungen mit Dynamit zu regulieren. Der Plan sah vor, eine Art Notabfluß hinter dem vorgeschobenen Hügel zu schaffen, auf dem sich die Burgruine erhob und der teilweise durch seine Lage die Überschwemmung verursacht hatte. An die hundert Arbeiter waren hier täglich beschäftigt, und drei Ingenieure von Blackburn & Gries hatten sich in Dresack einquartiert.

Per wohnte bei einer alten Sattlerwitwe, die ungefähr in der Mitte des Ortes in einem geteerten Fachwerkhaus mit Steinen auf dem Dach und einer halbgeschlossenen Holzgalerie, die den Blick auf das Tal freigab, lebte. Er hatte hier zwei geräumige, aber dunkle und niedrige Stuben im oberen Stockwerk und war ziemlich feldmäßig eingerichtet, was die Gemütlichkeit der Behausung nicht gerade steigerte. Trotz seines fast kleinlichen Ordnungssinns und Drangs nach Bequemlichkeit fehlte ihm jegliche Fähigkeit, Wohnlichkeit um sich zu schaffen. Es war, als prägte seine innere Unruhe sogleich auch die Räume, die er bezog. Vom Arbeitszimmer führte eine Tür auf die überdachte Galerie. Hier stand er in der ersten Zeit oft des Abends, eingehüllt in seinen Reiseschal, und schaute über die düstere, unheimliche Bergschlucht zu den mondbeschienenen Schneefeldern des Hohen Golls hinauf. Tief unter ihm im Dunkel brauste der Fluß, dessen unregelmäßigen Lauf er gerade noch an dem großen Steinchaos erkennen konnte, das hier und dort erleuchtet wurde durch Wachtfeuer, wo am Tage gesprengt worden war.

Das auf seine Weise feierliche und doch so niederschmetternde Gefühl der Ohnmacht gegenüber der Natur, das ihn beim ersten Anblick der Steinriesen der Alpen ergriffen hatte, verringerte sich hier nicht. In seiner Abhandlung hatte er siegesgewiß verkündet, daß die Menschheit, die bislang der ängstliche Sklave der Elemente gewesen war, bald selbst den Donner vor ihren Triumphwagen spannen und dem Sturm die Peitsche aus

der Hand reißen würde. Nun mußte er angesichts dieser wilden Zerstörungen erkennen, daß die Menschen immer noch von der Gnade der Natur lebten.

Nach einem Aufenthalt von zwei Wochen schrieb er an Jakobe, die ungeduldig darauf gewartet hatte, daß er seine endlich erschienene Kampfschrift gegen böswillige Angriffe verteidigte, die in einer Fachzeitschrift veröffentlicht worden waren: »Du fragst, ob ich ›Industritidende‹ nicht bekommen habe, und Du scheinst verwundert, daß ich wegen der niederschmetternden Beurteilung meines Buches nichts von mir habe hören lassen. Doch warum sollte ich eigentlich antworten? Was bedeutet diese Kritik? Du schreibst, Du hättest Dich darauf gefreut, zu sehen, wie ich meinen Gegner schlage und seine falschen Rechenexempel wie mottenzerfressene Strümpfe in Fasern auflöse; doch mir scheint, Du nimmst die ganze Sache viel zu feierlich. Herrgott noch mal – es ist doch bloß ein Buch – und noch dazu eins, mit dem ich nicht mehr zufrieden bin. Hin und wieder sind jugendliche Torheiten darin, die man besser hätte vermeiden sollen. Leider – so demütigend es auch für uns ist – sind wir gezwungen zuzugeben, daß unsere Herrschaft über die Natur vorläufig nur schwach befestigt ist. Hierin muß wahrscheinlich auch die Erklärung für die Tatsache gesucht werden, daß so viele, sogar verhältnismäßig aufgeklärte Leute in der Natur einen Ausdruck für die unveränderliche Macht und den Willen eines ewig Lenkenden erblicken.«

Auf diesen Brief antwortete Jakobe nicht, und Per kam später ihr gegenüber nie wieder auf sein Buch oder dessen Schicksal zu sprechen. Im Grunde war er gar nicht unzufrieden mit dem Schweigen oder der Gleichgültigkeit, mit der die Schrift allorts aufgenommen wurde, mit Ausnahme der wenig gelesenen »Industritidende«. Überhaupt wurden seine Briefe im Laufe des Winters immer kürzer und seltener. Er schrieb vor allem über das Wetter, den Fortschritt der Räumungsarbeiten und dergleichen mehr. Er erzählte kleine Geschichten aus dem Leben des Fleckens, meist in einem humoristischen Ton, der die geistige Krise verdecken sollte, in der er steckte und deren Bedeutung ihm endlich klargeworden war.

In Wirklichkeit erlebte er auch nicht viel mehr als das, worüber er aus Beschämung nicht schreiben wollte. Bei der Arbeit traf er die Ingenieure von Blackbourn & Gries zwar täglich, pflegte aber sonst keinen Verkehr mit ihnen. Es waren drei kaltblütige Whiskytrinker, die sich in allen Erdteilen herumgetrieben und ihn gleich vom ersten Tag an mit kränkender Überlegenheit behandelt hatten, unter anderem deswegen, weil er sich furchtbar schlecht auf englisch ausdrückte. In diesem Verhältnis trat allerdings eine Änderung ein, nachdem er den Weihnachtsabend mit ihnen im Gasthaus »Zum guten Nachbarn«, ihrem Stammlokal, verbracht hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er sie nämlich allesamt so gründlich unter den Tisch getrunken, daß zwei gleich im Gasthaus ins Bett gebracht werden mußten. Den dritten fuhr man auf einer Schubkarre nach Hause. Danach betrachtete Per seine Ehre als wiederhergestellt, und die drei Berufskollegen änderten von diesem Tage an auch wirklich ihr Verhalten ihm gegenüber vollständig. Trotzdem suchte er nicht ihre Gesellschaft und ließ sich nur selten im »Guten Nachbarn« blicken.

Die langen Abende verbrachte er auf seinen Zimmern mit Lesen; und in der Regel wurde es sehr spät, ehe er seine Lampe löschte. Auf's neue hatte er sich mit seinem ganzen jütischen Starrsinn darangemacht, Kenntnisse zu erwerben, die seinem eigentlichen Fachgebiet fernlagen; doch nicht wie im Vorjahr, um seine Eitelkeit zu

befriedigen und in der Gesellschaft ein Wort mitreden zu können, sondern aus echtem, tiefempfundenem Bedürfnis nach eingehenderem Wissen und nach einer fundierten Lebensanschauung. Bei seiner Lektüre verfuhr er planmäßig. Wie er es von der Mathematik und den Naturwissenschaften her gewohnt war, wo man Beweise durch ständiges Schlußfolgern sucht, ging er von einem Buch zum andern über, auf das irgendwo verwiesen worden war. So verfolgte er einen Gedankengang ständig zurück zu noch älteren Schriften, um hierdurch zur ursprünglichen Begründung, zum einfachen, endgültigen Wahrheitsbeweis zu kommen, der alle Zweifel zerstreute. Damit Jakobe nichts davon erfuhr, ließ er sich die Bücher direkt von einem Kopenhagener Buchhändler schicken, ohne – wie sonst – Ivan als Mittelsmann zu benutzen. Nach und nach stapelten sich auf seinem Arbeitstisch philosophische, ästhetische und theologische Schriften.

Doch je mehr er las, desto verwirrter wurde er. Bei seinem standhaften Suchen nach dem allerschöpfenden Wort, das auf ewig alle abergläubischen Vorstellungen von einem »Jenseits« beseitigen könnte, tappte er im Dunkeln umher wie ein beständig genarrter Blindkuhspieler. Sooft er dem Beweis ganz nahe zu sein meinte, ertönte ein Hier aus dem entgegengesetzten Ende der widerhallenden Gedankenwelt, oder er rannte mit der Stirn gegen eine Mauer, irgendein ihm unzugängliches Werk eines alten griechischen oder lateinischen Philosophen. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf. In seinem fanatischen Glauben an das Buch, wie er sich bei Autodidakten nach und nach entwickelt, blieb er manches Mal auch tagsüber zu Hause, um ein Ergebnis zu erzwingen. Denn er hatte Eile! Wochen und Monate waren jetzt vergangen, und er hatte den festen Vorsatz gefaßt, nicht eher von Dresack abzureisen, bis er vollkommene Klarheit, absolute Sicherheit erreicht hatte.

Anfang März kam er eines Abends von einem der Arbeitsplätze jenseits des Gebirgsflusses nach Hause. Müde von den Anstrengungen des Tages, ging er schleppenden Schritts in den langschäftigen Stiefeln. Seit einigen Tagen lag Frühling in der Luft. Von den Bergen her hörte man häufig das Donnern der Lawinen, und das Wasser im Fluß war um mehrere Fuß gestiegen. Der Jahrestag der großen Katastrophe rückte heran. Per, den das viele fruchtlose Grübeln und sein einsames Leben zwischen den drohenden Felswänden ohnehin schon sehr nervös gemacht hatte, wurde von der gesteigerten Unruhe der Bevölkerung angesteckt. Die Zeitungen hatten bereits von mehreren schweren Bergstürzen im Hochgebirge berichtet.

Die Sonne war gerade hinter dem Bergkamm im Westen untergegangen. Der weiße Gipfel des Hohen Goll glühte, und Lavaströmen gleich schien der Schnee an seinen Seiten herabzufließen.

Auf der provisorischen Holzbrücke, die über den Fluß gebaut worden war, standen wie stets ein paar Männer mit langen gabelförmigen Spießeln, mit denen sie die Holzstücke auffischten, die den Fluß hinunterschwammen. Per verweilte hier meistens einen Moment und sah den Holzfischern zu, deren spitze Stangen mit fabelhafter Sicherheit selbst das kleinste Stück trafen, das im wirbelnden, schäumenden Wasser dahintanzte. Diesen Abend schritt er jedoch teilnahmslos an ihnen vorbei und beantwortete in seiner Zerstretheit ihr »Gott zum Gruß\*« mit einem dänischen »Godaften«.

Mit seinen Gedanken war er in der Heimat. Er dachte unter anderem darüber nach, ob wohl heute endlich ein Brief von Jakobe eingetroffen sei. Über eine Woche schon hatte er nichts von ihr gehört und konnte den Grund für dieses plötzliche Schweigen nicht begreifen. Allerdings hatte auch er seit einiger Zeit nicht Nachricht von sich gegeben; es war ihm allmählich zu einer Art seelischer Qual geworden, diese gleichgültigen Briefe voller Verstellung ausarbeiten zu müssen. Aber *sein* Schweigen, fand er, hätte für Jakobe nur ein Grund mehr zum Schreiben sein sollen. Er konnte ja krank geworden sein, ein noch schwereres Unglück konnte ihn getroffen haben, wodurch es ihm unmöglich war, zur Feder zu greifen.

»Ist ein Brief für mich da?« fragte er seine Wirtin, die alte Frau Babi, die herausgeeilt war, die Haustür zu öffnen, nachdem sie ihn vom Fenster aus hatte kommen sehen.

»Nein, Herr!« erwiderte die kleine Frau mit einem ängstlichen Knicks.

Als Per sein Zimmer betrat, konnte er es dennoch nicht lassen, verstohlen nach dem Arbeitstisch hinüberzublicken, wo Jakobes längliche Briefumschläge mit der großen Steilschrift ihm sonst regelmäßig jeden zweiten Tag entgegengeleuchtet hatten. Da zuckte er gleichgültig die Achseln, ging eine Zeitlang leise pfeifend im Zimmer auf und ab und mühte sich vergeblich, die Mißstimmung abzuschütteln. Darauf setzte er sich schweigend in einen alten Lehnstuhl vor dem offenen Kamin, wo ein paar mächtige Holzscheite brannten. Schnell kam die Dämmerung, und die Dunkelheit wuchs aus allen Ecken des ungemütlichen Zimmers, während er, die Arme auf die Knie gestützt, in die Flammen starrte. Jakobes Schweigen begann ihn zu beunruhigen. Ob sie krank geworden war? Nein, in dem Fall hätte er es sicher von Ivan erfahren. Etwas anderes mußte dahinterstecken. Doch was?

Er stellte sie sich vor, wie sie wahrscheinlich in diesem Moment am festlich gedeckten Abendbrottisch daheim mit ihren Eltern und Geschwistern saß. Er sah die breite Tafel unter dem großen strahlenden Kronleuchter, das zierliche Gedeck, den Blumenaufsatz und die nie fehlenden Schalen mit Früchten ... Philip Salomon am Tische in seinem vergoldeten Lederstuhl mit der hohen Lehne, die Serviette unter dem Kinn ... Ivan, Nanny und die anderen Kinder, ganz nach Belieben gesetzt, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht... alle sorglos plaudernd und durcheinanderredend ... nur Jakobe wie immer still und teilnahmslos, blaß und ernsthaft, die »Weisheitseule«, wie der Vater sie scherzhaft nannte, »Institutsvorsteherin Striks«, wie Nanny sie weniger gutmütig getauft hatte.

Plötzlich glitt eine neue Figur ins Bild ... Eybert. Per wußte, daß Jakobes alter Verehrer wieder im Salomonschen Hause verkehrte. Vor einiger Zeit hatte sie selbst davon erzählt. Im Grunde hatte sie sicher niemals ihre Neigung für diesen geschniegelten Mäßigkeitsapostel überwunden. Wenn er es recht bedachte, so war in ihren letzten Briefen etwas Zurückhaltendes, gleichsam Unschlüssiges und Geheimnisvolles gewesen. Spielte sie vielleicht mit dem Gedanken, ihre Verlobung mit ihm zu lösen? Sollte ihr Schweigen ihn schonend darauf vorbereiten? War das ihre Absicht?

Na ja, weder was ihn noch was sie betraf, waren die Gefühle, die sie zusammengeführt hatten, von erhabener Natur gewesen; jedenfalls beruhten sie nicht auf dem harmonischen Zusammenklang ihrer Charaktere. Vor allem in jüngster Zeit war

ihm mit unheimlicher Deutlichkeit klargeworden, wie grundverschieden sie in jeder Hinsicht waren. Sehr deutlich spürte er: Hätte er sich zu einem Eingeständnis über das hinreißen lassen, was seinen Sinn und seine Gedanken in diesem Winter beschäftigte, sie würde es nie verstanden haben. Er erinnerte sich an verschiedene höhnische Bemerkungen von ihr über die religiösen Skrupel der Menschen. Vielleicht war es für beide Teile wirklich am besten, wenn sie sich jetzt trennten, bevor größerer Schaden angerichtet wurde.

Wie er so dasaß, vertieft in diese trüben Dämmerstundengedanken, öffnete sich die Tür zur Treppe hin, und Frau Babi schlüpfte herein. Im Gesicht der kleinen Frau und auch in ihren schnellen, scheuen Bewegungen lag etwas Mausähnliches, das Per vom ersten Tag an die einfältige Trine in Nyboder erinnerte. Mitunter vermochte er sich nur schwer von der abergläubischen Vorstellung frei zu machen, daß es dieser sklavenhaft gehorsame Geist aus den Jahren seiner Armut war, der hier in Gestalt eines alten Mütterchens für ihn sorgte.

Sie war gekommen, um die Lampe anzustecken und den Tisch für das Abendessen zu decken; als sie aber beim Schein des Kaminfeuers sah, daß Per noch die langen schmutzigen Stiefel trug, holte sie erst aus der Schlafstube seine Hausschuhe. »Möchte der Herr nicht wechseln?« fragte sie und stellte die Schuhe vor ihn hin.

Per antwortete nicht. Erst als sie die Lampe angezündet hatte und die Fensterläden schloß, wurde er sich ihrer Gegenwart bewußt. Kurz danach ging sie wieder hinaus.

Er blieb am Kamin sitzen. Die Arme schwer auf die Knie gestützt, starrte er in das verlöschende Feuer und versank schnell wieder in finsternes Grübeln. Jetzt dachte er jedoch nicht mehr an Jakobe. Wie stets, wenn seine Gedanken jetzt einen Moment lang sich selbst überlassen waren, flogen sie hinüber zur Mutter, umflatterten unruhig das Pfarrhaus und das Grab des Vaters. Plötzlich fuhr er zusammen – wie es stets der Fall war, wenn ihm im Wachen oder Träumen die Uhr des Vaters einfiel. Obgleich er jetzt gut begriff, daß ebensoviel Angst wie Trotz oder Hohn ihn damals zum Handeln veranlaßt hatte, schob er doch die Erinnerung an diese Begebenheit am liebsten von sich und bemühte sich, an anderes zu denken.

Er erhob sich schnell. Frau Babi, die unten in der Küche gewesen war, kam im gleichen Augenblick herein und brachte das Abendessen.

»Was haben Sie heute für mich?« erkundigte er sich.

»Ein wenig Schinken, mein Herr.«

»Ewig Schinken!« brummte er. Er mußte seiner schlechten Laune Luft verschaffen. »Sie könnten wirklich ein bißchen erfinderischer sein.«

Während die Wirtin den Tisch deckte, trat er auf die Galerie hinaus und ließ sich einen Augenblick von der eiskalten Brise umwehen, die vom Hohen Goll herab durch das Tal strich. Es war jetzt völlig dunkel. An den Arbeitsplätzen flackerten ein paar Wachtfeuer, und vor dem neuen Bahnhofsgebäude schimmerten eine Reihe Öllampen mit trübem Schein.

Überall war es still. Man hörte nur den Bach und das dumpfe Rollen eines Eisenbahnzuges in weiter Ferne. Einmal drang auch ein schwacher Lawinendonner

herüber. Über den Berggipfeln lagerten schwere schwarze Wolkenmassen; doch genau über seinem Kopf spannte sich ein klarer Sternenhimmel.

In den vergangenen Monaten hatte er oft nachts hier gestanden, ermüdet und niedergeschlagen von seiner unfruchtbaren Lektüre, hatte hinaufgestarrt in das leuchtende Sternengewimmel. Dann stellte er sich vor, daß diese goldene Himmelsschrift vielleicht die Lösung des Rätsels von Leben und Tod enthielt für den, der ihre Zeichensprache zu deuten wußte. Und was für mystische Zeichen! Wie in der ältesten Bilderschrift aus dem Kindheitsstadium der Menschheit waren hier allerlei Tiergestalten einfältig in punktierten Flammenlinien aufgezeichnet: Löwe, Bär, Schlange, Stier – das erste Abc der Menschheit. Und inmitten all der wilden Tiere stand das Kreuzeszeichen, das deutlicher und stärker funkelte als irgendein anderes Sternbild, von der Milchstraße umstrahlt wie von einem Glorienschein.

Er zuckte nervös zusammen. Aus dem Tal ertönte ein langgezogenes Pfeifen. Der Schnellzug von Norden kündigte sein Kommen an. Die roten Feueraugen der Lokomotive durchglühten schon das Dunkel da draußen; man konnte hören, wie Gegendampf gegeben wurde, und ein paar Minuten später hielt der kurze Zug schnaufend wie ein müdes Pferd vor dem Bahnhofsgebäude. Ein paar Wagentüren wurden auf- und zugeklappt, eine Glocke ertönte, und der Zugführer gab das Signal zur Weiterfahrt.

Per folgte dem erleuchteten Zug mit den Augen, bis er mit kurzem schlangenartigem Zischen in den Tunnel unter dem Hohen Goll geschlüpft war. Und wie so oft, dachte er bei diesem Anblick, daß er nur zu wollen brauchte, und er befände sich in wenigen Stunden Hunderte Meilen von diesem Steingefängnis entfernt in dem er nun bald drei Monate eingeschlossen saß. Schon am folgenden Tag würde er, umgeben von Sommersonne und Blumenduft, durch die freie, lachende Natur Norditaliens rollen. Er war ja sein eigener Herr, an keinerlei Verpflichtungen gebunden. Doch was würde das nützen? Was half es ihm, weiter in die Welt hinauszureisen, wenn er den Alp nicht abschüttelte, der seine Gedanken im Schlaf fesselte und ihm Mut, Blut und Tatkraft aussog? Nein, hier hatte er den Kampf aufgenommen – hier mußte er auch zu Ende geführt werden. Hier in diesem grabesdunklen Bergkeller wollte er das gespenstische Ungeheuer besiegen ... oder ... oder selbst besiegt werden.

Als er wieder ins Zimmer trat, war der Tisch gedeckt. Frau Babi wartete unterwürfig neben seinem Stuhl, um ihn ihm unterzuschieben, wenn er sich setzte.

»Nun schön!« rief er in einem nochmaligen Anlauf, sich in frohe Laune zu bringen. »Da wollen wir mal in Gottes Namen den Schinken vertilgen!«

»Der Herr darf nicht böse sein«, stammelte die kleine Frau schuldbewußt, »aber 's ist hier halt schlecht bestellt mit dem frischen Fleisch.«

Ganz Trines Stimme! dachte Per. »Nehmen Sie es nicht so ernst«, erwiderte er jetzt ganz sanft. »Ich bin ein bißchen überreizt in letzter Zeit. Aber mir ist etwas verquert gegangen.«

»Ich hab es mir allweil schon denken können. Die letzten Tag hat der Herr ja auch ganz elend ausgesehen.«



»So«, bemerkte er und fühlte sich sofort weniger wohl. Nach kurzer Zeit räusperte er sich und stellte fest, daß sein Hals rauh war. Es steckte wohl immer noch die Erkältung von Berlin in seinen Gliedern. Gewiß war er gezwungen, einen Arzt zu konsultieren und seine Lunge untersuchen zu lassen.

Im selben Augenblick wurde unten an die Haustür geklopft, und Frau Babi ging hinunter, um zu öffnen. Kurz darauf kehrte sie mit glühenden Wangen zurück und berichtete, unten stehe eine Dame, die mit dem Herrn sprechen wolle.

»Eine Dame?« fragte Per und ließ die Gabel sinken. »Das muß ein Irrtum sein, ich kenne niemanden hier.«

»Es ist auch eine fremde. Sie ist gewiß mit dem Zug gekommen.«

»... mit dem Zug gekommen«, wiederholte Per betroffen und sah sie unsicher an.

Draußen auf der Treppe hörte man jetzt Schritte. Einen Augenblick später stand lächelnd eine brünette Dame im Reisekostüm in der Tür. Ein kostbarer Pelzmantel hing lose von ihren Schultern herab.

»Ich habe deine Stimme gehört«, sagte sie. »Guten Abend! Erschrick nur nicht!«

Per war aufgesprungen. »Aber ... Jakobe!«

»Ja, ich bin es wirklich!« fuhr sie scheinbar seelenruhig fort – mit erkünstelter Selbstbeherrschung, wie es ihre zarten Nerven bei starken Gemütsbewegungen erforderten.

»Aber – was – wieso?«

»Ja, ich hätte natürlich telegrafieren sollen; aber ich hatte auf der ganzen Fahrt nicht an einer einzigen Stelle Gelegenheit dazu. Und dann dachte ich auch, vielleicht ist es recht nett, dich zu überraschen. Ich nahm an, daß ich dich zu Hause treffen würde. – Aber so hilf mir doch endlich aus meinem Mantel! Du bist wirklich wenig galant!«

Erst als sie den weiten Reisemantel abgelegt, den Hut abgesetzt und das Haar etwas geordnet hatte, ließ sie sich von dem völlig verwirrten Per, der zögernd die Arme ausstreckte, umfassen. Obgleich sie vor Ungeduld zitterte, sich ihm an die Brust zu werfen, begnügte sie sich damit, seinen Kopf zwischen beide Hände zu nehmen und ihn kameradschaftlich auf die Stirn zu küssen. »Willkommen, sagt man ja wohl. Oder bist du nicht ein bißchen froh, mich zu sehen?«

Anfangs war sich Per gar nicht darüber im klaren, was für ein Gefühl es war, das ihn bei ihrem Anblick so mächtig erfaßte. Sein erster Gedanke – den ihm sein böses Gewissen eingab – war gewesen, daß sie gekommen sei, um zu spionieren. Doch nun, da er sie in seinen Armen hielt und ihre großen dunklen Augen im Opfermut der Liebe strahlen sah, verstand er plötzlich alles. Es war, als zerspränge in diesem Augenblick ein eiserner Ring, der seine Brust zusammengepreßt hatte. Zum ersten Mal seit seiner allerersten naiven Verliebtheit in die Sattlerstochter aus Kjerteminda erfaßte ihn eine Rührung, die ihm die Augen naß werden ließ.

» *Deswegen* hast du also nicht geschrieben!«

»Und das hast du nicht verstanden?«

Beim Anblick von Pers feuchten Augen brachen die Tränen in ihren eigenen hervor. Als sie hörte, wie sich die Tür hinter Frau Babi schloß, die endlich begriffen hatte, daß sie überflüssig war, konnte sie sich nicht länger beherrschen. Leidenschaftlich schlang sie die Arme um seinen Hals.

»Du hast dich doch ein bißchen nach mir geseht! ... Und jetzt bin ich bei dir! Endlich ist es wahr! Und nicht länger nur Traum!« Mit geschlossenen Augen schmiegte sie sich an seine Brust. »Nein, es ist kein Traum! Ich höre wieder, wie dein starkes Herz pocht. Ach, Per, mein Liebster. Mein Geliebter! Tausendmal mein Geliebter!«

Lange standen sie so, eng umschlungen. Schweigend strich Per mit der Hand über ihr Haar. Noch immer konnte er keine Worte finden, so überwältigt war er und so viele Fragen gingen ihm im Kopf herum. Endlich faßte er sich, so daß sie beginnen konnten, Fragen zu stellen und in geordneten Sätzen Antwort zu geben.

»Warum ich dir nicht geschrieben habe, daß ich komme?« begann Jakobe, als sie schließlich nebeneinander auf einer Holzbank zwischen den Fenstern Platz gefunden hatten. Hand in Hand saßen sie hier und unterbrachen jeden Augenblick ihr Gespräch, um sich zu küssen. »Nein, das konnte ich nicht, Liebster! Denk dir, bis zuallerletzt wußte ich ja gar nicht, ob es gelingen würde. Ich hatte zwar den Plan seit langem gefaßt, denn ich fühlte, daß ich hierher *mußte*, ehe du noch weiter wegfahren würdest ... Ich spürte, du warst mir fremd geworden in diesem langen Winter; du hast so wenig von dir selbst geschrieben. Am Ende wußte ich gar nicht mehr, was ich von dir glauben sollte, Per! ... Da sagte ich zu Vater und Mutter, ich möchte Klara Hertz in Breslau besuchen; du weißt, ich habe dort eine Jugendfreundin. Das fanden sie nur natürlich; aber trotzdem getraute ich mich nicht, dir davon zu schreiben ... Ich hatte einfach nicht den Mut dazu; es konnten mir noch hunderterlei Dinge dazwischenkommen. Und – stell dir meinen Schrecken vor – im allerletzten Augenblick verfiel Ivan sogar auf die Idee, mich zu begleiten. Das habe ich ihm jedoch ausreden können. Und nun hast du mich hier!«

Bei ihrer Erzählung hatte Per mehrfach die Augen niedergeschlagen. Er kannte ihre große Wahrheitsliebe und verstand gut – und etwas in ihrem Ton verriet es unfreiwillig –, welche Überwindung es sie gekostet hatte, sich bei Eltern und Geschwistern in so viel Ausflüchte zu verwickeln. Und all das hatte sie geopfert, all diese Ängste hatte sie ausgestanden, so vielen Gefahren und Vorurteilen hatte sie getrotzt – einzig und allein, weil sie empfunden hatte, daß er sie brauchte!

Vor Scham über das, was er noch vor sehr kurzer Zeit hier über sie gedacht hatte, wagte er es nicht, sie anzusehen. »Und jetzt?« fragte er unsicher. »Jetzt bleibst du hier?«

»Für zwei Tage, ja. Länger möchte ich sie zu Hause nicht ohne Brief lassen. Dann reise ich nach Breslau. – Hier im Ort gibt es doch sicher ein Gasthaus, wo ich ein Zimmer bekommen kann?«

»Nein, da sollst du nicht wohnen, da ist es zu häßlich. Du bleibst hier, und ich ziehe solange ins Hotel. Vorhin hast du ja meine Wirtin gesehen. Sie ist eine brave Frau, die für dich gut sorgen wird.«

»Ja, wie du willst. – Doch jetzt, Liebster«, sagte sie und strich ihm mütterlich mit der Hand über das Haar, wobei sie ihm in die Augen zu sehen versuchte, »bist du an der

Reihe, mir alles zu erzählen. Wie geht es dir? ... Nicht besonders? ... Du siehst ein bißchen überanstrengt aus.«

Per wurde unruhig und schaute zur Seite, um ihrem Blick auszuweichen. »Ach, es ging mir eigentlich recht gut. Natürlich – sehr lustig ist es hier nicht gewesen. Doch die Gegend ist in gewisser Hinsicht großartig ... und die Arbeit war tatsächlich interessant und lehrreich.«

Langsam hatte ihm Jakobe ihre Hand entzogen, und einige Augenblicke herrschte Schweigen. Dann wandte sie sich ihm wieder zu und legte den Arm um seinen Nacken. »Per«, drang sie in ihn, »warum hast du zu mir kein Vertrauen? Meinst du wirklich, du kannst dich vor mir verstecken? ... Nein, nein, du sollst dich nicht entschuldigen! Aber sei aufrichtig zu mir! Warum sollten wir beide nicht offen über alles reden können? Auch wenn ich es vielleicht nicht ganz verstehe, weiß ich genau, daß ihr christlich erzogenen Menschen – ob ihr nun gläubig seid oder nicht nie frei seid von Anfechtungen. Ich war darauf vorbereitet, daß auch du nicht verschont bliebst davon ... Doch ich war gleichzeitig fest davon überzeugt, daß du es überwindest.«

»Du hast recht«, entgegnete er, dunkelrot vor Scham, und machte sich von ihr los, um sich zu erheben. »Ich war in der Tat noch nicht endgültig ins reine gekommen mit mir.« Er ging durch das Zimmer. »Es ist lächerlich! Einfach lächerlich, natürlich! Aber die Einsamkeit war wohl daran schuld ... und dann mein verdammtes Pfarrerblut, die ganze Sippe meiner beffchenträgenden Vorfahren, die plötzlich in mir zu spuken begannen. Doch das; ist jetzt überwunden! Ich versichere dir ... ich bin wieder ganz ich selbst!«

Eine Zeitlang saß Jakobe schweigend und gedankenvoll auf der Bank. Dann stand sie auf und trat zu ihm. Statt einer Antwort streichelte sie ihm die Wange und erwiderte: »Darüber wollen wir heute abend nicht mehr sprechen, Liebster! ... Aber höre, Per! Ich sehe, ich habe dich beim Abendbrot überrascht! Das ist wunderbar, denn jetzt entdecke ich, daß ich schrecklich ausgehungert bin. Ich habe auf der langen Fahrt fast nichts gegessen. Du wirst dein Abendessen mit mir teilen müssen!«

»Ja, Liebling!« rief Per, der glücklich war, dem Gesprächsthema entgangen zu sein. »Ich rufe jetzt meine Wirtin. Bestimmt wird sie noch etwas Gutes für dich beschaffen.«

»Das ist völlig egal. Wenn ich so richtig Heißhunger habe, geht es mir wie dem Feuer und dem Ferkel – die verzehren alles! Sprich mit der Frau, dann richte ich mich unterdessen ein bißchen her. Holst du mir meine kleine Handtasche? Ich habe sie vorhin unten an der Treppe hingestellt.«

Während Per den Tisch neu decken ließ und die kleine Frau Babi ganz verwirrt mit all seinen Wünschen, hielt sich Jakobe nebenan im Schlafzimmer auf. Und als sie wieder herauskam, hatte sie ihre Löckchen an den Schläfen geordnet und ihr dunkelgraues Reisekostüm mit einem hohen breiten Kragen, einer schwarzen Spitzengarnitur und einem lila Seidenband geschmückt. Sie löste einen Veilchenstrauß aus dem Gürtel und steckte ihn Per ins Knopfloch, und nachdem sie abermals seinen Kopf mit beiden Händen umfaßt und ihm viele heiße, stürmische Küsse gegeben hatte, setzten sie sich zu Tisch.

Obwohl Per aufrichtig erfreut und dankbar über ihr Kommen war, empfand er noch immer ihr gegenüber etwas Gezwungenes und Zurückhaltendes. Er fühlte sich bedrückt durch das Mißverhältnis zwischen ihrer großen aufopferungsvollen, jeglicher Rücksicht

trotzenden Liebe und seinen eigenen Gefühlen, über deren Art er sich nie Einbildungen hingegeben hatte. In jeder Entwicklungsphase ihres Verhältnisses war er sich völlig darüber klar gewesen, was und wieviel sie für ihn bedeutete. Hatte sie auch hin und wieder einmal eine Ahnung von den paradiesischen Freuden der Liebe bei ihm zu wecken vermocht, so konnte sie mit ihrem krankhaft-zarten, muskelarmen Körper und ihrem fremdartigen Äußeren nur wenig Anziehungskraft auf seine Sinne ausüben. Und die leidenschaftliche Innigkeit, mit der sie in dem Verhältnis aufging, hatte sogar eher abkühlend als anspornend auf ihn gewirkt.

Jetzt, da sie beide am Tisch saßen, der den armseligen Bedingungen entsprechend festlich gedeckt war und mit einem leuchtend reinen Tuch und einem Paar alten dreiarmigen Kupferleuchtern, erregte sie zum ersten Mal seine volle sinnliche Begierde, obwohl der große Kragen sie eigentlich nicht kleidete. Seit langer Zeit war er einer jungen Frau nicht mehr so nahe gewesen. In seinem Steingefängnis hatte er gelebt wie ein Mönch im Kloster, eingeschlossen in die Schattenwelt seiner Gedanken. Jetzt erwachte die Lebensgier wieder in seinem Blut; Mut und Kraft strömten zurück in sein Herz und ließen es schwellen.

Von dem starken Landwein leerte er ein Glas nach dem anderen. Auch Jakobes Wangen bekamen immer mehr Farbe, und trotz ihres Hungers vergaß sie oft sogar das Essen vor lauter Anstoßen und Zutrinken, Küssen und Umarmen.

Als sie sich endlich vom Tisch erhoben, rief Per: »Aber du hast ja noch nicht mal gesehen, wie ich hause. Komm, ich zeige dir meine Aussicht!«

Er legte ihr den Mantel um und führte sie hinaus auf die Galerie. Im Ort waren fast alle Lichter erloschen, ebenso am Bahnhof. Doch droben am Himmel hatte sich das Sternenfeld vergrößert. Die Wolken waren von den Bergrücken herabgeglitten in die Täler, um sich für die Nacht zur Ruhe zu legen. Nur über den Schneeflächen des Hohen Goll schwebte dunkler, bräunlicher Rauch.

Per erzählte, hier habe er manche Nacht gestanden und gelauscht, wie die Natur durch das dumpfe Rauschen des Flusses zu ihm sprach – und er sei sich vorgekommen wie das letzte lebende Wesen auf einem ausgestorbenen Planeten. Jakobe jedoch hörte nicht mehr auf seine Worte. Sie hatte sich an seine Brust geschmiegt und unterbrach ihn jeden Augenblick, indem sie ihm schweigend die Lippen hinhielt. Da wurde auch er schließlich still, und lange standen sie nun da und wiegten einander in den Armen. Sie sprachen nur mit Blicken, die sie mit langen, langen Küssen bekräftigten.

Auf einmal tönte ein langgezogener Donner von Lawinen vom Hohen Goll herab. Per hob den Kopf und lauschte; doch Jakobe regte sich nicht. Selbst als er sie auf das Grollen aufmerksam machte, das sich kurz darauf wiederholte, antwortete sie nicht. Sie vernahm in der ganzen weiten Welt nichts als ihren und seinen Herzschlag.

Als sie ins Zimmer zurückkehrten, sagte Per, es sei schon spät und sicher brauche sie jetzt Ruhe. Hierzu erwiderte sie nichts. Etwas unschlüssig begab er sich darauf ins Schlafzimmer, um seine Toilettensachen und ein paar andere Kleinigkeiten zu holen. Als er zurückkam, stand sie an einem der Fenster, den Rücken dem Zimmer zugewandt.

»Ja, dann gehe ich also ins Gasthaus hinüber«, meinte er und trat auf sie zu, um ihr gute Nacht zu sagen. Sie drehte sich nicht um, und er küßte sie zweimal auf die Wange, ohne daß sie seine Liebkosungen erwiderte. Doch als er sich zurückziehen wollte, hielt sie ihn an der Hand zurück – still, aber entschlossen.

Er sah sie fragend an.

Da zeigte sie mit dem Kopf zu der großen Holzbank und bemerkte: »Du könntest eigentlich auch da schlafen. So hätte ich dich in der Nähe und könnte auf dich aufpassen. Vom Wirtshausleben halte ich nichts.«

Per beugte sich über sie. Noch immer nicht ganz sicher, ob er sie richtig verstanden habe, wollte er ihr in die Augen sehen. Da lehnte sie sich an ihn und drückte seine Hand gegen ihr Herz.

Am nächsten Morgen weckte sie die Sonne, die durch die Fensterläden zu ihr hereinschien. Sie stützte die Ellenbogen auf und blickte mit verwunderten, weit geöffneten Augen um sich. Die Tür zum Nebenzimmer war nur angelehnt, und als sie jemanden leise sich bewegen hörte, lächelte sie. »Per!« rief sie munter.

Als sie seine Schritte vernahm, schoß ihr das Blut sekundenlang in die Wangen. Doch noch bevor er die Tür öffnete, hatte sie ihren Arm nach ihm ausgestreckt.

Leise trat er ein und kniete vor dem Bett nieder. »Wie gut du geschlafen hast!« sagte er und faßte ihre Hände.

»Ja, kannst du das begreifen? Das letzte halbe Jahr habe ich keine Nacht geschlafen, ohne mein Amylen zu nehmen. Und jetzt habe ich fast nichts von mir gewußt, von dem Augenblick an, als du mich verließest ... Aber du? Du bist angezogen und warst schon draußen. Dein Haar duftet so morgenfrisch.«

»Ich bin bloß ein bißchen auf der Galerie auf und ab gegangen. Weiter wollte ich mich nicht von dir entfernen.«

»Ach, dann verstehe ich! – Da sind es *deine* Schritte gewesen, die ich die ganze Zeit über in meinen Träumen hörte. Dann mußt du ja schon lange draußen gewesen sein. Hast du nicht geschlafen? Nicht? ... Gar nicht? Du Armer! So ist dir die Bank doch zu hart gewesen. Ich hatte dir ja davon abgeraten!«

»Nein, das war es nicht. Aber – Jakobe!«

»Was hast du, Liebster?« Erst jetzt sah sie, wie erregt, ja aufgelöst er war, und sie bekam Angst. »Was ist geschehen?«

»Jakobe – ich muß dir beichten. Ich finde keine Ruhe, ehe ich es dir nicht gestanden habe ... dir gesagt habe, daß ...«

Sie legte die Hand auf seinen Mund. »Ich weiß alles, was du sagen willst. Aber ich will nichts hören. Was gewesen ist, das ist jetzt vergessen, Per!«

»Und kannst du mir verzeihen? Willst du vergessen, daß ich zu dir von Liebe sprach, dein Herz gewann und deine Küsse erwiderte, noch bevor ich wußte, was Liebe ist? Denn es ist wahr – ich *muß* es dir bekennen. Erst jetzt, in dieser Nacht, habe ich es gelernt. Und mit Beschämung sehe ich, wie erbärmlich ich mich benommen habe und wie wenig ich vom Leben verstand. Kannst du mir all das vergeben?«

»Ach, Liebster!« erwiderte sie und zog mit einem ein wenig schwermütigen Gesicht seinen Kopf an ihre Brust, »das habe ich schon lange, lange getan.«

Es war einige Tage danach. Jakobe und Per stiegen einen steilen Pfad hinauf, der in Windungen an einem teils kahlen, teils mit Gebüsch bewachsenen Berghang emporführte. Es war um die Mittagszeit. Auf die rotgrauen Felsen brannte die Sonne, und rings um sie her roch es nach Frühling. Ein starker, berauschender Harzduft von Tannen und Föhren lag in der Luft.

Sie waren in den Laugenbergen am Südabhang der Alpen. Gleich einen Tag nach Jakobes Auftauchen in Dresack waren sie von dort aufgebrochen, um dem Sommer näher zu kommen. Jetzt streiften sie schon seit acht Tagen auf beiden Seiten des Etschtals umher wie zwei lustige Vagabunden, hatten in Alpenhütten geschlafen, Brot und Eier in den Dörfern gekauft, ihren Durst an den Waldquellen gestillt. Am dritten Tag der Reise hatte Jakobe an die Mutter geschrieben und ihr offen mitgeteilt, wo sie war. Sie erklärte ihr, sie habe der Versuchung nicht widerstehen können, den Frühling willkommen zu heißen, und deshalb habe sie auf ihrem Weg nach Breslau einen Umweg über die Alpen gemacht. Ohne Per direkt zu nennen, hatte sie geschrieben, die Mutter solle sich ihretwegen nicht ängstigen, denn sie habe sich »gute Reisegesellschaft gesichert«.

Nun bewegte sie sich langsam und unsicher auf dem holprigen Weg bergauf, einen langen Alpenstock in der Hand, das Kleid aufgeschürzt. Per ging mit sicheren Schritten hinter ihr. Auf dem Rücken trug er einen einfachen grünen Beutel, der ihr ganzes Gepäck enthielt. Oft blieb Jakobe stehen und drehte sich um, fing ihn mit ihren Armen ein und gab ihm einen Kuß. Beide waren von der Frühlingssonne gebräunt, und Jakobes sonst so korrekt geordnete Schläfenlößchen flatterten ihr auf Zigeunerart aufgelöst um die Ohren. Ihre Augen strahlten, und ihr Mund glühte vor Liebesglück.

Im übrigen hatte sie sich nicht als tüchtige Bergsteigerin erwiesen. Jede halbe Stunde mußten sie rasten, und Per hatte sie über Quellbäche tragen und bei allen steilen Abstiegen stützen müssen. Doch war er weit davon entfernt, sich darüber zu beklagen. Sie war leicht wie ein Vogel, und er hatte es gern, sie in seinen Armen zu fühlen. Die vielen Pausen unterwegs, in Wäldern und Bergklüften, waren zudem willkommene Anlässe zu idyllischen oder ausgelassenen Liebesszenen, an die sich beide in der Regel an deutlichsten erinnerten, wenn die lange Wanderung des Tages zu Ende war.

Für Per bedeuteten diese Tage eine Wiedergeburt, eine neue Taufe. Das Leben hatte sich plötzlich in seiner ganzen Fülle und Schönheit offenbart, wie er es sich nie hätte träumen lassen. Wie in einem Offenbarungsrusch war er umhergegangen, so als habe er völlig neue Sinne bekommen. Was er bisher vom Glück verlangt hatte, kam ihm jetzt gleichgültig und klein vor im Vergleich zu der Summe an Genuß, die in einem einzigen Kuß enthalten war. Jakobe war wie verwandelt für ihn. Nun liebte er sie wie eine Frau, die ihm ein neues Leben geschenkt, die Grenzen seiner Welt erweitert hatte. In ihren Armen fand er die Zauberformel, die den Schatten des Todes von seinem Wege verbannte.

Nun aber waren die glücklichen Tage für diesmal vorbei. Wegen der Eltern wagte Jakobe den gefürchteten Augenblick des Abschiednehmens nicht länger

hinauszuschieben. Sie hatten beschlossen, noch vor dem Abend in Bozen zu sein. Von hier aus sollte Jakobe mit dem Nachtzug nach Norden fahren, während Per nach Dresack zurückkehrte, um seine Angelegenheiten zu ordnen, damit er dann nach dem einmal festgelegten Plan seine Reise in die Welt fortsetzen konnte.

Daher waren beide heute viel stiller. Wenn sich ihre Blicke trafen, versuchte Jakobe zwar noch zu lächeln; doch in ihren Zärtlichkeiten lag etwas Unbeherrschtes, das die schmerzliche Unruhe des Gemüts verriet. Zuletzt wollte sie ihn gar nicht mehr loslassen. Sie schritt langsam neben ihm her; sein Arm lag um ihre Taille, ihr Kopf lehnte an seiner Schulter. Wenn sie stehenblieben, um sich zu küssen, schloß sie die Augen, um mit ganzer Seele den glücklichen Augenblick zu erfassen und tief in ihr Gedächtnis einzuprägen.

Wieder waren sie an einer Stelle angelangt, wo der Pfad eine Biegung machte. Da standen ein paar kleine Kastanienbäume, die etwas Schatten auf den Felsboden warfen, und sie beschlossen, hier zu rasten. Per breitete eine Decke für Jakobe aus, die müde war und sich sofort hinsetzte. Auf einmal fiel ihnen ein, daß sie versäumt hatten, ihr Frühstück zu essen, das im Rucksack lag. Darüber mußten sie lachen, und eine Zeitlang vergaßen sie ihren Kummer.

Per schnallte den Beutel aus grünem Segeltuch vom Rücken und begann, die Eßwaren auszupacken. Im selben Augenblick erblickte er ein Kreuz, das auf der anderen Wegseite zwischen Steinen aufgepflanzt war. Es war eines der vielen hier üblichen zwei bis drei Ellen hohen Holzkreuze mit einem groben, unheimlich gemalten Bildnis des Gekreuzigten.

»Pfui Teufel noch mal!« rief er. »Sollen wir dies Gespenst hier vor Augen haben? – Laß uns lieber weitergehen.«

»Ach, komm, wir bleiben!« bat Jakobe. »Jetzt kann ich wirklich nicht mehr, ich muß erst etwas essen.«

»Na schön! Wir können ihm ja den Rücken kehren ... Oh, sieh doch, Jakobe, wie herrlich es hier ist!«

Dem Tal zugewandt, das voller Sonnennebel war und sich tief unter ihnen hinabsenkte, aßen sie ihr einfaches Mahl, einige Scheiben trockenes Brot, etwas Käse und ein paar Eier. Per hatte sich neben Jakobe auf einen kahlen Felsstein gesetzt. Als sie gegessen und er sich eine Zigarette angezündet hatte, hielten sie sich plaudernd bei der Hand und schauten hinein in den goldenen Nebel.

Plötzlich hob Per den Kopf und lauschte. »Hörst du?« fragte er.

»Was?«

»Hörst du nicht? ... Eine Kirchenglocke!«

»Wo denn?«

»Sicher irgendwo im Tal.«

»Nein... Ja – doch, ich glaube ... daß du das vernehmen kannst!«

»Klingt es nicht widerlich? ... Sogar hier oben im Märchenreich verfolgt einen dieses Gespenstergebimmel!«

»Du hast ein merkwürdig scharfes Ohr für Kirchenglocken!« erwiderte Jakobe lächelnd.

Und Per erzählte, schon als Junge habe er diesen Ton gehaßt und gefürchtet. Überall auf seinen verbotenen Wegen habe ihn der Klang eingeholt und ihm wie eine beschwörende Drohung in den Ohren gegellt. Da (drückte ihm Jakobe zärtlich die Hand und sagte, auch für sie habe dieses ewige Glockengeläute stets wie eine triumphierende Herausforderung geklungen. Sie erinnere sich noch, wie sie sich als kleines Mädchen sonntags versteckte, sobald die Glocken zu läuten begannen, damit keiner sehen sollte, daß sie vor Ärger weinte; und als sie älter geworden war, habe sie auf dem Nachhauseweg von der Schule oft zu den Glocken der Garnisonskirche frech und herausfordernd hinaufgeblickt. In der Kirche hätten nämlich zwei Klassengefährtinnen feste Familienplätze gehabt und sich darauf immer so viel eingebildet.

»Stell dir vor, Per! So früh hatten wir schon die gleichen Gedanken und Empfindungen. Ist es da verwunderlich, daß wir uns gefunden haben?«

Er legte den Arm um ihren Leib, und sie redeten weiter miteinander über die Zukunft, phantasierten über das kommende Jahrhundert, das den Menschen endlich die Geistesfreiheit zurückgeben, Tatkraft und Abenteuerdrang wiedererwecken und Altäre der Kraft und der großen Tat auf den Ruinen der Kirchen errichten würde.

»Weißt du«, sagte Per, »in letzter Zeit habe ich oft an eine Geschichte denken müssen, die mir einst daheim im Pfarrhaus unser altes einäugiges Kindermädchen erzählte. Sie handelte von einem Bauernjungen, der Freischütz werden wollte. Du kennst sie möglicherweise?«

»Freischütz? Was ist das?«

»Du weißt es nicht? Das ist ein Mensch, der mit Zauberkugeln schießt und alles trifft, wonach er zielt, wie hoch es auch über seinem Kopf schweben mag. Doch um diese Fähigkeit zu erwerben, muß er sich in einer mond hellen Nacht an einem Kreuzweg aufstellen und eine Kugel durch ein Christusbild schießen – mitten durch das Herz!«

»Aha – die Oper ›Der Freischütz‹.«

»Richtig! Aber als es soweit war, verlor der Bursche in der Geschichte den Mut. Jedesmal wenn er die Büchse hob und auf das Kruzifix zu zielen versuchte, zitterte ihm die Hand, und sobald er abdrücken wollte, erlahmte sein Arm. Er blieb sein Lebtag nur ein Sonntagsjäger. Mir scheint, die Geschichte ist ein Gleichnis und zeigt die Ohnmacht der ganzen Menschheit den Gespenstern des Aberglaubens gegenüber. Niemals hatte man den Mut, den Götzenbildern endgültig vor die Stirn zu schlagen. Wie zum Teufel geht es bloß zu ... im letzten Moment kamen jedesmal die Anfechtungen.«

Er drehte sich nach dem Christusbildnis hinter ihnen um und fuhr in wachsender Erregung fort: »Sieh dir den bleichen Herrn an, der da hängt! Wann hätten wir je den Mut gehabt, ihm unseren Ekel ins Gesicht zu speien? Sieh ihn dir richtig an, Jakobe! Welch freche Demut! Welch erbärmliche Zurschaustellung seiner Jämmerlichkeit! ... Seine Zeit ist bald zu Ende! Freischützen wollen wir sein! Mit Hexenkugeln wird jetzt geschossen! ... Schau her!«



Übermütig sprang er auf und zog einen schweren Trommelrevolver aus dem Lederfutteral, das er hinten unter der Jacke trug. Bevor Jakobe es verhindern konnte, hatte er den Hahn gespannt. Mit dem Ruf: »Jetzt schieße ich das neue Jahrhundert ein!« sandte er einen Schuß nach dem Kreuzifix hinüber, das in die Seite getroffen wurde, so daß ein paar Holzsplitter in die Luft flogen.

Im selben Augenblick ging es wie ein Seufzer durch die Natur. Vom Tal herauf erscholl dumpfes Dröhnen. Es nahm schnell an Stärke zu und wurde zwischen den Bergwänden hin und her geworfen, daß es wie ein langgezogener unterirdischer Donner klang.

Per hatte sich umgedreht. Einen Augenblick lang war er leichenblaß geworden. Doch als ihm klar wurde, was es war, brach er in schallendes Gelächter aus. Nun erinnerte er sich auch, daß er beim Aufstieg an mehreren Stellen neben dem Weg einen Anschlag gesehen hatte mit der Aufschrift in drei Sprachen: »Man beachte das Echo!«

»Ja – knurrt nur, Gespenster!« schrie er ausgelassen, hob abermals den Revolver und schoß die übrigen Kugeln steil in die Luft empor. Ein neuerliches und verstärktes Getöse und Brüllen erfüllte das Tal, als seien wirklich ganze Heerscharen von Berggeistern losgelassen.

»Aber Per, wie wild du bist!« rief Jakobe, jetzt ebenfalls auf den Beinen, und warf sich halb unwillig, halb hingerissen ihm um den Hals. »Was hast du nur auf einmal?«

»Ich habe bloß einen Schatten von meinem Weg verjagt! Doch nun komm! Wir müssen weiter! Die Zeit ist kostbar. In zwei Stunden wollen wir den Postwagen erreichen. Und in fünf Stunden – Jakobe! – sind wir voneinander getrennt.«

»O Per, daran wollen wir nicht denken«, sagte sie, lehnte ihren Kopf an seine Schulter und schloß die Augen.

Dann gingen sie Arm in Arm langsam weiter, stiegen aufwärts im flammenden Sonnenschein, umwogt vom starken und wilden Duft des Frühlings.

## Vierzehntes Kapitel

Schon seit längerer Zeit hatte sich in der dänischen Hauptstadt kräftiges neues Leben geregigt. Leute aus der Provinz oder aus dem Ausland, die ein paar Jahre nicht dagewesen waren, konnten die Stadt kaum wiedererkennen, so war sie gewachsen, und so hatte sie sich in jeder Beziehung geändert. Die europäische Kulturwelle, die über das Land geleitet worden war, vor allem von Dr. Nathan, hatte nicht nur eine seit langem unbekannte geistige Regsamkeit erweckt und eine Reihe revolutionierender Dichter, Gelehrter und Politiker hervorgebracht, sondern auch auf rein praktischem Gebiet der jungen kühnen Tatkraft zum Durchbruch verholfen, die nun ein geeignetes Betätigungsfeld suchte. Per Sidenius war nur einer von vielen ehrgeizigen, lebenslustigen jungen Leuten, denen der Unternehmungsgeist der neuen Zeit und die fast märchenhafte Entwicklung der großen Industrieländer Ansporn waren und »goldene Grillen in den Kopf« gesetzt hatten – wie manche es mißmutig nannten. Zur selben Zeit, da Per in der kleinen dunklen Hinterstube von Nyboder pfeifend über sein Zeichenbrett gebeugt stand, hatten überall auf den Drehstühlen der Handelshäuser, an den tuchüberzogenen Pulten der Banken und in den hintersten Reihen des juristischen Auditoriums der Universität andere verwegene Träumer gesessen, die sich in aller Stille darauf vorbereiteten, einst die Führung im Lande zu übernehmen. Tatsächlich war es einigen von den Klügsten und Gewandtesten bereits gelungen, sich einen wichtigen Platz im öffentlichen Leben zu erkämpfen, das bislang völlig von der reaktionären Regierungspartei und einem recht rückständigen Hof beherrscht worden war.

Kopenhagen war auf dem besten Wege, sich von der neuen Zeit und ihrem Geist erobern zu lassen. Nicht nur die Ausdehnung der Stadt und die sich schnell verdoppelnde Bevölkerungsmenge hatten die dänische Metropole unter die Großstädte der Welt eingereiht – auch das Leben auf den Straßen, die Art der Vergnügungen, der Ton der Presse und des gesellschaftlichen Lebens wurden von Tag zu Tag europäischer.

In den Provinzen dagegen, und vor allem in den Kleinstädten, verlief das Leben fast unverändert in den ausgefahrenen Gleisen. Hier herrschte noch immer das Beamtentum kraft seiner akademischen Bildung, hier war der lyrisch orientierte Student auch weiter der Held des Tages, wenn er in den Ferien nach Hause kam und sich die seidene Mütze wie ein Ballon auf seinem Lockenkopf blähte. Daß ein Mann des Handels oder der Industrie, wie mächtig er auch war, mit Hilfe eines Legationsratstitels mit den betretenen Dienern des Staates auf die gleiche Stufe gestellt werden konnte – das war damals in der Provinz undenkbar.

Auch auf dem Lande war es noch zu keinem entscheidenden Bruch mit der Vergangenheit gekommen. Zwar erhoben sich immer mehr Schornsteine über den Molkereien, und Dreschkästen und Mähmaschinen lösten allmählich Flegel und Sense ab, aber trotz aller Verbesserungen in der Technik und trotz steigender Aufklärung verarmte die Landbevölkerung immer mehr. Die Hypothekenschulden auf den Grundstücken wuchsen, und die Verschuldung an das Ausland stieg jedes Jahr um viele Millionen.

Nichtsdestoweniger saß der breitrückige dänische Bauer auf seinem Hof mit dem unangefochtenen Gefühl, Mark, Kernkraft und Zukunftshoffnung der Nation zu sein. Es war eine Vorstellung, die, im Verlauf des Jahrhunderts zu einem nationalen Dogma geworden, schließlich die grundtvigianische Volkshochschule heiliggesprochen hatte. Von Skagen bis nach Gedser vereinigten sich Stadt und Land zu einem ehrfurchtsvollen Kult der Butter und des Schweinefleischs in Dänemark.

Unterdessen verlandeten die Flüsse und Fjordmündungen mehr und mehr. Diese alten Handelsstraßen, auf denen es noch im vergangenen Jahrhundert eine so lebhaftere Schifffahrt gegeben hatte, daß einzelne Bürger bis zu zwanzig Ozeansegler ausrüsten konnten, dienten jetzt allenfalls zu ein wenig armseliger Fischerei. Die ungeheuren Energiemengen, die rastlose Winde über das Land trugen, wurden ausschließlich von Windmühlen eingefangen. Und entlang der Küste stiegen und sanken die Wellen und erschöpften brüllend ihre Kraft im leeren Raum. Während andere Nationen überall auf der Erde Ströme von Blut und Geld opferten, um wenigstens einen Streifen Meeresufer oder auch nur einen Kohlehafen zu erwerben, lag die vierzig Meilen lange Küste von Skagen bis Esbjerg – das Ufer eines Weltkanals – wie eine verwehte Sandwüste ohne Hafen, ja ohne eine wirkliche Stadt da.

An verschiedenen Stellen im Lande hatte man sogar künstlich das Vernichtungswerk der Zeit unterstützt, Buchten eingedämmt und Sunde und Binnenseen trockengelegt, und all das, um mehr Viehfutter zu gewinnen. Wo einstmals vollbeladene Segelschiffe, umgeben vom Hauch ferner Länder, einliefen, breiteten sich jetzt grüne Wiesen aus, auf denen euterschweres Milchvieh einen trügerischen Eindruck von Wohlstand vermittelte. Selbst dort, wo man ausnahmsweise, wie auf der jütischen Heide, einen Anlauf zu wirklicher Urbarmachung genommen hatte, war das wiederum nur geschehen, um noch mehr Ackerland, noch mehr Häuslerstellen, noch mehr von der Armeleuteseligkeit zu schaffen, die Per kräftig in seiner Streitschrift verspottet hatte.

So war es dazu gekommen, daß Kopenhagen dem übrigen Land, das in immer stärkerem Maße zu einer Art Gemeindeanger für die Hauptstadt wurde, in jeder Weise überlegen war. Nach der Hauptstadt drängten tatendurstige Arbeitskräfte, wie auch ständig mehr Kapital aus der Provinz hierher strömte, angelockt von den hohen Prozentsätzen der Spekulation.

Nur dasjenige, was Kopenhagen und seine Entwicklung anging, hatte in jüngster Zeit darauf rechnen können, allgemeines Interesse zu wecken; und das war auch einer der Gründe, weswegen Pers Schrift – obwohl sie absichtlich so angelegt war, Aufsehen und Unruhe hervorzurufen keinerlei Aufmerksamkeit erregt hatte, weder in Kopenhagen noch auf dem Lande. Umsonst hatte sein opferbereiter Freund und Schwager Ivan Salomon die Redaktionen mit der Forderung bestürmt, die Alarmtrommel rühren zu lassen. Überall begegnete man ihm mit gleichgültigem Achselzucken. Ein Kanalprojekt für Jütland! Wind- und Wellenmotoren am Blaavandshuk! Das war kein Stoff für Sensationen. Selbst Dyhring, der doch gewisse Gründe für ein Entgegenkommen hatte, entschuldigte sich damit, er habe sich schon genug Schwierigkeiten durch den kleinen Artikel bereitet, den er seinerzeit auf Ivans Bitte über die Angelegenheit geschrieben hatte.

Nicht einen Deut mehr Glück hatte Ivan mit seinen Versuchen gehabt, Geldleute und Spekulanten für das große Zukunftswerk seines Freundes zu interessieren; und er hatte

wahrlich weder seine Beine noch seine Rednergabe geschont, um persönlich auf die führenden Männer der Geschäftswelt einzuwirken, vor allem auf seinen eigenen Vater, der es allerdings auf das bestimmteste ablehnte, sich mit der Sache zu befassen.

Philip Salomon hegte noch immer kein Vertrauen zum Verlobten seiner Tochter, und seine Gattin teilte hierin wie in den meisten Fällen ganz seine Gefühle. Obgleich es beide nicht direkt aussprachen, hatten sie die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Jakobe zur Vernunft kommen und beizeiten eine Verbindung abbrechen würde, die ihr nach aller menschlichen Berechnung nur Enttäuschung und Kummer bringen konnte.

Eines Abends im März bat Philip Salomon nach dem Essen, bei dem er gegen seine Gewohnheit ziemlich einsilbig gewesen war, Ivan um eine Unterredung. An diesem Tag hatte Frau Salomon morgens einen Brief von Jakobe erhalten, von der alle glaubten, sie sei bei ihrer Freundin in Breslau gut aufgehoben. Nun schrieb sie aber aus einem kleinen österreichischen Grenzstädtchen und berichtete zwischen den Zeilen, sie sei mit ihrem Verlobten zusammengetroffen und gemeinsam unternähmen sie zur Zeit einen Ausflug in die Berge.

Philip Salomon erwähnte jedoch Ivan gegenüber nichts von dem, was Jakobe auf diese Weise ihren Eltern mitteilen zu müssen glaubte. Aber er lenkte sofort geschäftsmäßig das Gespräch auf Per. Er fragte Ivan, wie es mit seinen Bemühungen gehe, eine Aktiengesellschaft zur Nutzung von Pers angeblichen Erfindungen zu bilden. Er habe, bemerkte er, seit geraumer Zeit nichts mehr davon gehört.

Ivan schnitt eine Grimasse und machte eine abwehrende Handbewegung. »Reden wir von etwas anderem, Vater! ... Wie es geht? Wie, meinst du wohl, kann es schon gehen, wenn alle diejenigen, die die Sache eigentlich in die Hand nehmen müßten, sich gleichgültig verhalten. Ich habe dir ja gesagt: das erste, wonach sich die Leute erkundigen, wenn ich mich an sie wende, ist *deine* Haltung zu dem Projekt. Die ganze Börse weiß inzwischen, daß Jakobe mit Sidenius verlobt ist.«

»Ich habe selber daran gedacht«, fuhr Philip Salomon unverändert sanft fort, trotz des erregten, ja respektlosen Tons, den der Sohn ihm gegenüber anschlug. »Um was für Summen dreht es sich denn eigentlich?«

»Wieso fragst du? Du hast doch sein Buch gelesen.«

»Gewiß, gewiß, doch ich habe dir wohl seinerzeit schon erklärt, daß ich nicht viel daraus entnehmen konnte. Vielleicht hatte ich es zu oberflächlich durchgeblättert, oder möglicherweise habe ich es auch gar nicht verstanden. Er hat so seine eigene Art, über derlei Sachen zu schreiben. Ich wollte dich deshalb bitten, mir – kurz und bündig den Hauptinhalt des Buches wiederzugeben ... mir eine gedrängte, aber einigermaßen geordnete Darstellung davon zu vermitteln, worauf die Ideen und Pläne deines Freundes eigentlich abzielen.«

Nichts konnte Ivan lieber sein. In aller Hast brachte er die Karten und Papiere herbei, und länger als eine Stunde hielt er den Vater mit seinem Redestrom auf seinem Stuhl fest.

Pers Projekt, wie er es in seinem Buch skizziert hatte, lief im wesentlichen auf folgendes hinaus: Direkt vor Graadyb, an der Stelle, wo dies Gewässer in die Hjerting-Bucht mündet, liegt die öde, fast unbewohnte Insel Langli. Sie zeigt sich, wenn man

nach Skallingen kommt, als lange graugrüne Dünenreihe, über die hier und da eine strohgedeckte Fischerhütte hervorschaut. An ihrer Ostseite entlang verläuft eine alte Fahrrinne bis Hjerting, dem ehemaligen Anlegeplatz des südwestlichen Jütlands, das nun ein kleines armseliges Fischerdorf ist, in dem lediglich ein paar große leere Kaufmannshöfe und eine Zollstation an die einstige Herrlichkeit erinnern.

Per behauptete unter anderem, es sei eine »Bürokratendummheit« gewesen, daß man gegen Ende der sechziger Jahre Esbjerg als Hafen ausgewählt hatte. Er griff diese Entscheidung heftig an, einmal wegen der ungünstigen Lage des Hafens selbst, zum andern aber, und dies vor allem, weil er nur durch Eisenbahnlinien mit dem übrigen Land verbunden werden konnte.

Sein Vorschlag lief nun darauf hinaus, die südjütische Ausschiffungsstelle an ihren alten Platz zurückzuverlegen oder vielmehr etwas nördlicher davon, nämlich nach Tarp an die Mündung der Varde. Von hier aus sollte dann der Verkehr weiter ins Land geführt werden. Vertieft und reguliert, sollte dieser Wasserlauf durch einige Kammerschleusen mit dem Fluß Vejle verbunden werden und mit diesem den südlichen der beiden Kanalwege bilden, die seinem Plan entsprechend gemeinsam mit den Belten die Nordsee mit der Ostsee vereinten.

Schon wenn nur eine dieser Verbindungslinien geschaffen würde, so hatte Per geschrieben, könne mit Erfolg die Konkurrenz mit den norddeutschen Handelsstädten aufgenommen werden, besonders mit Hamburg, dessen wachsende Handelsübermacht nach seiner Ansicht die eigentliche Gefahr war, die die Selbständigkeit Dänemarks bedrohte. Im Kampf um die Handelsmärkte, der – verborgen oder offen – die moderne Weltpolitik ausmachte, würde eine Niederlage für Dänemark immer verhängnisvoller, ein Sieg jedoch auch immer goldener werden, je mehr in Europa das Schwergewicht durch Rußlands steigende Macht- und Kulturentwicklung weiter nach Osten gerückt wurde.

Daß Langli unter den gedachten Verhältnissen als Umschlagplatz außerordentliche Bedeutung gewinnen würde, war nun leicht zu begreifen. Übrigens war es Pers Absicht, noch günstigere Bedingungen für die Entwicklung der kleinen Düneninsel zu schaffen. Er empfahl, um Zollfreiheit für das Eiland zu ersuchen. In seinem Buch hatte er eine phantastische Schilderung gegeben, wie in diesem Fall Werften, Docks und mächtige Speicher auf dem unfruchtbaren Sand emporwachsen würden und wie zugleich auf dem Festland, am Flußdelta, schnell eine große Stadt, ein nordisches Venedig, entstünde. Überall sollte die erforderliche Energie durch seine verbesserten Windmotoren erzeugt oder aus der Brandung der Nordsee entnommen und mit Hilfe mechanischer Einrichtungen, die seine eigene Erfindung waren, durch Leitungen über Skallingen weitergeführt werden.

Vorläufig hatte Ivan allein für diesen industriellen Teil des riesigen Zukunftsunternehmens in der Kopenhagener Handelswelt Interesse zu wecken gesucht. Selbst er hatte einsehen können, daß die Verwirklichung des eigentlichen Kanalprojekts als eine nationale Angelegenheit betrachtet werden mußte, für die nur der Staat die nötigen Voraussetzungen besaß. Solche kleinen Fabrikunternehmen dagegen, der Erwerb der winzigen Düneninsel sowie die Sicherung des notwendigen Baugeländes an der Flußmündung konnten von einem privaten Konsortium bewältigt werden. Die Kosten für diesen Teil der Anlage hatte Per auf fünf Millionen veranschlagt.

Während Ivan seinem Vater dies alles erläuterte, nahm dessen Gesicht einen immer aufmerksameren, ja wirklich überraschten Ausdruck an. Aber der Sohn redete ihm doch zu lange; er unterbrach ihn schließlich und sagte:

»Na schön, mein Junge, ich danke dir einstweilen. Wir können an einem anderen Tag eingehender über die Angelegenheit reden. Nur noch eine Frage: Wie verhält es sich – ganz aufrichtig – mit diesen Erfindungen, die Sidenius gemacht zu haben behauptet? Hat er denn irgendwelche Patente angemeldet?«

»Wir haben hier wie im Ausland Patente beantragt. Ich warte jeden Tag auf die Antwort vom Patentamt.«

»Mir scheint, Ivan, ihr hättet das in Ordnung bringen sollen, ehe ihr euch darauf einließt, die Sache vor die Öffentlichkeit zu bringen. Wenn die Patente nicht vorliegen, fehlt dem Ganzen jegliche Grundlage, jeglicher Wert, auf den man bauen kann. Alles andere, was du mir da berichtest, klingt ja sehr einleuchtend. Aber es sind erst Luftschlösser. Eine Erfindung jedoch, wenn sie patentiert ist, das ist dagegen gleich etwas Reelles – wie groß oder wie gering die Bedeutung auch sei, die man ihr beimißt.«

Ivan warf sich in den Stuhl zurück, faltete die Hände im Nacken und sah mit hoffnungslosem Blick zur Decke. »Du hast nicht ein Wort von dem ganzen Plan verstanden, Papa!« sagte er. – Dann beugte er sich wieder über den Tisch, breitete die Arme gleichsam beschützend über Pers Zeichnungen aus und fuhr fast schreiend fort: »Die Fabriken müssen gerade deswegen angelegt werden, um die Bedeutung der Erfindungen zu beweisen. Und die Fabriken setzen wieder die anderen Anlagen, die Docks, die Kais und die Arbeiterwohnungen an der Flußmündung voraus. Das Ganze hängt unauflösbar zusammen. Das ist doch das Großartige an dem Plan!«

»Das verstehe ich sehr gut, mein Freund! Aber es ist nun mal eine gute alte Regel, daß man beim Hausbau mit dem Fundament anfängt und nicht mit dem Dach oder den Türmen. Und daß unbedingt so viele Voraussetzungen nötig sein sollen, bloß um einen Mechanismus auszuprobieren, das könnt ihr keinem einreden. Vorläufig geht es darum, die Sache erst einmal in Gang zu setzen. Hat sie Erfolg, dann kommen die weiteren Aufgaben schon von selbst.«

»Ja, so ist es immer! Wie gut ich das kenne! Ist wirklich einmal eine große Idee geboren, so wird sie unweigerlich niedergewalzt, ehe man sie überhaupt anerkannt hat. Es ist sinnlos, Papa, daß wir weiter darüber reden. Du glaubst nicht an Sidenius. Damit ist alles gesagt.«

»Glauben! Glauben! Lieber Ivan, was weiß ich denn schon über Kanal- und Hafenanbau? Verstehst du dich vielleicht auf Windmotoren? ... Ich wiederhole: Ihr habt es verkehrt angepackt. Zuerst habt ihr den Fehler gemacht, zu vermischen, was nicht unbedingt zusammengehört, und dann war es falsch, daß ihr die Patente nicht vorher in Ordnung gebracht habt. Wenn dein Freund wenigstens Gutachten von Sachverständigen vorlegen könnte, die seine Pläne untersucht haben. Das wäre eine Art Garantie gewesen, daß sie sich überhaupt durchführen lassen. Aber daß die Leute so ohne weiteres die Behauptungen eines unbekanntem jungen Mannes für bare Münze nehmen sollen ... na, das ist doch zu naiv, mein Junge!«

»Aufrichtig, Papa – ist es nicht genauso naiv, anerkennende Atteste von denselben Leuten zu verlangen, für die das Projekt eine bewußte Herausforderung ist? Gerade

dem alten bürokratischen Schlendrian hier bei uns will ja Sidenius zu Leibe rücken, sein Buch ist eine einzige Anklage dagegen. Im übrigen hat er sich schon vor langer Zeit an unsere sogenannten hervorragenden Autoritäten gewandt, an Privatleute wie an öffentliche Institutionen. Natürlich begegnete man ihm überall mit Spott oder im besten Fall mit Gleichgültigkeit. Oberst Bjerregrav – du weißt, Dyhrings Onkel – hatte sogar versprochen, die Angelegenheit in der Zeitschrift des Ingenieurvereins zu veröffentlichen; als es dann aber soweit war, fehlte ihm doch der Mut dazu. Diese Leute sind alle gleich. Weil Sidenius ihre Kurzsichtigkeit aufgedeckt hat, haben sie sich zusammengerottet, um ihn aus dem Felde zu schlagen. Ich weiß aus zuverlässiger Quelle, man ist wütend auf ihn.«

»Ihr müßt zusehen, wie ihr den Widerstand auf die eine oder die andere Weise überwindet ... etwas anderes bleibt euch nicht. Kann dein Freund sich nicht noch einmal an Oberst Bjerregrav wenden? Das scheint ein Mann von großem Einfluß zu sein.«

»Das nützt überhaupt nichts. Ich weiß, daß es bei der genannten Gelegenheit zu Auseinandersetzungen zwischen ihnen gekommen ist. Sidenius hat den Oberst persönlich beleidigt.«

»Dann kann er sich ja bei ihm entschuldigen. Oberst Bjerregrav ist bestimmt nicht rachsüchtig.«

»Sidenius und sich entschuldigen! Da kann man merken, wie wenig du ihn kennst! Ebenso gut könntest du den Kaiser von Rußland darum bitten!«

»Ja, dann solltet ihr es von einer anderen Seite her versuchen. Denn ganz ohne die Zustimmung dieser Leute geht es nun mal nicht, das kann ich euch im voraus sagen.«

»Hör mal, was bezweckst du eigentlich, Papa? Diese Unterredung ist doch sinnlos, wenn du uns nicht unterstützen willst. Ich wiederhole noch einmal, die Ursache für die Gleichgültigkeit der Leute dem Projekt gegenüber ist vor allem in *deiner* Haltung zu ihm zu suchen.«

»Darum wollte ich mit dir darüber reden. – Ich möchte aber gleich das eine feststellen: Meine Haltung zu der ganzen Angelegenheit hat sich nicht geändert und kann sich auch nicht ändern. Wenn du weniger von deinem Freund verhext wärst, würdest du selbst einsehen, daß ich unsere Firma unmöglich in ein Spekulationsunternehmen dieser Art verwickeln kann ... jedenfalls nicht, wie die Dinge jetzt stehen. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Ich stelle dir eine bestimmte Summe zur Verfügung ... dann kannst du auf eigene Faust und in deinem Namen vorgehen. Du hast oft davon gesprochen, du hättest Lust, es mal mit einer etwas selbständigeren Tätigkeit zu versuchen. Aus verschiedenen Gründen meine ich, hier wäre eine passende Gelegenheit zu einem solchen Versuch.«

Ivan kniff die Augen zusammen und betrachtete Philip Salomon mit unverhohlenem Mißtrauen. Vater und Sohn hatten in allen anderen Dingen vollstes Vertrauen zueinander, sobald aber die Rede auf Geschäfte kam, waren sie beide auf der Hut. »Bietest du mir ein Darlehen an? Oder soll ich die Firma decken?«

»Das kannst du ganz so arrangieren, wie es dir paßt. Ich stelle es dir in jeder Hinsicht völlig frei. Für mich kommt es, wie bereits bemerkt, einzig und allein darauf an, daß die

Sache überhaupt angepackt wird. Jetzt ist nämlich genug darüber geredet worden. Jetzt müßte sie sich endlich bewähren!«

»Aber du bist dir doch wohl darüber im klaren, daß es sich hier nicht um kleine Summen dreht? Im voraus müssen wir uns einige Hunderttausende sichern, allein für den Start.«

»Ach was, weniger dürfte wohl auch reichen. – Doch nun laß es für heute genug sein. Du kannst über mein Angebot nachdenken. Morgen sprechen wir genauer darüber.«

Zehn Tage später – es war Anfang April – kehrte Jakobe von ihrer Reise zurück. Nachdem sie eine Woche bei ihrer Freundin in Breslau verbracht hatte, befiel sie ein unbezwingbares Heimweh. In einem furchtbaren Schneesturm kam sie abends in Kopenhagen an, und den ganzen nächsten Vormittag saß sie eingeschlossen in ihrem Zimmer, um an Per zu schreiben.

Ja, nun bin ich also wieder zu Hause und kann Dir endlich einen vernünftigen Brief schreiben. Meine oberflächlichen beiden Episteln aus Breslau werden sicherlich in Deine Hände gelangt sein. Ich wünschte fast, es wäre nicht der Fall, denn ich schäme mich ihretwegen ein bißchen. Du mußt ihre verworrene Form verzeihen – ich mußte mir nachts die Zeit zum Schreiben stehlen, wenn ich todmüde aus einer Gesellschaft oder dem Theater kam – und auch den Inhalt, der bestimmt viel zu sehr eine jämmerliche Klage wurde statt, wie es eigentlich sein sollte, ein endloser, unsagbarer Dank an Dich, mein innigst Geliebter, für all das, was wir erlebt haben. Mein ganzer siebentägiger Aufenthalt in Breslau erscheint mir jetzt wie ein nebelhafter Traum; ich frage mich, ob ich überhaupt dagewesen bin. Ich habe einige Gewissensbisse vor meiner Freundin und ihrem Mann, die alles aufboten, um mich zu zerstreuen: Gäste einladen, mit mir ins Konzert und ins Theater gingen – ja sogar in eine Kunstreitervorstellung, die ich verabscheue; aber meine Gedanken waren stets bei Dir. Ich befand mich immer wieder in Dresack und in Außerhof – alles habe ich aber und abermals durchlebt, wach und in wunderbaren Träumen.

Gestern abend traf ich hier also wieder ein, und mich empfing gleich eine Neuigkeit, die mich etwas verstimmte, obwohl ich nicht ganz unvorbereitet war. Nanny hat sich vorgestern mit Dyhring verlobt. Ich bin nicht sehr froh über die Partie. Dyhring ist mir als Journalist wie als Mensch immer äußerst zuwider gewesen; allein Nanny scheint sehr glücklich zu sein. Auch er ist im Augenblick wohl so verliebt, wie er es überhaupt nur sein kann. Er war gestern abend hier, als ich heimkehrte. Es war, wie Du Dir denken kannst, ein bißchen merkwürdig für mich, beide in dem Raum sitzen zu sehen, wo wir so oft gesessen haben, und sie flüstern und lachen zu hören. Aber ich will nicht wieder in *schwermütige* Betrachtungen verfallen. Unsere Zeit kommt auch, Per! Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß jetzt schon neun Tage und Nächte vergangen sind, seit wir voneinander Abschied nahmen – neun Tage von den Gott weiß wieviel Hunderten, die noch vergehen werden, bevor ich Dich wieder in meinen Armen halte!

Wo magst Du heute wohl sein? In Wien? In Budapest? Ich sehe Dich vor mir – ach, nur allzu deutlich – in dem braunen Reisemantel und mit Deinen frischen roten Wangen, die ich in Gedanken immer wieder küsse. In der vorigen Nacht habe ich von dem



großen Wald im Laugental geträumt. Niemals werde ich auch nur eine Minute von dem wunderbaren langen Tag vergessen, den wir dort verbrachten. Weißt Du noch? Ein Vogel flog heran, setzte sich zu unseren Köpfen und begann zu singen. Und unsere Rast an der Quelle, wo Du – wie Du sagtest – aus meinen Händen Vergebung trankst für Deine Jugendsünden? – Doch jetzt kein Wort mehr darüber.

Ich bin froh, daß ich wieder zu Hause bin und in meinem Zimmer sitze, umgeben von Deinen Bildern und all den anderen kleinen Erinnerungen an Dich, nach denen ich mich so gesehnt habe. Sie sollen nun zusammen mit unseren Büchern mein Trost und meine Zuflucht in der Einsamkeit sein. Errätst Du, über welches Buch ich mich zuerst hermachen werde? Über Poulsens »Kleines Lehrbuch der Hydrostatik«. Du erinnerst Dich sicherlich, daß ich diesen Winter auf Deine Empfehlung seine »Dynamik« las und begeistert war von seiner phantasiereichen Klarheit. Er ist zugleich auch ein Dichter, im Grunde der einzige wirklich moderne Lyriker unseres Landes. In seiner Darstellung der Fallgeschwindigkeit gab es gewisse Züge, die auf mich wirkten wie seinerzeit ein Sinngedicht von Goethe. Übrigens habe ich den Eindruck gewonnen, als ob hier in bezug auf Dich etwas gärt. Schon gestern abend hat Ivan etwas von einer »entstehenden Interessengesellschaft« angedeutet. Und heute morgen, als ich zum Tee herunterkam, tat er äußerst geheimnisvoll und eilte an mir vorbei, unter dem Arm eine glänzend neue Aktenmappe. Wenn ich Genaueres erfahren habe, sollst Du unterrichtet werden.

Sonst habe ich nichts Neues von hier zu berichten. Vater und Mutter sind gut und lieb wie immer, wenn ich auch spüre, daß sie von unserer Begegnung nicht gerade entzückt gewesen sind. Aber da ist nun eben nichts zu ändern. Heute scheint die Sonne sehr warm, und die Vögel singen; gestern dagegen hatten wir noch winterliches Wetter, und ich kam in heftigem Schneegestöber an, mit dem der Frühling hier im Norden hereingeweht wird. Eine Zeitlang war ich tatsächlich in Sorge, daß der Zug in einer Schneewehe steckenbliebe.

Ich will Dich nicht mit einer eingehenden Reiseschilderung ermüden. Nur ein kleines Erlebnis muß ich Dir berichten. Ich weiß recht gut, wie nichtssagend es an und für sich ist. Aber da ich Dir das im voraus gestanden habe, darfst Du auch nicht über meine Redseligkeit lächeln. Einmal erzählte ich Dir von einer Szene, die ich vor einigen Jahren auf einem der Berliner Bahnhöfe erlebte und die einen erschütternden Eindruck auf mich machte, ja deren Auswirkungen ich wohl noch immer nicht verwunden habe. Ich denke an den traurigen Zug russischer Juden, die einzig und allein ihrer Abstammung wegen von Haus und Hof verjagt worden waren. Es waren fleißige gesetzestreue Leute, die man ausgeplündert, zuschanden geschlagen oder sogar verstümmelt hatte. Wie ein Gefangenentransport wurden sie, verhöhnt vom Pöbel, unter Polizeiaufsicht durch das zivilisierte Europa gebracht. Zwischen halbwildem Stämmen in Amerika sollten sie sich eine Heimstatt suchen. Du entsinnst Dich gewiß, daß ich Dir davon sprach.

Jetzt sollte ich auf dieser Reise, und wieder auf einem Berliner Bahnhof, daran erinnert werden, daß auch ich zum selben Geschlecht der ewig Friedlosen und Verdammten gehöre. Ich saß mit einer Dame im Abteil. Kurz bevor der Zug abfuhr, stieg ein älterer Herr in Begleitung eines jungen Offiziers ein. Als er mein unglückseliges Gesicht erblickte, stürzte er wieder hinaus, gefolgt von dem Leutnant, der ein bewunderndes Lachen anstimmte. Zu dem Schaffner, der gerade die Türen schließen

wollte, sagte er erklärend und so laut, daß ich es unmöglich überhören konnte: »Pfui! Hier riecht es entsetzlich nach Knoblauch.\*«

Ja, das war das ganze Erlebnis, und Du wirst mich wahrscheinlich fragen, warum ich es Dir unbedingt mitteilen wollte. Im Grunde ist es auch nicht der Vorfall, dem ich Bedeutung beimesse, sondern die Art, wie er auf mich wirkte und auch jetzt noch eine besondere, seltsame Verwunderung in mir erweckt. Der Auftritt beeindruckte mich nämlich überhaupt nicht nennenswert. Ich empfand höchstens ein wenig Wehmut. Als sich die schon erwähnte Dame nach dem Weggang der Herren mir zu nähern versuchte, offensichtlich in der Absicht, mir Wiedergutmachung für die Kränkung zu verschaffen, wies ich ihre Freundlichkeit nicht ab, wie ich es in früheren Zeiten getan hätte, sondern ließ mich mit ihr auf eine Unterhaltung ein, als sei gar nichts vorgefallen. – Verstehst Du mich nun? Schon als Kind behauptete man von mir, ich sei unversöhnlich – und nun konnte ich nicht einmal zornig werden! So hat mich das Glück verwandelt! Bei dem Gedanken an die große, blinde, irregeleitete Menschheit erfüllt mich unendliches Mitleid, ein alles umfassendes Verzeihen.

Ach, jetzt habe ich schon den dritten Briefbogen anfangen müssen, und trotzdem scheint es mir, als hätte ich noch nichts von alldem geschrieben, was ich auf dem Herzen habe. Für heute will ich aber nun schließen. Ich darf Dich nicht länger aufhalten, Du brauchst Deine Zeit. Allein es ist nicht leicht, von Dir zu lassen. Ich weiß, welche Leere ich fühlen werde, wenn ich meinen Brief versiegelt habe. – Nur noch diesen letzten Kuß – und einen allerletzten und jetzt Lebewohl.

Erst ein paar Wochen nach seiner Unterredung mit dem Vater gelang es Ivan, einige Geldleute bei dem bekannten Obergerichtsanwalt Max Bernhardt zu versammeln, den er bereits früher, doch ohne Erfolg, für Pers Sache zu interessieren suchte. Nun hatte sich dieser Mann bereit erklärt, für den Abend einige Geschäftspartner in seinem Büro zusammenzurufen, um Ivan Gelegenheit zu geben, ihnen das Projekt seines Freundes vorzulegen und mit ihnen die Möglichkeiten, es durchzuführen, näher zu untersuchen.

Max Bernhardt war, obgleich erst vierzig Jahre alt und von jüdischer Herkunft, bereits ein Mann mit bedeutendem Einfluß in der Hauptstadt. Er galt als beherrschende und ausführende Macht im Kreise jener wagemutigen Spekulanten, die im Laufe der letzten zehn Jahre Kopenhagen niedergerissen, wiederaufgebaut und es dadurch aus einer Provinzstadt in eine Großstadt europäischen Stils verwandelt hatten. Durch sein Wirken hatte er sich viele Feinde geschaffen; doch selbst diese mußten zugeben, daß er ein blendender Geschäftsmann war, ein blitzschnell reagierender Kopf, der in bezug auf Klarheit der Gedanken und auf juristisches und kommerzielles Wissen seinesgleichen suchte. Dagegen räumten seine Freunde meistens, ohne ernsthaft zu widersprechen, ein, daß er dort, wo das Gewissen seinen Platz haben soll, so leer war wie eine wurmstichige Nuß und daß er kalten Bluts alle Rücksichten zugunsten seines persönlichen Vorteils preisgab.

Sooft sich das dänische Bürgertum in diesen Jahren, aufgeschreckt durch irgendeinen großen Bankrott, ein fehlgeschlagenes Aktienunternehmen oder den Selbstmord eines vom Pech verfolgten Spekulanten, zu drohendem Protest erhob gegen den neuen Zeitgeist, konzentrierte sich die Empörung stets auf Max Bernhardt. Für die Allgemeinheit war er der Inbegriff europäischer Verderbtheit geworden, und diese war

nach landläufiger Auffassung im letzten Menschenalter von jüdischer Selbstsucht geprägt worden.

Diesen Mann focht es indessen nicht im geringsten an, was andere Leute über ihn dachten. Es war ihm im Gegenteil ein eigenartiger, tiefer Genuß, die mit Schreck vermischte Neugier zu spüren, mit der ihm die Leute – vor allem die Frauen – begegneten, wenn er auf den Glockenschlag genau ins Büro kam oder es wieder verließ. Alle kannten seine kleine exotische Gestalt, die so oft in den illustrierten satirischen Zeitungen karikiert worden war. Stets ging er sehr elegant gekleidet, hielt sich immer ein wenig vornübergebeugt, steckte meistens beide Hände fröstelnd in die Taschen seines Mantels und beobachtete die Passanten mit einem halb erloschenen, gefühllosen Blick unter gesenkten Augenlidern.

In Wahrheit war er nicht ganz der, für den er sich ausgab. Die ihn als Kind gekannt hatten, erinnerten sich an ihn als an einen schweigsamen, verschlossenen, ein wenig verzagten Jungen, der stets über den Büchern hockte und der das Spiel mit seinen Kameraden aus Furcht vor der rohen Behandlung scheute, der er als Jude und wegen seiner schwächtigen Gestalt ausgesetzt war. Sein Vater, der ein kleines Geschäft in einer Seitenstraße der Stadt betrieben hatte, war oft sehr unzufrieden mit ihm gewesen, weil das viele Lesen in dem Jungen einen Widerwillen gegen das Geschäftsleben erregte.

Mit siebzehn bestand er sein Abitur mit Auszeichnung und begann Jura zu studieren. Damals hatte er die Absicht, die Beamtenkarriere einzuschlagen. Er wollte Richter werden. Die Verfolgungen, denen er während seines Heranwachsens ausgesetzt war, hatten in ihm ein leidenschaftliches Gerechtigkeitsgefühl geweckt. Der dunkelrote Samttalar der Richter am Höchsten Gericht war für den Krämersohn früh Ziel seines geheimen Ehrgeizes geworden.

Doch eines Tages machte man ihn darauf aufmerksam, daß er ungetauft kein Gerichtsbeamter werden könne. Zwar verbot das kein bestimmtes Gesetz, aber man ließ es nun einmal nicht zu. Trotz der schönen Worte im Grundgesetz über die Gleichheit aller Bürger hatte noch nie ein Jude in Dänemark einen Richterstuhl innegehabt.

Als Max Bernhardt Kandidat geworden war, mußte er mit ansehen, wie bald dieser, bald jener von den blonden Dummköpfen unter seinen Studienkollegen auf der akademischen Heerstraße zu Ehren, Macht und Ansehen gelangte, während man ihn ins Geschäftsleben hinausstieß, das er verabscheute. Sein israelitisches Selbstbewußtsein, diese stolze Scheu, bemitleidet zu werden, hatten ihn bereits damals mit einer täuschenden Selbstbeherrschung ausgerüstet. Wenn er sich unter Menschen bewegte, trug er die kalte spöttische Maske eines Weltmanns. Doch sein Herz schlug heimlich so nervös und unruhig wie das eines jungen Mädchens beim Betreten des Ballsaals.

Daher hatte sich auch niemand gewundert, daß er sich kurz nach seiner Bestallung als Rechtsanwalt in eine Reihe gewagter Spekulationsgeschäfte stürzte. Es wurde seine Spezialität, Baukonsortien zu bilden und Aktiengesellschaften zu gründen. Unter seinen Kollegen hatte er sogleich Verärgerung erregt, weil er Mittel anwandte, die in der juristischen Geschäftswelt bisher nicht erlaubt waren. Unter anderem hatte er nach

ausländischem Vorbild enge Verbindungen zur Presse hergestellt. Er hatte Redakteure und Zeitungsverleger mit gutbezahlten Aufsichtsrats- und Revisorenposten in seinen verschiedenen Aktiengesellschaften bestochen und sich so nach und nach einen geheimen Stab interessierter Mithelfer verschafft, durch die er die öffentliche Meinung beeinflusste und jeden Gegner schonungslos verfolgte.

Jetzt, nach knapp zehn Jahren, gehörte er zu den größten Steuerzahlern der Stadt und wurde von allen als eine wirkliche Macht anerkannt. Wie sehr man auch mitunter hinter seinem Rücken über seine Praktiken schimpfen mochte – man hatte sich doch in der Geschäftswelt seinen Fähigkeiten und dem wunderbaren Glück beugen müssen, das fast allem anhaftete, was er in die Hände nahm. Mit Ausnahme einiger sehr alter aristokratischer Handelshäuser und einer einzigen Bank, die sich ständig weigerte, mit ihm in Verbindung zu treten, wagte es niemand mehr, sich seinem von Tag zu Tag wachsenden Einfluß entgegenzustellen.

Und dennoch war sein Ehrgeiz noch lange nicht befriedigt. War der Gipfel seiner Hoffnungen seinerzeit die verhältnismäßig bescheidene Würde eines Richters am Höchsten Gericht gewesen, so hatte er sich nun viel weiter gesteckte Ziele gesetzt. Aus dem kleinen, stets ein wenig ängstlichen Jungen hatte die ihm widerfahrene Zurücksetzung einen herrschsüchtigen, zornharten Mann gemacht, der nach immer bedeutenderer Macht dürstete.

Er war sich darüber im klaren, daß er auf Grund seiner Geburt niemals allerhöchste Stellungen im Staat einnehmen konnte, die ihm jetzt allein noch des Kampfes wert erschienen. Aber in der beachtlichen Gruppe der Abhängigen, die er sich im Laufe der Zeit zu schaffen verstand und die er in gehorsame Werkzeuge seines Willens verwandelt hatte, gab es mehrere, die bereits einflußreiche Posten bekleideten. Es war sein Plan, auf diese Weise trotzdem alle wesentliche Macht im Lande in seiner Hand zu sammeln.

Daher war es nur natürlich, daß Ivan sich eifrig bemüht hatte, diesen Mann für Pers Sache zu gewinnen, und daß er jetzt, da dies wirklich zu glücken schien, den Sieg für fast gesichert hielt.

Unter den sieben Herren, die sich jetzt auf Max Bernhardts Veranlassung versammelt hatten, um über den Plan zu sprechen, war auch der Bankier Herløv, Max Bernhardts engster Freund und unentbehrlicher Mitarbeiter, ein großer massiger Mann mit rotem Gesicht, der einen merkwürdig trägen und schläfrigen Eindruck erweckte, obwohl er an Unternehmungsgeist kaum hinter seinem Kompagnon zurückstand und ihn an Erfindungsgabe und Gerissenheit wohl noch übertraf. An der Börse sagte man von ihm, er sei die Phantasie Max Bernhardts. Er heckte die Pläne meistens aus und bereitete mit Berechnung und Umsicht die gemeinsamen Unternehmungen vor, während der andere als geradlinige, vollziehende Kraft auftrat.

Ansonsten waren ihre Interessen ganz unterschiedlich; doch gerade deswegen arbeiteten sie so unvergleichlich gut zusammen. Der Bankier war ohne jeden Ehrgeiz. Ganz im Gegensatz zu Max Bernhardt, bei dem alles auf den Machtbesitz hinauslief, hatte er keinen anderen Wunsch als den Profit, kein anderes Ziel, als möglichst viel Geld zusammenzuscharren. Dabei wußte er nicht einmal, wie er sein vieles Geld anwenden sollte. Er war unverheiratet und hatte nur eine verhältnismäßig billige

Leidenschaft: nach der Arbeit des Tages setzte er sich gern in einen der abgesonderten Räume eines feineren Restaurants und aß ganz allein, mit ein paar Zeitungen als einziger Gesellschaft, ein Diner von sieben bis acht Gerichten, wozu er aus Rücksicht auf seine Gesundheit nur Wasser trank.

Jetzt stand er in dem geräumigen, kostbar ausgestatteten Empfangszimmer Max Bernhardts; er ließ den Kopf hängen wie ein Ochse, hatte die Hände auf dem Rücken unter seinen langen Rockschoßen ineinandergeschlungen, und seine Augen blickten stumpf hinter der Brille, als schliefe er innerlich. Er war ins Gespräch gekommen mit einem anderen Eingeladenen, einem auffallend gekleideten jungen blonden Modeherrn, der in ganz Kopenhagen von der Østergade und den Theatern her unter dem Namen »Der goldene Lammkopf« bekannt war. Er hieß in Wirklichkeit Sivertsen und war das einzige Kind eines ehemals sehr bekannten Kaffeegroßhändlers. Nach dessen Tod war er, siebenundzwanzig Jahre alt, in den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens gelangt. Er gehörte zu den vielen Theaterfanatikern der Stadt, redete nur über Rollenbesetzungen, Kulissenklatsch und Zeitungskritiken. Er war ein Freund Dyhrings, den er – wie er sagte – »als Gentleman und als Schriftsteller« bewunderte, und durch ihn war er seinerzeit auch mit Max Bernhardt in Verbindung gekommen. Es hatte nicht lange gedauert, bis dieser ihn zu einem seiner Leibeigenen gemacht und seither mit dessen Millionen nach eigenem Gutdünken geschaltet hatte – übrigens keinesfalls zum Nachteil für den jungen Taugenichts, dessen Theaterbesessenheit ihn sonst wahrscheinlich sehr schnell ruiniert hätte, weil er stets für die Ehre zu zahlen hatte, jemanden von der Bühne Freund oder Freundin nennen zu dürfen.

Anwesend war außerdem ein Herr Nørrehave, dessen Namen man ebenfalls oft unter Max Bernhardts geschäftlichen Einladungen sah. Er nannte sich »ehemaliger Landmann« und hatte tatsächlich einmal einen Hof in Jütland besessen. Doch das lag mehr als zwanzig Jahre zurück. Seither hatte er ein sehr bewegtes Leben in Kopenhagen geführt, zuerst als Pfandleiher und Trödler, dann als Häuser – und Grundstücksmakler, bis er sich auf Spekulationen größeren Stils verlegte und Kapitalist wurde. Ursprünglich hatte er Madsen geheißen, aber er wechselte seinen Namen, als er den Kellerladen mit einem Büro vertauschte. Den vertrauenerweckenden Titel eines Landmanns hatte er dagegen beibehalten, ebenso auch das jütische Rollen des »R«, das seiner Sprache in Kopenhagener Ohren etwas Zuverlässiges und Treuherziges gab. Max Bernhardt sagte oft im Vertrauen von ihm, er sei der schlaueste Fuchs von ganz Dänemark.

Als man an einem Tisch Platz genommen hatte, auf dem Pers Zeichnungen und Kostenvoranschläge ausgebreitet waren, ergriff Ivan sofort das Wort. Die versammelten Herren lauschten alle mit wohlwollender Aufmerksamkeit seinem sorgfältig vorbereiteten Vortrag – zumindest während der ersten halben Stunde. Später wurden sie etwas unruhig, und der ehemalige Landmann sah mehrfach mit ländlicher Unbekümmertheit nach der Uhr.

Als Ivan endlich zu Ende gekommen war, trat eine längere Pause ein. Man blickte zu Max Bernhardt hinüber, der sich jedoch abwartend verhielt.

Schließlich ergriff der Bankier das Wort und stellte Ivan verschiedene Fragen, worauf nach und nach eine allgemeine Diskussion in Gang kam.

Nun stellte sich heraus, daß diese Männer – ebenso wie Philip Salomon – es für unumgänglich notwendig hielten, zuerst ein begründetes Urteil über das Unternehmen von anerkannt technischen Sachverständigen zu beschaffen, deren Gutachten dann der Öffentlichkeit vorgelegt werden konnten. Und nachdem in diesem Zusammenhang mehrere Namen genannt worden waren, bezeichnete man schließlich auch hier Oberst Bjerregrav als denjenigen, dessen Wort in einer Sache wie dieser im Lande das größte Gewicht haben würde.

Mit viel Nachdruck wiederholte nun Ivan, was er bereits dem Vater gegenüber betont hatte: Es sei unsinnig, Interesse von einer Seite zu erwarten, die sich – nicht zu Unrecht – von dem Projekt wie von einer Anklage getroffen fühle. Vor allem von Oberst Bjerregrav wisse er mit Bestimmtheit, daß er sich aus rein persönlichen Gründen zu dem Plan und dessen Urheber feindlich verhalte.

Hierauf antwortete der Bankier lediglich, es müsse natürlich dem Ingenieur ein Direktorensitz in der eventuellen Gesellschaft angeboten werden; und da dieser Posten recht einträglich sein würde, sei so ein kleiner persönlicher Unwillen zweifellos leicht zu überwinden.

»Falls keine ernsteren Schwierigkeiten vorliegen«, fügte er trocken hinzu, »ließe sich die Angelegenheit leicht zuwege bringen.«

Zu Pers Kraftmaschinen und zu den anderen Erfindungen, die Ivan als epochemachend bezeichnet hatte, hegten die versammelten Herren nicht das geringste Vertrauen. Im Gegensatz zu Philip Salomon sprachen sie lediglich vom Hafensprojekt und vor allem von der Möglichkeit, der kleinen Düneninsel Anerkennung als zollfreies Gebiet zu verschaffen. Max Bernhardt erklärte offen, daß er nur diesen Teil des Vorschlags für Erwägungen geeignet halte. Er sprach sich jedoch sehr eifrig gegen die Vorschläge einiger anderer Herren aus, die Pers Pläne noch weiter einschränken wollten, um dadurch den Versuch leichter bewältigen zu können.

»Eine weitergehende Amputation wäre gleichbedeutend mit einer Tötung«, erklärte er, »ich muß entschieden darauf bestehen, daß das Freihafenprojekt in seinem vollen Umfang verwirklicht wird ... als eine Angelegenheit der Nation, für die es das Interesse des ganzen Volkes zu wecken gilt, wie Herr Salomon es vorhin sehr richtig ausdrückte ... sonst müßte man diese Geschichte von vornherein als undurchführbar aufgeben.«

Ivan horchte auf. In Anbetracht der vorausgegangenen langen Weigerung Max Bernhardts, sich mit der Angelegenheit zu befassen, hatte er gar nicht gewagt, auf eine so unbedingte Zustimmung von seiner Seite zu rechnen. Auch mehrere andere Herren waren sichtlich überrascht von der ungewöhnlichen Wärme, mit der Max Bernhardt hier für ein Geschäft in die Schranken trat, das sich in ihren Augen recht zweifelhaft ausnahm.

Max Bernhardts und Bankier Herløvs plötzliches Interesse für Pers Werk hatte freilich auch einen geheimen Grund. Sie hatten erfahren, daß man sich in jener der Kopenhagener Hauptbanken, mit deren Direktion sie auf Kriegsfuß standen, gegenwärtig mit einem anderen Freihafenprojekt beschäftigte, das natürlich mit Kopenhagen in Verbindung stand. Ihre Absicht war es nun, den Gegnern zuvorzukommen mit diesem fertig ausgearbeiteten westjütischen Projekt, für das man schon in vierundzwanzig Stunden einen Feldzug in der Presse beginnen konnte. Im

übrigen waren sie nicht sehr davon überzeugt, daß es ihnen gelänge, eine wirksame Stimmung dafür in der Handelswelt wachzurufen; es sollte lediglich dazu dienen, das Interesse für den Freihafengedanken zu zersplittern, den es offenbar im Lande gab und den die anderen für ihr Kopenhagener Projekt ausnutzen zu können glaubten.

Nach weiteren Verhandlungen hob man die Versammlung mit dem Beschluß, auf, daß man sich an Oberst Bjerregrav wenden wolle, um ihn zu bitten, in die geplante Direktion einzutreten. Sobald seine Antwort vorlag, wollte man ein neues Treffen einberufen, um nach Absprache mit dem Oberst Festlegungen zu treffen, wie die Angelegenheit im einzelnen anzupacken sei.

Per befand sich zu dieser Zeit in Wien. Ein paar Wochen lang hatte er in den Sumpfgenden der Donaumündung gelebt, um dort die großen Flußregulierungen und Hafenvorhaben zu studieren. Zu Pferd, im offenen Boot oder auf schwankenden Sandprahmen war er bei jedem Wetter unterwegs gewesen. Mitunter war es ihm nicht möglich gewesen, sich für die Nacht ein Dach über dem Kopf zu beschaffen.

Erschöpft von diesen ungewohnten Strapazen, saß er am Tag nach seiner Ankunft in Wien vor einem Café und hatte das dringende Verlangen, einmal wieder mit einem Menschen über etwas anderes als über Pfahlrammung und Baggerarbeiten zu sprechen. Seit er sich von Jakobe getrennt hatte, war er ausschließlich mit Ingenieuren zusammen gewesen. Doch es waren keine Ingenieure mit der Allgemeinbildung wie zu Hause, sondern Techniker, wie die Weltkonkurrenz sie ausbildete, Männer mit phänomenaler Sachkenntnis auf einem einzelnen, meist sehr begrenzten Gebiet, dafür aber ohne alle Kenntnisse über ihr Fach hinaus und im allgemeinen ohne jede anderen Interessen, außer jenen, die zum Existenzkampf und zum persönlichen Wohlergehen gehörten.

Mit diesen Kollegen war es ihm ergangen wie mit den drei kaltblütigen englischen Whiskytrinkern, mit denen er den Winter in Dresack zugebracht hatte. Mit ihnen hatte er ebenfalls nicht sprechen können, wenigstens nicht über die drängenden Lebensfragen, die ihn seinerzeit besonders beschäftigten. Er war und blieb ein Fremder in einer solchen Gesellschaft. Wie sehr er auch ihre spezielle Tüchtigkeit und Umsicht bewunderte und obgleich ihre Überlegenheit ihn oft zur Nachahmung anspornte, regte sich in seinem tiefsten Innern doch Mitleid mit dieser Art von Menschen, deren Gedanken nie höher strebten als der Rauch ihrer Zigarren.

Nun saß er vor dem Café und hielt eine Zeitung in der Hand. Seine Gedanken waren bei Jakobe, die er in dieser großen wildfremden Stadt doppelt entbehrte. Aus alter Gewohnheit ließ er den Blick über die Hotellisten streifen, um nach Namen aus Dänemark zu suchen. Da traf es ihn plötzlich wie ein Schlag, als er den Namen Baronin von Bernt-Adlersborg las.

Die alte Dame war im Laufe des Winters ganz aus seinem Gedächtnis verschwunden. In seiner Entwicklung hatte er sich in der dazwischenliegenden Zeit so weit von allem Streben nach äußerem Glanz und nach Größe entfernt, daß er sich kaum mehr daran erinnerte, wie er vor seiner Reise von »Onkel Heinrich« in Versuchung geführt worden war, sich die Freundschaft dieser armen Frau zunutze zu machen, um sich dadurch den Titel eines Barons zu erobern. In seinem Verlangen, wieder einmal mit einem Menschen

in seiner Muttersprache über allgemeine menschliche Dinge reden zu können, beschloß er, die Baronin aufzusuchen. Er traf sie in einem der elegantesten Hotels der Stadt, wo sie mit ihrer Schwester, der Hofjägermeisterin Prangen, wohnte. Die beiden Damen waren vor einigen Tagen nach Wien gekommen und befanden sich auf der Durchreise nach Italien.

Die Baronin schien von ihrer fast einjährigen Kur in einer deutschen Entwöhnungsanstalt nicht viel Nutzen gehabt zu haben. Ihr Gesicht hatte zwar ein wenig von seiner glühenden Röte verloren, die Mimik war beherrschter, die Hände waren ruhiger geworden; doch ihre Rede war noch genauso verwirrt und verriet ihre geschwächten Geisteskräfte. Ihre sonderbare Liebe zu Per hatte sie unverändert bewahrt. In ihrer Wiedersehensfreude war sie nahe daran, ihm um den Hals zu fallen, und während der nun folgenden Unterhaltung griff sie immer wieder nach seinen Händen, um ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen, daß er gekommen war.

Von ihrem Aufenthalt in der Anstalt sprach die alte Dame nicht. Sie sagte lediglich, ihr »liebes Schwesterlein« habe sie abgeholt und nun wolle sie nach Rom, um – wie sie mit geheimnisvoll gesenkter Stimme erklärte – eine Privataudienz beim Papst zu erlangen.

Sie versuchte ihn zu überreden, sie und die Schwester nach dem Süden zu begleiten, und als sie hörte, daß er schon am folgenden Tag aufbrechen wolle, um nach Paris weiterzureisen, wurde sie in ihren Klagen so unbeherrscht, daß er schließlich versprach, noch eine Woche in Wien zu bleiben, solange sie und die Hofjägermeisterin sich dort aufhielten.

Noch am gleichen Nachmittag begleitete er die beiden Damen auf einer Spazierfahrt in den Prater.

In seinem Brief an Jakobe, in dem er über dieses Zusammentreffen berichtete, schilderte er die Hofjägermeisterin Prangen in folgenden Zeilen: »Die Schwester ist eine große üppige Dame. Ich schätze sie auf siebzig Zoll und von entsprechender Breite. Ungefähr fünfzig Jahre alt. Ist gewiß einmal sehr schön gewesen. Hat noch heute ein Paar ganz brillante Augen. Im Wesen ist sie gemessener als die Baronin, und im Gegensatz zu dieser spricht sie nicht sehr viel. Offensichtlich tief religiös. Schon gestern abend waren wir in eine lange und heftige Diskussion über die christliche Lehre von der Unsterblichkeit verwickelt. Ich habe das Gefühl, sie will versuchen, auf mich einzuwirken. Es wird mich amüsieren, den Kampf wiederaufzunehmen. Sie scheint ein ganz Teil gelesen, gedacht und erlebt zu haben, und trotz ihrer Religiosität ist sie merkwürdigerweise doch kein Kopfhänger. Alles in allem eine interessante Bekanntschaft ...«

Der Brief versetzte Jakobe in eine gewisse Unruhe. In ihrer eilig abgeschickten Antwort schrieb sie, ohne die Hofjägermeisterin oder deren Schwester mit einem Wort zu erwähnen: »Über einen Punkt unserer Reise bin ich immer noch ein bißchen ärgerlich: daß wir nicht mehr miteinander über das gesprochen haben, was Dich im Winter nach dem Tode Deines Vaters so sehr beschäftigte und auch ein bißchen beunruhigte. Aber die Tage waren allzu kurz. Die Zeit flog davon, und die Liebe forderte ihr Recht. Vielleicht wirst Du einwenden, daß gar nichts mehr zu bereden war, daß Deine Einsamkeit Dich nervös gemacht hatte. – Und das glaube ich ebenfalls. Außerdem, nicht wahr, mein Liebster, haben wir ja jetzt vollstes Vertrauen zueinander in



allen Dingen, und Du wirst mir nie mehr verbergen, was Deine Gedanken beschäftigt. Das mußt Du mir versprechen, Per!

Hier leben wir zur Zeit in einer Periode neuerlicher theologischer Verzweiflung und Verfolgungssucht. Wie ich Dir wohl kürzlich schon mitteilte, ist Nathan jetzt nach Kopenhagen zurückgekommen, und dieses Ereignis scheint eine Panik im Lager der Geistlichen hervorgerufen zu haben. In diesen Tagen nutzen sie jede Gelegenheit, um gegen die neue Zeit und ihre Vertreter zu wettern. Erst gestern abend las ich in ›Berlingske Tidende‹ einen drei Spalten langen Bericht über eine Grabrede, die irgendein Stiftspropst beim Begräbnis irgendeines Konferenzrats in der Frue Kirke gehalten hat. Ich hätte Lust, Dir die Zeitung zu schicken. Selten habe ich so etwas empörend Dummes und Arrogantes gelesen. Natürlich zerfloß der fromme Mann in Tränen des Mitleids über die ›Unglücklichen‹, die ihr Leben ohne Hoffnung auf die Ewigkeit verbringen und für die der Tod nur eine Pforte des Schreckens ins bodenlose Nichts sei. Die gewöhnliche selbstverherrlichende Verzückung über den Glauben, ohne den ›das Leben nicht auszuhalten sei! Woher weiß er das? Hat er es vielleicht ausprobiert? Mein alter Großonkel Philip sagte immer, er habe denselben Glauben wie sein Ofen: das Leben sei gleichsam die Flamme, das Knistern und Qualmen, aber ›über den Schornstein hinaus gibt es nichts‹. Und doch war er bis in sein hohes Alter ein sehr glücklicher und fröhlicher Mann. Als er auf dem Sterbebett lag und die Ärzte nicht recht herausfanden, was ihm eigentlich fehlte, witzelte er darüber und sagte, es ärgere ihn furchtbar, daß er nicht einmal erfahren könne, woran er sterbe. Und das ist keineswegs ein Beispiel, das allein dasteht. In meiner eigenen Familie und auch unter meinen Bekannten gab es viele ohne den geringsten religiösen Glauben; und trotzdem sind sie genauso stolz und gefaßt in den Tod gegangen wie manch ein Stiftspropst.

Oft habe ich darüber nachgedacht, ob die übertriebene Angst der Christen vor dem Tode, die ursprünglich sicherlich aus der Lehre vom Jüngsten Gericht entsprang, nicht auch darin ihre Ursache hat, daß das Christentum im Gegensatz zu anderen bedeutenden Religionen im Volk entstand und sich entwickelte, noch dazu in einem unterdrückten Volk. Es besteht gewiß eine Verbindung zwischen Todesfurcht und Sklavenangst. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den einige Gipsabdrücke von Leichen aus dem ausgegrabenen Pompeji in einem deutschen Museum bei mir hervorriefen. Unter ihnen befanden sich ein Herr und ein Sklave, beide offenbar vom Aschenregen überrascht und im Laufe weniger Minuten erstickt. Doch welcher Unterschied im Gesichtsausdruck der beiden! Auf dem Antlitz des Sklaven war verwirrtes Entsetzen zu lesen; er hatte sich auf den Rücken geworfen, die Augenbrauen waren bis an den Haaransatz in die Höhe gezogen; der volle wulstige Mund stand offen. Man konnte ihn förmlich schreien hören – wie ein Schwein, das abgestochen wird. Der andere dagegen hatte seine cäsarische Würde bis in den Tod hinein bewahrt. Seine fest geschlossenen Augen, der feine zusammengepreßte Mund zeigten das Gepräge stolzer, schöner Resignation dem Unabwendbaren gegenüber.

Die wesentlichste Anklage, die gegen das Christentum mit seiner Ewigkeitshoffnung zu richten ist, liegt für mich darin, daß es dem Leben seinen tiefen Ernst und damit seine Schönheit raubt. Wenn man unser Dasein hier auf Erden nur als Generalprobe für die eigentliche Verstellung auffaßt – wo bleibt da das Festliche? Doch selbst wenn ich persönlich nicht voll und ganz davon überzeugt wäre, daß der große erhabene

Lebenszweck die Zerstörung ist und daß das Kennzeichen eines geistig entwickelten Menschen gerade darin besteht, daß er sich mit dem selbstlosen Gedanken versöhnen kann und es als harmonischen Abschluß des Lebens empfindet, wenn wir so der Allnatur die Kräfte zurückgeben, die in uns wirkten, während alle christlichen Träume von Unsterblichkeit und himmlischen Wonnen nur Umformungen der plumpen Vorstellungen sind, die sich nichtzivilisierte Völker von den ewigen Jagd- und Kriegsfreuden machten – ja, was wollte ich eigentlich sagen? – Du mußt mir verzeihen, aber den Nachsatz bleibe ich Dir schuldig bis zum nächsten Mal. – Nein, nun habe ich es! Ich wollte sagen: Selbst wenn ich also im Tod nicht eine absolute Selbstaufopferung, die vollkommene Hingabe an das All und unsere unauflösbare Vereinigung mit ihm sähe, so würde ich es mir doch sehr verbeten haben, etwas darüber zu wissen, was aus mir wird, wenn ich diese Welt einst verlasse und mit ihr alles, was mir lieb war. Herrgott, darin sind wir uns wohl alle einig, daß wir uns hinsichtlich unserer irdischen Zukunft kein Vorauswissen wünschen, sondern uns im Gegenteil freuen, daß das ewige Weltall uns den Inhalt kommender Tage verborgen hat. Wenn wir im voraus mit einiger Sicherheit wüßten, was uns im Leben erwartete, wäre es sicherlich ›nicht zum Aushalten‹, wie glücklich sich unser Dasein auch gestaltete. Wieviel weniger da, wo es um das *ewige* Leben geht!

Ach, diese unausrottbare Theologie! Auch sie gehört mit zu dem ›von den Vätern Ererbten‹ – dieses Wort ist hier eine Losung der Kulturfeinde geworden. Ist es nicht furchtbar niederschmetternd und demütigend, ja geradezu zum Verzweifeln, daß noch heute um die einfachsten Grundfragen ein Kampf geführt und Zeit und Kraft vergeudet werden? Wie kann einer jetzt noch länger daran zweifeln, daß wir alle, Juden wie Christen, die Pflicht haben, gerade dieses ›Ererbte‹ in uns niederzuringen, wenn nicht aus einem anderen Grund, so schon deshalb, weil es nur ein Werk des Zufalls ist. Wir hätten ebensogut etwas ganz anderes, etwas völlig Entgegengesetztes ererben können. Wieviel Zeit soll noch vergehen, wieviel Leid sollen wir Menschen denn einander noch zufügen, bis es wirklich verstanden und zur Religion erhoben wird, zum einzigen erlaubten Dogma, daß wir nicht auf dem Zufälligen, dem Besonderen in uns, sondern auf dem Allgemeinmenschlichen unser eigenes Leben und das der Völker aufzubauen haben! ...«

Auf der Zusammenkunft bei Max Bernhardt war Ivan beauftragt worden, sich an Oberst Bjerregrav zu wenden und zu versuchen, dessen Unwillen gegen das neue Unternehmen und gegen seinen jungen Urheber zu überwinden.

Ivan ließ es im allgemeinen nicht an Dreistigkeit fehlen, wenn es galt, etwas für Per zu tun. Schon mehrfach hatte er sich sozusagen seinem Freund zuliebe von den Leuten die Treppe hinunterwerfen lassen. Doch der ehemalige Militär flößte ihm einen besonderen Respekt ein. Von der Straße her kannte er dessen untersetzte Erscheinung mit dem stets rot angelaufenen Gesicht, und er hatte von dem aufbrausenden und rücksichtslosen Wesen des Alten gehört. Dyhring, der Neffe des Obersts, hatte lachend erzählt, dieser würde noch immer rasend, wenn er Pers Namen vernahm.

In seiner Verlegenheit vertraute Ivan sich Onkel Heinrich an, der sein Berater in allen schwierigen Fällen war und sich denn auch nach allerlei Einwänden bereit erklärte, ihn zu unterstützen.

»Ich kenne diesen Bjerregrav etwas näher. Habe ihm ab und zu kleine Gefälligkeiten erwiesen. Ich werde ihm einen Wink geben, damit er zugänglich wird. – Könnt ihr mehr verlangen?«

In dieser Prahlerei lag ein Körnchen Wahrheit. Onkel Heinrich stand mit Oberst Bjerregrav tatsächlich in einer Art Verbindung. Obgleich er es nie wahrhaben wollte und daher seine Familie stets darüber im unklaren ließ, betrieb der angeblich so wohlhabende Onkel nämlich ein bescheidenes Kommissionsgeschäft, von dem er sich zum Teil ernährte. Er war unter anderem Vertreter für eine englische Firma, die Eisen- und Stahlträger herstellte. Und in dieser Eigenschaft besuchte er regelmäßig ein paarmal im Jahr den Oberst mit seiner Preisliste.

Einige Tage nach der Unterredung mit Ivan fand er sich wieder bei seinem Kunden ein. Nachdem er eine halbe Stunde auf der Diele hatte warten müssen, wurde er endlich vorgelassen. Er traf den Oberst in fröhlichster Laune, rot und erhitzt nach dem Frühstück.

Ganz ungeniert lachte der alte Offizier über den häßlichen kleinen Juden, der in grauen Gamaschen, den Zylinder und ein Paar zusammengelegte Handschuhe in der Hand, bei ihm eintrat.

»Sieh an! Guten Tag!« sagte er und setzte sich hinter seinen Schreibtisch, ohne dem anderen einen Platz anzubieten. »Wie steht's denn so, mein lieber ehemaliger Wüstenwanderer?«

Herr Delft klemmte sein bläuliches Monokel vor das Auge und wieherte vor geheucheltem Vergnügen. Er spürte eine günstige Stimmung für die Geschäfte und war viel zu schlau, seine Chancen zu zerstören, indem er sich gekränkt zeigte.

Nach einigen Verhandlungen gelang es ihm, den Oberst zu einer Bestellung zu bewegen.

Er hatte seine Sachen schon wieder zusammengepackt, Hut und Handschuhe ergriffen und schickte sich an zu gehen, als er plötzlich seinen frisierten Schimpansenkopf auf die Seite legte und sich abermals an den alten Offizier wandte. »Darf ich Herrn Oberst ganz im Vertrauen eine Frage stellen?«

»Ja, bitte?«

»Haben Herr Oberst schon von dem großen nationalen Unternehmen gehört, das zur Zeit erwogen wird?«

»Weiß von nichts.«

»Wirklich nicht?«

»Habe genug mit meinem Kram zu tun ... halte mich gern raus aus allem Spektakel, wissen Sie!«

Herr Delft wandte sich mit seinem gerissensten Lächeln ab. Nun, da das Geschäft gemacht war, hielt er die Gelegenheit für gekommen, dem Oberst seinen »Wüstenwanderer« heimzuzahlen. »Ach ja!« seufzte er und schüttelte seinen Lockenkopf. »Die Zeiten haben sich geändert. Jetzt sind es die Jungen, denen man überall zjubelt. Die alten erfahrenen Kräfte werden beiseite geschoben ... einfach ignoriert. Die Jugend hat das Wort!«

»Fassen Sie sich kurz! Was wollen Sie mir sagen?« unterbrach ihn der Oberst plötzlich ungeduldig und im Kommandoton.

»Ein großes Freihafenprojekt ist vorgesehen. Es stammt von einem blutjungen Mann, fast noch einem grünen Jungen. Sidenius heißt er.«

»Ach *dieser* großmäulige Affe!« erwiderte der Ingenieur. »Den kenne ich zufällig. Er hat uns ja seinerzeit die Türen eingerannt mit seinem ›nationalen Werk«. – Die Leute wissen anscheinend nicht mehr, wo sie mit ihrem Geld bleiben sollen. – Aber ich glaube nicht, daß die Phantasiegebilde eines Grünschnabels ernsthaft jemanden anlocken können.«

»Das Unternehmen ist gesichert ... zumindest was die pekuniäre Seite angeht. Das weiß ich ganz bestimmt.«

»Was sagen Sie?«

»Aus dem Projekt wird etwas. Man wartet nur noch auf die Zustimmung der gesetzgebenden Macht. – Ja, es ist, wie Herr Oberst bemerkten: das dänische Geld hat heutzutage die reinste Tanzwut. Es hat angefangen zu tanzen und kann nun nicht wieder aufhören, solange die Musik spielt. – Und außerdem: Herr Sidenius hat ausgezeichnete Verbindungen in Börsenkreisen.«

Der Oberst war still geworden. Seine geschweiften buschigen Brauen hatte er gesenkt. Es schien, als würde die satte Röte seiner Wangen von den Augen aufgesogen, die wie die eines Stiers zu glühen anfangen. »Dann ist es also wahr, daß sich dieser junge Laban mit einer Tochter von Philip Salomon verlobt hat? Sie müssen das ja wissen, Delft! Ist nicht Herr Salomon Ihr Schwager?«

»Herr Oberst, mein Mund ist geschlossen! Für Liebesaffären habe ich keine Agentur.«

»Sie sind Diplomat, Delft! ... Na, mir einerlei. Haben die Leute Lust, ihr Geld in die See zu rollen, meinewegen! Es wäre schade, ihnen das Vergnügen zu nehmen. *Prosit Mahlzeit\**, meine Herren! In der Hjertinger Bucht ist Platz für viele Tonnen Gold!«

»Ein gottgesegnetes wahres Wort, Herr Oberst!«

»Ich halte mich, wie gesagt, raus aus dem ganzen Schwindel. Möchte nicht einmal davon hören. – Auf Wiedersehen, Herr Delft!«

»Habe die Ehre, mich zu empfehlen!« verabschiedete sich der kleine Israelit und zog sich mit seiner ehrerbietigsten Verbeugung zurück.

Der Oberst blieb sitzen, stützte die Hand unter die Wange und kaute heftig an seinem Schnurrbart. Eine förmliche Raserei packte den alten cholerischen Herrn bei solchen Nachrichten; hatte er doch selbst einmal in jugendlichem Übermut dem nationalen Schlendrian den Fehdehandschuh hingeworfen und davon geträumt, Führer und Erneuerer auf seinem Gebiet zu werden! Und nun gehörte er zu den erbittertsten Gegnern der neuen Zeit. Wie die meisten Altliberalen betrachtete er die jungen siegreichen Männer des Fortschritts mit einem neidischen Haß, der Per gegenüber fast den Charakter einer Manie angenommen hatte. Der Gedanke, daß diesem Bauernlummel, der ihn in seiner eigenen Wohnung zu verhöhnen gewagt hatte, all das gelingen könnte, was er selbst nicht erreicht hatte, lastete auf ihm wie ein Alptraum.

Noch knüpfte sich jedoch von früheren Zeiten her eine Vorstellung von Vorurteilslosigkeit und Selbständigkeit an seinen Namen. Das war auch der Grund, weswegen Philip Salomon und Max Bernhardt sofort an ihn gedacht hatten, als es galt, einen angesehenen Sachverständigen zu finden, der in der Öffentlichkeit für Pers Ideen einzutreten bereit wäre. Man wußte zudem, daß der Oberst ein eitler und nebenbei sehr geldgieriger Mann war.

Schon am nächsten Tag wiederholte Herr Delft seinen Besuch. Bjerregrav hatte nämlich Aufschlüsse über die Gewichtsverhältnisse gewisser Stahlschienen gewünscht, und um einen Vorwand zu einem neuerlichen Besuch zu haben, hatte Herr Delft so getan, als trüge er die entsprechenden Tabellen zufällig nicht bei sich.

Wie erwartet, brachte der Oberst wiederum die Rede auf Pers Pläne und suchte zu erfahren, welche Börsenleute und Geldinstitute dahinterstünden. Im ersten Augenblick stellte sich Herr Delft völlig verständnislos. Dann schüttelte er lächelnd den Kopf.

»Ach, auf dieses Sideniussche Amphibium spielen Herr Oberst an. Ich habe zu der ganzen Geschichte kein Vertrauen. Es ist eine Totgeburt.«

»Wieso denn das! ... Sie selbst haben doch gestern erzählt, das Unternehmen sei gesichert. Sie wüßten es ganz bestimmt, haben Sie erklärt!«

»Ich bitte Herrn Oberst, sich zu erinnern, daß ich sagte, ›in pekuniärer Hinsicht‹ gesichert. Ausdrücklich fügte ich hinzu, daß die erforderliche Billigung des Plans durch den Staat noch ausstehe. Und die wird man nie erlangen.«

»Und wieso nicht? Wenn das Geld beschafft werden kann, was sollte den Staat da veranlassen, sich dem Unternehmen zu widersetzen?«

Herr Delft zog die Schultern hoch und wand sich wie in schrecklicher Verlegenheit. »Herr Oberst werden mich hoffentlich verstehen, auch ohne Worte.«

»Was denn, Sie sind ein ganz verteufelter Geheimniskrämer. Was meinen Sie damit?«

Herr Delft schwieg und drehte noch immer den Kopf geniert von einer Seite nach der anderen. In diesem Augenblick sah er wirklich aus wie ein abgerichteter Affe.

»Aber so sprechen Sie doch, Menschenkind!« schrie Bjerregrav.

»Nun, ich meine, Herr Oberst ... die Regierung *traut* sich nicht ... daran liegt es.«

»Traut sich nicht? Und weswegen nicht? Ich kapiere kein Wort davon!«

»Ich möchte Herrn Oberst nicht länger aufhalten. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.«

»Blödsinn! Jetzt sollen Sie reden, frisch von der Leber weg, Delft! Was könnte nach Ihrer Ansicht den Staat abhalten, seine Zustimmung zu erteilen, wenn das Geld beschafft werden kann – und wenn der Plan ansonsten Hand und Fuß hat?«

»Gerade die Tatsache, daß der Plan Hand und Fuß hat.«

»Pr...rrrrr! Jetzt verliere ich den Verstand! Was soll das wieder heißen?«

»Also, um ganz offen zu sprechen: Herr Oberst, glauben Sie wirklich, unser Nachbar im Süden würde es ruhig mit ansehen, daß man Hamburg eine so gefährliche Konkurrenz schafft? – Ich jedenfalls glaube es nicht ... Nie im Leben!«

Der Oberst warf sich in seinen Stuhl zurück und stemmte die Fäuste in die Seiten. Sein dunkelrotes Gesicht lief bläulich an. »Habe mein Lebtag noch nicht solchen Blödsinn gehört! Wie kommen Sie bloß auf diesen verrückten Gedanken, Mann? Denken Sie, die Deutschen erklären uns deswegen den Krieg – oder wie?«

»Mein Gott – Krieg! Das wäre wohl nicht mal nötig. Nur so eine bescheidene, ein bißchen bestimmt formulierte Note von Berlin nach Kopenhagen ... Sie werden mir zugestehen, Herr Oberst, so etwas hat früher in ähnlichen Situationen stets völlig ausgereicht.«

Der Oberst schlug wortlos die Augen nieder.

Herr Delft zuckte die Achsel. »Das ist nun mal das Schicksal kleiner Nationen! Sie müssen sich beugen ... Und obendrein noch zu dem Unrecht schweigen. Das ist traurig, sehr traurig, aber der Lauf der Welt. Die Kleinen müssen sich den Großen fügen ... müssen sich fügen und vorsichtig sein ... äußerst vorsichtig«, wiederholte Herr Delft mehrmals, als er sah, wie seine Worte auf den alten Vaterlandsverteidiger wirkten, der an seinem Leib noch die Kugelspuren der Deutschen trug.

Der Oberst war noch immer stumm, und Herr Delft nutzte den Augenblick, um seinen Besuch zu beenden.

Es war auch die höchste Zeit. Kaum war er nämlich zur Tür hinaus, als der Oberst wie ein von einer Bremse gestochener Stier vom Stuhl aufsprang. Und wie stets, wenn sonst niemand da war, an dem er seine Gefühle auslassen konnte, rannte er aus seinem Büro ins Wohnzimmer, um seinem Ärger vor seiner Frau Luft zu verschaffen. Diesmal mußte er sie sogar aus der Küche hereinrufen. Und ohne auf ihre weinerlichen Einwände zu achten, daß ihre Suppe gleich überkoche, wütete er eine halbe Stunde lang gegen den Geist der Feigheit und Erbärmlichkeit, von dem das dänische Volk seit dem Krieg beherrscht werde.

An diesem Tag aß Onkel Heinrich wie so oft bei seinem Schwager zu Mittag. Als man sich vom Tisch erhob, nahm er Ivan beiseite und sagte mit der mürrischen Verlegenheit, die ihm eigen war, wenn er sich ausnahmsweise einmal uneigennützig bemüht hatte: »Jetzt kannst du den Oberst aufsuchen, mein Junge! Nun ist er präpariert.«

Um jedoch kein Mißtrauen zu erregen, ließ Ivan einige Tage verstreichen, ehe er ans Werk ging. Er schrieb Bjerregrav einen Brief, in dem er um die Ehre bat, mit ihm sprechen zu dürfen, und in kurzen Zügen den Anlaß darstellte.

Es lag etwas in dem Ton des Briefes, das den Oberst sofort entwaffnete. Ivan besaß in hohem Grad die jüdische Fähigkeit, sich bei den Leuten einzuschmeicheln, indem er ihre Eitelkeit streichelte. – Und der Oberst war für Schmeicheleien sehr empfänglich. Außerdem lag in dem Namen Salomon ein Goldklang, der in den Ohren des geldgierigen Mannes verführerisch tönte.

Aber vor allem war es seiner Natur zuwider, tatenlos zuschauen zu müssen, wie andere handelten. Trotz seiner siebzig Jahre hatte er noch zuviel Unrast im Blut, um sich bereits gutwillig zur Ruhe zu setzen. Ein zuverlässiger Bundesgenosse war er daher für die hemmenden Kräfte im Lande niemals gewesen. Trotz aller Gnadenbeweise von oben war der alte Geist des Aufbruchs nie ganz in ihm erloschen. Hinter der Erbitterung gegen das Neue und hinter dem Neid und dem vorgeblichen

Ärger regte sich geheime Sympathie. So wie er stets der unruhige Brausekopf mit der offenen Sprache geblieben war, hatten auch alle jungen, kräftigen und kühnen Lebensäußerungen immer noch starken Einfluß auf ihn. Selbst in seinen Gefühlen für Per lag in Wahrheit eine gute Portion Verliebtheit.

Als ihn Ivan ein paar Tage später aufsuchte, empfing er ihn dennoch ziemlich ungnädig. Erst als Ivan rundheraus erklärte, die Angelegenheit stehe und falle mit seiner Beteiligung, ergab er sich.

Allerdings stellte er verschiedene Bedingungen, unter anderem, daß Per sofort zurückgerufen werde, weil an seinem Entwurf noch mancherlei zu ändern sei, ehe er als Grundlage für die Detailpläne verwendet werden könne.

Außerdem verlangte er, um überhaupt eine fruchtbare Zusammenarbeit zwischen ihm und Per zu ermöglichen, dieser solle ihn persönlich auffordern, die Sache in die Hand zu nehmen. Überhaupt müßten die einleitenden Schritte zu einer Verständigung von Per ausgehen.

Ivan bat den Oberst eindringlich, von diesen Forderungen abzusehen.

Allein in diesem Punkt war Bjerregrav unnachgiebig. Er hatte die Worte nicht vergessen, mit denen sich Per an jenem Tag von ihm verabschiedet hatte: »Das nächste Mal, Herr Oberst, werden *Sie* es sein, der mich aufsucht!« – Diese übermütige Voraussage sollte denn doch nicht allzu buchstäblich in Erfüllung gehen!

Ivan versuchte noch ein paarmal, ihn zu überreden. Aber der Oberst, der während der ganzen Zusammenkunft sichtlich nervös gewesen war, unterbrach ihn schließlich in aufbrausendem Zorn und schrie: »Darüber wird hier nicht mehr diskutiert. Überhaupt betrachte ich die Angelegenheit zwischen uns jetzt als genügend durchgesprochen.«

Da stand Ivan auf und verließ ihn ganz bedrückt.

## Fünfte Kapitel

Mitte April war Per nach Rom gekommen. Er hatte zuletzt den Bitten der Baronin nachgegeben, sie und die Schwester zu begleiten... oder vielmehr der Anziehung, die das Zusammensein mit der letzteren in steigendem Maße auf ihn ausübte.

Er war sich selbst nicht klar über die Art des Wohlgefallens, das er an der Gesellschaft dieser mehr als fünfzigjährigen, grauhaarigen, korpulenten Dame empfand. Von einer erotischen Anziehungskraft konnte nicht die Rede sein. Er schrieb deswegen auch ganz offen an Jakobe über den Eindruck, den ihre Persönlichkeit und ihr Charakter auf ihn machten, ohne zu bemerken, daß Jakobe ihrerseits diese Bekanntschaft nie erwähnte.

Es war das Mütterliche im Wesen der Hofjägermeisterin, das Per anzog. Es war ihre besorgte Teilnahme auch für sein seelisches Wohl und Wehe, das Gefühle befriedigte, deren er sich selbst nicht einmal bewußt war. Dazu kam noch der eigentümliche Gegensatz zwischen ihrer sicherlich grundaufrichtigen Frömmigkeit und der gewählten, ja verfeinerten Eleganz ihrer Kleidung und ihrer Lebensweise, zwischen den feierlichen Bibelworten, die sie in der Unterhaltung mit ihm gebrauchte, und einem gewissen, gleichsam verborgenen, ganz irdischen Lächeln, das er zuweilen um ihren Mund oder tief in ihren noch glänzenden dunkelblauen Augen spielen sah. In ihrer Frömmigkeit wie in ihrer Weltlichkeit war sie ihm ein aufregendes Rätsel.

Unter seinen Landsleuten in Rom sprach man viel über die beiden adligen Damen und ihren jugendlichen Reisebegleiter. Besonders erregte Pers Verhältnis zur Baronin ihre Neugier. Die Gefühle dieser Dame für ihn hatten sich während der Reise zu einer stillen schwärmerischen Anbetung gesteigert. Sooft man ihr etwas mitteilte, rief sie mit tränenerfülltem Blick aus: »Oh, das sollten Sie wirklich Herrn Sidenius erzählen!« oder: »Wie wird es unseren lieben Freund amüsieren, das zu hören!« Gleich nach ihrer Ankunft in Rom beauftragte sie einen Bildhauer damit, Pers Büste zu modellieren.

Per merkte sehr gut, daß die alte Dame ein völlig willenloses Wesen in seinen Händen geworden war, Ausführlich hatte er ihr von seinen Zukunftsplänen berichten müssen, und sie hatte ihm sofort ihre Unterstützung angeboten. Als sie von der Interessengemeinschaft zur Verwirklichung seiner Ideen hörte, die gerade im Entstehen war, zeigte sie sich so begeistert, daß sie sogar davon sprach, eines ihrer Güter zu verkaufen, um das Unternehmen zu sichern.

Per gedachte jedoch nicht, irgendwelchen persönlichen Vorteil aus seiner Macht über dieses arme kranke Wesen zu ziehen, besonders nachdem ihm klargeworden war, daß sie ihn für den Sohn ihres verstorbenen Bruders hielt – ein Irrtum, an dem er nicht ganz schuldlos war.

Außerdem nahm ihn mit jedem Tag das neue und fremdartige Leben mehr gefangen, das er um sich herum sah. Als sonnenfroher Nordländer genoß er den klaren Himmel und die laue milde Luft. Nie zuvor hatte er sich so gesund und stark an Leib und Seele gefühlt wie jetzt! Sein Gesicht mit dem kleinen dunklen Spitzbart hatte in wenigen Tagen einen fast bronzefarbenen Ton angenommen, gegen den sich seine Augen doppelt blau abhoben. Wenn er nachmittags in seinem neuen hellgrauen Sommeranzug



mit der Baronin und der Hofjägermeisterin auf dem Monte Pincio spazierenging, geschah es mehr als einmal, daß eine schwarzäugige Schönheit ihm einen brennenden Blick über ihren Fächerrand zusandte.

Er wohnte nicht im selben Hotel wie die beiden Schwestern. Doch er fand sich täglich bei ihnen ein, um sie auf Spaziergängen zu begleiten oder mit ihnen den Skandinavischen Klub aufzusuchen, wo sie jeden Nachmittag die Zeitungen lasen. Er war sehr empfänglich für den Hauch angeborener Vornehmheit, der ihn in der Gesellschaft der beiden adligen Damen umgab. Er genoß es, daß ihm die Hotelbediensteten und dergleichen Leute überall sehr vornehme Titel verliehen. Auf seine eigenen Landsleute wirkte seine falsche Baronswürde auf die Dauer jedoch nicht überzeugend. Obwohl das Zusammensein mit der Hofjägermeisterin sein Wesen noch mehr abgeschliffen hatte, verriet sich der dänische Jeppe unweigerlich unter der Maske des Weltmanns. War man anfangs noch ein wenig im Zweifel gewesen, wofür man ihn halten sollte, so erfuhr man bald durch Pers Offenheit mehr von seinen Lebenszielen und Plänen, als manch einer mit anzuhören vermochte.

Neben dem Leben auf der Straße zog Per vor allem das älteste Rom an, in dieser Stadt der Städte, der »Ewigen« Stadt, dem Mausoleum der Weltseele. Doch auch hier war es weit weniger die Schönheit der Architektur, die ihn beschäftigte, als die Masse der Mauern, die Festigkeit des Mörtels, die ganze titanische Kraft, die sich in diesen zweitausend Jahre alten Riesenwerken entfaltet hatte. Stundenlang konnte er in dem öden Innenraum des Kolosseums sitzen und sich damit beschäftigen, es in Gedanken von Grund auf wiederaufzubauen, es mit einem Geflecht von Gerüsten zu umgeben auf einem gewaltigen Arbeitsplatz, der mit zyklischen Steinblöcken, Ochsenkarren und Hunderten schweißtriefender Sklaven angefüllt war, und es Stück für Stück wachsen zu lassen wie das Fundament zu einem Turm von Babel.

Diese Phantasien führten ihn aufs neue zurück zu den Büchern. Die antiken Mauerkolosse weckten in ihm das Bedürfnis, mehr vom Römervolk und seinem Schicksal zu wissen als das wenige, dessen er sich höchst unklar aus seiner Schulzeit erinnerte. Aus der Bibliothek des Skandinavischen Klubs lieh er sich Mommsens »Römische Geschichte«. Und mit der eigensinnigen Energie, die er stoßweise entwickelte, arbeitete er sich in kurzer Zeit durch das bändestarke Werk.

Zum ersten Mal in seinem Leben erfaßte ihn eine historische Stimmung. Bisher war sein Blick stets erwartungsvoll vorwärts gerichtet gewesen, auf die ersehnte große Zeit. Die Vergangenheit hatte ihn noch nie beschäftigt. Nun war es ihm förmlich ein Genuß, zwischen den Ruinen des Palatinischen Hügels zu sitzen und, den Rücken gegen einen sonnenwarmen Säulenstumpf gelehnt, von den Männern zu lesen, die von dieser Stätte aus die Welt beherrscht hatten. Diese Studien führten ihn auch erstmalig, ohne mit dem verhaßten Christentum in Berührung zu kommen, in eine Kultur ein, die völlig unbeeinflusst war von jener geistigen Macht, die für ihn der Fluch der Neuzeit war. In den Heldengestalten der römischen Republik fand er die vorbildlichen Charaktere, die er bislang vermißt hatte. In diesem praktisch veranlagten, kühn Handel treibenden, klugen und unsentimentalen Heidenvolk sah er den Menschen in seiner unverzerrten Ursprünglichkeit, das Titanengeschlecht, von dem er unklar geträumt hatte und mit dem er sich verwandt fühlte.

In einem Brief an Jakobe schrieb er begeistert: »Nie habe ich so stark wie hier empfunden, welches Verbrechen an der Menschheit das Christentum gewesen ist. Nie habe ich mit soviel Scham begriffen, wie hoch wir noch emporklimmen müssen, um dem Geschlecht bis an die Schultern zu reichen, dessen Menschengröße zu verdächtigen jener blasse Kastrat aus Nazareth sich erfrecht hat. Kennst Du die Geschichte von König Buckelrücken? Weil es das Schicksal so gewollt hatte, daß die Majestät mit krummen Beinen und schiefem Rücken geboren wurde, erließ man eine Verordnung, die alle Begriffe im Lande auf den Kopf stellte. Was klein war, wurde groß genannt, was krumm war, gerade. Einen ranken Rücken hieß man Buckel, einen Riesen Zwerg. – In diesem verrückten Land leben wir bis auf den heutigen Tag!«

Nach zehntägigem Aufenthalt bekam die Hofjägermeisterin ein Telegramm von ihrem Gatten, der krank geworden war und ihre Rückkehr wünschte. Da brachen denn die Schwestern auf, obwohl die Baronin etwas jammerte, weil sie Rom verließ, ohne eine Audienz beim Papst gehabt zu haben, wovon sie die ganze Zeit über geredet hatte.

Der Abschied von Per war von seiten beider Damen sehr herzlich. Die Hofjägermeisterin nahm ihm das Versprechen ab, sie und ihren Mann auf Kærsholm zu besuchen, wo auch die Schwester vorläufig wohnen wollte. Noch vom Abteifenster aus rief ihm die Baronin mit tränenfeuchten Augen und unter heftigem Winken mit dem Taschentuch ein »Auf Wiedersehen!« zu.

Per mußte noch eine Weile in Rom bleiben wegen der Büste, die seine mütterliche Freundin bestellt hatte und für die er sich zu interessieren begann. Überhaupt hatte er es gar nicht eilig wegzukommen. Er fühlte sich nach wie vor ungewöhnlich wohl hier, und die Berichte über den naßkalten Frühling nördlich der Alpen lockten nicht zum Aufbruch. Schließlich steckte immer noch die Angst vor der Einsamkeit in ihm. Deswegen suchte er in Rom auch ständig Gesellschaft.

Ivan hatte ihm mitgeteilt, er müsse darauf vorbereitet sein, die Reise zu unterbrechen, weil seine Anwesenheit möglicherweise zu Hause zur Förderung seiner Sache vonnöten sei. Im letzten Brief hatte Ivan sogar angefragt, ob Per in der Lage sei, innerhalb eines Tages abzureisen.

Hierauf hatte Per noch nicht geantwortet. Diese fast täglich eingehenden Briefe des Schwagers mit ihren dauernden Fragen, Ersuchen und Mahnungen begannen ihn zu langweilen. In seinem Verhältnis zu dem, was er sein Lebenswerk genannt hatte, war – auch für ihn fast unbemerkt – von dem Augenblick an eine Veränderung eingetreten, da sich die Möglichkeit für eine Durchführung ergeben hatte. Es hatte für ihn nicht gerade an Wert verloren, aber sein Interesse dafür hatte sich verringert, nachdem es aus einer revolutionierenden Idee in ein Ding verwandelt worden war, das nun Börsenleute und Spekulanten beschäftigte und trocken-nüchtern besprochen wurde. Schon allein die barbarische Handelssprache, in der Ivan ihm darüber schrieb, dieses nur halb verständliche Krämergewäsch, verleidete ihm die Verhandlung. Außerdem enthielt fast jeder Brief Ivans neue Vorbehalte oder Vorschläge für Kürzungen oder weitere Anpassungen und Streichungen, so daß Per ihn regelmäßig aus lauter Ärger darüber mehrere Tage unbeantwortet liegenließ. Der Gegensatz zwischen dieser Beschränktheit und den Eindrücken aus jener großen Zeit, in der er während dieser Tage in Gedanken weilte, verstärkte seine Gleichgültigkeit und weckte seinen Mißmut. Im letzten Brief hatte Ivan sogar die Dreistigkeit besessen, ihm eine Annäherung an Oberst Bjerregrav

vorzuschlagen, an den Mann, der ihn seinerzeit kalten Blutes hatte in die Finsternis hinabstürzen wollen.

All diese Unannehmlichkeiten aus der Heimat machten das sorglose Müßiggängerleben hier in Rom nur noch anziehender für Per. Er war mit verschiedenen skandinavischen Landsleuten bekannt geworden, auch mit einigen Damen, in deren Gesellschaft er sich schnell über den Verlust der Hofjägermeisterin tröstete. Die Abende verbrachte er regelmäßig mit ihnen in einem der ländlichen Gasthöfe am Rande der Stadt, wo sich die Skandinavier nach alter Gewohnheit zusammenfanden, um hier nach Künstlerart ungezwungen das Leben zu genießen. Bei vollen Gläsern und Gesang und bei Wortgefechten ging es lustig zu – an warmen Tagen in Hemdsärmeln –, und Per fühlte sich sehr wohl bei dieser Zwanglosigkeit der Künstler. Stets war er bei strahlender Laune. Der Frühling; den Jakobe mit ihrer sonnenwarmen Hingebung in ihm erweckt hatte, stand nun in voller Blüte. Alle Keime zu hellen und festlichen Gefühlen in ihm gelangten hier zum Wachstum, und nach und nach nahm er alle für sich ein. Wenn man spät in der Nacht singend nach Hause zog, sah man ihn in der Regel an der Spitze des Zuges, blumengeschmückt und bekränzt, mit hingerissenen jüngeren oder älteren Damen am Arm.

Eines Abends traf er in dieser Gesellschaft einen jener vollbärtigen deutschen Künstler, mit denen ihn Fritjof im Herbst in Berlin zusammengebracht hatte. Zur Zeit war er hier in Rom als Maler sehr in Mode – ein kleiner zwergartiger Mann mit einem gewaltigen Viktor-Emanuel-Bart und zwei Zoll hohen Absätzen unter den Schuhen. Mit dem üblichen feierlichen Erheben der Gläser erneuerte man die alte Bekanntschaft, und Per wurde eingeladen, den berühmten Mann am folgenden Tag in seinem Atelier zu besuchen.

Hier wartete eine Überraschung auf ihn. Auf einer Staffelei mitten im Raum stand das eben vollendete lebensgroße Porträt einer jungen Dame, einer rotblonden Jüdin, deren feine Züge und scheue Rehaugen er sofort wiedererkannte. Es war Jakobes Berliner Halbkusine, die Tochter des Geheimen Kommerzienrats, die Alleinerbin von fünfzig Millionen.

»Ist sie hier in der Stadt?« fragte er verwundert.

»War hier. Sie ist gestern wieder zurückgefahren. Sie kennen sie also?«

Per erzählte, er sei ein paarmal im Hause ihrer Eltern gewesen. »Wie war das doch? Ist sie nicht inzwischen verheiratet?« fragte er und konnte das Auge nicht abwenden von diesem herrlichen Gesicht, das ihn mit demselben verstohlenen, forschenden Seitenblick anschaute wie an jenem Abend beim Konzert.

»Sie ist verheiratet, ja. Sie war mit ihrem Gemahl hier – dem Glückspilz!«

»Wie hieß er gleich?«

»Bieber – Dr. Bieber.«

»Ja, richtig. Ich erinnere mich, ihn da im Hause gesehen zu haben. Er zeichnete sich nicht gerade durch körperliche Schönheit aus. Er glich geradezu einem wandelnden Bauch.«

»Ach was – körperliche Schönheit!« unterbrach ihn der kleine Mann und drehte mit einer Hand, an der ein Amethyst funkelte, die buschigen Enden seines Kriegerbarts.

»Vielleicht war er sehr reich?« forschte Per.

»Reich? Nein, ein armer Teufel war er. Wissen Sie das denn nicht? Eine köstliche Geschichte! Da füllten die fürsorglichen Eltern ihr Haus mit verschuldeten Baronen und Offizieren, damit die Tochter eine standesgemäße Partie machen konnte. Alle bürgerlichen jungen Männer hielt man von ihr fern. Bloß an den dicken Dr. Bieber hatte keiner gedacht. Er war Assistent bei ihrem Hausarzt – und da hat er natürlich den Vogel abgeschossen!«

»Hm, ja!« murmelte Per auf einmal geistesabwesend. Sein Blick hing noch immer wie gebannt an den Zügen der jungen Frau.

»Wenn Sie Gast im Palais der Eltern im Tiergarten gewesen sind, dann wissen Sie sicherlich auch, daß dies eine Art vergoldete Hölle für die junge Dame war. Die Mutter hält sich ungeniert einen Stab bezahlter Liebhaber, und der Vater ist ganz einfach ein Schuft. Um jeden Preis wollte die Tochter aus diesem Leben heraus – das ist die Erklärung. Ich meine, sie hätte fast jeden einigermaßen ansehnlichen und ordentlichen Mann genommen, der den Mut gehabt hätte, sie zu entführen.«

Per wandte sich ab von dem Bild und sah den kleinen redseligen Maler durchdringend an. »Hat er sie entführt?«

»Na, nicht gerade wortwörtlich. Aber er witterte seine Chance. Und trotz seiner Häßlichkeit, seiner Armut und sogar trotz seiner bürgerlichen Herkunft – sein Vater ist so eine Art feinerer Trödler – hatte er den nötigen Mut ... oder das Selbstvertrauen ... wir können auch sagen, die Arroganz... sein Glück zu versuchen. Vielleicht hielt er sich selbst für einen Adonis. Auf seine Einbildung hin hat er jedenfalls dann gesiegt!... Haben Sie, junger Freund, die ironische Lebensweisheit darin erfaßt? Ist Ihnen schon einmal aufgegangen, daß es in Wahrheit weniger darauf ankommt, was man ist, als was man zu sein sich einbildet? – Meinen Sie vielleicht, Leutnant Napoleon wäre je Kaiser von Frankreich geworden, wenn er nicht die verrückte Idee gehabt hätte, in seinen Adern flösse altes französisches Königsblut?«

Der weltberühmte Künstlerzwerger mit den hochhackigen Schuhen stellte sich bei diesen Worten auf die Zehenspitzen und zwirbelte wieder seinen martialischen Schnurrbart. Per aber schlug betreten die Augen nieder und saß lange schweigend und geistesabwesend da.

In Kopenhagen hatten Nanny und Dyhring unterdessen geheiratet. Gleichzeitig hatte Dyhring den »Falken« verlassen und war Chefredakteur an einem älteren angesehenen Blatt, am »Borgerbladet«, geworden, das vor allem in Geschäftskreisen stark verbreitet war.

Sein Schwiegervater Philip Salomon hatte jedoch keinen Anteil an dieser Beförderung. Er verdankte sie allein dem Einfluß des Obergerichtsanwalts Max Bernhardt. Dyhring gehörte zu den vielen Hörigen dieses Mannes. Ja er war derjenige von ihnen, auf den Bernhardt wegen des eleganten Äußeren, der Wendigkeit und frühgereiften Verachtung für alle menschlichen Gesetze und Vorschriften die meisten Hoffnungen setzte. Unter dem Schutz des großen Mannes war Dyhring mit zwanzig Jahren zu einem hervorragenden Posten im Mitarbeiterstab des »Falken« gekommen.

Er hatte in dieser Stellung durch seinen absoluten Gehorsam gegenüber seinem Wohltäter dessen Vertrauen, ja Freundschaft gewonnen.

Max Bernhardt hatte sich aber sehr unzufrieden gezeigt, als ihm Dyhring seine Verlobung mit Nanny mitteilte. In seinem blutlosen Gesicht hatten sich zwei tiefe Falten von der Nasenwurzel abwärts eingegraben, und er hatte gesagt:

»Eine Jüdin, Dyhring! Das überrascht mich wirklich. Ich hätte Ihnen mehr Verstand zugetraut... Schon vor längerer Zeit habe ich Sie auf Konferenzrat Lindholms Tochter aufmerksam gemacht. Sie ist auch hübsch und reich. Und Sie hätten sicherlich den nötigen Eindruck auf sie gemacht.«

Doch zum ersten Mal verweigerte Dyhring seinem Herrn und Meister den Gehorsam. Er war in Nanny verliebt, und Frauen von der Art Nannys gegenüber widerstandslos zu sein war seine einzige Schwäche.

Max Bernhardt hatte eingesehen, daß er hier nachgeben mußte. Er hatte selbst eine Schwäche für schöne Frauen, und die einzigen Dummheiten, die er verzieh, waren deshalb diejenigen, die um einer Dame willen begangen wurden. Er hatte Dyhring lediglich das Versprechen abgenommen, die Verlobung so lange geheimzuhalten, bis er ihm eine ansehnlichere und selbständigere Stellung bei der Presse besorgt hatte. Und schon in der folgenden Woche war für ihn der Weg zum sehr begehrten Redakteurposten am »Borgerbladet« frei geworden.

Max Bernhardt hatte hierin Philip Salomon zuvorkommen wollen. Er hegte die Befürchtung, etwas von seiner Herrschaft über Dyhring zu verlieren, wenn dieser seinem Schwiegervater die Redakteurwürde zu verdanken hatte.

Und nun hatten Dyhring und Nanny Hochzeit gefeiert. Das war mit den allerwenigsten Umständen geschehen. Eines schönen Tages kam Nanny lachend aus der Stadt zurück, ihren neugebackenen Redakteur am Arm, knickte vor ihren Eltern und stellte sich als Frau Dyhring vor. Am Vormittag waren sie in einem verstaubten Bürgermeisterbüro getraut worden und hatten, wie sie zungenfertig berichtete, schreckliche Mühe gehabt, während der Feier ernst zu bleiben. Später waren sie in ein Restaurant gegangen und hatten mit ein paar Bekannten Dyhrings gespeist, die sie dort zufällig trafen.

Bei Tisch, der jetzt so feierlich gedeckt wurde, wie es sich in der Eile machen ließ, stieß Philip Salomon auf das Wohl seines Herzenskinds und dessen Gemahl mit einer unwillkürlichen Feierlichkeit an, die in seltsamem Gegensatz zu dem munteren Gleichgewicht der Neuvermählten stand. Die Mutter war ebenfalls sehr ergriffen. Wie sehr sich das alternde Ehepaar in den letzten Jahren unter dem Einfluß der Kinder auch bemüht hatte, mit der Zeit Schritt zu halten – bei einer Gelegenheit wie dieser siegte doch seine eigentliche Natur über die Erziehung. In Wahrheit sahen beide nicht sehr zuversichtlich in die Zukunft. Vor allem die eigenwilligen Handlungen ihrer Töchter bereiteten ihnen Kummer.

Allmählich riß die Fröhlichkeit der anderen sie jedoch mit, und die Freude am Tisch artete schließlich wegen der Anwesenheit der kleinen Kinder in lautes Lärmen aus. Nur Jakobe blieb still und gleichsam teilnahmslos. Sie war auch die einzige, die sich nicht festlich gekleidet hatte. Über Nannys Ausgelassenheit und die Entheiligung der Liebe war sie empört, denn nichts anderes war diese Hochzeit und diese Ehe in ihren Augen.

Nur die bestimmte Aufforderung der Mutter hatte sie bewegen können, am Tisch Platz zu nehmen. Zuerst hatte sie sich mit Unwohlsein entschuldigen wollen. Und wahrhaftig, sie fühlte sich nicht wohl. Mehrfach überfiel sie ein Schwindel während des Essens, sie zitterte vor Nervosität.

Bald nachdem man vom Tisch aufgestanden war, ging sie auf ihr Zimmer und ließ sich nicht mehr blicken.

Sie setzte sich hin, um an Per zu schreiben. – Sie wußte kein anderes Mittel, um ihr Verlangen nach ihm zu betäuben und die wilde verzehrende Eifersucht zu stillen, die ihr Seele und Leib fast zerstörte.

Nicht, daß sie in irgendeiner Weise Per verdächtigte! Jeder Gedanke an eine Treulosigkeit von seiner Seite lag ihr so fern, daß nicht einmal seine kurzen Briefe und die Mühe, die es ihm offensichtlich wieder bereitete, den vertraulichen Ton zu finden, sie ernsthaft beunruhigten. Seit ihrer zärtlichen Vereinigung empfand sie ihn als unzertrennlichen Teil ihrer selbst. In ihrer stolzen und keuschen Art konnte sie überhaupt nicht an die Möglichkeit eines Betrugens glauben. Sie hatte nicht den Ausdruck von Glück und Dankbarkeit vergessen, der in Pers Augen gelegen hatte, als er zum ersten Mal in ihren Armen ruhte. Sie bewahrte diese Erinnerung wie ein geweihtes Pfand. In diesem Augenblick hatte sie die Gewißheit erhalten, daß auch sie als Frau dem Geliebten Liebeswonnen schenken konnte, woran sie zuzeiten fast gezweifelt hatte.

Doch wenn sie an all die Menschen dachte, zwischen denen sich Per jeden Tag bewegte, die das Glück hatten, in seiner Nähe zu leben, seine Hand zu ergreifen, seine Stimme zu hören, sein Lächeln zu sehen ... dann erfaßte sie Haß auf all diese Fremden, die das alles besaßen, wonach sie sich sehnte. Sie war neidisch auf die Pflastersteine, die er betrat, auf die Luft, die seine sonnengebräunten Wangen umspielte. Sie war eifersüchtig auf den Kellner, der ihn bediente, auf die Zimmermädchen, die des Morgens sein Bett machten, das noch die Wärme und den Duft seines Körpers barg.

Unten im Wohnzimmer versuchte unterdessen die Mutter, sie vor Dyhring und Nanny zu entschuldigen, denn letztere hatte eine spöttische Bemerkung über den Anlaß ihres Verschwindens fallenlassen.

»Jakobe ist in letzter Zeit so überspannt«, klagte die Mutter. »Ich bin ihretwegen sehr in Sorgen.«

Nanny lächelte und antwortete nicht. Doch als sie im Wagen saß, um mit Dyhring zu dessen Junggesellenwohnung zu fahren, wo sie übernachten wollten, schmiegte sie sich in seinen Arm und bemerkte: »Weißt du, was mit Jakobe los ist? Sicher hast du es bei Tisch auch bemerkt. Sie ist neidisch, das arme Ding! Sie ist wütend darüber, weil sie es nicht ist, die jetzt mit ihrem Verlobten nach Hause fahren kann.«

Am nächsten Morgen reisten die Jungvermählten ins Ausland. Sie wollten ein paar Wochen fortbleiben. Es war ihre Absicht, in dieser Zeit möglichst viel von Europa zu sehen. Sogar bis nach Spanien wollten sie, weil Nanny unbedingt einen Stierkampf zu sehen wünschte.

So war denn die Reise im wesentlichen ein Aufenthalt auf Eisenbahnen und in Hotels. Doch gerade dieses abwechslungsreiche Leben unter allen möglichen Menschen gefiel

den beiden. Sogar in ihren Flitterwochen hatten sie kein Bedürfnis nach Einsamkeit. Von einer wirklichen Leidenschaft war überhaupt auf beiden Seiten nicht die Rede. Dyhrings Verliebtheit äußerte sich schon nach kurzer Zeit vor allem in schamlosen Liebkosungen, und trotz ihrer verhältnismäßigen Unschuld kam Nanny seinem Hang nach aufreizenden Zärtlichkeiten bereitwillig entgegen.

Im übrigen war es vor allem die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die sie miteinander verband. Dyhring genoß das Aufsehen, das Nannys orientalische Schönheit überall hervorrief – vor allem, weil er überzeugt war, daß die Leute sie nicht für verheiratet hielten. Er wußte sehr wohl, daß Nanny in ihrem Wesen wie in ihrer Art, sich zu kleiden, an die feinere Halbweltdame erinnerte. Gerade das hatte ihn stets gereizt. Jetzt schmeichelte es seinem Ehrgeiz, wenn er merkte, wie die Herren selbst im lasterhaften Paris mit neidischen Blicken zu ihm herüberschauten.

Nanny ihrerseits war auf ihren Gatten stolz wegen seines eleganten und korrekten Äußeren. Seine schlanke Figur und sein goldblondes Haar erregten überall in den Hotels Aufsehen. Nanny pflegte oft von ihm zu sagen, er sehe aus wie ein deutscher Prinz. Sie freute sich auch, weil er kein Jude war. Obzwar sie stets das Gegenteil behauptete, fühlte sie sich zuzeiten doch bedrückt durch ihre Herkunft. Jetzt gestand sie ehrlich, daß sie glücklich war, für immer den Namen Salomon los zu sein und Frau Dyhring zu heißen.

Schließlich war sie auf ihren Mann stolz, weil er ihnen in seiner Eigenschaft als Redakteur gelegentlich Zutritt zu Sehenswürdigkeiten verschaffen konnte, für die andere bezahlen mußten oder von denen sie ganz ausgeschlossen waren. Der Sinn für den Wert des Geldes, den sie trotz aller Toilettenpracht bereits als junges Mädchen entwickelt hatte, verließ sie auch in ihrer Ehe nicht. Dyhrings Neigung, flott zu leben, beunruhigte sie insgeheim. Regelmäßig wurde sie irgendwie nervös, sobald Geld ausgegeben werden sollte. Aus einem Hotel, in dem sie mindestens ein dutzendmal nach dem Zimmermädchen geläutet hatte, um sich beim Ankleiden helfen zu lassen, konnte sie ruhig abreisen, ohne ein Trinkgeld zu geben. Oder sie hinterließ höchstens einen halben Franc auf dem Nachttisch.

Der kühle Frühling und der Regen trieben das junge Paar bald nach Süden. Von Paris wollten sie direkt nach Madrid. Weil ihnen aber unterwegs das Gerücht zu Ohren kam, in dieser Stadt sei die Cholera ausgebrochen, flohen sie sehr schnell zurück über die Pyrenäen. Dann reisten sie über die Riviera nach Italien.

Per war zu dieser Zeit noch in Rom. Jakobe hatte ihn in einem Brief auf das Kommen der beiden vorbereitet, was im übrigen ganz überflüssig gewesen war. Die dänischen Zeitungen, die er regelmäßig im Skandinavischen Klub las, enthielten täglich Notizen über die Hochzeitsreisenden.

Der freilich stets vielumstrittene, doch bislang nicht sehr angesehene Theater- und Variétékritiker Dyhring war in Dänemark plötzlich ein Mann von Bedeutung geworden. Bisher war es etwas ganz Unerhörtes, daß man einem so jungen Mann ohne Examen oder sonst eine entsprechende Garantie, ja sogar ohne einen tadellosen Ruf die Leitung eines Unternehmens anvertraute, wie es »Borgerbladet« war. – Tatsächlich war es Max Bernhardt auch nicht leicht geworden, seinen Willen in dieser Sache durchzusetzen. Während dessen Günstling im samtüberzogenen Eisenbahnabteil durch Europa rollte

und sich von seiner schönen jungen Frau verwöhnen ließ, führte man im Namen der Moral einen Kampf gegen ihn in all den Zeitungen, die Max Bernhardt noch nicht unter seinen Einfluß gebracht hatte.

Dyhrings Berufung war das Signal für ein Wiederaufflackern des Streites zwischen den Repräsentanten der alten und der neuen Zeit geworden. Sein Name war das Feldzeichen, unter dem Tatkraft gegen Ohnmacht, Übermut gegen tugendhaft maskierte Mißgunst kämpften. Die kleineren Zeitungen brachten lange Artikel über ihn, geschmückt mit seinem Bild; die Witzblätter enthielten farbige Karikaturen, während der Klatsch auf tausend Beinen durch das Land ging und die phantastischen Berichte über seine verfeinerten Gewohnheiten, seine mit Atlas ausgeschlagenen Zimmer, seine Weiberorgien und sein sagenhaftes Wohlleben wieder aufwärmte.

Daher war es nicht verwunderlich, daß die Ankunft Dyhrings und seiner jungen Frau in Rom bei ihren dortigen Landsleuten mit einer gewissen Spannung erwartet wurde. Trotz aller moralischen Entrüstung waren vornehmlich die Damen in einer Weise damit beschäftigt, die Pers Ärger hervorrief.

Per hatte sonst nie andere um ihr Glück beneidet. Dazu hatte er sich stets zu sehr als der besonders Auserwählte, als die Ausnahme gefühlt, die erhaben war über jede Nebenbuhlerschaft. Doch das Reiseleben des letzten halben Jahres, das auf mancherlei Weise seine Selbsterkenntnis gefördert hatte, die Vergleiche, zu denen die Bekanntschaft mit so vielen weltgewandten Fremden Anlaß gab, und jetzt zuletzt der Besuch bei dem zwerghaften Maler sowie dessen Bericht über den fabelhaften Triumph des dicken armen Dr. Bieber – all das hatte sein Verständnis dafür vertieft, daß sein Charakter Schwächen besaß, die überwunden werden mußten. Die Stimmung, die ihn an jenem Tag im Atelier des Malers erfaßte und die jetzt durch Dyhrings schnell wachsenden Ruf erneuert und verstärkt wurde, hatte Per im Unterbewußtsein schon seit längerem beherrscht. Sie hatte ihn auf seiner Reise begleitet wie ein verborgenes Gefühl der Ohnmacht. Sogar während der ausgelassenen, lustigen Tage hier in Rom hatte sie auf seiner Seele gelastet als eine noch schlummernde Melancholie.

Als er eines Tages im Skandinavischen Klub zufällig erfuhr, daß das Paar mit dem Nachmittagszug in Rom erwartet wurde, beschloß er nach anfänglichem Zögern, es auf dem Bahnhof zu empfangen. Er sagte sich, daß es für den Familienfrieden das beste sei, Dyhring und er würden Freunde, da sie nun einmal verschwägert waren. Besonders aber war er besorgt, daß er durch Zurückhaltung ihm gegenüber seine mißgünstigen Gefühle verraten könnte, die ihn demütigten und quälten.

Also erschien er am Bahnhof mit einem kleinen billigen Blumenstrauß für Nanny und hieß die beiden in Rom willkommen. Der gewandte Redakteur war wie stets die Verbindlichkeit in Person. Er murmelte einige Dankesworte und ergriff Pers großmütig ausgestreckte Hand mit einem Lächeln, das glücklicherweise nur Nanny bemerkte.

Sie zeigte ganz unverhohlen Freude über das Wiedersehen, nannte Per ihren Schwager und überbrachte Grüße von Jakobe und allen daheim. Später traf man sich, wie verabredet, in einem der französischen Restaurants.

Nach dem Essen wurde Dyhring bald ungesellig und gähnte ungeniert hinter seiner sorgfältig gepflegten Hand. Nanny dagegen stand der Mund keinen Augenblick still. Sie



redete drauflos und nahm Per so in Anspruch, daß er das rücksichtslose Benehmen des Ehegatten zum Glück gar nicht bemerkte.

Um Kaffee zu trinken, hatten sie sich an der Piazza Colonna vor ein Café gesetzt, und hier wie überall, erregte Nanny wegen ihrer Schönheit, ihrer Kleidung und ihres ungezwungenen Wesens Aufmerksamkeit. Sie war ganz in Weiß, vom Spitzenhut bis hinab zu den mit Schleifen gezierten Schuhen. Das luftige Kleid umschloß ihren reifen Körper wie Schwanengefieder.

Per konnte sich nicht von seiner Überraschung erholen, wie blendend sie aussah. Er hatte vergessen, wie hübsch sie war. Während er ihr am runden Kaffeetischchen gegenüber saß, streifte sein Blick im Laufe des Gesprächs des öfteren verstohlen ihren entblößten Hals und den üppigen Busen. Und er mußte daran denken – was ihm ebenso fast entfallen war –, daß er seinerzeit drauf und dran gewesen war, um ihre Hand anzuhalten, und daß sie damals aller Wahrscheinlichkeit nach ja gesagt hätte.

Als sich die kleine Gesellschaft abends trennte, verabredete man, Per solle Nanny am kommenden Vormittag vom Hotel abholen und sich ihrer annehmen. Dyhring wollte dem dänischen Konsulat einen Besuch abstatten, um sich Material für einen Reisebrief zu holen, den er für seine neue Zeitung über die italienischen Handelsverhältnisse zu schreiben beabsichtigte. Nanny selbst hatte diese Einteilung vorgeschlagen, und mit seiner gewohnten Galanterie gab Dyhring seine Zustimmung.

Es war die einzige Bedingung, die die beiden Eheleute bei ihrer Heirat einander gestellt hatten: Jeder müsse völlig uneingeschränkt seine Freiheit bewahren können. Sie waren sich sogar darin einig geworden, daß auch nur der geringste Versuch des einen, dem anderen Zwang aufzuerlegen, als ausreichender Scheidungsgrund zu betrachten sei.

Als Per am folgenden Tag zur vereinbarten Zeit ins Hotel kam, war Dyhring schon fort. Nanny empfing ihn in der weißen Garderobe des Vortags, bereit, ihm zu folgen. Sie erhob sich vom Frühstückstisch, auf dem nur Schokolade und Kuchen standen, und rief sogleich ohne Willkommensgruß oder sonst eine Zeremonie aus: »Wo wollen wir hin? Heute will ich mich mal richtig amüsieren!«

Per erzählte, auf einem Platz in der Nähe, an dem er eben vorbeigekommen sei, werde ein Monatsmarkt mit allerlei altem Kram abgehalten, den man aus allen Winkeln Roms zusammengetragen habe. Als Nanny das hörte, wollte sie durchaus zuerst dorthin. Der Gedanke an einen so riesigen Haufen Gerümpel erregte ihre Heiterkeit. Nachher – sagte sie – könnten sie eine Droschke nehmen und in der Stadt umherfahren, um die »Sehenswürdigkeiten« zu betrachten.

Sie schritt noch einmal musternd durch ihre beiden Zimmer, und im Vorbeigehen steckte sie Per eine Makrone in den Mund. – Dann brachen sie auf.

Als sie sich dem Markt näherten, dessen Lärm und Getöse man schon von weitem hören konnte, bat sie um seinen Arm. Sie war auf einmal gar nicht mehr so mutig bei dem Anblick der gestauten Menschenmassen und der schmalen Zeltgassen. Ängstlich blickte sie zu den zerlumpten Gestalten hinüber, die von überall dem Markt zustrebten oder die großen Haufen grünspanüberzogener Kupfergeräte, eisernen Plunders und alter Kleider umstanden, die gleich am Eingang auf dem Straßenpflaster lagen. Voll

Angst vor der Unsauberkeit der untersten Volksschichten Roms hatte sie ihre Röcke fest zusammengerafft, und je mehr sie ins Gewühl gerieten, desto höher hob sie sie.

Per fand sie noch reizender als am Vortag. Ihm war ganz schwindlig, als er ihren Arm hielt und die Formen ihres vollen Körpers fühlte, wenn sie, erschreckt durch ein halbnacktes oder besonders zerlumptes Individuum, das sich an sie herannah und seine Waren feilbot, sich an ihn drängte, um Schutz zu suchen. Bisher war er in seinem Auftreten ihr gegenüber etwas unsicher gewesen, hatte sich verlegen gefühlt bei ihrer ungenierten Schwägerinnenvertraulichkeit. Jetzt schob er energisch alle Gedanken an Jakobe beiseite und gab sich ungezwungen der Stimmung des Augenblicks hin.

Es war auch nicht möglich, in solchem Gewimmel den Anstand zu wahren. Bald mußte er sie mit seinem Arm, bald mit dem ganzen Körper gegen Püffe und Stöße beschirmen. Endlich schlug er vor, sich zurückzuziehen. Doch sie wollte nichts davon hören. Mitten in ihrer Todesangst vor den lustigen Lumpengestalten, die immer unverschämter näher rückten, in all dem Lärm und dem Knoblauchduft und dem aufdringlichen Schweißgeruch war sie entzückt und lachte unablässig und krampfhaft, als werde sie gekitzelt.

»Mir gefällt es hier großartig!« rief sie im dichtesten Gedränge. »Hierher wäre Otto nie im Leben mitgegangen!«

Plötzlich entstand Tumult vor einem Zelt in einiger Entfernung. Zwei junge Burschen waren in Streit geraten. Und sofort hatte sich ein Kreis interessierter Zuschauer um sie gebildet, die eine Art Arena um sie herum offenhielten.

Per wollte Nanny wegführen. Doch ohne etwas zu sagen, hielt sie ihn zurück, ja zog ihn noch ein paar Schritte näher an den Kampfplatz heran und stellte sich auf die Zehenspitzen, um sehen zu können.

Nach Art erregter Italiener hatten sich die Streitenden in kauernder Stellung einander gegenübergesetzt. Und mit wilden Bewegungen hoben sie bald die eine, bald die andere Faust, während ihre schwarzen Augen blitzten und ihre roten Münder Flüche und Schimpfwörter ausstießen, die wie wilde Schreie durch das Marktgetümmel drangen.

Per wurde ein wenig merkwürdig zumute, als er Nannys Begeisterung bemerkte. Sie war abwechselnd rot und blaß, und ihre Lippen zitterten. Zweifelsohne hatte sie völlig vergessen, daß es nicht Dyhring war, der sie am Arm hielt, so eng preßte sie sich jedesmal an ihn, wenn sich die geballten Fäuste da drinnen im Kreis erhoben.

»Ob sie sich mit Messern stechen werden?« flüsterte sie.

Per mußte lachen. In Rom war er schon des öfteren Zeuge solcher Straßenszenen gewesen, bei denen es aussah, als kämpften leidenschaftliche Männer auf Leben und Tod miteinander, während sie sich nur in einer Art künstlerischen Behagens an den Heldenposen berauschten, um sich dann zu trennen, ohne anderes gewechselt zu haben als schmutzige Schimpfwörter.

Genauso verlief dieser Streit hier. Gerade als die Wut ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, verdunstete sie plötzlich, und die beiden Männer entfernten sich jeder nach seiner Seite wie ein paar Schauspieler, denen der Beifall der Zuschauer folgt.

»Was denn ... schon vorbei?« fragte Nanny und drehte sich enttäuscht nach Per um.

»Ja – nicht wahr? – Da lobe ich mir unsere guten dänischen Raufbolde!« sagte er und zog sie nun energisch fort, um aus dem Trubel heraus zu sein, bevor sich die gestaute Zuschauermenge auflöste.

Mit viel Mühe erreichten sie den Rand des Marktes, wo sie sich einigermaßen ungehindert bewegen konnten. Da blieb Nanny plötzlich stehen und schrie förmlich: »Aber wir haben ja überhaupt nichts gekauft!« Und unbarmherzig zog sie ihn aufs neue hinein in das Menschengewühl.

An seinem Arm drängte sie sich an einen Holztisch vor, der nahe am Zusammenbrechen war und auf dem allerlei angebliche Antiquitäten angeboten wurden. Ein banditenähnlicher Greis mit weißen Bartstoppeln, die bis auf seinen kahlen Vogelhals hinunterreichten, begrüßte sie mit orientalischer Unterwürfigkeit. Und ohne zu feilschen, kaufte sie zu unverschämtem Preis eine kleine silberne Figur und eine vergoldete Schnalle, wobei sie ohne weiteres Per das Bezahlen überließ.

Danach erklärte sie sich endlich bereit, ihm auf einer Rundfahrt durch die Stadt zu folgen. Per nahm eine Droschke, und sie begaben sich auf den Weg.

Sie besichtigten die Piazza del Popolo, die Nanny unbedingt zuerst sehen wollte, weil sie einmal einen Roman mit diesem Titel gelesen hatte. Von da aus fuhren sie über den Monte Pincio durch die Gregorianastraße nach dem Quirinal und wieder weiter bergauf und bergab, vorbei an den Bädern des Diokletian, am Kapitol und am Forum.

Der Kutscher hatte den Auftrag, die Pferde traben zu lassen. Sie hielten nirgendwo. Nanny war völlig mit dem zufrieden, was man vom Wagen aus durch ein Theaterglas betrachten konnte. Sie vergaß nicht die pflichtgemäßen Ausrufe der Verwunderung, war aber in Wahrheit ausschließlich mit ihrer eigenen Person beschäftigt – oder vielmehr mit dem Gedanken, welchen Eindruck sie wohl auf ihren Begleiter machte.

Ihre Empfindungen für Per waren noch von früher her mit einiger Bitterkeit durchsetzt. Niemals hatte sie ihm verziehen, daß er sie damals verschmäht hatte. Stets hatte sie auf eine Gelegenheit gewartet, sich Genugtuung verschaffen zu können. Diese Gelegenheit hielt sie nun endlich für gekommen. Daher hatte sie bereits am Vortage auf dem Bahnhof all ihre Bezauberungskünste an ihn verschwendet.

Rücksicht auf Jakobe kannte sie nicht. Verwöhnt wie sie war, hatte sie der Halbschwester nie verzeihen können, daß sie sich nicht wie alle anderen von ihr beeindruckt ließ, sondern recht häufig erklärt hatte, ihr falsches, gefallsüchtiges Wesen sei ihr zuwider. Nanny nahm es überhaupt mit den Mitteln nicht so genau, wenn es darum ging, eine Lust oder auch nur eine Laune zu befriedigen. In gutem Glauben hatte sie der Vater das »Normalkind« genannt, weil sie stets vor Gesundheit strotzte. Doch seit je hatte sie eine unnatürliche Freude daran, Unheil zu stiften. Schon während der Schulzeit hatte es ihr Vergnügen bereitet, auf listige Weise die Mitschülerinnen in Ungelegenheiten zu bringen. Und kaum war sie halbwegs erwachsen, kaum hatte ihre Figur rundliche Formen bekommen, da betrieb sie es förmlich als Sport, zwischen Verlobten Zwietracht zu säen, indem sie die weibliche Eifersucht weckte. Ihre Schadenfreude war um so gefährlicher, als sie bei ihrem Mangel an Phantasie nur selten den Umfang des Unheils ahnte, das sie verursachte. Wie ein Kind, das in aller Unschuld das Haus des Nachbarn anzündet, um die Flammen aus dem Dach schlagen zu sehen, konnte sie hinterher ganz bestürzt sein über den angerichteten Schaden.

Doch jetzt erging es ihr, wie es zu gehen pflegte, wenn sie mit Per allein war: sie hatte ihm gegenüber nicht den rechten Mut. Der Gedanke, daß er von allen Männern derjenige gewesen war, der am ehesten Herrschaft über sie hätte gewinnen können, machte sie ein wenig unsicher. Besonders war sie auf ihrem Posten, seit er seinerseits kühner geworden war, ja geradezu eine Annäherung zu versuchen schien. Es war wohl kaum ein Zufall, daß er ihre Hand so fest drückte, als er ihr in den Wagen half. Ein paarmal war er ihr auch so nahe gerückt, daß sie sich etwas zur Seite setzen mußte, um zu verhindern, daß sich ihre Körper beim Stoßen des Wagens berührten. So groß die Zufriedenheit auch war, die sie bei seinen Annäherungsversuchen empfand – besonders wenn sie an Jakobe dachte –, so beunruhigte es sie doch, als sie spürte, wie die Rollen allmählich wechselten, so daß sie, die als Verfolgerin begonnen hatte, nun nicht weit davon entfernt war, die Verfolgte zu sein.

Trotzdem sprach sie unablässig, bewegte ihren mit Schwanendaunen verbrämten Fächer und lachte übermütig. Pantheon, Trajanssäule und Titusbogen – alles glitt vorüber, ohne daß sie im Grunde etwas sah.

Erst der Anblick des Amphitheaters nahm sie für einen Augenblick gefangen. Hier überwand sie sogar ihre Bequemlichkeit und verließ den Wagen, um sich die Arena anzuschauen.

»Wir wollten jetzt eigentlich in Madrid sein, um uns einen Stierkampf anzusehen«, plauderte sie in ihrem Østergade-Dialekt, während sie an Pers Arm durch die dämmrigen kühlen Gänge verschwand, die in das Innere des ungeheuren steinernen Kessels führten. »Aber die dumme Cholera kam dazwischen. Das war schrecklich ärgerlich!«

Während Per unwillkürlich von der historischen Stimmung dieser Stätte ergriffen wurde, redete sie immer weiter. Nicht einmal als sie auf dem Grund der gewaltigen Opferschale standen, die Zeuge so vieler blutiger Hekatomben gewesen war, schwieg sie einen Moment still. Das Glas vor den Augen, blickte sie an den himmelwärts führenden Bankreihen auf und nieder, wobei sie überlegte, ob sie nicht lieber das geblühte Musselinkleid mit dem roten spanischen Seidenjäckchen hätte anziehen sollen. Das hatte Leutnant Iversen fast um den Verstand gebracht, als er sie kurz vor ihrer Abreise damit abends im Theater gesehen hatte.

Per war bemüht, ihr die Einrichtungen des Bauwerks zu erläutern. Er zeigte ihr die erhöhten Plätze für den Kaiser und die Vestalinnen, beschrieb, wie man damals die Arena künstlich unter Wasser setzte, so daß Seeschlachten und Kämpfe mit Flußungeheuern vorgeführt werden konnten ... Und Nanny wurde wirklich nach und nach aufmerksam. Vor allem interessierten sie die vergitterten Tore, durch die die Gladiatoren waffenklirrend eintraten, um zur Belustigung des Volkes zu morden oder gemordet zu werden. Sie mußte an ein Bild denken, das einen römischen Fechter in einem dichtbesetzten Amphitheater darstellte ... eine Riesengestalt mit schwellenden Muskeln und ganz nackt. Nur mit einem Metallhelm auf dem Kopf und einem schmalen Tuchfetzen um die Lenden! Das Bild hatte während eines ihrer letzten Schuljahre im Schaufenster eines Buchhändlers auf der Østergade gehangen. Damals hatte sie stets dafür gesorgt, daß ihr Weg sie daran vorbeiführte. Nun dachte sie daran, daß hier auf dem Fleck, wo sie stand, vielleicht so ein großer unbekleideter Mann mit kräftigen Gliedern gestanden hatte, der seinen Fuß auf die blutende Kehle des überwundenen

Gegners setzte, um lächelnd die Huldigungen des Kaisers und des mit Menschenmassen angefüllten Theaters entgegenzunehmen, und ihre Nasenflügel blähten sich unwillkürlich, und sie spürte denselben wollüstigen kalten Schauer über Nacken und Rücken rieseln wie die schwanenflaumweißen Vestalinnen, wenn sie den Blutgeruch wahrnahmen. Als sie nach einiger Zeit wieder Pers Arm ergriff, um zur Droschke zurückzukehren, maßen ihre Augen mit einem verstohlenen Blick hastig seine Gestalt. Und sie war eine Zeitlang schweigsam.

Per schlug vor, jetzt die »Sehenswürdigkeiten« beiseite zu lassen und ein wenig auf die Höhen zu fahren, um frische Luft zu schöpfen. Nach einigem Zögern ging Nanny darauf ein, und der Kutscher bekam den Auftrag, über den Tiber zu lenken. Über den berühmten schlangentartig gewundenen Weg gelangten sie auf den Janiculus mit dem wundervollen Rundblick auf Rom und der meilenweiten Aussicht über die Campagna bis zu den schimmernden Albanerbergen in der Ferne.

Jetzt war es Per, der die Unterhaltung bestritt. Nanny saß meistens mit abgewandtem Gesicht da und tat, als lausche sie seinen Erläuterungen über die Gebäude, deren Türme und Kuppeln hoch über dem goldenen Sonnendunst aufragten, der über der Stadt lag. Die Unruhe, die sie die ganze Zeit über gespürt hatte, verwandelte sich hier oben in der Einsamkeit in wirkliche Furcht. Sobald Per sich auf seinem Sitz nur bewegte, fuhr sie nervös zusammen. Und plötzlich erklärte sie, sie sei müde und wolle heim.

Per versuchte allerlei Einwände zu machen. Doch sie war hartnäckig. Sie verlangte auf das bestimmteste, der Wagen solle umdrehen und sie nach Hause bringen.

Vor dem Hoteleingang trennten sie sich.

Dyhring war von seinem Besuch auf dem Konsulat längst zurück. In Hemdsärmeln saß er am Tisch und schrieb. Als

Nanny eintrat, konnte sie von der Tür aus nichts weiter von ihm sehen als seinen Scheitel und seinen schmalen, mit einer Weste bekleideten Rücken. Und es verblüffte sie, wie alt, ja wie greisenhaft dünn er sich von hinten betrachtet ausnahm.

»Na, bist du wieder da, Schätzchen?« sagte er und nickte ihr über die Schulter zu.

Sein ruhiger Ton verdroß sie. Sie antwortete kurz »ja«, zog die Handschuhe aus und warf sie auf das Sofa.

»Wie hast du dich denn amüsiert?« fragte er unbeirrt.

»Glänzend! Großartig!... Beinahe wäre ich nicht mehr wiedergekommen.«

»Ach! Das wäre ja nett gewesen. – Du mußt mich noch einen Augenblick entschuldigen.«

»Wie du meinst!«

Schweigend setzte Dyhring seine Arbeit fort, während Nanny, nachdem sie auch ihren Hut abgenommen hatte, sich in einen Sessel am anderen Ende des Zimmers fallen ließ. Hier glaubte sie sich unbemerkt. Sie ahnte nicht, daß ihr Gatte sie, ohne seine Stellung beim Schreiben zu ändern, in einem Eckspiegel beobachten konnte und daß er seine Aufmerksamkeit ziemlich gleichmäßig zwischen dem Studium ihres Gesichtsausdrucks und dem Abfassen eines wohlformulierten Artikels teilte, in dem er in sachkundigem und

ernsthaft behelrendem Ton den Lesern des »Borgerbladet« eine Übersicht der Handelsverhältnisse in Italien vermittelte.

Etwa eine halbe Stunde lang war es ganz still im Zimmer. Nannys Gedanken konnten nicht von der Niederlage loskommen, die sie schon wieder durch Per erlitten hatte. Sie begriff nicht ihre Schwäche und empfand sie als unerträgliche Demütigung. Aber offensichtlich war zur Zeit mit ihr nicht alles so, wie es sein sollte. Schon in Paris hatte sie eine Veränderung an sich bemerkt. Wenn sie nicht mit Bestimmtheit wüßte, daß es unmöglich war, hätte sie wahrhaftig geglaubt, sie sei schwanger. Morgens wachte sie jetzt bisweilen mit abscheulichen Kopfschmerzen auf, und den ganzen Vormittag über konnte ihr schwindlig sein. Und die sonderbaren Gelüste, die sie des öfteren hatte! Ganz zu schweigen von den schrecklichen Träumen, die sie nicht einmal ihrem Gatten erzählen konnte, weil sie so unanständig waren!

Während der vier, fünf Tage, die sich das junge Paar noch in Rom aufhielt, war Per mehrfach mit ihnen zusammen. Anscheinend beeindruckte seine Kurmacherei den Ehemann überhaupt nicht. Nach wie vor behandelte Dyhring ihn mit der gleichen, etwas lässigen Verbindlichkeit. Doch Nanny, durch Schaden klug geworden, sorgte selbst dafür, daß sie und Per nicht öfter allein blieben.

Erst am Tage ihrer Abreise, als Per sich auf dem Bahnhof einfand, um Lebewohl zu sagen, wagte sie sich wieder aus ihrem Hinterhalt hervor. Beim Abschied drückte sie ihm mit unverkennbarer Wärme die Hand. Als sie dann am offenen Abteilfenster stand, schaute sie ihn in glänzender Verstellungskunst mit ihren schönen Augen leidenschaftlich an, als werde sie jetzt im Augenblick des Scheidens widerstandslos fortgerissen von einem Gefühl, mit dem sie im verborgenen gekämpft hatte.

In ihren Händen hielt sie einige sehr schöne kostbare Blumen, Pers Abschiedsstrauß. Als sich der Zug in Bewegung setzte, ließ sie eine davon, eine fast erblühte Rose, auf den Bahnsteig fallen. Es konnte so aussehen, als sei es aus Unachtsamkeit geschehen. Doch es konnte auch ein Zeichen sein, ein stummes Geständnis, eine strahlende Verheißung.

Per hob die Rose auf, unsicher, was er glauben sollte. Als er wieder aufblickte, war das Abteilfenster leer. Er verfolgte es mit den Augen. Aber der Zug verschwand hinter einer Gebäudeecke, ohne daß sie sich sehen ließ.

Als er am Abend nach langem sinnlosem Umherstreifen durch die Umgebung von Rom in sein Zimmer zurückkehrte, stand in ihm der Beschluß fest, mit Jakobe zu brechen.

Lange schon hatte der Gedanke in ihm geglimmt. Mit jedem Tag hatte ihn seine Entwicklung weiter von ihr entfernt. Ihm war klargeworden, wie grundverschieden sie voneinander waren und wie schlecht Jakobe mit ihrem eigenartigen, auf viele abstoßend wirkenden Wesen zu dem ungebundenen, verschwenderischen Genußleben paßte, das ihm als endliches Ziel der neuen Renaissance jetzt vorschwebte. Mit Freudenfeuern und Zimbelklängen sollten die heimischen Zaubermächte in die Erde verbannt werden; Doch um ihm zu helfen, solche Feststimmung in seinem eigenen Leben zu schaffen – dazu eigneten sich Frauen von Nannys Art ungleich besser.

Hinzu kam noch, daß Jakobe nicht mehr ganz jung war. Es hatte ihn ständig bedrückt, daß sie ein Jahr älter war als er. Und mit ihrer kränklichen Zartheit wirkte sie auch nicht

jünger, als sie war. Zudem genierten ihn ihre ausgeprägt jüdischen Gesichtszüge. Als er seinerzeit in ihrem Brief las, wie sie auf der Heimreise aus Breslau von zwei Herren beleidigt worden war, hatte ihn dies – trotz der Überlegenheit, mit der sie selbst darüber sprach – höchst peinlich berührt.

Daß die Auflösung der Verlobung Jakobe tief kränken und schmerzen würde, begriff er gut. Doch er konnte sich nicht verpflichtet fühlen, wegen einer einzigen Unbesonnenheit sein Leben zu zerstören. Außerdem – hier ging es doch wahrhaftig um mehr als ein paar Frauentränen! Bei einer Lebensaufgabe wie der seinen hatte er nicht das Recht, Verzicht zu leisten auf den Ansporn, der für einen Mann stets darin bestand, Macht über Menschen und vor allem über Frauen ausüben zu können. Er beabsichtigte überhaupt nicht mehr, sich wieder binden zu lassen. Bislang war es ja gerade sein Fehler gewesen, daß er nicht skrupellos genug die Kraftquellen seines Wesens ausgenutzt hatte. Daher war er auf seiner Märchenfahrt auch noch nicht weiter als bis hierher gekommen.

Doch nun sollten alle Segel gesetzt werden! Von Ivan hatte er soeben einen neuen Eilbrief erhalten mit der dringenden Aufforderung, nach Hause zu kommen, um persönlich an den Verhandlungen über sein Projekt teilzunehmen. Wie gewöhnlich hatte er den Brief einige Tage unbeantwortet gelassen. Nun teilte er telegrafisch seine Rückkunft mit. Die Verheißung in Nannys Augen zog ihn an. Und außerdem sah er ein, daß die Zeit des Handelns nun gekommen war.

Vorher wollte er Jakobe so schonend wie möglich auf den unumgänglichen Bruch vorbereiten. Er wollte versuchen, sie davon zu überzeugen, daß es auch für sie – so wie sein Wesen nun einmal war – das beste wäre, wenn ihre Verbindung beizeiten gelöst würde.

Es würde auch ihm gar nicht so leicht werden, dieses Lebewohl zu sagen. Er schuldete ihr unendlich viel; doch seine Freiheit konnte er ihr nicht opfern, seine Zukunft durfte er nicht aufs Spiel setzen. Nun mußte er zeigen, daß er nicht vergeblich zu Füßen der Cäsaren gesessen, sondern gelernt hatte, den geraden Weg des Mannesmuts zu gehen über den trüben Rubikon des Zweifels mit einem willensstarken: *Jacta est alea!*

## Sechzehntes Kapitel

Zu einer frühen Vormittagsstunde, einige Tage bevor Per zu Hause erwartet wurde, versammelte sich bei Obergerichtsanwalt Max Bernhardt derselbe kleine Kreis von Geldleuten, der schon einmal hier zusammengekommen war, um die Möglichkeiten zur Durchführung seines westjütischen Freihafenprojekts zu besprechen.

Auch Ivan war anwesend, allerdings mit einem sehr geistesabwesenden Gesichtsausdruck. Während die anderen Herren in lebhafter Unterhaltung am Fenster standen, ging er bleich im Zimmer auf und ab oder blätterte nervös in den ausgelegten Zeitungen und Büchern.

Er war sehr niedergeschlagen über seinen mißglückten Versuch, zwischen Oberst Bjerregrav und Per zu vermitteln. Die Art, wie Per in seinem Antwortschreiben vom Oberst geredet hatte, schien jede Hoffnung auf Versöhnung auszuschließen. Er begriff nicht die Gleichgültigkeit, die Per in letzter Zeit seinem Werk und dessen Schicksal gegenüber an den Tag gelegt hatte. Als er ihm seinerzeit die erfreuliche Neuigkeit mitgeteilt hatte, daß Max Bernhardt an dem Plan interessiert sei, und als er ihm später seine hierauf gegründeten Hoffnungen hinsichtlich der Bildung eines kapitalstarken Konsortiums darlegte, da hatte Per mit lakonischem Humor geantwortet: »Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder.«

Nachdem man am Tisch Platz genommen hatte, auf dem die üblichen Zeichenrollen, Karten, Kostenvoranschläge und so weiter ausgebreitet waren, leitete Max Bernhardt die Verhandlungen mit der Mitteilung ein, es sei Herrn Salomon leider noch nicht gelungen, den Streit zwischen Oberst Bjerregrav und Herrn Sidenius beizulegen, der vorläufig noch ein Hindernis für das Mitwirken des ersteren darstelle. Man müsse daher jetzt zu dieser Frage bestimmter Stellung nehmen, um zu einem endgültigen Beschluß über die Zusammensetzung der eventuellen Direktion der Gesellschaft zu kommen.

Ivan ergriff unmittelbar darauf das Wort und erinnerte daran, daß er bereits auf der ersten Zusammenkunft Zweifel an der Zusammenarbeit zwischen dem jungen genialen Urheber des Planes und Technikern der alten Schule geäußert habe. Eindringlich bat er darum, man möge trotz des negativen Ergebnisses seiner Bemühungen um den Oberst das Unternehmen nicht weniger hoffnungsvoll beurteilen. Er sei überzeugt, daß die außerordentliche Bedeutung des Planes der breiten Allgemeinheit auch ohne den Beistand veralteter und mißgünstiger Autoritäten klar werde, wenn man sich nur der Mitwirkung der Presse versichern könne.

Max Bernhardt antwortete mit der Bemerkung, die die anderen zum Lachen brachte, daß er großes Zutrauen zum Einfluß der Presse habe, allerdings weniger zur Urteilskraft der Allgemeinheit. Dann erklärte er jedoch, daß er mit Ivan in der Auffassung der vorliegenden Situation durchaus nicht übereinstimme. Der Oberst hatte ihnen ja bekanntlich seine Mitwirkung zugesagt und nur gewisse, an und für sich sehr vernünftige Bedingungen gestellt, die noch nicht erfüllt worden seien. Deshalb schlage er eine erneute und bestimmtere Aufforderung an Herrn Sidenius vor, seine privaten Zwistigkeiten mit dem Oberst möglichst schnell aus der Welt zu schaffen.



Ivan widersetzte sich unermüdlich. Er machte geltend, daß hier nicht die Rede davon sei, nur die Folgen eines persönlichen Streits zu beseitigen. Der Konflikt liege tiefer. Es sei eine Wiederholung des ewigen Kampfes zwischen der älteren und der jüngeren Generation. Oberst Bjerregrav und Herr Sidenius gehörten sowohl als Techniker wie als Persönlichkeiten völlig verschiedenen Entwicklungsstadien an, die sich nicht vereinen ließen.

Max Bernhardt unterbrach ihn und sagte, die anwesenden Herren wünschten gewiß nicht, daß diese reichlich theoretische Debatte fortgesetzt werde. Und weil man die Angelegenheit damit für erledigt hielt, ging man zur Diskussion des augenblicklichen Geldmarkts und der Aktienkonjunktur über.

Gegen Ende der Zusammenkunft schlug Max Bernhardt vor, man wolle die Gesellschaft als endgültig gebildet betrachten, und daher solle man nicht zögern, eine entsprechende Mitteilung der Presse zukommen zu lassen. Und obgleich die anderen Herren – mit Ausnahme von Bankier Herløv, seinem Vertrauten, und dem jungen Sivertsen, seinem Echo – starke Bedenken äußerten, so dem Gang der Ereignisse vorzugreifen, enthielten verschiedene Kopenhagener Zeitungen bereits am nächsten Morgen unter der Überschrift »Ein neues nationales Werk« eine fanfarenartige Notiz über Pers Projekt.

Pers Name wurde allerdings in der Notiz nicht erwähnt, die überhaupt ganz vorläufigen Charakter hatte und nur als eine »Verlautbarung aus Börsenkreisen« auftauchte. Schon am folgenden Tag teilten indessen dieselben Zeitungen mit, hinter dem großen Werk stände »eine Reihe bedeutender Männer und hochangesehener Geldinstitute«.

Wenn Max Bernhardt solche Eile gehabt hatte, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf ein Unternehmen zu richten, zu dem er selbst wenig oder gar kein Vertrauen hatte und das er seinerseits fallenzulassen gedachte, sobald es seinen Zwecken gedient hatte, so geschah das beständig in der Hoffnung, es könne ihm gelingen, das Kopenhagener Freihafenprojekt schon im Keim zu ersticken. Wenn er es in seinen Mitteilungen an die Presse vermieden hatte, Per zu nennen, dann deswegen, um so lange wie möglich zu verschweigen, von welchem Plan die Rede war. Außerdem hatte er nicht den geringsten Glauben an Per als erobernde Kraft, weil er überhaupt nichts für den Nachwuchs aus dänischen Pfarrhäusern übrig hatte. Er hatte Per einmal auf einer Gesellschaft bei Salomons getroffen, wo Ivan sehr erpicht gewesen war, sie zusammenzuführen. Aber er war sich schnell darüber klargeworden, daß dieser laute, seminaristisch selbstgefällige junge Mann nicht aus dem Stoff gemacht war, den er gebrauchen konnte.

Er spielte deshalb auch mit dem Gedanken, Per notfalls beiseite zu schieben und durch eine andere, ihm ergebene Person zu ersetzen. Er hatte eine solche bereits im Auge. Ein gewisser Ingenieur Steiner hatte vor kurzem in einer Provinzzeitung ein anderes westjütisches Hafenprojekt veröffentlicht, das er zweifelsohne von Per entliehen, um nicht zu sagen gestohlen hatte. In den Einzelheiten war es jedoch ziemlich selbständig und jedenfalls gut genug für die Verwendung, die Max Bernhardt dafür hatte.

Schon in den ersten Maitagen waren Salomons nach »Skovbakken« hinausgezogen, obwohl der Frühling naß und stürmisch gewesen war.

Die Rücksicht auf Jakobe hatte den Aufbruch aus der Stadt beschleunigt. Sie selbst hatte den Wunsch geäußert, aufs Land zu kommen. Sie wollte hinaus, nicht allein, um Frieden zu haben, sondern auch der frischen Luft und der langen Spaziergänge wegen. Sie, die trotz all ihrer körperlichen Leiden stets ihre Gesundheit vernachlässigt hatte, weil sie an keine Besserung glaubte, war in der letzten Zeit übertrieben vorsichtig mit sich geworden. Jetzt, da sie so viel hatte, wofür sie leben mußte, hoffte sie auch auf neue Kraft und Gesundheit für ihren armen, empfindlichen Körper.

Unter den vielen verschiedenartigen Büchern und Zeitschriften, die stets auf ihrem Tisch gestapelt lagen, befanden sich nun auch medizinische Werke und Gesundheitszeitungen, die sie eifrig studierte. Heldenmütig betrieb sie im Augenblick eine spartanische Abhärtungskur mit eiskalten Bädern und langen Fußwanderungen. Schon in Kopenhagen hatte sie begonnen, frühe Morgenspaziergänge auf Langelinje hinaus zu unternehmen, ohne sich um Wind und Wetter zu kümmern – zum großen Ergötzen der Bekannten der Familie in der Bredgade, die sie von den Fenstern aus beobachteten, wenn sie gegen neun Uhr in pflichtmäßigem Eilmarsch unter dem triefenden Regenschirm zurückkehrte.

Doch all dieser Eifer hatte nichts gefruchtet. Ihre Sehnsucht war zu groß. Schließlich konnte sie den Anblick von Menschen nicht mehr ertragen. Und die Nächte waren ohne Schlaf und unendlich wie eine Ewigkeit. Sogar wenn sie am tiefsten schlief, weckte sie das Summen einer Fliege.

Trotzdem war sie nur selten bedrückt. Wie ihre Briefe an Per nie die leiseste Klage enthielten, so war sie selbst, sogar in ihren schwächsten Augenblicken, voller Hoffnung. Von Kindheit an war sie so sehr an körperliche Plagen gewöhnt, daß sie seelisch nicht mehr davon beeinflusst wurde. Sie hatte im Laufe der Jahre gleichsam ein kameradschaftliches Verhältnis zu ihren Leiden gefunden. – Schlimmer für sie waren daher die geheimen Sorgen.

Sie war mehr und mehr davon überzeugt, daß sie schwanger war. Im Gegensatz zu dem, was sie aus Zweckmäßigkeit der Mutter geantwortet hatte, die intime Fragen zu stellen begann, waren bestimmte Anzeichen vorhanden, die sie in ihrer Vermutung bestärkten. Per gegenüber hatte sie jedoch nichts davon erwähnt. Sie wußte auch nichts Sicheres, weil ihre natürlichen Funktionen stets sehr unregelmäßig gewesen waren. Die Vorstellung, Mutter zu werden, ängstigte sie eigentlich nur insoweit, als sie mitunter besorgt war, nicht genügend Kräfte zu haben, um ein Kind zur Welt zu bringen. Doch im großen und ganzen beschäftigte sie die Sache weniger, als sie gemeint hätte. Denn sooft sich ihre Gedanken mit ihrem Zustand beschäftigten, umkreisten sie Per vielhundertmal. – Weit anstrengender und aufreibender für sie war ihre ständige unüberwindliche und unbezwingbare Eifersucht.

Sie hatte in gesteigerter Unruhe und Spannung gelebt, seit davon gesprochen wurde, Per nach Hause zu rufen. Nicht mit einem Wort hatte sie seine Entscheidung zu beeinflussen versucht, obwohl Ivan sie wiederholt dazu aufgefordert hatte. Und trotzdem begriff auch sie nicht, weswegen er seinen Aufenthalt in Rom immer weiter ausdehnte, wo es ja eigentlich nichts Besonderes zu tun gab. Falls es wirklich, wie er

schrieb, einzig und allein mit Rücksicht auf die begonnene Büste geschah, dann kam ihr dies unverzeihlich unbedacht vor.

Nun hatte er ihr obendrein in den letzten Tagen seltsam unzusammenhängende Briefe gesandt, die zwar in keiner Weise lieblos waren, im Gegenteil, die ihr aber doch viel zu denken gegeben hatten. Aber alle Sorgen schwanden, als das Telegramm mit der Nachricht eintraf, daß er in wenigen Tagen in Kopenhagen sein würde. Um ganz allein zu sein, ging sie in den Wald hinaus. Und zum ersten Mal in ihrem Leben entbehrte sie einen Gott, zu dem sie Dank- und Lobgesänge emporsenden konnte.

An dem Tag, als Per erwartet wurde, stand sie schon bei Tagesanbruch auf und kleidete sich mit der zögernden Ruhe und Bedachtsamkeit an, die ihr bei großen Gemütsbewegungen eigen war. Mehrere Stunden bevor der Wagen zum Bahnhof fahren sollte, war sie schon zum Aufbruch bereit. Per wollte mit dem Vormittagsschnellzug in Kopenhagen eintreffen, und sie war besorgt, zu spät zu kommen.

Das Wetter war in den vergangenen Tagen schön gewesen. Auch an diesem Tag schien die Sonne sommerlich warm, als sie mit dem Schulzug in der Stadt ankam.

Unterdessen hatte Per den Fuß auf heimatischen Boden gesetzt und rollte nun durch Seeland. Er war niedergeschlagen und zwiespältiger Stimmung. Noch bei seiner Abreise aus Rom war er fest entschlossen gewesen, seine Verlobung zu lösen. Aber das entscheidende Wort hatte er da unten doch nicht schreiben können. Er hatte bei der Geschäftigkeit des Packens und des Aufbruchs nicht die nötige Ruhe dazu finden können. So hatte er sich denn vorgenommen, in München oder Berlin Station zu machen, um sich hier zu einer endgültigen Erklärung zu sammeln.

Doch je weiter er auf seiner Reise nach Norden gekommen war und namentlich als er sich den bewaldeten Bergen näherte, die erst vor einigen Monaten den Rahmen für ihr paradiesisches Liebesleben gebildet hatten, desto mehr gewannen die Erinnerungen Macht über ihn. In der Nacht, als er über die Alpen fuhr, saß er am Fenster des Abteils und starrte über die mondbeschiedenen Berghänge. Hier erkannte er einen waldbedeckten Bergrücken, dort eine schneeglitzernde Zinne wieder, die sie auf ihren liebesfrohen Wanderungen vor Augen gehabt hatten... und sein Herz wurde schwer dabei.

Er hatte angefangen, mit sich selbst zu ringen. Er fragte sich, ob es sehr klug war, gerade in diesem Augenblick eine Verbindung zu lösen, die ihm doch von unschätzbarem Nutzen sein konnte in dem Kampf, der ihm bevorstand. Durfte er, wenn er es wohl bedachte, überhaupt auf die Stütze verzichten, die ihm seine Beziehung zum Salomonschen Haus ohne Zweifel schon gewesen war? Allein die Rücksicht darauf mußte vorläufig das Ausschlaggebende sein. Die entscheidende Schlacht, die zu Sieg und Niederlage führte, mußte jetzt ausgekämpft werden. Und er sehnte sich danach, endlich anzufangen. Während der Fahrt nach Norden, vorbei an den von Hammerschlägen widerhallenden Fabrikstädten Deutschlands mit ihren mächtigen Bahnhofsgebäuden und ihren Wäldern von rauchenden Schornsteinen, erwachte in ihm unbezwingbarer Tatendrang, ein förmliches Arbeitsfieber nach dem langen römischen Müßiggang. Würde man es jetzt verantworten können, fragte er sich, wenn er sein

Lebenswerk aufs Spiel setzte oder es auch nur verzögerte – lediglich wegen eines schönen Frauenkörpers?

Auf seiner fast dreitägigen Eisenbahnfahrt durch Europa hatte er Zeit genug gehabt für diese Überlegungen. Und er fuhr zuerst an München und dann an Berlin vorbei, ohne Aufenthalt zu machen. Er hatte sich entschlossen, vorläufig alles zu vermeiden, was seine Angelegenheiten hemmen, geschweige denn zum Stillstand bringen oder seinen endlichen Sieg erschweren konnte. Vorläufig wenigstens mußte alles dem großen Zukunftswerk geopfert werden – auch die Liebe. Selbst wenn Jakobe nicht mehr die war, die am besten für ihn paßte, so gebot doch die Klugheit, es bei der getroffenen Wahl bleiben zu lassen. Mit dem häuslichen Glück mußte es eben gehen, wie es wollte. Für Menschen, die das Schicksal zu Großem berufen hatte, galten nun einmal nicht die normalen bürgerlichen Gesetze. Sie hatten in Herzensangelegenheiten, genau wie königliche Personen, die Pflicht, ihre Privatgefühle höheren Rücksichten zu opfern.

Als der Zug in den Hauptbahnhof von Kopenhagen brauste, war Per immer noch in zwiespältiger und nervös erregter Verfassung. Hier aber begegnete ihm etwas völlig Unerwartetes.

Als er Jakobe erblickte, die auf dem Bahnsteig stand und in die Abteilstenster spähte und ihn suchte, schlug seine Stimmung plötzlich um. Das Wiedersehen überwältigte ihn. Unwillkürlich lehnte er sich zum Fenster hinaus und schwenkte seine Reisemütze.

Jakobe sah auch ungewöhnlich gut aus. Sie trug einen neuen breitkrempigen Sommerhut, der sie besonders vorteilhaft kleidete. Die Erregung und die frische Morgenluft hatten ihren Wangen Farbe verliehen.

Per sprang aus dem Abteil. Und obwohl der Bahnsteig voller Leute war, schob er seinen Arm unter den ihren, ohne daran zu denken, daß ihre Verlobung noch geheim bleiben sollte. Er konnte sich von seiner Verblüffung gar nicht erholen, daß er sie so viel jünger und schöner und zugleich viel weniger jüdisch im Aussehen fand, als er es sich unter dem Eindruck von Nannys Persönlichkeit eingeredet hatte.

Jakobe hatte vor lauter Glück noch kein Wort sagen können. Auf dem Weg durch die Wartesäle schaute sie ihn unverwandt an. Und während sie sich nun durch das Menschengewimmel der Vorhalle drängelten, schlug ihr Herz so heftig, daß Per es an seinem Arm fühlen konnte. Er lächelte und sah ihr in die Augen, die ebenfalls so viele vertraute Erinnerungen wachriefen. Und er drückte ihren Arm an sich und flüsterte: »Du Liebe ...«

Dann stiegen sie in eine geschlossene Droschke. Als Jakobe sich hier an seine Brust warf, ergab er sich ganz. Die Droschke rasselte davon, und ehe sie sich recht besonnen hatten, hielt sie vor dem Hotel.

Jakobe blieb im Wagen sitzen, während Per hineinging, ein Zimmer bestellte und hastig Toilette machte. Dann fuhren sie geradewegs nach »Skovbakken«, ohne die Eisenbahn zu benutzen. Zu viel hatten sie einander zu erzählen, als daß sie Ohrenzeugen um sich haben wollten.

Auf dem Strandvej ließen sie halten und das Verdeck der Droschke herunterklappen. Jetzt um die Mittagsstunde schien die Sonne heiß, und es regte sich kein Windhauch.

Er holte tief Luft. Sein ganzes Wesen streckte sich förmlich in einem glücklichen befreienden Gefühl nach der langen Folter in der Zwangsjacke der Unschlüssigkeit. Sein Herz war voll Dankbarkeit gegen Jakobe, die durch ihre Schönheit und ihre Wiedersehensfreude seine Ergebung gerechtfertigt hatte. Dazu kam das Empfinden der Sicherheit, wieder zu Hause zu sein und die Muttersprache zu hören. Wie er so dasaß, Jakobes Hand in der seinen, und über das bekannte Land mit dem grünenden Wald und den Sund mit den vielen Seglern sah, erfaßte ihn eine plötzliche Woge patriotischen Gefühls. Der Anblick einer Flagge, die über einem der Villengärten wehte, stimmte ihn sogar leicht gerührt.

»Herrgott – der alte Danebrog!« rief er.

Doch nun begann Jakobe von Dyhrings zu reden. »Gestern sind sie zurückgekehrt«, erzählte sie. »Sie sind schrecklich viel herumgereist. – Ach, es ist ja wahr, du hast sie doch in Rom getroffen. Welchen Eindruck hast du eigentlich von ihrem Verhältnis gewonnen?«

»Eindruck? ... Ich weiß wirklich nicht.«

»Ich glaube, sie sind schon fertig miteinander. Nanny hat jedenfalls dasselbe flatterhafte Wesen, das sie immer gehabt hat. Sie kommt übrigens wohl zu Tisch heraus. Sie sagte, sie freue sich, ihre italienischen Erlebnisse mit dir aufzufrischen.«

Per versuchte zu lächeln. Geschickt leitete er das Gespräch über auf andere Dinge.

Nanny fand sich wirklich zu Tisch ein, das heißt, sie kam fast eine halbe Stunde nachdem man sich gesetzt hatte, und sie ging noch vor dem Kaffee wieder, weil sie auf eine Abendgesellschaft wollte. Anscheinend war sie in bester Stimmung. Sie sah brillant aus in ihrem gelbgeblühten Kleid und der spanischen Jacke aus blutroter Seide.

Per war sehr erleichtert, als sie weg war. So recht zufrieden und glücklich war er jedoch nicht mehr. Obwohl er keinen Grund hatte, über den Empfang zu klagen, der ihm auf »Skovbakken« zuteil geworden war – Philip Salomon hatte sogar zur Feier des Tages Champagner bei Tisch ausschenken lassen –, so war die Wiedersehensfreude, die er im ersten Augenblick gespürt hatte, gleichsam auf verborgenen Wegen entschwunden und hatte eine etwas melancholische Stimmung hinterlassen – eine Leere, einen Mangel, er wußte selbst nicht recht, was.

So ähnlich war es ihm mitunter auch schon früher ergangen. Richtig heimisch hatte er sich hier im Haus seiner Schwiegereltern nie fühlen können. In der Lebensweise und den Umgangsformen der Familie lag vieles, das ständig fremdartig auf ihn wirkte. Der Hauch des modernen Europas, der darüber hinstrich, konnte zuzeiten wie kalte Zugluft auf ihn wirken. Als nun auch heute nach dem Essen wie gewöhnlich Bekannte aus den umliegenden Villen zu Besuch kamen – meistens Juden –, hatte er völlig das Gefühl, als befände er sich noch im Ausland.

Er ging mit Jakobe in den Garten hinunter. Arm in Arm wanderten sie in der Allee unten am Wasser auf und ab. Hier liefen sie am wenigsten Gefahr, von den Gästen des Hauses überrascht zu werden.

Im übrigen machte sich Jakobe nichts mehr daraus, ihr Verhältnis vor den Leuten weiter geheimzuhalten. An einem der nächsten Tage sollte aus Anlaß von Nannys und Dyhrings Hochzeit eine große Gesellschaft auf »Skovbakken« gegeben werden. Sie

wußte, es war der Wunsch der Eltern, diese Gelegenheit zur Bekanntgabe ihrer Verlobung zu nutzen. Besonders die Mutter war sehr dafür gewesen. Sie hatte geäußert, es sei auch an der Zeit, an die Hochzeit zu denken. Jakobe hatte denn jetzt auch Per in den Garten geführt, um mit ihm darüber zu sprechen. Hier wollte sie ihm auch anvertrauen, woran sie nun nicht länger zweifelte.

Anfangs redete sie nicht sehr viel, sondern ging neben ihm, den Kopf an seine Schulter gelehnt, während Per mit heimlicher Verlegenheit ihre Liebkosungen erwiderte. Sooft sich Jakobes Lippen zu den seinen erhoben, glitt Nannys Bild zwischen sie und verwirrte ihn.

Unwillkürlich beeinflusst von seiner Zurückhaltung, bedrückte es Jakobe ein wenig, sich ihm anvertrauen zu sollen, zumal sie nicht sicher war, wie Per es aufnehmen würde. Schließlich entschloß sie sich, damit zu warten, bis sie das nächste Mal einander wieder ganz gehören würden.

Sie blieb abermals stehen und sagte, indem sie die Hand an seine Wange legte, er solle am nächsten Vormittag zu Hause bleiben. Sie wolle dann kommen und ihn besuchen.

Per tat anfänglich so, als verstünde er die Absicht nicht, und erwiderte: »Das ist leider unmöglich, Liebste! Eben hat mir Ivan mitgeteilt, daß ich mich morgen früh zehn Uhr zu einer geschäftlichen Besprechung bei Max Bernhardt einfinden soll. Nun kommt die Zeit der Arbeit!«

»Dann später am Tag. Wann es dir am besten paßt.«

»Nein, es geht wirklich nicht. Hier müssen wir vorsichtig sein.«

Sie sah ihn überrascht an. In dem leisen Lachen, mit dem er diese Worte begleitete, lag etwas, was sie verletzte. Sie ging weiter und sprach nicht mehr davon.

Sie verließen jetzt die Allee und kamen hinaus auf den Strand. Hier, dicht am Wasser, stand eine Bank, umgeben von einem halbrunden Schirm. Die Sonne war eben untergegangen. Metallblank lag der Sund unter einem rosabewölkten Himmel. Die sandigen Ufer drüben auf Hveen glühten. Aus dem Tiergarten klang das siedende Rauschen herüber, das sich in den Wäldern oft noch lange hält, wenn sich alle Winde schon längst gelegt haben. Sonst war es still. Ganz deutlich hörte man die Ruderschläge eines Boots, weit, weit draußen.

Um Jakobes Fragen auszuweichen, begann Per, Steine über das Wasser tanzen zu lassen. Darin war er als Junge Meister gewesen. Und es machte ihm Freude, als er sah, daß er es nach so vielen Jahren noch nicht verlernt hatte. Vornübergebeugt, den Kopf in die Hand gestützt, saß Jakobe auf der Bank und sah zu. Sooft sich Per nach einem gelungenen Wurf umdrehte, um ihren Beifall einzuheimsen, lächelte sie und nickte. Doch sonst war ihr Gesicht ernst, der Ausdruck gedankenvoll und abwesend.

»Hast du gesehen? ... Achtmal!« rief Per, stolz wie ein Junge.

Er war eifrig geworden. Mit großer Sorgfalt wählte er die Steine aus, die er verwenden wollte. Zuletzt zog er sich sogar die Jacke aus. Jenes Gefühl, wieder zu Hause zu sein, das ihm in der Villa verlorengegangen war, fand er hier am offenen Strand wieder. Das weiche Glucksen der Wellen auf dem Ufersand, das Rauschen aus der Tiefe des Waldes hinter ihm, die dumpfen Ruderschläge des unsichtbaren Boots weit draußen auf

dem Wasser – in alldem lag etwas, was ihn fröhlich machte. Es war, als klinge ihm daraus das heimlich-vertraute »Willkommen« entgegen, das er vermißt hatte.

Per hatte mit Ivan verabredet, dieser solle am nächsten Morgen zu ihm ins Hotel kommen. Dann wollten sie gemeinsam zu der bei Max Bernhardt angesetzten Besprechung gehen. Todmüde von den vielen widerstreitenden Eindrücken des Tages und von den vorangegangenen mehrtägigen Reises Strapazen kehrte er frühzeitig von »Skovbakken« zurück.

Er legte sich sofort zu Bett und fiel bald in tiefen Schlaf, aus dem ihn am nächsten Morgen das Bimmeln der Straßenbahn weckte.

Als ihm bewußt wurde, wo er war und welche bedeutungsvollen Dinge ihm bevorstanden, wurde er hellwach und erhob sich sogleich. Trotz des Unbehagens, das er noch immer bei dem Gedanken an diese fremden Geschäftsmänner empfand, die er jetzt zu seinen Vertrauten machen, denen er sozusagen etwas von seinem innersten Wesen preisgeben sollte, erfüllte ihn Ungeduld, endlich anzufangen. Er hoffte, durch seine persönliche Anwesenheit den offensichtlich sehr ängstlichen und nüchternen Geldleuten mehr Mut einflößen und ihnen einen deutlicheren Begriff von der Aufgabe geben zu können, die vor ihnen lag.

Als er seinen Rasierspiegel an den Fensterpfosten hängte, fiel sein Blick auf den Markt unter ihm. Einige Augenblicke blieb er mit dem Rasierpinsel in der Hand stehen und betrachtete die Menschen, die vorübergingen. Es war der sogenannte Halmtorv, ein großer Platz, der in seiner unregelmäßigen Form und seinem vernachlässigten Zustand gleichsam ein Bild der Unfertigkeit war, von der die Stadt noch geprägt wurde. Inmitten einer Reihe hastig aufgeführter »Prachtbauten« in modernem europäischem Kaffeehausstil sah man noch Reste des alten Festungswalls und ein Stückchen Allee mit breitkronigen hundertjährigen Bäumen. Ja, an einer Stelle erhob sich in ländlicher Umgebung eine Windmühle, deren Flügel sich drehten und dabei Schatten auf das Marktpflaster warfen.

Blendender Sonnenschein lag über dem großen Platz, der vom nächtlichen Tau noch naß und schmutzig war. Es war jene geschäftige Morgenstunde, in der die Altstadt mit ihren Läden, Büros, Schulen und Nähstuben die Bevölkerung der Vorstadt ansog. Ein breiter Strom von Menschen ergoß sich von Vesterbro herein über die beiden Fliesenreihen, die den Weg durch den Schmutz bildeten.

Das dänische Volk! ... Meine Sideniusse! dachte Per und betrachtete lächelnd diese vierschrotigen Gestalten, die – so schien ihm – einander ähnlich waren wie Brüder und Schwestern.

Einen Augenblick verfiel er in Gedanken.

Nach den qualvollen Grübeleien der vielen einsamen Jahre, nach so vielen Vorbereitungen und vergeblichen Versuchen sollte endlich heute, am vierzehnten Mai, der Grundstein für das neue Reich gelegt werden, das er Stück für Stück aus dem Chaos seiner Gedanken geformt hatte, eigentlich seit er ein Junge von elf Jahren war. Und da unten ging das nichtsahnende Volk – der Rohstoff für das Dänemark der

Zukunft, der Lehmklumpen, den er wie ein Gott zu seinem Bilde umzuwandeln, dem er seinen befreiten Atem einzublasen träumte.

Er mußte wieder lächeln, als er sich endlich einzuseifen begann.

Es steckte ein bißchen Wahnsinn darin – das sah er jetzt sehr wohl. Doch es schreckte ihn nicht. Es gab ihm im Gegenteil Befriedigung und Sicherheit, sich im Besitz des Körnchens Wahnsinn zu wissen, von dem der kleine weltkluge Maler in Rom gesagt hatte, es sei erforderlich, wenn man unter den Menschen entscheidende Siege erringen wollte.

Als er mit dem Rasieren fertig war, klingelte er nach dem Zimmermädchen, das ihm den Morgenkaffee und die Tageszeitungen brachte. Er hatte Hunger, und das heimatliche Gedeck erhöhte seinen Appetit. Wie genoß er nach so vielen Monaten wieder das Schwarzbrot und die dänische gesalzene Butter! – Mit den Zeitungen wurde er dagegen schnell fertig. Die Innenpolitik des Landes interessierte ihn nicht, und die vielen Artikel über Theater, Literatur und Gemäldeausstellungen übersprang er aus alter Gewohnheit.

Plötzlich schrak er zusammen. Zufällig waren seine Augen auf eine Anzeige gestoßen, unter der er den Namen seiner Schwester Signe sah. »Schüler für Anfangsgründe in Musik gesucht«, las er als Überschrift, und unter dem Namen war ihre Adresse angegeben. Es war irgendwo in Vesterbro in einer der kleinen Seitenstraßen am Anfang des Gammel Kongevej.

Während seines Italiaufenthalts war seine Familie wiederum aus seinem Leben ausgelöscht gewesen. Es war ihm allerdings in Rom mehrmals ebenso wie seinerzeit in Dresack ergangen, daß er mitten in der Nacht mit einem nervösen Ruck erwachte, weil er von zu Hause aus dem Pfarrhaus geträumt hatte. Doch in wachem Zustand hatten sich seine Gedanken in den letzten Monaten nicht mit seiner Familie beschäftigt. Abermals hatte er sich wie in seiner Jugend mit voller Absicht unempfindlich gegen die Erinnerungen an sie gemacht. Er hatte sich damit verteidigt, daß er in dieser Hinsicht keinem Geringeren als Christus selbst nacheifere, der ja gebot, rücksichtslos Vater und Mutter zu verlassen und dem inneren Ruf zu folgen.

Seine Augen hingen noch immer an der kleinen Annonce in Petitschrift. Jetzt entsann er sich ganz deutlich, daß beim Begräbnis des Vaters die Rede davon gewesen war, mit Rücksicht auf die jüngeren Brüder, die Zwillinge, zum April hierher zu ziehen.

Einer von ihnen hatte seinerzeit gerade eine Stellung bei einem Apotheker in Kopenhagen bekommen. Der andere war in einer Buchhandlung beschäftigt. – Die Mutter und der größte Teil der Geschwister befanden sich also hier in Kopenhagen!

Im selben Augenblick klopfte es an seiner Tür, und wie aus der Kanone geschossen, stürmte Ivan herein, unter dem Arm eine riesige Aktenmappe.

Er überbrachte Blumen und Grüße von Jakobe und fügte auf eigene Faust einen Gruß von den Schwiegereltern hinzu, um Gelegenheit zu haben, Per die Annehmlichkeit mitzuteilen, sie seien besonders erfreut gewesen, ihn wiederzusehen. Das war übrigens nicht gelogen. Vor allem war Philip Salomon überrascht gewesen, wie Per sich entwickelt hatte.



»Aber nun zu den Geschäften!« unterbrach ihn Per ein wenig ungeduldig und stand auf. – Er ging noch halb angezogen in Hemdsärmeln und Pantoffeln umher.

»Ja – zu den Geschäften!« wiederholte Ivan matt und setzte sich unruhig auf einen Stuhl, wobei er sich an den Hals faßte, als drückte ihm plötzlich etwas die Kehle zu. Er wußte nicht, auf welche Art und Weise er es Per mitteilen sollte, wie schlecht es um seine Sache im Augenblick bestellt war, wie er ihn auf die bedingungslosen Forderungen vorbereiten konnte, die man ihm auf der bevorstehenden Zusammenkunft stellen würde.

Um Zeit zu gewinnen, vervollständigte er daher den Bericht, den er in seinen Briefen von dem ersten Treffen gegeben hatte, und wiederholte verschiedene Äußerungen, die bei dieser Gelegenheit über das Projekt gefallen waren.

Per flocht von Zeit zu Zeit brummend eine Bemerkung ein. Er stand wieder vor dem Spiegel am Fensterposten und band sich seinen Schlips. Alle Augenblicke mußte er an seine Mutter denken. Er konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie hier in der Stadt, noch dazu in seiner unmittelbaren Nähe wohnte, vielleicht kaum tausend Schritt von ihm entfernt.

»Darf ich dich etwas fragen?« fing Ivan nach einer kleinen Pause wieder an. Seine Stimme klang ziemlich kläglich.

»Bitte schön!«

»Sage mir ... würde es ... könnte es ... ich meine, wäre es dir ganz unmöglich, dich zu einem Vergleich mit Oberst Bjerregrav zu entschließen?«

Per wandte langsam den Kopf nach ihm um. Im ersten Augenblick wußte er nicht, ob er lachen oder wütend werden sollte. Er wählte das erste. »Hört mal, Leutchen«, entgegnete er und drehte sich wieder nach dem Spiegel um, »mir scheint, der verkalkte Trottel hat euch in die Tasche gesteckt! Falls er euch eingeredet hat, wir könnten auf seinen Beistand nicht verzichten, dann dürft ihr ihn von mir grüßen und ihm bestellen, er kann mir ... na, genug. Werdet bloß nicht nervös! Wenn das alte Biest kläfft, dann deswegen, weil er sich nicht traut zu beißen!«

»Ich gebe dir – gewissermaßen – natürlich ganz recht«, erwiderte Ivan. »Selbstverständlich ist es – in gewisser Hinsicht – völlig schwachsinnig, seiner Zustimmung eine ... irgendwelche entscheidende Bedeutung beizumessen. Aber – auf der anderen Seite – *wenn* nun unsere lieben Mitstreiter nicht von dem Gedanken abzubringen sind, daß gerade *er* unentbehrlich ist, und *wenn* er sich selbst bereit erklärt hat – unter bestimmten Bedingungen –, das Unternehmen zu unterstützen, dann ...«

»Was dann?«

»Tja ... ich meine ... dann«, fuhr Ivan fort und wand sich, als habe er Magenkrämpfe, »dann würde es ja ohne Zweifel den Gang der Dinge erheblich erleichtern, falls du dich zu einem solchen ... solchen ... Zugeständnis bequemen könntest, wie er es gewünscht hat.«

»Unsinn, mein Freund! Du weißt nicht, wovon du sprichst. Aber jetzt kann ich die oft erwähnten lieben Mitstreiter selbst in die Mangel nehmen. Sie werden wohl nicht dümmer sein, als daß man sie zu der Einsicht zwingen kann, daß ich mich mit keiner Bevormundung abfinden kann noch will.«

»Aber davon ist hier ja gar nicht die Rede, liebster Freund! Nur aus Rücksicht auf das Publikum wollten sie seinen Namen mit dabei haben. Und ich kann dir einen überströmend freundlichen Empfang bei ihm garantieren. Seit von dem Unternehmen etwas in den Zeitungen zu lesen war, ist er umhergegangen wie ein Huhn, das legen will. Ich weiß das vom Onkel.«

»Ja, das ist mir einerlei, Ich will jetzt nichts mehr von der Sache hören.«

»Darf ich nicht noch *ein* Wort sagen? Wenn ich auch sonst in jeder Hinsicht deine überlegenen Gesichtspunkte anerkenne, so glaube ich doch, verzeih mir, daß du dich hier verrechnest. Besonders was Max Bernhardt angeht.«

Doch als Ivan diesen Namen erwähnte, war Pers Geduld zu Ende. Er drehte sich um und sagte: »Ach, verschone mich bitte mit diesem ewigen Max Bernhardt! Hier habe *ich* doch wohl zu bestimmen, zum Kuckuck! Mach du dir nur keine Sorgen. Jetzt wollen wir sehen, daß wir endlich wegkommen!«

Als sie eine halbe Stunde später Max Bernhardts elegantes, nach Pariser Geschmack eingerichtetes Empfangszimmer betraten, waren die anderen Herren – mit Ausnahme von Bankier Herløv und Max Bernhardt selbst – bereits versammelt. Sie standen in einer Gruppe an einem der hohen Fenster und empfingen Per mit der seltsam brutalen Herablassung, wie man sie oft bei Börsenleuten antrifft.

Einen Augenblick lang wurde Per aus der Fassung gebracht. Auf diesen Empfang war er nicht vorbereitet. Vielmehr hatte er eine ziemlich aufdringliche Liebenswürdigkeit von diesen Männern befürchtet, die sich durch seine Arbeit zu bereichern hofften. Und nun würdigten sie ihn kaum eines Grußes. Der »ehemalige Landmann« beglotzte ihn mit seinen kleinen weißbewimperten Schweinsaugen ganz ungeniert, ohne die Hände aus den Hosentaschen zu nehmen, während er grüßte.

Per maß ihn aus diesem Grunde mit einem durchdringenden Blick und sagte, zu Ivan gewandt, der die Vorstellung übernommen hatte: »Ich habe den Namen des Herrn nicht gehört.«

»Herr Nørrehave«, flüsterte Ivan, der von einem Fuß auf den anderen trat. Er war bestürzt über Pers herausfordernde Haltung diesen Männern gegenüber, die das Schicksal seines Werkes entscheiden sollten.

»Soso«, antwortete Per langsam und blickte den dicken Bauern unverwandt an, so daß dieser schließlich einen roten Kopf bekam und ihm mit höhnischem Schnauben den Rücken zukehrte. Aber die Hände hatte er aus den Taschen genommen und unter die breiten Rockschoße geschoben.

Die Sache war nun die: Alle diese Herren waren mehr oder minder voller Bedenken, weil sie ihre Namen für ein Unternehmen gegeben hatten, zu dem sie noch immer kein Vertrauen finden konnten. Nur ihr unerschütterlicher Glaube an Max Bernhardt hatte sie bewogen, sich darauf einzulassen. Die meisten von ihnen waren nicht weit davon entfernt, Per für einen bewußten Betrüger zu halten, der das einzigartige Glück gehabt hatte, Max Bernhardt Sand in die Augen streuen zu können. In Wahrheit spekulierten sie nur darauf, einen passenden Vorwand zu finden, um sich aus der Affäre ziehen zu können, ohne sich mit dem einflußreichen Mann zu verfeinden.

Nun erschien er mit Bankier Herløv aus dem Nebenzimmer. Man nahm an dem großen Tisch mitten im Zimmer Platz, und mit einiger Schwierigkeit kam die Verhandlung in Gang. Zu Anfang drehte sich das Gespräch hauptsächlich um Dinge, die in sehr losem oder gar keinem Zusammenhang mit Pers Projekt standen. Man bezog sich auf etwas, worüber man zuvor gesprochen hatte. Es wurden auch ohne jede Anknüpfung Fragen über ganz andere Geschäfte aufgeworfen, an denen die verschiedenen Herren interessiert waren. Man erzählte sich Börsenneuigkeiten und wiederholte Gerüchte. Ja der junge Herr Sivertsen unterhielt seinen Nachbarn sogar mit einer Anekdote, die er über eine der populärsten Schauspielerinnen der Stadt gehört hatte.

Mehrmals mußte Max Bernhardt mit einem Lineal auf den Tisch klopfen und die Anwesenden bitten, sich soweit wie möglich an die vorliegende Sache zu halten. »Meine Herren, wir befinden uns jetzt in der Hjerting-Bucht! Wir wollen versuchen, unsere vielbesungene Nordsee in Aktien umzusetzen!«

Ivan saß wie auf Kohlen. Er blickte verzweifelt zum Schwager hinüber, der sich in seinen Stuhl zurückgelehnt hatte und ein Gesicht zog, das an ein nahendes Gewitter erinnerte. Noch beantwortete Per allerdings – wenngleich nur kurz und abweisend – die Fragen, die ab und zu an ihn gerichtet wurden. Aber auf die Dauer konnte er seine Verbitterung nicht zurückhalten. Außerdem war er etwas nervös, seit er entdeckt hatte, daß seine Angehörigen hierher nach Kopenhagen übergesiedelt waren. Selbst wenn er nicht ständig daran dachte, so lastete dieses Bewußtsein doch wie ein Alpdruck auf ihm und machte ihn reizbar. Während der ganzen Zeit hatte er nicht übel Lust, einfach aufzustehen und wegzugehen. Als er sah, wie diese Börsenbanditen lässig und überlegen dasaßen und plauderten und sein Werk hin und her drehten, das so viele Jahre lang sein einziger Gedanke gewesen war, ja sein ganzes Leben bedeutet hatte, überfiel ihn ein Gefühl, als werde er persönlich von ihnen beschnüffelt und betastet.

Ohne es zu wissen, war er unterdessen von dem Tischende her, wo Max Bernhardt saß, den Ellenbogen auf der Stuhllehne, den dunklen Kopf in seine schöne weiße Hand gestützt, scharf beobachtet worden. Seine großen sackartigen Lider, umgeben von bläulichen Schatten, waren wie gewöhnlich halb geschlossen, so daß man nicht sehen konnte, wohin sein Blick schweifte. – Aber er ruhte fast unverwandt auf Per.

Pers zusammengepreßter Mund und die geschwollenen Adern an seiner kräftig geschnittenen Stirn fesselten diesen Mann, der zu sagen pflegte, er wolle bei seinem Tod eine Prämie aussetzen für jeden einigermaßen charaktvollen Kopf in der Sammlung von Fleischklößen, aus denen das dänische Volk bestehe. Er war überhaupt überrascht von Pers stattlichem und weltmännischem Aussehen, das gar nicht zu dem Bild paßte, das er von jener Gesellschaft bei Philip Salomon her bewahrt hatte. Damals war ihm Per wie ein recht geschmackloses Mittelding zwischen Seminarist und Zuhälter vorgekommen. Sollte er sich in ihm getäuscht haben? Sollten die dänischen Pfarrhäuser ausnahmsweise einmal einen wirklichen Kerl mit einigermaßen unerschütterlichem Willen hervorgebracht haben?

Pers Beharrlichkeit Oberst Bjerregrav gegenüber sah er plötzlich in einem neuen Licht. Er bekam geradezu Bedenken, daß er sich mit ihm eingelassen hatte. Wie alle tyrannischen Naturen fürchtete er einen Gegner und Nebenbuhler in jedem, der sich nicht sofort und gutwillig unter sein Joch beugte. Je länger er Per betrachtete, um so

überzeugter wurde er, daß er ihm gefährlich werden könne und deshalb beizeiten aus dem Wege geräumt werden müsse.

Unterdessen behandelte man die Frage, wie die Presse für die Sache zu gewinnen sei. Bankier Herløv sagte in väterlichem Ton zu Per, er müsse natürlich sofort den einzelnen Redaktionen Besuche abstatten, am besten sowohl in Kopenhagen wie in der Provinz. Er nannte eine Reihe größerer Zeitungen und fügte hinzu, es wäre natürlich das beste, wenn er gleichzeitig die Berechtigung erhielte, diesen Blättern eine Summe für Anzeigen zuzusichern. »Das wird an mehreren Orten gern gesehen«, schloß er mit trockenem Witz.

Per tat, als habe er nichts gehört, und drehte den Kopf zur anderen Seite.

Jetzt aber ergriff Max Bernhardt das Wort. Im Anschluß an die Bemerkung seines Teilhabers kam er auf Oberst Bjerregrav zu sprechen. In unverändert spaßigem Ton sagte er, zu Per gewandt: »Es ist wirklich recht fatal, daß sich der Oberst und Sie, wie wir hören, einmal in den Haaren gelegen haben ... wahrscheinlich nicht buchstäblich, denn Oberste pflegen in der Regel glatzköpfig zu sein.«

Am Tisch wurde bereitwillig gelacht, und der junge Herr Sivertsen stimmte ein eselartiges Wiehern an.

»Ich finde, wie gesagt, daß das äußerst fatal ist«, fuhr Max Bernhardt fort, »weil Oberst Bjerregrav von unseren bekannten Gutachtern unbedingt derjenige ist, der unserer Sache am besten dienen könnte ... gar nicht davon zu reden, daß es sehr unangenehm, ja vielleicht gefährlich wäre, ihn als Gegner zu haben. Nun haben wir indessen – wie Sie wissen – die Zusicherung des Obersten erhalten, daß er sich unseres Vorhabens annehmen will, jedoch unter der Bedingung, daß die einleitenden Schritte zu einer Zusammenarbeit von Ihnen ausgehen – was angesichts seines Alters und seiner sozialen Stellung keinesfalls als unbillige Forderung bezeichnet werden kann.«

Die Augen aller waren bei diesen Ausführungen erwartungsvoll auf Per gerichtet, dessen Haltung nach und nach versteckte Ratlosigkeit unter den versammelten Herren erweckt hatte.

Er ließ sie nicht auf die Antwort warten. »Ich protestiere auf das bestimmteste gegen jede Art von Bevormundung«, erklärte er. »Ich habe den Plan ohne fremde Hilfe ausgearbeitet und wünsche auch für die Zukunft keinen mir beigeordneten Mitarbeiter.«

Ivan sank lautlos zusammen wie ein ins Herz getroffener Vogel. Auch die anderen Herren zuckten verblüfft zusammen, so ungewöhnlich war es, daß jemand – geschweige denn ein junger unbekannter Mann – sich offen erkühnte, gegen Max Bernhardts Wünsche aufzutreten.

Dieser war nahe daran, seine lächelnde Maske fallenzulassen. Er fing sie jedoch im Fallen; und um Per Gelegenheit zu geben, seinen Fehltritt wiedergutzumachen, scherzte er: »Herr Sidenius ist heute morgen offensichtlich mit dem verkehrten Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen.« – Und zu Per gewandt, fuhr er fort: »Wie können Sie zu einem Ehrenmann wie Oberst Bjerregrav nur so unversöhnlich sein, zu einem betagten Kriegsinvaliden und Vaterlandsverteidiger! Das ist ja ein Mann zum Küssen!«

Als pflichtmäßiger Bewunderer stimmte Herr Sivertsen wieder sein wieherndes Gelächter an, hielt aber plötzlich inne, als er merkte, daß die anderen ernst blieben.

Per verlor hierauf völlig, die Beherrschung. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, sprang auf und sagte, fahl im Gesicht: »Ich möchte die Herren darauf aufmerksam machen, daß Sie nach mir geschickt haben – nicht umgekehrt. Daher sollte ich meinen, daß es mir – und nicht Ihnen – noch sonst jemandem – zukommt, Bedingungen zu stellen.«

Er setzte sich unter eisigem Schweigen. Alle blickten zu Max Bernhardt hinüber, der wieder, die Hand unter dem Kopf, dasaß und mit halb geschlossenen Augen vor sich hin sah. Sein blutleeres Gesicht zeigte jenen unheimlichen starren Ausdruck, der stets dann erschien, wenn er in Gedanken ein Todesurteil fällte. Unterdessen hatte er ein paar schnelle Blicke mit Bankier Herløv getauscht. Dieser hatte beide Arme auf den Tisch gestützt. Sein dicker roter Schädel war nach vorn gebeugt, als schliefe er. Doch in Wirklichkeit war er hellwach und hatte mit einem schwachen bestätigenden Nicken Pers Schicksal besiegelt.

»Es ist also Ihre Absicht«, nahm nun Max Bernhardt scheinbar gleichgültig das Wort, »Oberst Bjerregrav – und damit uns – das gewünschte Zugeständnis zu verweigern?«

»Ja.«

»Und das ist Ihre endgültige Antwort?«

»Unbedingt!«

»Ja – meine Herren! – Dann sind wir fertig. Unser Vorschlag ist nicht akzeptiert worden. Wir lassen also die Sache fallen. Ich gehe wohl kaum fehl in der Annahme, daß bei den Herren ohnehin keine überwältigende Begeisterung dafür vorlag. Daher unterlasse ich es auch, irgendwelches Bedauern hinsichtlich des Resultats zu äußern.«

Hiermit stand Max Bernhardt auf. Und nacheinander erhoben sich auch die übrigen, die meisten erleichtert, weil sie so unerwartet schnell von diesem in ihren Augen totgeborenen Projekt befreit worden waren. Einige von ihnen waren allerdings dennoch unzufrieden mit diesem plötzlichen Abschluß. Besonders galt dies von Herrn Nørrehave, dem Pers Auftreten sehr imponiert hatte und der ihn nun mit seinen kleinen Schweinsaugen verfolgte, während Per nach einem hastigen und lässigen Gruß zum Zimmer hinausstürmte, gefolgt von Ivan.

Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, gebot Max Bernhardt erneut Schweigen und erklärte: »Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß ich den Freihafengedanken hiermit nicht aufgegeben habe. Ich kann den Herren bereits mitteilen, daß er in allernächster Zukunft auf einer anderen und, wie ich glaube, entschieden vernünftigeren Basis erneut aufgenommen wird. Wir sehen uns also bald wieder, meine Herren!«

Draußen auf »Skovbakken« ging Jakobe an diesem Vormittag in ziemlich gedrückter Stimmung umher. Die Erwartung, mit der sie in den vergangenen Tagen und Nächten die Stunden bis zu Pers Ankunft gezählt hatte, war zu stark gewesen, als daß nicht eine Erschlaffung hätte folgen müssen. Sie fühlte sich ein wenig enttäuscht, ja sogar mehr, als sie es sich selbst eingestehen wollte.

Sie konnte einfach nicht darüber hinwegkommen, daß er sich verändert hatte. Sein neuerdings beherrschtes, fast zugeknöpftes Wesen, über das sich die Eltern so gefreut hatten, befriedigte sie gar nicht. Es erinnerte sie auf beunruhigende Weise an den Ton seiner letzten Briefe aus Italien. Es war vielleicht nur eine besondere Art, die er sich zugelegt hatte, ein gewollt weltmännisches Gehabe; aber es kleidete ihn in ihren Augen nicht. Sie liebte ihn als den ungeschlachten Bären, der er war, als sie ihn kennenlernte, und der er noch gewesen war, als sie vor zwei Monaten im Laugenwald voneinander Abschied nahmen. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß ihr das Herz bis an den Hals schlug, wenn sie mit anderen zusammen waren, aus Angst, daß er irgendwie Anstoß und Ärgernis erregen könne. Und sie wünschte gar nicht, von diesem kleinen Martyrium befreit zu werden. Fast war es so, als fürchte sie, ihn weniger zu lieben, wenn er nicht mehr Gegenstand des Verkanntseins war.

Sie war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als Ivan mit der Hiobsbotschaft von der Zusammenkunft bei Max Bernhardt zurückkehrte. Sie befand sich gerade bei der Mutter im Gartensaal, da stürmte er mit der Aktentasche herein.

Im ersten Augenblick mußte sie über die Mitteilung lachen. Das Ereignis erschien ihr so spaßig als nachdrücklicher Protest gegen all das, was sie eben noch gedacht hatte; und Ivans weinerliche Miene und die Bestürzung der Mutter erfüllten sie mit augenblicklicher Befriedigung. Nun erkannte sie ihren groben Gesellen wieder! Es dauerte jedoch nicht lange, da wurde auch sie bedenklich. Ja, als sie sich erst besonnen hatte und besonders als sie aus Ivans Darstellung entnahm, wie unüberlegt und planlos Per gehandelt hatte, da ärgerte sie sich fast noch mehr als die anderen und fühlte sich beschämt. Sie dachte allerdings weit weniger daran, welche Folgen sich für ihn und dadurch auch für sie ergaben, obwohl die Aussicht, hinsichtlich ihrer Zukunft wieder ganz im ungewissen leben zu müssen, gerade bei ihrem jetzigen Zustand keinesfalls ermunternd auf sie wirkte – ihr Zorn galt vor allem der gedankenlosen Gleichgültigkeit, die er durch sein Auftreten für all das gezeigt hatte, was der Vater und Ivan für die Sache getan hatten.

Am Nachmittag meldete Per seine Ankunft durch ein Telegramm an. Sie ging ihm auf dem Bahnhofsweg durch den Wald entgegen, und schon von weitem rief er ihr lächelnd zu: »Du hast die Neuigkeit wohl schon gehört? ... Ich habe Christus nachgeahmt und die Krämerseelen zum Tempel hinausgetrieben!«

Dieser überspitzte Ausspruch verstimmte Jakobe noch mehr. Hätte er sie jetzt wenigstens in seine Arme geschlossen und sich gegen ihre Vorwürfe gewehrt, indem er ihr den Mund mit Küssen verschloß! Doch Per versuchte keine derartige Annäherung. Schon ehe sie zusammentrafen, hatte er die Mißbilligung in ihren Zügen gelesen.

Er war überzeugt gewesen, daß wenigstens *sie* ihn verstehen und die Bedeutung seiner Herausforderung an die Börsenjobber anerkennen würde. Sie hatte doch stets voller Unwillen über dergleichen gewissenlose Ausbeuter geredet und bedauert, daß ein Mann wie Max Bernhardt im öffentlichen Bewußtsein als Führer der neuen Zeit eine Rolle spielen durfte.

Aber in diesem Punkt war sie also, wenn es darauf ankam, nicht im mindesten besser als die anderen – dachte er voll Bitterkeit. Der Krämergeist steckte selbst in ihr und

lauerte ihrem Stolz auf, um ihn bei der ersten passenden Gelegenheit zu überlisten. Ja – wahrhaftig! Die Juden hatten auch ihre Spukgestalten!

Sie waren an den Waldrand gelangt. Jakobe, die müde geworden war, aber noch nicht nach Hause wollte, setzte sich auf eine Bank, die unter einem der Bäume stand. Obwohl sie ihn durch die Art, wie sie ihr Kleid zu sich heranzog, einlud, neben ihr Platz zu nehmen, wollte er sich nicht setzen. Die Fingerspitzen in die Westentaschen gesteckt, ging er vor ihr auf und ab, ganz und gar damit beschäftigt, ihr die Gründe für seine Handlungsweise zu erklären und sie zu verteidigen.

Jakobe lehnte sich schweigend gegen die Rücklehne der Bank, auf der ihr ausgestreckter Arm lag. Und während sie ihm mit wachsamem Ausdruck auf seinem Hinundhermarsch folgte, wunderte es sie von neuem, wie sehr er sich verändert hatte. Im forschenden Blick ihrer dunklen Augen sprang ein Funken Mißtrauen auf. Sollte in dieser merkwürdigen Haltung etwas liegen, das er ihr nicht gestanden hatte? Hatten seine gestrige Zurückhaltung und seine heutige Reizbarkeit die gleiche verborgene Ursache?

Sie strich sich mit der Hand über die umwölkte Stirn. Mit Gewalt wollte sie all diese häßlichen Gedanken verjagen. »Am meisten tut es mir fast um Ivan leid«, meinte sie und blickte weg. »In seinem Eifer für deine Sache war er wirklich rührend. Ich glaube nicht, daß er sich mehr angestrengt hätte, wenn es um seine eigene Zukunft gegangen wäre.«

Anfänglich wollte Per hierauf nicht antworten. Nach und nach ärgerte es ihn, ständig von Ivans Aufopferung hören zu müssen. »Ja, es ist natürlich schade. Es tut mir wirklich leid um deinen Bruder... aber da läßt sich nun mal nichts machen. Übrigens, Ivan hätte sich selbst sagen können, daß es keinen Zweck hat, mich mit solchen Leuten zusammenzubringen.«

»Du hattest sie doch akzeptiert.«

»Ich kannte sie ja nicht. – Und dann ihre plebejische Großmannssucht! Als erwiesen sie mir eine Gnade, daß sie bereit waren, sich durch meine Arbeit zu bereichern! Wenn das bei uns die Männer der neuen Zeit sind, dann sind wir vom Regen in die Traufe gekommen.«

»Was gedenkst du nun zu tun?« fragte Jakobe nach einem Schweigen.

»Ganz einfach – weitermachen, wie ich angefangen habe. Agitieren, schreiben, die Sturmglocke läuten, bis mich die Leute hören. Es muß doch in diesem Land auch noch andere geben, mit denen man reden kann, als gerade diese Börsenräuber. – Stell dir vor, sie hatten die Frechheit, zu verlangen, ich sollte den Zeitungsredaktionen Besuche abstatten. Was sagst du dazu? Bei diesen Presselümmeln von Dyhrings Kaliber antichambrieren zu sollen!«

»Na ja, Herrgott!«

Er blieb stehen und betrachtete sie mit unverhohlener Überraschung. »Das findet deinen Beifall, wie mir scheint.«

»Wenn es zum Nutzen des Unternehmens wäre – und das wäre es ja wohl –, warum solltest du es dann eigentlich nicht können?«

»Und das meinst du wirklich? Ich muß bekennen, du verblüffst mich heute.«

»Ich meine, wenn man wirklich die Absicht hat, sich Einfluß zu verschaffen, weil man ihn aus irgendeinem Grund benötigt, dann dürfte es die Klugheit gebieten, die Macht derjenigen anzuerkennen, die sie im Augenblick besitzen, ohne sich zu sehr in Grübeleien zu verlieren, wie sie eigentlich dazu gekommen sind.«

»Aha, du mußt schon entschuldigen, aber da habe ich eine andere Auffassung von dem, was man sich selbst schuldig ist. Ich sehe überhaupt nicht ein, wieso es weniger beschämend für einen Menschen ist, sich vor dem Goldenen Kalb zu demütigen als vor dem Kruzifix. Was ich heute erlebt habe, hat mich mit so viel Abscheu erfüllt gegen diesen ganzen Geschäftsschwindel, daß ich es bestimmt nicht so schnell verwinden kann.«

Jakobe antwortete darauf nicht. Es war ihr peinlich, daß sich Per dauernd bemühte, sich in dieser Sache zu rechtfertigen. Sie wünschte, er würde aufhören mit seinen Erklärungen, die in ihren Augen nur Ausflüchte waren, ein krampfhafter Versuch, sich selbst zu belügen.

Per redete immer weiter. Jakubes ständige uneingeschränkte Mißbilligung seiner Handlungsweise, ihr völliger Mangel an Verständnis für das, was ihn zu diesem Aufruhr getrieben hatte, endlich seine mangelhafte Fähigkeit, sich selbst und ihr den inneren Antrieb zu erklären, aus dem er gehandelt hatte – all das erregte ihn und machte ihn streitsüchtig.

»Es belustigt mich wirklich, wie du Max Bernhardt und seine Kumpane bewunderst. Das ist neu. Das ist doch wohl nicht extra für diese Gelegenheit erfunden worden?«

»Das letzte habe ich überhört, Per«, erwiderte Jakobe mit erkämpfter Ruhe, aber sehr ernst. »Übrigens wüßte ich nicht, daß ich irgendwelche Bewunderung gezeigt hätte – auch nicht für Max Bernhardt, wenn ich auch glaube, daß er ein gut Teil besser ist als sein Ruf. Zufällig weiß ich, daß er in aller Stille sehr viel Gutes tut und mehrere arme jüdische Familien hier in der Stadt unterstützt...«

»Wahrscheinlich als Buße für all das Unglück, das er über Hunderte von Familien im ganzen Land bringt. Er soll ja schon eine recht ansehnliche Anzahl ruiniertes Familien auf dem Gewissen haben.«

»Nun ja – er ist eben eine Kämpfernatur. »Krieg ist meine Devise«, soll er einmal erklärt haben. Er kennt keine Schonung und ist unversöhnlich, zumeilen bestimmt auch grausam. Daher hatte ich ja auch eine Zeitlang Bedenken wegen seines wachsenden Einflusses – darin hast du völlig recht. Aber vielleicht habe ich ihn nicht richtig verstanden und insgesamt die Bedeutung dieser Art Leute unterschätzt. Vielleicht brauchen wir gerade solchen Mann hierzulande, wo man anscheinend vergißt, wie ein wirklicher Willensmensch aussieht.«

»Also doch ein Ideal, ein Lehrmeister für uns alle!«

»Kann sein.«

»Mit wieviel Selbstmorden kann er sich denn bis jetzt brüsten?«

»Ach, das ist dummes Gerede.«

»Aber du mußt doch zugeben ...«



»Ja, na und? Mir scheint, gerade das Geschrei, das jedesmal erhoben wird, wenn er seine Macht benutzt, um einen Gegner unschädlich zu machen oder einen seiner Helfershelfer nach vorn zu bringen, beweist doch deutlicher als alles andere, wie schwer man hierzulande begreift, daß man auch die Mittel *wollen* muß, wenn man das Ziel *will*, und daß man nicht ständig darüber rechten soll – weder mit sich noch mit anderen.«

Per betrachtete sie einen Augenblick schweigend. Mit ihren Worten hatte sie ihn auf ganz andere Weise getroffen, als sie es beabsichtigt hatte oder ahnen konnte.

»Du bist ziemlich kühn«, entgegnete er, und es brannten ihm ein paar heftige Worte auf der Zunge. Er hatte Lust, ihr zu sagen, daß sie beide wahrscheinlich das letztmal miteinander gesprochen hätten, falls er die Lebensregel im Ernst befolgte, für die sie hier eintrat. Er begnügte sich jedoch damit, ihr zu versichern, daß er hinreichend Gelegenheit gehabt habe, Ziel und Mittel gegeneinander abzuwägen, und zwar bei wichtigeren Entscheidungen als dieser. Übrigens, er habe nichts Wesentliches gegen den Grundsatz selbst einzuwenden; es wundere ihn nur, daß sie sich dazu versteige, einen Schurken wie Max Bernhardt zu verteidigen, dessen Ziel von niedrigster Art sei: eitle Herrschsucht oder vielleicht schlecht und recht Geldgier, und der sich als ein ungewöhnlich bössartiger kleiner... Er wollte »Jude« sagen, besann sich jedoch und fügte »Börsendackel gezeigt habe« hinzu.

»Aber ich räume ein«, schloß er mit einem Achselzucken und wandte sich ab, »du hast die angeborenen Voraussetzungen dafür, einen Charakter wie den seinen zu würdigen, was mir persönlich abgeht.«

Jakobe warf ihm einen blitzschnellen Blick zu, dann sah sie weg und schwieg.

»Aber«, fuhr er fort, »ich finde, die ganze Sache ist all den Lärm nicht wert. Es kommt mir vor, als ob du sie viel zu wichtig nimmst. Du hast dir überhaupt eine etwas abgeschmackte Vorliebe für den Konthurn zugelegt.«

»Den Kothurn, Per ... den Kothurn!«

»Ach verschone mich bitte mit deiner Wichtigtuerei!«

»Aber du mußt doch wenigstens den Sprachgebrauch respektieren. Es geht nicht, daß du deine Reformwut auch auf die Wissenschaft ausdehnst.«

So ging es noch eine Weile weiter. Ein bitteres, verletzendes Wort jagte das andere – bis Jakobe plötzlich die Hand über die Augen legte und sich zwang, ruhig zu sein. Nein, nein, sie *wollte* ihm nicht mißtrauen. Sie wollte vor dem Eulengeschrei der Eifersucht ihre Ohren verstopfen. Sie wollte an keine Gefahr glauben.

Hastig stand sie auf, nahm Pers Kopf zwischen beide Hände und zwang ihn, ihr in die Augen zu sehen. »Per«, sagte sie, »meinst du nicht, daß wir uns alle beide ein wenig schämen sollten? – Jetzt küß mich, und dann vergessen wir alle häßlichen Worte, die wir gesagt haben. Meinetwegen kannst du mir die Schuld geben, wenn du nur wieder gut sein wolltest. Und dann versprechen wir uns, daß so etwas nie wieder zwischen uns vorkommt. Nicht wahr? Das versprechen wir uns!«

Per war schnell besänftigt. In diesen Tagen widerstand er schwer einem liebevollen Wort.

»Du hast recht... es war dumm. Aber ich war so überzeugt, daß zumindest *du* meine Handlungsweise billigen würdest. Und. ich spüre, ich werde von nun an mehr als je zuvor das Bedürfnis haben, Verständnis und Halt bei dir zu finden.«

»Daran soll es dir auch nie fehlen, Per!« sagte sie.

Und sie besiegelten die Versöhnung mit einem langen Kuß.

Trotzdem herrschte an diesem Tag auf »Skovbakken« keine angenehme Stimmung beim Mittagessen. Philip Salomon, der schon in der Stadt gehört hatte, was geschehen war, sprach kein Wort. Es hätte überhaupt niemand gesprochen, wenn nicht die kleinen Kinder dagewesen wären, die mit ihrem unbefangenen Geplauder die Spannung zwischen den anderen ein wenig gelockert hätten.

Per saß wie in einer Rüstung, seine Miene war kampfbereit. Nach der Art und Weise, wie Ivan und Jakobe die Sache aufgefaßt hatten, war er darauf vorbereitet, daß die Schwiegereltern eine Erklärung von ihm verlangten, ja vielleicht sogar eine Art Recht ihm gegenüber geltend machen würden, weil er zur Zeit von ihrer Unterstützung lebte.

Bei dieser Gelegenheit sollte er indessen keine Möglichkeit zu einer Selbstverteidigung haben. Philip Salomon, der ein für allemal zu Per und seinen Zukunftsplänen Stellung genommen hatte, überwand glücklich die Versuchung, die er unleugbar verspürte, ihm eine Lektion zu erteilen über das, was man in der Geschäftswelt als erlaubt ansah. Auch die Schwiegermutter deutete mit keinem Wort auf das Vorgefallene hin.

Nach Tisch begaben sich Jakobe und Per in den Garten hinunter. Sie gingen Arm in Arm, aber trotz der Versöhnung im Wald wollte die alte Vertrautheit nicht wieder zurückkehren. Aus Furcht, unbeabsichtigt etwas zu sagen, was den Streit von vorhin wieder entfachen könnte, verbargen sie ihre Gedanken voreinander und unterhielten sich über gleichgültige Dinge. Daher konnte sich Jakobe auch jetzt nicht entschließen, mit ihm über die Bekanntgabe ihrer Verlobung zu sprechen, geschweige denn, ihm ihre Vermutung anzuvertrauen. Und Per konnte sich nicht überwinden, ihr von der Übersiedelung seiner Familie nach Kopenhagen zu erzählen, die ihn trotz der großen Ereignisse des Vormittags unausgesetzt beschäftigte.

Außerdem war er voll Unruhe, daß Nanny hier draußen auftauchen könne. Bei Tisch war die Rede davon gewesen, daß sie wegen der festlichen Gesellschaft am nächsten Tag schon abends herkommen und hier übernachten wolle. Die ganze Zeit über lauschte er daher zur Villa hinüber, während er zugleich achtgeben mußte, daß Jakobe seine Zerstreutheit nicht bemerkte.

Schließlich setzten sie sich auf die Bank am Strand, wo sie Schutz fanden vor dem starken Wind. Ungefähr zur gleichen Stunde hatten sie sich auch am vorangegangenen Abend hier aufgehalten. Doch heute lag über der Natur eine ganz andere Stimmung. Bis weit hinauf nach Norden waren die beiden Küstenlinien scharf abgezeichnet. Die Insel Hveen trat so deutlich hervor, daß man erkennen konnte, wie sich die Wellen an der sonnenhellen Uferböschung brachen. Der Wind kam von Westen. Entlang der seeländischen Küste war die Meeresfläche fast ruhig, ja an einzelnen Stellen, wo das Land gleich hinter dem Strand anstieg, lag sie spiegelblank da, so daß sich die

Badebrücken und Villengärten darin abzeichneten. Draußen auf dem Sund hingegen türmten sich die Wellen schwarzblau mit weißen Schaumköpfen. Ein paar Boote schaukelten da mit halb gerefften Segeln, während ein grügestrichener Frachtdampfer langsam durch das Fahrwasser glitt und die Boote mit seiner heiseren Dampfpeife warnte. Der schwarze Kohlenrauch, der über ihm hängenblieb wie eine Wolke, fing die Strahlen der sinkenden Sonne auf und zog einen langen dunklen Schatten über das Wasser.

Bei diesem klaren Meeresbild mußte Per unwillkürlich an Fritjof denken. In Gedanken versetzte er sich nach Berlin zurück, zu den lustigen Abenden mit dem tollen Maler und seinen verrückten Kunstbrüdern in der gemütlichen Stammkneipe in der Leipziger Straße.

Eigentlich wußte er selbst nicht, was ihn bei diesen Menschen so angezogen hatte, daß er in einem Augenblick wie dem jetzigen förmlich Sehnsucht nach ihrer Gesellschaft bekam. Er hielt Fritjof in gewisser Weise für einen Narren. Ihm fehlte auch völlig das Verständnis für seine große und ergreifende Kunst. Es hatte ihm deshalb keinesfalls geschmeichelt, als seine Freunde dort eine bestimmte Ähnlichkeit zwischen ihnen zu finden meinten, ja ihn sogar für einen nahen Verwandten Fritjofs gehalten hatten.

Unklar fühlte er, daß es eigentlich Fritjofs berüchtigte »Haltlosigkeit« war, die ihn anzog. In der launenhaften Willkür seiner Ansichten und Handlungen lag etwas, was eine verführerische Wirkung auf ihn hatte und im Gegensatz stand zu der starren Einseitigkeit und unbeeinflußbaren Enge der Lebensauffassung Jakobes und der ganzen Salomonschen Familie. Während man auf »Skovbakken« Gedanken und Urteile bereits im voraus in einer festen abgeklärten Form bereit hatte, die in gewisser Weise den hellen stilvollen, für Per jedoch ungemütlich kühlen Zimmern des Hauses entsprachen, verfocht Fritjof jeden Tag eine neue Anschauung über dieselbe Sache, und stets mit tiefer Überzeugung und unverminderter Leidenschaft. Während sich die Familie Salomon trotz einer gewissen Vorliebe für Extravaganzen stets auf derselben Seite des Lebens bewegte, nämlich auf der, die sich vernunftmäßig erfassen ließ, hatte Fritjofs unsteter Geist offenbar bereits mehrfach das Dasein umsegelt und auf der Tag- wie auf der Nachtseite Schiffbruch erlitten, um schließlich das Glück in der Ruhelosigkeit selbst zu finden.

Per fing zuletzt an, über ihn zu reden, und Jakobe erwähnte darauf, sie habe ihn vor ein paar Tagen in der Østergade gesehen.

»Dann ist er also hier in der Stadt!« sagte Per lebhaft interessiert. »Letzten Herbst sprach er noch davon, er wolle nach Spanien, um sich dort niederzulassen. Er hasse Dänemark – ›das neue Judenland‹, wie er es nannte.«

»Sicherlich hat er unterdessen in alle Länder der Erde reisen und sich in allen Städten der Welt niederlassen wollen. – Er kommt aber trotzdem nur selten weiter als eine Tagereise von Kopenhagen. Du weißt vielleicht nicht einmal, daß er zur Zeit wieder begeisterter Fortschrittsanhänger ist, ja revolutionäre Reden hält.«

»Wirklich?«

»Seit die Deutschen soviel Staat mit ihm gemacht haben, ist er hier wieder in Mode gekommen. Mit seinem Antisemitismus ist es auch gänzlich vorbei. Markus Levi hat

nämlich vor kurzem eine ganze Reihe Bilder für seine Sammlung gekauft, ich glaube, für zwanzigtausend Kronen. Seitdem soll Fritjof die jüdische Unternehmungslust und die Segnungen der modernen Großindustrie gar nicht genug loben können.«

Per lachte laut. »Ja, das sieht ihm ähnlich! – Ich traf ihn im Herbst in Berlin, und ich habe ihn trotz seiner bravourösen Reden schätzensgelernt. Doch es ist ziemlich schwierig, herauszufinden, wo der eigentliche Mensch bei ihm anfängt und der Komödiant, der Schwätzer, der Spekulant und Angeber aufhört. Es ist, als vereinigten sich in ihm ein Dutzend Personen, die jede für sich eine Art Eigenleben führt. Aber das trifft vielleicht mehr oder weniger auf alle Menschen zu ... jedenfalls auf uns Nordländer.«

Jakobe wollte hierauf nicht antworten. Schon als sich Per noch in Berlin aufhielt, war sie recht unangenehm berührt gewesen von seiner offenkundigen Schwärmerei für Fritjof, der in ihren Augen ein Narr und Lump war, ein tragischer Falstaff, dem die verschwenderische Natur in menschenverhöhrender Laune künstlerisches Genie eingeblasen hatte. Sie erkannte seine überragenden Fähigkeiten und seine einzigartige Virtuosität an, aber sie wollte Talent nicht als Entschuldigung gelten lassen für Mangel an Persönlichkeit. Sie vertrat im Gegenteil die Meinung, daß Begabungen verpflichten, und sie sah in der Nachsicht, mit der man allgemein über Fritjofs geringen menschlichen Wert sprach, eine Verhöhnung wirklicher Größe und eine Erniedrigung der Kunst.

Ebenso wie am Vortag verabschiedete sich Per zeitig. Er fühlte sich müde, und daher versuchte Jakobe nicht, ihn zurückzuhalten. Nanny hatte sich bisher nicht blicken lassen. Zwar konnte sie noch mit dem letzten Zug kommen; doch gerade deswegen brach Per auf.

Spätabends kam er in der Stadt an. Der Halmtorv lag noch in schwachem Dämmerlicht, in den Straßen war es bereits dunkel. An der einen Seite des Marktplatzes war in einem der neuerrichteten, unpassend wirkenden Prachtgebäude eine lange Reihe von Caféfensern hell erleuchtet. An der anderen hob sich die alte Wallwindmühle gespenstisch gegen den fahlen Himmel ab. Vom Markt aus gesehen glich sie einer großen dicken Hexe, die mit ausgestreckten Armen Verwünschungen auf die moderne Stadt herabschleuderte.

Per kehrte nicht sofort nach Hause zurück. So müde er war, folgte er einer Eingebung, die den ganzen Tag über bei all seinen wechselnden Gedanken und Stimmungen auf diesen Augenblick gewartet hatte, um ihn zu überrumpeln. Langsam, halb widerstrebend, schritt er nach Vesterbro hinaus, das sich mit seinem gewöhnlichen lauten Abendverkehr zwischen den Laternenreihen erstreckte.

An der Bagerstræde bog er von der Stadt ab und in die stille Gegend am Gammel Kongevej ein. Bald stand er an der Ecke der Straße, in der seine Mutter wohnte. Um nicht erkannt zu werden, falls er jemanden von der Familie treffen sollte, hatte er den Mantelkragen hochgeschlagen und den Hut in die Stirn gedrückt. Vorläufig war allerdings kein Mensch zu sehen. Zuerst ging er auf der Straßenseite, an der das Haus liegen mußte. Als er es gefunden hatte, überquerte er den Damm und stellte sich auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig in den Schatten.

Hier stand er nun und schaute empor zu dem unauffälligen, dürrtigen vierstöckigen Gebäude mit den winzigen Drei- bis Vierzimmerwohnungen. Seine Augen hatten sofort die Fenster im zweiten Stock links von der Haustür gesucht; doch hier waren die Scheiben der Fenster weiß gekalkt. Er mußte sich demnach geirrt haben. Diese Wohnung war offensichtlich unbewohnt oder wurde renoviert. Da fiel ihm ein, daß nach der Anordnung der Treppen im Haus die Wohnung »links« – wie es in der Annonce der Schwester geheißen hatte – natürlich rechts vom Eingang liegen mußte, wenn man das Haus von der Straße her betrachtete.

Dorthin richtete er jetzt seine Blicke und gewahrte hinter einem der Fenster einen schwachen Lichtschein. Im Nebenzimmer war das Rouleau nicht heruntergelassen, und an einer Stelle der Decke konnte er einen schwachen Lichtstreifen sehen, der offensichtlich dadurch entstand, daß die Tür zum erleuchteten Nebenzimmer nur angelehnt war. Doch vergeblich bemühte er sich, drinnen etwas zu erkennen. Er konnte es einfach nicht glauben, daß seine Mutter wirklich in diesem wildfremden Haus wohnte.

Da erblickte er einen kleinen Gegenstand, der zwischen den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett stand – und im selben Augenblick strömte ihm das Blut gewaltsam zum Herzen. Er hatte die kleine rote Holzschale seiner Mutter wiedererkannt, in der Garnknäule aufbewahrt wurden. Er erinnerte sich an sie aus seiner frühesten Kindheit. Damals war sie ihm wie ein tiefer Brunnen vorgekommen.

Einen Augenblick später glitt ein Schatten hinter dem Rouleau vorbei.

Vielleicht war das Mutter, dachte er, und ihn fröstelte plötzlich in der Nachtkühle.

Nach einigen Minuten erschien der Schatten noch einmal, aber so flüchtig und undeutlich, daß er nicht unterscheiden konnte, ob es der Schatten eines Mannes oder einer Frau war. Im selben Augenblick hörte man die lauten Stimmen einer Gesellschaft, die sich vom unteren Ende der Straße näherte. Da entfernte sich Per.

Langsam ging er zurück zur Stadt, auf demselben Weg, auf dem er gekommen war. Als er sich dem Hotel näherte, empfand er trotz seiner bleiernen Müdigkeit so viel Unlust, ja beinahe Angst, in das einsame fremde Zimmer hinaufzugehen, daß er in der Haustür kehrtmachte und zu dem Café auf der anderen Seite des Marktplatzes schlenderte. Dort setzte er sich bei einem Glas Bier in eine Ecke und versuchte sich ein wenig zu besinnen.

Erst hier, als er sich endgültig Rechenschaft ablegte über die Ereignisse des Tages und sich die Frage nach der nächsten Zukunft nicht länger mit einer Redensart abfertigen ließ, wurde ihm völlig bewußt, welche großen Schwierigkeiten er sich bereitet hatte. Nun stand er wieder auf nacktem Boden, spürte um sich wieder einen riesigen leeren drohenden Raum und erblickte nirgends eine Zuflucht. Ja, doch – eine gab es: Oberst Bjerregrav. Ja, und notfalls war da noch eine zweite: die verrückte Baronin.

Das heißt mit anderen Worten, er mußte wie Dyhring und so viele andere seine Selbständigkeit opfern, sein eigenes Ich kastrieren und sich in einen Eunuchen der Öffentlichkeit verwandeln, oder er mußte von Max Bernhardt lernen, sich mit Umsicht ein Opfer wählen und es kaltblütig ausplündern. Jakobe hatte auch in dieser Beziehung recht gehabt. Es gab wohl keinen anderen Ausweg. »Man muß auch die Mittel wollen, wenn man das Ziel will.«

Nein – notgedrungen mußte er sich eingestehen: In ihm steckte nicht das Zeug zu einem Weltoberer, wie er geglaubt hatte. Er konnte sich nicht überwinden, das zu zahlen, was das große Glück kostete. Oder besser: Es erging ihm mit dem Ruhm und dem Machtrausch, wie es ihm zuvor mit anderen laut besungenen Verlockungen des Lebens ergangen war, sie verloren, aus der Nähe besehen, ihren Reiz für ihn. Er fand den Preis, der dafür gefordert wurde, zu lächerlich hoch.

Er mußte in diesem Zusammenhang an jemand denken ... an den verstorbenen Neergaard. Was hatte er doch während jener Nacht in seiner prophetischen Rede gesagt?

Im selben Augenblick wurde die Glastür, die zum Marktplatz führte, aufgerissen. Und herein trat eine zwei Meter große graubärtige Gestalt in hellem Mantel, einen Stock wie ein Schlachtschwert über die Schulter gelegt – Fritjof!

In seiner freudigen Überraschung hätte Per fast seinen Namen laut gerufen. Als er jedoch aufstehen und sich zu erkennen geben wollte, bekam er plötzlich Bedenken, und er blieb sitzen. Er nahm sogar eine Zeitung und verbarg sich dahinter, während Fritjof an ihm vorüberschritt und ins Nebenzimmer ging.

Eine gewisse Scham veranlaßte ihn, sich zu verbergen. Ihm wurde gänzlich klar, daß er es nicht ertragen würde, wenn er hier in der Stadt blieb, wo er überall solchen peinlichen Begegnungen ausgesetzt war. Mit Schrecken dachte er an die große Festlichkeit, die am nächsten Tag auf »Skovbakken« stattfinden sollte und zu der fast der ganze Bekanntenkreis der Familie Salomon geladen war. Das tägliche Zusammensein mit den Schwiegereltern war unter den gegebenen Umständen auch nicht gerade ermunternd für ihn. Und in Wirklichkeit hatte er hier ja gar nichts mehr zu tun. Er war entschlossen, die Agitation wieder aufzunehmen, mochte sie nun in einer neuen Streitschrift oder in einer Reihe von Zeitungsartikeln bestehen. Aber das konnte er genausogut, ja vielleicht am allerbesten vom Ausland aus tun. Und dann war da noch die Geschichte mit Nanny ... und das andere ... das Unvorhergesehene, daß die Mutter gerade jetzt in die Stadt gekommen war.

Ja, er mußte wieder wegreisen. Am liebsten so bald wie möglich. Schon am nächsten Tag wollte er mit Jakobe darüber reden. Im übrigen war es ohnehin seine Absicht gewesen, sich hier nur vorübergehend aufzuhalten.

Er trank sein Glas aus und ging.

Als er aus dem lauten hell erleuchteten Café auf den großen öden Platz trat, fiel sein Blick auf die alte Wallmühle. Ohne es zu wissen, blieb er einen Augenblick mitten auf dem Markt stehen, unwillkürlich gefesselt von der melancholischen Stimmung, die über diesem gespenstischen Überbleibsel der Vergangenheit ruhte.

Dann ging er langsam in sein Hotel.

## Siebzehntes Kapitel

Es geschah nicht oft, daß Philip Salomon zu einer Gesellschaft einlud; doch wenn es vorkam, dann stets in großem Stil. Ivan – der von der Familie eingesetzte Zeremonienmeister – entwarf bei solchen Anlässen lange vorher ein Festprogramm, das er den Eltern zur Billigung vorlegte. Stets sorgte er für eine Überraschung, auf die er – wie er sagte – »den Erfolg gründen« konnte. Mitunter war es ein besonders prachtvoller Blumenschmuck in den Zimmern, oder es war ein origineller Einfall zum Nachtsch – oder zum Kotillon, falls es sich um einen Ball handelte.

Diesmal hatte er sich ganz besondere Mühe gegeben. In der Hoffnung, daß das Fest – außer zu Ehren des heimgekehrten jungen Paares – auch eine Einweihungsfeier für Pers bedeutendes Werk wurde, hatte er vorgeschlagen, den Garten zu illuminieren und ein Feuerwerk zu veranstalten. Aber dem hatte sich Philip Salomon ganz entschieden widersetzt. Allerdings war Ivan zugestanden worden, ein paar bunte Lampions in den Bäumen zum Wasser hin aufzuhängen, was nach seiner Meinung von überwältigender Wirkung sein würde. Außerdem hielt er eine besondere Überraschung in Bereitschaft. Er nannte sie den »Clou« des Festes.

Noch ehe die Ausschmückung der Räume ganz fertig war und während sich die Familienmitglieder in den Schlafzimmern umkleideten, traf Per ein. Er hatte vergessen zu fragen, zu welcher Uhrzeit man eigentlich geladen hatte, und hatte nun das Pech, eine Stunde zu früh gekommen zu sein.

Von vornherein war er schlechtester Laune. Bei seiner Rückkunft letzte Nacht hatte er eine stattliche Rolle mit Papieren auf seinem Tisch vorgefunden. Max Bernhardt hatte ihm die Zeichnungen und Kostenvoranschläge zurückgesandt, die er seinerzeit von Ivan erhalten hatte. Trotz seiner Müdigkeit und der vorgerückten Stunde hatte Per mit ein wenig scheuer Neugier die Rolle geöffnet und sich darangemacht, die vielen im Laufe der Jahre schon recht vergilbten Blätter zu betrachten, die er so lange nicht in den Händen gehalten hatte. Und es dauerte nicht lange, da nahmen sie ihn ganz gefangen. Das Werk, das ihn in den letzten Jahren in seinen skizzenhaften Umrissen im wesentlichen als Idee beschäftigt hatte, sah er nun in völlig neuem Licht durch all diese halbvergessenen Detailpläne sorgfältig ausgeführter Schleusen, Brückenköpfe und Faschinendämme, durch all die mühsam errechneten Zahlenreihen und labyrinthischen Diagramme – der nüchterne Niederschlag seiner himmelstürmenden Jugendträume.

Die Bewegung, die ihn dabei ergriff, war in erster Linie ein feierliches Staunen gewesen. Er imponierte sich selbst. Welche Fruchtbarkeit! Welche Kraftentfaltung!... Mit jedem neuen Blatt, das er aus der Rolle zog, wuchs seine Selbstbewunderung, aber auch ein beklemmendes Gefühl des Rückschritts.

Die letzte Zeichnung vor sich, blieb er sitzen und versank in düsteres Grübeln. Im Geiste sah er sein kleines Hinterstübchen von Nyboder, die kahle Arbeitszelle seiner Jugendjahre, wo er fröhlich pfeifend vor seinem Zeichenbrett gestanden hatte, obgleich er oft kaum Geld für Brot besaß. – Und in ihm erwachte eine Art Heimweh nach jenen Armutsjahren mit ihrem unbezwingbaren Lebensmut, als die Koblode seines Gewissens noch nicht des Nachts einrissen, was er tagsüber an seinem Glücksschloß aufgebaut

hatte, als alle Mißerfolge nur ein erneuter Ansporn waren, weil sie das trotzige Behagen vergrößerten, sich verkannt und benachteiligt zu wissen – nach jener Zeit, als er trotz Hunger, Schulden und geflickter Hosen jeden Tag wie ein König einschlief und wie ein Gott erwachte.

Am Morgen hatte er die Zeichnungen wieder vorgeholt. Doch die Bewunderung, die er zu Anfang empfunden hatte, verlor sich zum Teil bei genauerer Prüfung. Durch die tieferen Einsichten, die er auf der Reise gewonnen hatte, fiel es ihm nicht schwer, angreifbare Punkte, ja geradezu unmögliche Dinge darin zu entdecken. Und diese Erkenntnis machte ihn nach und nach nervös. Sein Selbstvertrauen, das in jüngster Zeit so viele heftige Stöße bekommen hatte, wurde hier allen Ernstes erschüttert. Den ganzen Tag über hatte er zu Hause gesessen, um in sich steigerndem fieberhaftem Eifer zu ändern und zu verbessern. Endlich konnte nichts mehr seiner Kritik standhalten, und trotz aller Anstrengungen gelang es ihm nicht, auch nur auf eine einzige wirklich gute Idee zu kommen. Das ameisenfleißige Gewimmel seiner Gedanken und das Kribbeln in den Fingerspitzen, das er früher stets empfand, wenn er über seinen Papieren saß, blieb gänzlich aus. Zum ersten Mal überfiel ihn ein echtes Gefühl der Ohnmacht und ließ ihn ein Grauen spüren, das an das des Todes erinnerte.

Hier schritt er nun mit düsterer Miene ungeduldig auf der Terrasse vor dem Gartensaal auf und ab. Er sah im übrigen wirklich stattlich aus. Er trug einen modernen Gesellschaftsanzug mit weißer Atlasweste und gestickter Hemdbluse, an der ein Paar Diamantknöpfe, ein Geschenk von Jakobe, funkelten. Das mit der Maschine geschnittene Haar, das seinen Kopf wie dunkler Samt bedeckte, war nach einer neuen europäischen Mode hinten über dem Hals ausrasiert, um die Nackenmuskeln hervorzuheben. Sein kleiner Schnurrbart war nach Art der Offiziere aufwärts gedreht, und der Kinnbart, der auf seiner Auslandsreise immer kleiner geworden war, bestand jetzt nur noch aus einem Tupfen unter der Unterlippe.

Plötzlich hörte er eine Seidenschleppe im Gartensaal rauschen. Als er sich umdrehte, stand Nanny vornübergebeugt in der Türöffnung und schaute sich suchend um.

Sie wußte sehr genau, daß er gekommen war. Oben von ihrem Zimmer aus hatte sie ihn durch das Gartentor fahren sehen. Sie hatte sich mit dem Ankleiden beeilt, um noch vor den anderen unten sein zu können.

Nur flüchtig zeigte sie sich in der Tür, nickte ihm scheinbar zerstreut zu und zog sich sogleich wieder zurück, als suche sie etwas.

Per blieb stehen und schaute ihr nach. Den ganzen Tag über war sie seinen Gedanken so unendlich fern gewesen. Nach einigem Zögern folgte er ihr. »Suchen Sie etwas? Darf ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Oh, danke, es ist nichts«, wehrte sie ab, gab sich indessen immer noch den Anschein, als suche sie. »Ich habe bloß meinen Handschuhknöpfe verlegt. Aber das ist völlig gleichgültig. Ich war bei Jakobe und habe ihnen geliehen. – Anscheinend sind wir zu früh erschienen«, fügte sie nach einer Pause hinzu.

»Ja, ich bin fast eine ganze Stunde hier.«

»Oh – Sie Ärmster!« entgegnete sie und sandte ihm einen mitfühlenden Blick über die nackte Schulter zu.



Per stand wieder einen Augenblick unschlüssig da. Dann trat er entschlossen auf sie zu, verbeugte sich und sagte, indem er ihr mit gespielter Höflichkeit den Arm bot: »Ja, da die Gesellschaft nun begonnen hat, dürfte ich vielleicht um die Ehre bitten ...«

Sie sah hastig und scheu zu ihm auf, als fürchte sie, in seinen Worten könne eine versteckte Anspielung liegen. Dann öffnete sie mit müder Resignation ihren Fächer, als seien ihr alle Bedenken zuwider, nahm seinen Arm und sagte mit abgewandtem Gesicht: »Sie haben recht! Tun wir so, als amüsierten wir uns ...«

»Ich finde, gnädige Frau sind heute nicht in der richtigen Stimmung«, sagte er, als sie in das Nebenzimmer, ein weißlackiertes und vergoldetes Kabinett im Rokokostil, eingetreten waren. »Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?«

»Nicht das geringste! Ich wünschte nur, dieser abscheuliche Tag wäre erst zu Ende.«

»Und warum?«

»Ich hasse Gesellschaften.«

»Soso. Das überrascht mich eigentlich. Ist *das* nicht etwas ganz Neues bei Ihnen?«

»Kann wohl sein. Aber ich bin ja jetzt auch eine andere. Man ist ›Madame‹ geworden. Ehe man sich's versieht, ist man schon Großmutter.«

»Ja, wissen Sie, diese letzte Würde erreicht man allerdings nicht ohne gewisse vorangegangene Formalitäten. – Aber wollen wir uns nicht setzen?« Per blieb vor einem kleinen, mit Seide bezogenen Sofa stehen und machte eine einladende Handbewegung. »Oder fürchten Sie, Ihr Kleid könnte zerknittert sein, ehe die Gäste kommen?« fügte er hinzu, als sie zögerte, Platz zu nehmen.

Sie verwirrte ihn abermals, indem sie zu ihm aufsaß, als ahne sie einen versteckten dreisten Sinn in seiner Bemerkung. Ohne zu antworten, breitete sie darauf ihr Kleid fächerförmig nach der Seite hin aus und nahm in der Sofaecke Platz.

»Können Sie verstehen«, begann er, als er sich neben ihr niedergelassen hatte, »können Sie es im Ernst begreifen, daß wir uns erst vor acht Tagen in Rom getrennt haben?«

»O ja – warum denn nicht?«

»Haben Sie nicht das Gefühl, als sei eine kleine Ewigkeit vergangen, seit wir an jenem Vormittag voneinander Abschied nahmen ... Sie erinnern sich ... auf dem Bahnhof?«

Eine Weile starrte Nanny verständnislos in die Luft. Dann schüttelte sie entschieden den Kopf. »Nein, daran habe ich nicht gedacht.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. – Es war übrigens scheußlich in Rom, nicht?«

»Finden Sie? ... Man merkte es Ihnen allerdings nicht an, als Sie da waren.«

»Nicht? Das kann schon sein.«

»Sie sind, mit anderen Worten, froh, daß Sie wieder zu Hause sind?«

»Froh?« – Nanny wandte sich mit mattem, resignierendem Achselzucken ab. – »Ich meine, es ist überall scheußlich. Und am allerschlimmsten hier zu Hause.«

Per mußte lachen. »Hören Sie, heute sind Sie wirklich schlecht aufgelegt. Wer in aller Welt hat bloß ...?«

»Was ich noch sagen wollte«, unterbrach sie ihn mit erkünstelter Nervosität, »Ihnen scheint ja Rom über die Maßen gefallen zu haben. Sie waren wahrhaftig ganz begeistert davon.«

»In gewisser Weise – ja. Doch wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so hat die Stadt ungemein an Interesse verloren, als Sie – und Ihr Gatte natürlich – abgereist waren. Ich brach ja auch schon ein paar Tage später auf.«

Nach diesen Worten saß Nanny einen Augenblick schweigend da und schaute auf ihren Fächer, wobei sie mit großer Kunst ein schwermütiges Lächeln auf ihre Lippen zauberte. Dann hob sie langsam ihre schönen Augen zu ihm empor, mit einem jener weichen sprechenden Blicke, die auf ihn wirkten wie eine geheime Liebkosung.

Per überfiel allen Ernstes Unruhe. Wieder war er ganz bezaubert von ihr. Sie hatte sich auch aufs äußerste angestrengt, ihre Schönheit an diesem Tag voll zur Geltung zu bringen. Sie trug ihre Lieblingsfarbe, ein strahlendes Goldgelb, das zu ihrem orientalischen Teint und dem schwarzen Haar vorzüglich paßte; und nach Art der Japanerinnen hatte sie ihr Haar hinten straff aus dem Nacken gekämmt und es auf dem Scheitel mit einem hohen Schildpattkamm befestigt. An ihrem nackten Busen wiegten sich zwei große dunkelrote Rosen.

Per mußte sich förmlich zwingen, nicht zudringlich zu werden. Nanny merkte das und war auf der Hut, auch sich selbst gegenüber. Sie spürte sehr gut, daß das Spiel für sie sehr gewagt war. Doch das beunruhigte sie nicht mehr – es erhöhte lediglich den Reiz der Spannung. Sie glaubte auch nicht, daß vorläufig eine drohende Gefahr bestand. Wenn es auch sekundenlang siedendheiß in ihr aufwallte vor Lust, die Arme um seinen Hals zu schlingen und seinen roten Mund zu küssen, so fiel es ihr natürlich nicht ein, dies zu tun. Dazu war ihr das Gefühl der Überlegenheit noch immer viel zu lieb. Überhaupt lag ihr der Gedanke fern, Dyhring ernstlich untreu zu werden. Zwar war sie mitunter rasend wütend auf ihn wegen seiner gespielten oder wirklichen Gleichgültigkeit und hatte auch gelegentlich keine Angst, ihm das vorzuhalten. Aber sie war viel zu stolz auf ihn, um sich der Gefahr auszusetzen, von ihm verstoßen zu werden. Täglich erfüllte es sie mit Glück, wenn sie erlebte, wie die ganze Stadt, von den Ministern bis zu den Damen der Amüsierlokale, um seine Gunst buhlten. Und sie schmiedete schon die hochfliegendsten Pläne, was sie als Gattin eines solchen Mannes erreichen könnte.

Ganz ohne Absicht war ihr fortgesetztes Spiel mit Per dennoch nicht. Sie konnte sogar behaupten, daß sie einen erklärbaren, vernünftigen Grund dazu hatte. Aus ähnlichen Fällen, da ein Mann größere Macht über sie gewonnen hatte, als ihr lieb war, wußte sie, daß ihre Verliebtheit sofort ein Ende hatte, wenn es ihr gelang, ihn bis an den gefährlichen Abgrund zu locken und zu beobachten, wie ihn hier der Schwindel erfaßte. Ihre eigene Lust war damit voll befriedigt, und sie konnte ihn in aller Gemütsruhe fallen sehen.

Nun wurden sie von der Haushälterin und einem Dienstmädchen gestört, die etwas im Kabinett zu ordnen hatten. Per war wieder etwas von ihr abgerückt, und sie sprachen eine Zeitlang über gleichgültige Dinge.

Die Dienstboten waren noch zugegen, als Nanny plötzlich ausrief: »Aber wo bleibt bloß Jakobe? Bestimmt weiß sie jetzt, daß Sie da sind. Sie war doch fast fertig, als ich vorhin bei ihr war.«

Per antwortete nicht hierauf. Er wollte sich gar nicht erst auf dieses Thema einlassen.

Aber Nanny fuhr fort: »Sie werden sich übrigens über ihren Anblick freuen. Ihr neues Kleid steht ihr großartig. – Haben Sie es vielleicht selbst für sie ausgewählt?«

»Ich? ... Nein!« murmelte Per unwillig.

»Nein, es ist ja wahr! Jakobe muß es längst bestellt haben, bevor Sie kamen. Aber dann hat sie es sicher nach Ihrem Geschmack gewählt. Hat sie nicht davon gesprochen?«

»Nei-n ... jedenfalls erinnere ich mich nicht.«

»Dann soll es wohl eine Überraschung sein.«

Per antwortete wieder nicht. Er war auf einmal ganz geistesabwesend, und gedankenversunken starrte er sie mit Blicken an, die um so beredter waren. Was noch an altem Aufruhrgest und Freibeuterlust in ihm war, regte sich unter dem Eindruck der Pracht ihres Körpers. Auch seine schlechte Laune, die Unzufriedenheit mit sich, über die er sich hinwegtäuschen wollte, reizten ihn, sich in ein neues gewagtes Spiel zu stürzen. Er fühlte sich zu ihr hingezogen wie zu einem Betäubungsmittel, das er brauchte, um das innere Gleichgewicht wiederzufinden. Und er fühlte, daß gerade sie ihm den starken heißen Trank des Selbstvergessens einschenken konnte, wie er ihn jetzt nötig hatte. Jede Rücksicht auf Jakobe mußte hier weichen. Sie selbst hatte ihm die Anweisung gegeben: Wollte man das Ziel, mußte man auch die Mittel wollen.

Nach dem Weggang der Dienstboten hatte er sich Nanny erneut genähert. Er begann abermals von Rom zu reden und von ihrem Abschied dort. Dabei legte er vertraulich eine Hand auf die Sofalehne hinter ihr. Doch nun ging es ihr wie an jenem Tag auf der Fahrt über den Janiculus: Die unerwartete kühne Annäherung machte sie unsicher, und sie rückte unruhig auf dem Sofa hin und her.

Nun lag auch etwas in seinem Blick, was die Erinnerung an einen Traum weckte, den sie eines Nachts auf der Rückreise von Italien hatte, an einen jener seltsamen, unheimlichen, wollüstigen Träume, aus denen sie stets mit furchtbaren Kopfschmerzen erwachte. Einige Tage zuvor hatte sie den zoologischen Garten besucht und war dort von einem großen gelbgeflamnten Tiger sehr beeindruckt worden. Dieser Tiger kroch über den Fußboden in ihr Bett, spielte mit ihr und streichelte sie lüstern mit seinem weichen Fell. Zuletzt legte er sich mit seinem ganzen Gewicht auf ihre Brust; und plötzlich erkannte sie in den Augen des Tieres Pers bohrenden Blick.

»Erinnern Sie sich: Eine Rose fiel aus Ihrem Strauß, als der Zug abfuhr«, drang Per in sie. »Ich nahm sie auf und verwahrte sie. Ich habe sie noch immer.«

»Herrgott! Sie war der vielen Mühe gar nicht wert.«

»Das kommt darauf an. – Sie entfiel jedenfalls zwei wunderhübschen Händen.«

Ohne es zu wissen, hatte Per ihr das gesagt, was sie am liebsten hörte. Die Hände waren ihr wunder Punkt. Zwar waren sie keinesfalls häßlich; aber sie konnte kaum leugnen, daß die Finger ziemlich kurz waren.

»Mir scheint, Sie sollten sich Ihre Komplimente für Jakobe sparen«, entgegnete sie und änderte wieder ihre Stellung, in dem vergeblichen Versuch, seinem durchdringenden Blick zu entgehen.

»Warum denn?« fragte er und stürmte nun auf gut Glück los. »Ist es ein Verbrechen, einer bezaubernden Dame zu sagen, daß sie schön ist? Sollte ich Ihnen vielleicht etwas vorlügen, liebe Schwägerin, und behaupten, ich hielte Sie *nicht* für die vollendet schönste ... die sündhaft gefährlichste Frau, die ich jemals traf? Was sollte das auch nützen? Sie wissen es ja doch. Einst machte ich mir eitle Hoffnungen in meinem Übermut, was Sie ohne Zweifel auch bemerkt haben. Aber reden wir nicht mehr von diesen alten Geschichten! Sie wollten mich nicht. Und ich mußte resignieren. Sie waren wahrscheinlich zu schön für mich!«

Er wurde plötzlich ängstlich, zu schnell zu Werke gegangen zu sein. Ihm schien, und das traf auch zu, als habe er ein sekundenlanges Aufblitzen von Haß in ihren Augen gesehen. Und er bekam Ohrensausen, als er daran dachte, was geschehen konnte, wenn ihm dieser Angriff mißlang.

Da fühlte er plötzlich seinen Hals umschlungen von ihren Armen und ein Paar heiße Lippen auf seinem Mund.

Das dauerte alles nur einen Augenblick. Ehe er sich besann, war Nanny aufgesprungen und ans Fenster geflüchtet. Hier blieb sie stehen, wandte ihm den Rücken zu und preßte in ihrer Bestürzung eine Hand an die Wange, als hätte sie einen Schlag darauf erhalten.

Nun vernahm man Ivans kommandierende Stimme aus dem Vorzimmer, und gleich darauf kam er auf seinen kurzen Beinen geschäftig in das Zimmer getrippelt wie ein aufgezogenes mechanisches Spielzeug. Mit der Miene eines Heerführers, der seine Armee zur Schlacht aufstellt, verschwand er wieder, während sein Stab, einige reich betreßte Lohndiener und ein Dekorateur in blauer Bluse, ihm auf den Fersen folgte.

Als er zurückkehrend die beiden erblickte, die sich ganz gegen das Festprogramm hier im Kabinett versteckt hatten, blieb er eine Sekunde stehen. »Der Empfang ist im Salon!« erklärte er, worauf er mit seinen Gehilfen weitertrabte, die sich hinter seinem Rücken angrinsten.

Weder Nanny noch Per hatten sich gerührt. Doch nun erhob sich Per, noch halb verständnislos und verwirrt.

Beim Geräusch seiner Schritte drehte sie sich nach ihm um und hielt ihn zurück mit einem Blick, der zwar unglücklich und beschämt war, ihm aber doch ganz entschieden, ja verbittert verbot, sich ihr zu nähern. Und da man jetzt Stimmen aus dem Gartensaal hörte, erblaßte sie einen Augenblick vor Angst und eilte mit gesenktem Kopf an ihm vorüber.

An der Tür blieb sie jedoch stehen, blickte zurück und sagte mit halblauter Stimme, während sie den Fächer vor den Mund hielt: »Wenn Sie es wagen, irgend jemand etwas davon zu sagen, was Sie sich erlaubt haben, dann ...«

»Was dann? Was dann, Nanny?« fragte Per, der jetzt in Glut geraten war.

»Dann ...«, fuhr sie mit heuchlerischer Verheißung in ihren schönen Augen fort, »dann – werden wir beide niemals gute Freunde.«

Es waren die Stimmen Philip Salomons und seiner Frau, die sie gehört hatten. Arm in Arm gingen sie im Gartensaal auf und ab; und der einflußreiche kluge Börsenmann sah ganz einfältig aus vor Entzücken über seine Lea, die ein kostbares weinrotes Kleid mit prächtigen Spitzen trug. Als er aber Per erblickte, der jetzt aus dem Kabinett trat, erstarb das Lächeln auf seinem Gesicht.

Er war an die peinliche Aufgabe erinnert worden, die ihm bevorstand: Er mußte die Verlobung seiner Tochter mit diesem in seinen Augen völlig unbrauchbaren und unnützen Menschen bekanntgeben. Er hatte die Absicht gehabt, schon am Vortag mit Per darüber zu reden. Als er aber von dessen Benehmen bei Max Bernhardt gehört hatte, konnte er sich nicht dazu entschließen. Und auch jetzt ging es ihm nicht anders. Er vermochte sich nicht zu überwinden, seinem künftigen Schwiegersohn die Hand zu geben – wozu ihn allerdings Pers Miene auch keineswegs ermutigte.

Jetzt kam Ivan wieder emsig herein, um sich zu überzeugen, ob alle versammelt waren. Der erste Wagen war nämlich vorgefahren. Kurz vorher waren noch die kleineren Kinder in ihren weißen Kleidern hereingesprungen. Auch Rosalie war erschienen. Nur Jakobe fehlte noch immer. Ihr war ein Mißgeschick mit ihrer Toilette zugestoßen. Ungeübt, wie sie war, sich kleidsam anzuziehen, hatte sie bei ihren Bemühungen, dem Dekolleté den richtigen Sitz zu verleihen, diesem so übel mitgespielt, daß sie zuletzt in ihrer Verzweiflung eines der Mädchen zu Hilfe rufen mußte. Die Hälfte der Gäste war bereits gekommen, als sie sich endlich zeigte.

Nanny, die dafür gesorgt hatte, in Pers Nähe zu sein, um seinen Gesichtsausdruck in dem Augenblick beobachten zu können, da er Jakobe sah, hatte wahrhaftig viel Vergnügen an ihrer listig eingefädelten kleinen Bosheit von vorhin. Per wurde aschfahl im Gesicht vor Ärger.

Jakobe hatte nämlich den unglücklichen Einfall gehabt, sich ein Kleid mit sehr tiefem Dekolleté anfertigen zu lassen, wozu sie keineswegs die Figur hatte. Ihre erotische Erregung, mit der sie ihren Verlobten erwartet hatte, und gewisse glückliche Erinnerungen an ihre Liebeswonnen mit Per hatten sie zu dieser Unbesonnenheit verleitet. Damit traf sie indessen Per an seinem empfindlichsten Punkt. Er hatte bemerkt, wie ein paar Herren bei ihrem Eintreten gelächelt hatten. Und daher sah er zu Anfang nicht nach der Seite, wo sie stand.

Unterdessen strömten unaufhörlich Gäste durch die große Vorhalle herein, wo die Zofen und Lohndiener eifrig beschäftigt waren, sie von ihren Hüllen zu befreien. Wagen auf Wagen fuhr an der teppichbelegten Treppe vor, während sich auf dem Strandvej eine lange Reihe von herrschaftlichen Equipagen und Mietsdroschken bildete, die sich Schritt für Schritt und mit unendlichen Pausen der Villa näherten.

Schließlich waren etwa hundert Menschen im Gartensaal und den beiden anstoßenden Zimmern versammelt.

Vor allem war natürlich die Finanzwelt vertreten, was man auch an dem wertvollen Schmuck der Damen erkennen konnte. Im übrigen erblickte man sowohl Universitätsprofessoren und Ärzte als auch Künstler und Schriftsteller. Der größte Teil der jüngeren Damen erschien in Balltoilette, denn man wußte, daß auch getanzt werden sollte. Doch auch viele ältere Damen, besonders die jüdischen Frauen, hatten ohne

Scheu ihre Schneiderinnen angewiesen, so viel von ihrer Schönheit zu enthüllen, wie es die Gelegenheit und die vorurteilsfreie Mode des Augenblicks gestatteten.

Von dem verunglückten Freihafen-Konsortium, dessen Mitglieder alle eingeladen waren, hatten die meisten abgesagt, was Ivan nach dem Vorfall des vergangenen Tags nicht anders erwartet hatte. Nur der »ehemalige Landmann«, Herr Nørrehave, war erschienen. Seine bäurische Gestalt, die dicke goldene Halskette und die zwiefach genähten Stiefel, die er trug, erregten Aufsehen in der eleganten Gesellschaft.

Ivan hatte ihn zufällig in einer Droschke mit dem Kopenhagener Salonlöwen, Obergerichtsanwalt Hasselager, vorfahren sehen, und er wunderte sich über die Partnerschaft der beiden. Sofort kam ihm der Gedanke, daß die zwei ihre Pläne mit Per haben mußten. Er erinnerte sich, daß Herr Nørrehave am Vortag bei dem verblüffend schnellen Abschluß der Verhandlungen ein gewisses Mißfallen gezeigt hatte. Und der Obergerichtsanwalt gehörte zu der jungen, mit aller Macht nach oben strebenden Geschäftemachern, die sich Max Bernhardt zum Vorbild genommen hatten. Da war es gar nicht so unwahrscheinlich, daß er sich zu dem Versuch verlockt fühlte, das durchzuführen, was der Meister selbst hatte aufgeben müssen.

Von den üblichen Freunden der Familie, den sogenannten Sonntagsgästen, sah man Aron Israel und – alle anderen überragend – Kandidat Balling, den Literarhistoriker, den großen Zitierer, dem es erging wie den mageren Kühen aus der Bibel. Der erstere, klein und von nervösem Wesen, hatte sich in eine Ecke geflüchtet, wo ihn seine vielen Freunde aber sogleich fanden. Balling dagegen hatte sich an einen augenfälligen Platz neben einer Tür postiert. Doch trotz seiner fabelhaften Länge und interessanten Magenkatarrhblässe hatte er hier wie in der Literatur das Pech, nicht beachtet zu werden. Sogar Rosalie, die sich seinerzeit durch seine Aufmerksamkeiten so geehrt gefühlt hatte, ging Arm in Arm mit einer Freundin an ihm vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Und das schwächliche, noch nicht sechzehnjährige Mädchen, das schon wie eine Dame gekleidet war, brauchte doch sonst ihre Augen recht gut!

Per war inzwischen Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, mehr als ihm bei dieser Gelegenheit lieb war. Seine stattliche sonnengebräunte Erscheinung fiel nun auch angenehm auf zwischen den winterbleichen Gesichtern der vielen Büromenschen und Stubenhocker. Zudem wußten die meisten, in welchem Verhältnis er zu dem Haus Salomon stand, und viele Anwesende begegneten ihm hier zum erstenmal. Die überhaupt etwas von ihm wußten und zum Beispiel von seinem Buch gehört hatten, waren alle verblüfft über seine Jugend. Sie hatten sich ihn mehr als Dichter vorgestellt und waren erstaunt, einen Mann zu treffen, der tatsächlich etwas von einem Bahnbrecher und Zukunftshelden an sich hatte.

Doch niemand in der ganzen Gesellschaft erregte soviel Aufsehen wie Dr. Nathan. Er hielt sich auf der Terrasse auf, wo ihn eine Schar bewundernder Damen und Herren umringte, die alle lachten und sehr laut miteinander sprachen. Man hatte ihn nach seiner Meinung über ein kürzlich erschienenenes Buch gefragt, das erhebliches Interesse geweckt hatte, eine große Dichtung mit dem Titel »Ein Jakobskampf«. Der Verfasser dieses Werkes war Poul Berger, jener junge Lyriker mit dem häßlichen Gesicht, der seinerzeit häufiger Gast hier im Hause gewesen war und zu Nannys vielen unglücklichen Verehrern gehört hatte.

Dieser Mann hatte bisher als Schriftsteller zu jenem Kreis von freisinnigen Intellektuellen gehört, die sich um Dr. Nathan gesammelt und im Schatten seiner Autorität Schutz gesucht hatten. Seine Gedichte zeigten eine sprachliche Eleganz, die an Enevoldsen selbst erinnerte, offenbarten aber gleichzeitig einen erschreckend gespenstischen Mangel an Persönlichkeit. Er hatte von diesem Meister gelernt, geduldig an einem Reim zu feilen und stundenlang nach einem Adjektiv zu suchen. In einer Reihe schmaler Bände, die von Jahr zu Jahr dünner und schwindsüchtiger geworden waren, hatte er ständig aufs neue die traurige Geschichte seiner Jugend in Form einer Dichtung erzählt, deren Ton haltlos zwischen Weinerlichkeit und krampfhaftem Titanentrotz schwankte. Vor Jahresfrist hatte er ein Buch herausgegeben, das selbst seine Freunde und Gönner nicht loben konnten, und das war mehr, als der Titan ertragen konnte. Er verschwand plötzlich aus Kopenhagen, und lange Zeit hörte niemand etwas von ihm. Doch eines schönen Tages hieß es, er habe sich in einem kleinen jütischen Dorf versteckt, wo er als Einsiedler in einer armseligen Hütte lebe, fern von der Welt, nur damit beschäftigt, über sein Schicksal nachzusinnen. Von hier aus hatte er sein aufsehenerregendes Buch ausgesandt, in dem er gleich im Vorwort seine aufrührerische Vergangenheit verwarf und erklärte, daß er nach geistigem Kampf endlich Glück und Frieden im demütigen Gehorsam des Christentums gefunden habe.

Während seine ehemaligen Freunde geringes Zutrauen zur Aufrichtigkeit dieser Bekehrung hatten, behauptete Nathan jetzt, eine Religiosität, die aus gekränkter literarischer Eitelkeit, aus Rachsucht und unbefriedigter Sexualität entstehe, sei ganz gewiß echt. Ja nach seiner Ansicht war die Entstehungsgeschichte dieser Bekehrung sogar typisch, was er unter großer Heiterkeit zu beweisen suchte, indem er mehrere erläuternde Beispiele gab, die sich von den Bekenntnissen berühmter Kirchenväter bis zu Grundtvig erstreckten.

Übrigens trug das Gedicht selbst recht deutliche Spuren jenes Durchbruchs, den sein Verfasser auch als Poet erfahren hatte. Jede Seite des umfangreichen Buches zeugte von einer Ergriffenheit des Gemüts, von einer neuerschaffenen Kraft und Innigkeit des Gefühls, die ihren Ausdruck in einer bewußten, starken Kunst gefunden hatten. In dem Dutzend Gesänge, aus denen das Werk bestand, gab es eine Reihe von Stimmungsbildern aus der öden schwermütigen jütischen Landschaft und ihrem farblosen Volksleben. Und überall schien die Wirklichkeit, obwohl sie sogar mit äußerster Naturtreue gezeichnet war, wie vom Licht einer dahinter liegenden unsichtbaren Welt durchstrahlt. Sonderbar und überraschend war es, daß Poul Berger, der bislang unreif auf dem Instrument seiner Seele herumgefingert hatte, in dem Augenblick, da er seinen Kinderglauben wiedererlangte, zugleich seinen persönlichen Ton gefunden hatte, der noch dazu so ausgeprägt männlich war, ein Brustton wie aus Finsternis und Erz, eine Stimme aus der Tiefe ... aus der Unterwelt.

Nun aber entstand Bewegung in den Zimmern. Die Tür zum Speisesaal wurde geöffnet. Man ging zu Tisch.

Unmittelbar bevor man Platz nahm, hatte Philip Salomon Per durch Ivan wissen lassen, daß er nun die Gelegenheit für passend erachte, die Verlobung bekanntzugeben. Mit Jakobe hatte er selber gesprochen. Und da sie nichts hierauf erwiderte, hatte er ihr Schweigen als selbstverständliche Zustimmung gedeutet. In

Wirklichkeit hatte sie gar nichts gehört. Sie hatte nur Gedanken für dies eine: für Pers verändertes Benehmen ihr gegenüber eine Erklärung zu finden.

Es dauerte nicht lange, da kam sie auf die richtige Spur. Obgleich Per fleißig den Flaschen zusprach, konnte er seine Unruhe nicht verbergen. Ihm schräg gegenüber saß nämlich Nanny und amüsierte sich köstlich mit einem anderen Herrn. Natürlich saß sie bei Tisch auch neben ihrem Gatten. Aber sie hatte dafür gesorgt, einen ihrer Anbeter, den früheren Kavallerieleutnant und jetzigen Versicherungsvertreter Hansen-Iversen, an ihre andere Seite zu bringen. Und mit ihm unterhielt sie sich die ganze Zeit über.

Ab und zu legte sie allerdings liebkosend ihre Wange an die Schulter ihres Ehemanns, in der unverkennbaren Absicht, ihn schadlos zu halten. Und Dyhring fühlte sich offensichtlich nicht zurückgesetzt, denn er erwiderte ihre Zärtlichkeitsbeweise mit gnädigem Augenzwinkern.

Das geschah indessen nicht, weil er ohne Verständnis war, wie sie meinte. Doch er war ziemlich sicher, daß sie ihre Freiheit nicht mißbrauchen würde, um insgeheim die Grenze dessen zu überschreiten, was er zugestehen konnte. Nachdem er ihre Natur und ihren Charakter näher kennengelernt hatte und besonders nachdem er zu seiner weiteren Beruhigung geschickt ihren Ehrgeiz angestachelt und ihr eine Zukunftsperspektive ausgemalt hatte, die in den Sälen des Königshofes selber endete, war er überzeugt, sie würde sich sogar vor dem bloßen Schein eines Skandals in acht nehmen. Wie groß die Versuchung für sie vielleicht auch sein mochte – es würde ihr sicher genauso ergehen wie in jenen Geschäften, wo sie begehrllich die Gegenstände umkreiste und befühlte, die ihr gefielen, die sie aber unweigerlich liegenließ, wenn sie selber sie bezahlen sollte.

Nicht ein einziges Mal schaute sie zu Per hinüber. Vergeblich wartete er auf einen verstohlenen Blick. Er war und blieb Luft für sie.

Daß ihre angeregte Unterhaltung mit dem Leutnant Verstellung und falsche Vorspiegelung war – dieser Gedanke tauchte ihm zwar auf, befriedigte ihn aber nicht. Ihre Munterkeit machte keinesfalls einen erkünstelten Eindruck, und er war aufrichtig verärgert.

Hierzu kam noch etwas anderes.

Gleich nachdem Philip Salomon auf das Wohl der Neuvermählten getrunken hatte, schlug er wiederum an sein Glas, um die Verlobung zu verkünden. Er tat dies so kurz wie möglich. Trotzdem löste seine Mitteilung – obgleich die meisten vorbereitet waren – lebhaft Bewegung an der Tafel aus.

Als sich Per nun erhob, um mit dem Glas in der Hand die Glückwünsche der Gesellschaft entgegenzunehmen, und während um ihn her plötzlich die Luft von seinem Namen erfüllt war, mußte er unwillkürlich daran denken, daß man ihm nicht um seiner selbst willen huldigte, sondern lediglich als Jakobes Verlobtem, als Philip Salomons künftigem Schwiegersonn. Dieser Gedanke dämpfte sein Sideniussches Selbstbewußtsein und stimmte ihn der Versammlung gegenüber nicht sanfter. Obgleich es ihm nicht bewußt wurde, hatte er noch nie so stark wie in diesem Augenblick den angestammten Unwillen seiner Familie gegen diese weltfrohe, unbefangenen genießende Gesellschaft empfunden, die sich die gute nannte. Das hundertstimmige Geschwätz ringsum, in das sich stellenweise fremde Sprachen mischten, klang in seinen Ohren wie



ein Papageienkonzert. Längst war die Zeit vorbei, da er sich vom Glanz dieser Gesellschaft der Reichen noch blenden ließ wie ein Bauernjunge. Alles um ihn erfüllte ihn immer mehr mit Erbitterung. Der prachtvolle Blumenschmuck auf den Tischen, der nach seiner Berechnung mehrere hundert Kronen gekostet haben dürfte, die schweren silbernen Leuchter, die ganze künstlerisch ausgestattete Tafel, die betretten Lohndiener und das unablässige Tellerwechseln – all das war in seinen Augen nur ein Zeichen jüdischer Prahlucht.

Erregt durch Nannys Lachen, das immer ausgelassener durch den Lärm zu ihm herüberdrang, verschaffte er sich schließlich Jakobe gegenüber Luft und sagte ihr ohne Umschweife, er finde das Fest protzenhaft und dumm.

Jakobe entgegnete nichts. Von dem Augenblick an, da ihr Mißtrauen gegen ihre Schwester geweckt worden war, hatte sie überhaupt nicht mit ihm gesprochen.

Nannys scheinbares Interesse für den früheren Leutnant führte sie nicht hinters Licht. Sie kannte ihre Schwester und wußte, daß der Genuß eines Liebespiels für sie vor allem darin lag, ihren Anbeter eifersüchtig zu machen. Sie wußte auch, daß Nanny aus feiger Furcht, von ihren Gefühlen übermannt zu werden, in gefährvollen Situationen stets hinter der Bewunderung anderer Männer Schutz suchte.

Daß es zwischen ihr und Per so weit gekommen war, wie das tatsächlich der Fall war, glaubte sie jedoch nicht. Allerdings gab sie sich keinen falschen Vorstellungen hin über die Rücksichten, die Nannys schwesterliche Gefühle ihr auferlegen würden. Sie konnte sich sogar vorstellen, daß es Nanny besondere Freude bereitet hatte, gerade ihren Verlobten ins Garn zu locken. Jetzt begriff sie, daß es Triumph gewesen war, was sie in ihren Augen gelesen hatte, als sie seinerzeit gleich bei ihrer Rückkehr von ihrem Zusammentreffen mit Per erzählt hatte.

Dennoch ließ sich Jakobe nicht das geringste anmerken. Mit der fast übermenschlichen Fähigkeit, sich zu beherrschen, die ihr ihre Kränklichkeit von Kindheit an abverlangt hatte, spielte sie tapfer ihre Rolle als glückliche Braut. Obgleich sie alles wie durch einen Nebel sah und hörte und die ganze Zeit über das Gefühl hatte, sich auf einem schwankenden Schiff zu befinden, war ihr nichts weiter anzusehen, als daß sie etwas blasser als gewöhnlich und ein wenig müde erschien. Per gegenüber war sie nicht imstande, sich zu verstellen. Sooft er sich an sie wandte, drehte sie den Kopf weg. Sie konnte es beinahe nicht ertragen, seine Stimme zu hören. Sobald sein Ärmel ihren Arm berührte, durchfuhr es sie eisig.

Zum Glück hatte sie vorläufig nicht viel Zeit zum Nachdenken. Jeden Augenblick wurde sie aus ihrer steigenden Verzweiflung gerissen, weil Freunde und Bekannte mit ihr und ihrem Verlobten anstoßen wollten. Sogar Nanny trank auf ihr Wohl, und bei dieser Gelegenheit schaute sie Per zum erstenmal an. Mit einer Unbefangenheit, die ihm einen kalten Schauer über den Rücken jagte, nickte und lächelte sie ihnen beiden über dem erhobenen Glas zu.

»Prosit, Herr Schwager! ... Auf dein Wohl, Jakobe!«

Das ist wahrhaftig zu frech – dachte Per. Er war blutrot geworden und vermochte ihrem Blick nicht zu begegnen.

Jakobe dagegen führte scheinbar ruhig ihr Glas an den Mund, ohne allerdings zu trinken. In ihrer Furcht, erneut Triumph im Blick der Schwester zu lesen, überwand sie sich sogar und erwiderte das Nicken.

Unterdessen waren Per und seine Zukunftsaussichten allgemeines Thema der Unterhaltung bei Tisch, zumindest bei denen, die nicht in seiner Nähe saßen. Besonders die Damen betrachteten eifrig den neuen Schwiegersohn des Hauses. Pers barsche und düstere Miene sowie die Gemessenheit, mit der er selbst den freundlichsten Aufforderungen nachkam, mit ihnen das Glas zu erheben, erhöhten bei vielen den Respekt, den er bereits durch seine männliche Erscheinung hervorgerufen hatte.

»Ja, diese Sideniusse sind Charaktere!« sagte jemand oben an der Tafel in Philip Salomons Nähe, was dieser indessen zu überhören schien, obwohl die Äußerung vor allem für ihn bestimmt war.

Dagegen gab es unter den Gästen am oberen Tischende einen anderen Herrn, einen älteren, stark gebeugten graubärtigen Mann, auf den die Bemerkung gewissen Eindruck machte. Es war der bekannte Etatsrat Erichsen, einer der reichsten, wenn nicht gar der reichste Mann der Stadt, und dabei ein nationaler Wohltäter großen Stils. Schon vor Tisch hatte Obergerichtsanwalt Hasselager ihm von Per berichtet und versucht, ihn für dessen Pläne zu interessieren, die er bisher nur vom Hörensagen kannte. Daher saß Herr Erichsen nun da und beobachtete Per mit prüfenden Blicken, wie er auch aufmerksam all das verfolgte, was die Umsitzenden über den jungen Mann und seine angesehene Familie sagten.

Beim Nach Tisch klopfte Philip Salomon zum dritten Mal an sein Glas. Dies geschah jedoch nicht, wie er unter allgemeiner Heiterkeit sogleich versicherte, um noch eine Tochter zu vergeben. Er wollte vielmehr vorschlagen, auf Dr. Nathans Wohl zu trinken und ihn willkommen zu heißen nach dem langen Auslandsaufenthalt, der ihn glücklicherweise nur noch fester an die Heimat und deren Jugend gefesselt hätte. Dieses Prosit wurde von allen mit wahrer Begeisterung aufgenommen. Mehrere Gäste, auch einige Damen, erhoben sich von ihren Plätzen und umringten den Doktor, um mit ihm anzustoßen.

»Er hat sich in all der Zeit gar nicht verändert«, stellten die Gäste ringsum am Tisch fest. »Sein Haar verliert allerdings die Farbe.« – »Na ja, aber deswegen sieht er doch nicht älter aus!«

Ja, wie sah er eigentlich aus, dieser vielgefeierte und heftig befehdete Mann, der energischer und zielstrebig als irgendein anderer den Boden für Dänemarks Zukunft bereitet und eine geistige Bewegung im Lande hervorgerufen hatte, zu der man seit den Tagen der Reformation kaum ein Gegenstück finden konnte.

Er war von kleiner Gestalt, und allgemein fanden die Menschen sein Gesicht ziemlich häßlich. Es war auf jeden Fall sehr unregelmäßig. Im übrigen war es schwer, das zu beurteilen, weil es niemals ruhig war, sondern ununterbrochen den Ausdruck wechselte und die inneren Bewegungen mit unbeherrschtem, krampfhaftem Mienenspiel wiedergab, was mit den Jahren noch bewußt übertrieben worden war. Am schönsten war es, wenn er zuhörte. Der Gesichtsausdruck empfing dann Leben von dem, was bei ihm das Hervorstechendste war: sein Erkenntnisdrang und sein unersättlicher

Wissensdurst ... oder seine Wißbegier. Bei einer allgemeinen Unterhaltung waren solche Augenblicke allerdings nicht häufig bei ihm. Er zog es unbedingt vor, selber zu reden. Neben seiner unbegrenzten Aufnahmefähigkeit besaß er als Gegengewicht noch als grauhaariger Mann ein fast jungmädchenhaftes Mitteilungsbedürfnis, das mitunter ausartete in Klatschsucht und dann nicht frei von Boshaftigkeit war.

Seine rücksichtslose Lebhaftigkeit hatte mehr, als er selbst es ahnte, zu dem Widerstand und Unwillen beigetragen, mit dem man ihm begegnet war. Freunde und natürliche Bundesgenossen hatten sich deswegen auch zu wiederholten Malen von ihm entfernt, weil diese Lebhaftigkeit ihre nordisch-germanischen Vorstellungen von männlicher Würde verletzte. Sein Naturell war überhaupt so fremdartig, so wenig mit dem dänischen Nationalcharakter verwandt, daß er notwendigerweise Anstoß erregen mußte, um so mehr, als er – im bezeichnenden Gegensatz zu vor ihm in der dänischen Literatur aufgetretenen jüdischen Schriftstellern – weder seine fremden Eigenheiten der Umgebung anzupassen noch sich interessant zu machen suchte, indem er sich mit einem pharisäerhaften »Was soll ich unter euch?« absonderte. Nie hatte er an seiner Berechtigung zum Mitreden gezweifelt. Schon früh hatte er sich vielmehr berufen gefühlt, eine Rolle innerhalb der Nation zu spielen, und zwar gerade wegen seiner andersartigen nationalen Abstammung, die ihn befähigte, das dänische Leben mit dem nötigen Abstand zu betrachten und es vorurteilslos einzuschätzen.

Hinzu kam, daß auch seine Bildung nicht den üblichen dänisch-deutschen Charakter hatte. Seine geistige Heimat war die romanische Kultur. Und seine Vorliebe für französische Geschmacksverfeinerung, die sich in seinen jungen Jahren auch in einer gewissen äußeren Eleganz ausgedrückt hatte, rückte ihn sofort bei allen seinen Landsleuten und nicht zuletzt in der gelehrten Welt in ein schiefes Licht. Im Grunde hatte er seine erbittertsten Feinde innerhalb der Mauern der Universität selbst. Mit seinem schönen, wohlbehandelten Haar, seiner allzeit schneeweißen Hemdbrust, seinem ganzen sorgfältig gepflegten Äußeren sah er genauso aus, wie sich die alten Theologieprofessoren einen Scharlatan vorstellten.

Aber all das erklärte noch nicht die außerordentliche Wirkung seines Auftretens. Ohne Zweifel besaß er glänzende Fähigkeiten, war jedoch keinesfalls das, was man im allgemeinen unter einem »Genie« verstand, kein eigenschöpferischer Geist, kein Neuerer. Im Vergleich zu den heimischen Originalen wie Grundtvig oder Kierkegaard schien ihm fast jede größere Eigenständigkeit zu fehlen. Er war zu ungeduldig gewesen, eine selbständige Weltanschauung zu entwickeln. Er war vom Leben zu sehr in Anspruch genommen und zu lebenslustig, um zäh, lichtscheu und spinnenartig einen eigenen Persönlichkeitsinhalt zu weben. Diese Zähigkeit konnte mitunter auch geringeren Begabungen durch Zufall dazu verhelfen, mehr oder minder bedeutsame Entdeckungen zu machen. Mit seinem rastlosen Eifer konnte man ihn weit eher mit einer goldenen Arbeitsbiene vergleichen, die bei Sonne und Sturm alle Blumenfelder des Geistes absucht und getreulich zum Stock zurückkehrt, vollgesogen mit Honig. Wie mit hundert Augen überflog er die Literatur aller Länder und Zeiten, fand mit nie versagendem Instinkt all das heraus, was als Ansporn für daheim dienen konnte, und braute daraus in sinnreicher Kunst ein bald bitteres, bald süß gewürztes Lebenselixier für die dänische Jugend. Die Geistesgeschichte ganzer Zeitabschnitte entrollte er auf einigen wenigen Seiten, so daß sie Flug und Leben eines Dramas erhielten. Sogar

dunkelste philosophische Geheimgänge erhellte er mit ein paar wirkungsvollen Gedankenblitzen, und selbst die Dümmden bekamen eine Vorstellung, wovon die Rede war.

In dieser Kunst der Wiedergabe lag das eigentliche Geheimnis seiner einzigartigen Macht verborgen, die er über die Jugend gewonnen hatte. Sie betörte nicht nur unmittelbar, sondern fand zugleich wirksame Unterstützung in einer Eigenart des Volkscharakters, die man nie vergebens ausnutzt und die er denn auch energisch bekämpfte: in der dänischen Bequemlichkeit. Nie zuvor hatte sich die studierende Jugend Dänemarks Kenntnisse auf so leichte und unterhaltende Art aneignen können. Während man ausgestreckt auf dem Sofa lag, eine lange Pfeife im Mund, schritten die hervorragenden Persönlichkeiten der Weltliteratur leibhaftig an einem vorbei. Der Inhalt ihrer Werke wurde mit solch bestechender Anschaulichkeit wiedergegeben, daß man hinterher meinte, man habe sie alle selbst gelesen und durchdacht, weswegen es die meisten auch für überflüssig hielten, sie wirklich zu lesen. Ohne Widerspruch akzeptierte man Nathans Urteile und Gesichtspunkte, weil man sie für die eigenen hielt. Man füllte sich an mit seinen ganz persönlichen Stimmungen und Gefühlen und sog seine orientalisches flammenden Sympathien und Antipathien ein, im Bewußtsein, wie durch Zaubermacht bereichert worden zu sein. Nie vordem hatte in der akademischen Jugend solch ein Wagemut, solch eine Freiheitsbegeisterung gegärt. Sogar der schwerblütigste Bauernstudent war wie berauscht von dem Drang nach Heldentaten, wenn er sich, nachdem er einige Stunden in Nathans Schriften gelesen hatte, von seinem Sofa wälzte, um sich eine neue Pfeife zu stopfen.

Nun, zu mehr als zu kurzem Aufflackern kam es denn in der Regel auch nicht. Und in vielen Fällen war der Rückschlag sogar viel kräftiger. Poul Berger war durchaus nicht der einzige, dem die Erweckung durch Nathan und seine geistige Feuertaufe die Vorbereitung für eine religiöse Wiedergeburt geworden war. Das konnte gar nicht anders sein. Wo geistiges Leben geweckt worden war, das mit einigem Ernst nach Vertiefung strebte, fand es keinen anderen gepflegten Boden, in dem es Wurzel schlagen konnte, als die Theologie. Was es an Kultur im Volk gab, gehörte fast ausschließlich der Kirche an. Wo die Oberfläche aufhörte, begann entweder das Mittelalter oder die Leere.

In gewisser Weise konnte man daher den Umfang von Nathans Bedeutung am besten an seinen Gegnern erkennen. Bei verschiedenen hatte er heiße Leidenschaft und fanatische Glut zu erwecken vermocht, was er bei seinen Mitkämpfern allzuoft vergeblich versucht hatte. Bislang spürte man allerdings den religiösen Rückschlag in der Hauptstadt noch nicht so stark, weil man hier zu sehr von dem neuen Geschäftsleben in Anspruch genommen war. In der Provinz dagegen, und besonders auf dem Lande, war die Bewegung in aller Stille gewachsen und scharte sich um Pfarrhäuser und Volkshochschulen wie ein Heer um seine Festungen.

Als man vom Tisch aufgestanden war, hielten Per und Jakobe in einer Ecke des Gartensaals, in dem der große Kristalleuchter angezündet war, eine Art Gratulationscour ab.

Zu den ersten, die herantraten, um Glück zu wünschen und Per die Hand zu drücken, gehörte Nørrehave. Mit seinem allertreuherzigsten Schnarren des »R« sprach der durchtriebene Jüte sein außerordentliches Bedauern über das aus, was sich am Vortag bei Max Bernhardt ereignet hatte, und versicherte, er für seine Person habe keineswegs mit dieser »Auffassung der Situation« übereingestimmt.

Per hörte nur mit einem Ohr zu. Noch immer richtete sich seine ganze Aufmerksamkeit auf Nanny, die am anderen Ende des Saales in einem Kreis von sie bewundernden Verehrern scherzte und lachte. Obwohl er fest entschlossen war, sie in ihrem eigenen, ziemlich trüben Fahrwasser segeln zu lassen, konnte er doch kein Auge von ihr wenden. Er sah nun, wie Leutnant Iversen, der in der Vorhalle gewesen war und ihr Hermelincap geholt hatte, dies mit behutsamer Sorgfalt um ihre Schultern legte und wie er es ihr auch durchaus unter dem Kinn zuhaken wollte, was sie ihm jedoch nicht gestattete. – Nanny schlug ihm auf die Finger. Doch gleich darauf nahm sie unbefangenen seinen dargebotenen Arm und ging mit ihm durch den Saal und in den Garten hinaus, wohin sich bereits andere junge Leute verfügt hatten, um im norwegischen Gartenhaus Kaffee zu trinken.

Nørrehave redete noch immer, und Per wurde klar, daß es dessen Absicht war, ihn über die Ereignisse des gestrigen Tags zum Reden zu bringen, um zu erfahren, welche neuen Pläne er mit dem Projekt hatte. Um nicht zu verraten, wie es in Wahrheit stand, wurde Per immer wortkarger und zurückhaltender, was jedoch die Neugier des Jüten nur noch erhöhte und ihn förmlich erpicht darauf machte, mit ihm zu einem Einverständnis zu kommen.

Endlich zog er sich zurück. Aber er wurde sogleich von einem anderen abgelöst, der sich von der Seite her aus der Gratulantengruppe näherte, die sich um Jakobe gebildet hatte. Es war Aron Israel. Der schüchterne, linkische Gelehrte mit seiner naiven Bewunderung für alles, worauf er sich nicht verstand, vor allem für jede praktische Tätigkeit, hatte Per schon eine Zeitlang umkreist, um einen Augenblick abzapfen zu können, da er ihn begrüßen konnte, ohne anderen den Weg zu versperren. Als er nun Pers Hand ergriffen hatte, wollte er sie gar nicht wieder loslassen, sondern fuhr fort, sie herzlich zwischen seinen beiden zu drücken.

»Und dürfte ich gleich die Gelegenheit benutzen, Herr Sidenius, Ihnen aufrichtig zu danken für Ihre kleine Schrift vom letzten Winter? Sie war wie eine Dynamitbombe ... wie ein Attentat ... aber im Dienste der Menschlichkeit angewendet. Ich weiß sehr gut, es kann kein Interesse für Sie haben, zu hören, was ich – ein gänzlich Unkundiger – über Ihr Buch denke. Doch ich muß Ihnen gestehen: trotz seiner vielen starken Ausdrücke, die sicherlich zahlreiche Leute abgeschreckt haben, hat es mich sehr erfreut.«

Per blickte unsicher auf den kleinen Mann nieder. Zwar war er nicht der einzige unter den Gästen, der mit ihm über seine Schrift gesprochen und ihm Artigkeiten über sie gesagt hatte. Doch während Per die lobenden Worte der anderen als Höflichkeitsphrasen abgetan hatte, konnte er kaum an Aron Israels Aufrichtigkeit zweifeln. Dazu hatte er zuviel von der fanatischen Wahrheitsliebe und dem idealen Streben dieses stillen Gelehrten gehört. Außerdem war es nicht das erste Mal, daß er Anteilnahme für ihn und seine Zukunftspläne bewiesen hatte.

Per erwiderte deshalb freimütig, er sei überrascht, daß ihm das Werk überhaupt unter die Augen gekommen sei. Es habe doch sonst gar kein Aufsehen erregt. Nicht einmal die Zeitungen hätten es besprochen, denn alle Kopenhagener Blätter seien an jenen Tagen, da das Buch erschienen war, sehr von einem Plan über die Verlegung des Tivoli beansprucht gewesen.

»Das habe ich auch bemerkt«, entgegnete Aron Israel. »Und ich habe deshalb mit der Lust gekämpft, Ihnen zu schreiben. Ich meinte, Sie sollten wissen, daß es hier in der Heimat Menschen gibt, die Ihr stolzer, mutiger Glaube an die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschheit und Ihr Weitblick für zukünftige Natureroberungen erwärmt und erbaut hat. Ja ... ich verwende absichtlich dieses Wort. Nach meiner Ansicht gehört Ihr Buch zur *wahren* Erbauungsliteratur. Es hat auf mich gewirkt wie ein Frühlingshauch – verwirrend, aber erfrischend wie das Meer. Ich wünschte aus tiefstem Herzen, daß unsere liebe Jugend sich Ihr Naturevangelium so recht zu Herzen nähme. Sie behandelt ja die Realwissenschaften immer noch mit unverständiger Geringschätzung und ist deswegen so beklagenswert leicht am Leben verzweifelt.«

Per hatte dem alten Herrn zart die Hand entzogen; er war rot geworden.

So erging es ihm immer. Trotz seines herausfordernden Selbstbewußtseins und all seiner inbrünstigen Hoffnungen auf Ruhm und Bewunderung – sobald ihn jemand ernsthaft lobte, wurde er verlegen. Jetzt hatte er zudem eine natürliche Scheu, sich zu weit in diese Dinge einzulassen. Und daher versuchte er, die Rede auf etwas anderes zu bringen.

Doch Aron Israel war viel zu erfüllt von seinem Thema. Er kam auf Nathan zu sprechen, auf dessen Schaffen Per in seiner Schrift mit einiger Geringschätzung hingewiesen hatte, die er zur Entstehungszeit des Buches noch für alle Ästhetiker empfand. Aron Israel bemerkte, er müsse trotz seiner beinahe grenzenlosen Bewunderung für diesen Mann immerhin zugeben, daß dessen Mangel an naturwissenschaftlicher und technischer Einsicht beklagenswert sei und für den Teil der dänischen Jugend verhängnisvoll werden könne, deren Erzieher Nathan war. Es wäre bestimmt besser gewesen, wenn er durch sein Wirken mehr Männer der Tat und weniger Schöngeister hervorgebracht hätte. Zweifellos sei hier Versäumtes nachzuholen. Zur Lösung dieser Aufgabe – vielleicht der größten der Zeit – schien der Verfasser des »Zukunftsstaats« – ohne alle Schmeichelei – hervorragende Voraussetzungen zu besitzen. Die jüngste Generation warte offensichtlich auf ihren Erwecker und künftigen Führer. Ein Thron sei leer. Man spähe aus nach dem Erwählten, dem königlich geborenen ...

Er mußte abbrechen. Im Saal war es plötzlich still geworden. Ein Herr mit einer schwarzen Mähne hatte sich an den riesigen Flügel gesetzt und schlug ein paar Akkorde an. Ivan aber führte mit einem Gesicht, das wie ein frisch geprägtes Zwanzigkronenstück glänzte, eine stattliche vollbusige Dame nach vorn neben den Pianisten.

Das war die Enthüllung der besonderen Überraschung, die Ivan »le clou« genannt hatte. Die Dame, eine berühmte Sängerin von der Königlichen Oper, hatte Salomons das Wohlwollen erwiesen, eine Einladung zu der Gesellschaft anzunehmen und gegen

eine angemessene Barvergütung nach Tisch zwei Lieder und eine Dakaponummer zu singen – eine Gunstbezeigung, die bisher nur wenigen, sehr hochgestellten und wohlhabenden Adelsfamilien zuteil geworden war.

Per, dem jedes Verständnis für Kunstgesang fehlte, suchte sich zurückzuziehen. Er sah, wie einige Herren, die der Friede des Rauchzimmers lockte, mit Erfolg an den Wänden entlangschlichen. Doch er hatte einen zu weiten Weg bis zu den Ausgängen. Bevor es ihm gelang, eine der Türen zu erreichen, tönte ein theatralischer Aufschrei durch den Saal und gleich darauf ein ersterbendes Pianissimo, das ihn zwang stehenzubleiben.

Dem Gesang der Dame lauschte er jedoch nicht. Immer noch klangen ihm Aron Israels Worte in den Ohren; sie machten ihn so seltsam schwindlig. Lag nicht eine Art Fügung darin, daß ihm dieses begeisterte Vertrauen gerade jetzt entgegengebracht wurde, da er begonnen hatte, den Glauben zu verlieren, daß er wirklich zu den Berufenen gehörte? Ein eiskalter Schauer hatte sein Herz erfaßt, als der wunderliche kleine Mann auf seine prophetische Weise von jenem »leerstehenden Thron« gesprochen hatte. Die stolzeste Hoffnung seiner Jugendjahre, die er im Grunde längst begraben hatte, kehrte bei diesen Worten stürmisch in sein Herz zurück wie ein vertriebener Adler zu seinem Horst.

Er wurde aus seinen Gedanken gerissen, als der Gesang aufhörte und der Beifall, von Ivan geleitet, wie ein Hagelschauer durch den Saal prasselte. Im gleichen Augenblick mußte er an Nanny denken, die mit ihrem Verehrer noch nicht zurückgekehrt war. Die amüsieren sich wahrscheinlich gut da draußen, sagte er sich, und es kam ihn eine bittere Lust an, in den Garten zu gehen, um zu sehen, was sie dort unten im Dunkeln trieben.

An der Tür stieß er auf Onkel Heinrich. Der alte Lebemann hatte sich zur Feier des Tages über den ganzen Kopf Locken brennen lassen. Mit großer Unverschämtheit trug er seinen mächtigen falschen Brillanten, der an seiner Hemdbrust funkelte wie eine königliche Ehrengabe.

Per wollte an ihm vorbei. Seit seiner Rückkehr hatte er soweit wie möglich diesen bösen Dämon des Hauses Salomon gemieden, der sich nach wie vor den Anschein verlieh, als sei er sein Wohltäter, und dessen Freiheiten Per bei seiner Werbung um Jakobe nur deswegen geduldet hatte, weil er die giftige Zunge des Alten fürchtete.

Der Onkel hielt ihn jedoch zurück und zog ihn mit geheimnisvollem Zwinkern ein wenig beiseite. »Ein Wort im Vorübergehen, mein Freund! ... Zuerst mein ergebenstes Kompliment! Es scheint ja heute abend vorzüglich zu klappen!«

»Was meinen Sie?« fragte Per, ohne seine Ungeduld zu verhehlen.

»Wie bitte? Na ja! Sie wollen auch vor mir Komödie spielen. Das können Sie sich übrigens sparen, mein Bester. Ich kenne Sie, weiß Gott, zur Genüge. Aber genießen Sie sich bloß nicht! Bleiben Sie nur in Ihrer Rolle – das ist vielleicht genau das Richtige. Ihre ernste Maske ist von grandioser Wirkung, kann ich Ihnen verraten! Herr Gott von Mannheim\*, wie habe ich mich amüsiert! Die Leute reden von Ihnen wie von einem ernst zu nehmenden Mann. Ist das nicht komisch? Nur weiter so! Führen Sie alle an der Nase herum! Streuen Sie ihnen Sand in die Augen! Immer drauflos, damit ich mit Ihnen noch ordentlich Ehre einlegen kann.«

Voller Widerwillen blickte Per auf das häßliche Männlein herab. Onkel Heinrich war offensichtlich ein wenig betrunken. Seine halb zugewachsenen Basiliskenaugen sprühten förmlich Funken vor Bosheit. Der falsche »Direktor« war stets giftig wie nie, wenn im Haus des Schwagers Gesellschaften stattfanden, weil keiner von den Gästen etwas mit ihm zu tun haben wollte. Besonders die Börsenleute gaben ihm allesamt offen ihre Geringschätzung zu verstehen.

»Was für dummes Zeug faseln Sie da«, entgegnete Per. »Falls Sie mir etwas mitzuteilen haben, dann beeilen Sie sich.«

»Allerergebenster Diener! Wissen Sie, mich erinnern Sie an ein Stück, das ich hier mal im Königlichen Theater gesehen habe ... an ein blödes Stück natürlich, ein Ritterschauspiel mit Versen und dem ganzen Quatsch. Darin kam ein junger Mann vor, ein Taugenichts, ein Bauernlummel, in den sich alle vergafften, wo er sich auch blicken ließ. Alle Damen hängten sich ihm an den Hals, und den König selbst machte er so irrsinnig vor Bewunderung, daß der ihn zum Minister ernannte. Und das alles mit Hilfe eines kleinen Dings\*, das er verborgen am Leibe trug und das irgendwie Zauberkraft hatte, versteht sich. Dies Ding verlieh ihm Schönheit in den Augen aller. Haben Sie am Ende den Ring geerbt, mein Bester? Oder was sagen Sie selbst dazu? Sie kommen von Ihrer Reise zurück und rufen gleich einen Skandal hervor, daß man sich Ihrer schämen muß. Und heute sind Sie trotzdem der Held des Abends und haben Erfolg. – Aber *Sie*, Verehrtester, finden das alles natürlich ganz in Ordnung!«

Ich müßte ihm bei Gelegenheit mal den Mund stopfen, dachte Per einen Augenblick, hatte aber sogleich einen lustigeren Einfall. Nein, der Alte sollte seine dreiste Sprache behalten! Er konnte sein Hofnarr werden, dessen ehrliche Bosheit ihm ab und an eine stille Stunde würzen konnte in der lärmenden Maskerade des Lebens.

Großmütig legte er die Hand auf die ausgepolsterte Schulter des affenartigen Mannes und sagte: »Lassen Sie es gut sein, wertester Onkel! Haben Sie mir etwas anderes zu verraten, so rücken Sie damit heraus. Halten Sie mich nicht unnötig auf.«

»Na, dann hören Sie gut zu! Wissen Sie, daß man ein neues Konsortium auf Ihren Namen bilden will? Sie kennen ihn ja, den dicken Bauern, der heute abend hier ist und überall Gestank verbreitet mit seinen eingefetteten Schmierstiefeln – Nørrehave heißt er. Ich habe vorhin gesehen, wie er mit Ihnen sprach. Haben Sie nichts gemerkt?«

»Nein – nichts Besonderes.«

»Natürlich nicht! Aber es ist so, wie ich sage. Er und dieser lange Windbeutel, Hasselager – der Obergerichtsanwalt –, die haben ihre Fühler ausgestreckt. Ich habe es selbst beobachtet. Vorhin sah ich sie mit diesem Dummkopf, dem Etatsrat Erichsen mit dem Ochses Gesicht, reden. Von dem macht man soviel Wesens und nennt ihn einen Ehrenmann und Patrioten, weil er sich nach Strich und Faden begaunern läßt, sobald man nur was von vaterländischer Gesinnung, nationaler Erhebung und geistigem Dänentum faselt ... der Schafskopf. Ich dachte mir gleich, daß es um Sie ging, und da hielt ich mich in der Nähe, um ein bißchen zuzuhören. Mir scheint, der Fisch hat angebissen. Der Etatsrat hörte die Herren sehr aufmerksam an und sah dabei ziemlich dämlich drein. Deswegen rate ich: Jetzt keine Dummheiten mehr! Nützen Sie den Augenblick, greifen Sie mit beiden Händen zu! Solch günstige Gelegenheit kommt vielleicht nicht so bald wieder!«



Per schwieg eine Weile. Er maß den Beobachtungen des anderen keine große Bedeutung bei. Da er jedoch nach der Unterhaltung mit Aron Israel in angeregter Stimmung war, beeindruckte ihn die Mitteilung des Alten doch ein wenig.

»War das alles, was Sie mir erzählen wollten?« fragte er dann.

»Nein!«

»Da ist also noch mehr?«

»Ja ... aber Sie erraten bestimmt nicht, was es ist«, antwortete Onkel Heinrich mit verkniffenen Augen und machte eine lange Pause, um Pers Neugier zu erhöhen. »Als ich heute vormittag auf dem Vimmelskaft promenierte, traf ich – na wen wohl? – Oberst Bjerregrav.«

Beim Klang dieses Namens schrak Per ein wenig zusammen. »Dann haben Sie wohl mit ihm gesprochen?« erkundigte er sich.

»Natürlich.«

»Haben Sie ihm vielleicht erzählt, was sich gestern bei Max Bernhardt ereignet hat?«

»Er wußte es schon.«

»Soso? Und von wem?«

»Das hat er nicht verraten. Aber ich habe es inzwischen rausgekriegt. Er ließ nämlich ein Wort über diesen Nørrehave fallen und wollte mich ein wenig über ihn ausfragen. Der schlaue Fuchs\* war gestern schon bei ihm und hat ihm was vorgeplappert. Glauben Sie mir, der Oberst wußte über *alles* Bescheid, was bei Max passiert war. Und man denke sich! – er war tief beeindruckt von Ihnen. Gott strafe mich, er lachte sich sogar eins ins Fäustchen, weil Sie so dreist waren und Max abblitzen ließen. Er sähe ja gern alle unsere jungen Rebellenjuden gehenkt – und Gott segne ihn dafür! Seine Augen glänzten förmlich. Vor dem Kerl nehme ich den Hut ab, sagte er ... Und ich spürte heraus, daß er so seine Absichten mit dieser Bemerkung hatte. Er wollte, daß ich es Ihnen wiedererzähle. Der will sich bei Ihnen einschmeicheln, verstehn Sie? Er hofft noch auf eine Aussöhnung. Das ist ein Mann nach meinem Herzen, sagte er. Jetzt fordert unsere kraftvolle dänische Jugend ihren Platz und schlägt sich herum mit der ganzen fremden Brut, die sich hierzulande hat breitmachen dürfen! Das waren seine eigenen Worte ... komisch, was? Großartig!«

Per stand gedankenversunken da und antwortete nicht.

»Na, habe ich vielleicht nicht recht, wenn ich Sie einen Glückspilz nenne? Je mehr Dummheiten Sie anstellen, desto größere Erfolge haben Sie...«

Einige Gäste in der Nähe forderten ihn auf, jetzt zu schweigen. Die Sängerin hatte ein neues Notenblatt vorgenommen, und wieder wurde es im Saal still wie in der Kirche.

Per wandte sich von Onkel Heinrich ab und schlüpfte zur Tür hinaus. Langsam ging er durch das Kabinett und weiter in die Vorhalle hinaus. Die Türen zur Bibliothek und zum dahinter liegenden Billardzimmer, die beide als Rauchzimmer dienten, standen offen. Dichter Qualm von Havannazigarren drang aus dem vorderen Zimmer, in dem eine Gruppe Herren lautstark ein lebhaftes Gespräch führte. Man konnte sie von der Vorhalle aus nicht sehen. Doch schon hier draußen überrannten ihre Stimmen die Musik aus dem Saal.

Ein paar Schritt vor der geöffneten Tür blieb Per plötzlich stehen. Er hatte seinen Namen gehört. Mit brennenden Wangen und pochendem Herzen lauschte er. Er selbst war es, über den man drinnen stritt. Sein Projekt hatte die Gemüter erregt. Zwei riefen wie aus einem Mund, Kopenhagens Interessen dürften um des eigenen Landes willen nicht angetastet werden. Darauf erwiderte ein anderer – ein Mann mit kräftiger Stimme –, für ihn bestehe das Neuartige und Ansprechende der dargelegten Idee gerade darin, daß sie so entschieden mit dem Konzentrationsprinzip gebrochen habe, durch das dem Land unermeßlicher Schaden zugefügt worden sei, weil es Dänemark weiter von den europäischen Geschäftszentren entfernt habe, als das der geographischen Lage nach nötig sei.

Mehr wollte Per nicht hören. Behutsam drehte er sich um und kehrte in das leere Kabinett zurück. Hier stand er eine Zeitlang in Gedanken versunken an einem geöffneten Fenster, das nach der Straße und dem Wald hinausging, über dem noch schwach der Abendhimmel glühte.

So war seine Zeit nun doch gekommen! ... Ihm fiel ein, und er lächelte ironisch, daß der Augenblick ziemlich genau mit seinen alten Berechnungen übereinstimmte, bei denen er die wahrscheinliche Wirkung dessen mit einbezogen hatte, was sich heute hier ereignet hatte. Mit der Bekanntgabe seiner Verlobung war sein »Glück« besiegelt. Nun war er offiziell Anwärter auf die vergoldete Dornenkrone des Ruhms geworden.

Im Saal brach ein neues Hagelwetter los, und gleichzeitig fand ein allgemeiner Aufbruch statt – man verteilte sich wieder auf die Zimmer. Per war der Kopf schwer von der parfümgeschwängerten Luft der heißen Räume. Er hatte keine Lust, sich noch einmal von dem Gewimmel verschlingen zu lassen. Kurz entschlossen kehrte er in die Vorhalle zurück, suchte hier Hut und Überrock an einem der überfüllten Garderobenständer und ging hinaus auf die Landstraße.

Der Abend war sommerlich mild. Auf der einen Seite hatte er den Wald, auf der anderen den Sund, über dem rauchähnlicher Nebel lag. Ein paarmal blieb er stehen und atmete tief die taukühle Luft ein, die den Körper erfrischte und gleichsam reinigte. Den Hut hielt er noch in der Hand. Den langschößigen Überrock hatte er in der Eile nur lose umgeworfen, so daß er frei von den Schultern herabhing wie ein Künstlermantel.

Alles kommt jetzt darauf an, dachte Per, daß ich ernsthaft an die Überarbeitung des Plans gehe. Es würde ihm schon gelingen, die Mängel zu beheben. Daß er heute vormittag so wenig Erfolg gehabt hatte, lag wohl daran, daß er nicht richtig aufgelegt war. Morgen würde es besser gehen.

An einer Biegung der Straße, wo er dem Wasser ganz nahe kam, blieb er wieder stehen. Die ganze Fläche des Sundes lag hier vor ihm zwischen den zurücktretenden Küsten ausgebreitet, überspannt von einem fast wolkenlosen Himmel.

Mehrere Minuten lang lauschte er regungslos dem leichten Plätschern der Wellen gegen das Ufer. Wie an jenem Abend nach seiner Heimkehr, als er mit Jakobe am Strand von »Skovbakken« gestanden hatte, rief dieser einförmige Laut, der in der tiefen Stille wie das vertrauliche Plaudern der Unendlichkeit selber klang, eine eigentümliche Stimmung in ihm wach.

Auch die Sterne schienen ihm so wunderbar lebendig. Da war besonders ein kleiner hell strahlender Stern gerade über der Insel Hveen. Er glitzerte ihn so vertraut, beinahe

wiedererkennend an, als strengte er sich an, ihn an etwas zu erinnern. Kennst du mich nicht mehr? schien er zu fragen. Denkst du nicht mehr daran ... damals ... vor langer, langer Zeit ... weit fort von hier ...

Ein paar Droschken mit heimkehrenden Ausflüglern riefen ihn in die Wirklichkeit zurück. Da bemerkte er weiter entfernt am Strand eine leuchtende Erscheinung, die ihn im ersten Augenblick überraschte, ja fast erschreckte. Aber bald wurde ihm klar, daß es Ivans Lampions waren, die sich in dem blanken Wasser spiegelten und wie eine Reihe leuchtender Feuersäulen wirkten. Etwas landeinwärts sah er nun auch die hell erleuchtete Villa durch die dunklen Baumgruppen des Gartens schimmern. Dieses Bild war an dem stillen Abend von eigenartiger, phantastischer Wirkung. Es erinnerte an einen strahlenden Feenpalast.

Da fiel ihm ein, daß es eigentlich seine Absicht gewesen war, Nanny und ihren Kavalier im Garten zu belauschen. Er hatte sie wahrhaftig ganz vergessen, und das war ihm gar nicht unangenehm. »Mag er sie behalten!« sagte er und nahm mit diesen Worten unwiderruflich Abschied von Nanny und den Liebesabenteuern überhaupt. Hier draußen, angesichts des unendlichen Weltenraums, erschien ihm das hektische Liebesspiel der Menschen geschmacklos, ja es erfüllte ihn mit Ekel.

Er ging weiter, die Straße entlang. Als er an einem Haus vorbeikam, aus dem Musik drang, blieb er unwillkürlich stehen, um einen Blick über die hohe Dornenhecke zu werfen, die eine Umzäunung zur Straße hin bildete. Da lag ein strohgedecktes Sommerhäuschen in einem alten Garten, in dem einige junge Damen und Herren Versteck spielten.

Auch hier wurde offenbar ein Fest gefeiert. Und auf eigenartige Weise berührte ihn der Gegensatz zwischen dieser Gesellschaft und derjenigen, die er verlassen hatte. Die Damen trugen hier helle Kleider, aber man sah nirgends die Auswirkungen jener europäischen Vorurteilslosigkeit, und das Spiel hier war das gute alte nationale und höchst unschuldige »Saltebrød«. Ein Student hatte sich gerade hinter einen Baum gestellt, hielt seine weiße Mütze vors Gesicht und begann nun zu zählen, während die anderen über Rasenflächen und Gartenwege davonschlichen, um sich hinter den Büschen zu verstecken. Durch die offene Haustür erblickte man einen halb abgedeckten Familientisch, an dem ein paar ältere rauchende Herren saßen – der eine mit einem Käppchen –, was den Eindruck ländlicher Einfachheit und Ehrbarkeit noch vervollständigte. Von dorthier ertönte auch die Musik, die Per zuerst angelockt hatte – dünne, verstimmte Klaviertöne von einem jener betagten Instrumente, wie es die Schwester daheim im Pfarrhaus gespielt hatte und deren Klänge er nie hören konnte, ohne bewegt zu sein.

Zwei junge Mädchen kamen eng umschlungen vom Hofplatz hinter dem Landhaus. Sie setzten sich auf die Treppe vor der Haustür und gaben sich in schwärmerischer Stellung der Betrachtung des Sternenhimmels hin. Einige andere atemlose Damen, die am Versteckspiel beteiligt gewesen waren, setzten sich zu ihnen, und nach und nach versammelte sich eine Schar weißgekleideter Gestalten, die zum Himmel hinaufsahen und sich mit ihren Taschentüchern Kühlung zufächelten.

»Wenn doch eine Sternschnuppe herunterfallen wollte!« sagte eine.

»Was wünschst du dir dann?« erkundigte sich eine andere.

»Das verrate ich um keinen Preis der Welt!«

»Vertrauen Sie's auch mir nicht an, Fräulein Jensen?« wollte der Student wissen, der sich mit anderen jungen Leuten auf dem Rasen gegenüber den Mädchen niedergelassen hatte.

»Ich weiß nicht – oh, ja vielleicht – wenn Sie mir versprechen, es keinem Menschen zu sagen.«

»Ich schwöre es Ihnen!« rief er und legte seine Hand aufs Herz. »Was würden Sie sich also wünschen?«

»Ich würde mir wünschen, daß ... daß ich morgen die Suppe nicht anbrennen lasse!«

Jubel und Händeklatschen von allen Versammelten. Nun fragte einer: »Wollen wir nicht ein Lied singen?«

»Ja, singt nur, liebe Kinder«, sagte eine ältere Dame, die bei den letzten Worten in der Türöffnung erschienen war. »Dann richten wir unterdessen den Nachttisch an.«

Ohne daß er es bemerkte, war Per von einem der Paare beobachtet worden, die sich noch im Garten aufhielten. Plötzlich tauchte hinter der Hecke ein Mann auf, lüftete den Hut und fragte mit ironischer Höflichkeit, ob der Herr vielleicht auf jemanden warte.

Da schlich Per davon.

Doch als er einige hundert Schritt gegangen war, blieb er wieder stehen und lauschte. Man hatte angefangen zu singen, und er erkannte Melodie und Worte. Es war eines der üblichen Abendlieder, die auch seine Geschwister im Sommer oft im Freien gesungen hatten:

»Es träumt das Land in tiefer Ruh,  
Die Welt schläft ohne Laut,  
Der Mond, der lacht der Wolke zu,  
Ein Stern zum andern schaut.«

Er lauschte mit verhaltenem Atem. Nie zuvor meinte er so viele schöne Stimmen gehört zu haben. Die tiefe Ruhe des Abends trug wohl das Ihre dazu bei. Trotz der Entfernung klang jedes Wort des Liedes so seltsam klar und rein in seinen Ohren. Beinahe lag etwas Übernatürliches darin. Der Gesang schien unmittelbar aus der Erde um ihn her aufzusteigen, aus dem kahlen Boden zu tönen wie ein Chor von Unterirdischen.

»So blank und ruhig liegt das Meer,  
Den Himmel es umschlingt.  
Des Wächters Lied zu Gottes Ehr  
Vom fernen Strand her klingt.«

Er hatte die Augen geschlossen. Ein dumpfer Schmerz durchzuckte ihn. Der Klang dieser Töne weckte gleichsam ein schluchzendes Echo in verborgenen Tiefen seiner Seele.

»Es ist so friedlich und so still  
Im Himmel und auch hier.  
Zum Schlafen ich nun bringen will  
Dich, ruhlos Herz, in mir.«

Auf »Skovbakken« hatte der Tanz begonnen. Doch vorläufig hatte nur die Jugend den Mut, sich so kräftig nach dem schweren Essen zu bewegen. Die Älteren hatten sich auf die Räume verteilt oder saßen als Zuschauer längs der Saalwände.

Die Stimmung war nach dem Konzert für einen Augenblick bedenklich verebbt. Doch seit die Ballmusik spielte und man zugleich in den Rauchzimmern starke Getränke servierte, war sie wieder im Steigen begriffen.

Aus einem der Nebenzimmer stürmte Dr. Nathan mit zwei der jüngsten und schönsten Damen des Abends – auf dem Weg zum Tanz. Bei keiner Gelegenheit war dieser merkwürdige Mann vielleicht bewundernswerter als in einer Gesellschaft. Wie lang sein Arbeitstag oder seine Arbeitsnacht auch gewährt haben mochte – und die Lampe in seinem Studierzimmer brannte oft noch, wenn der Tag graute –, er kannte keine Müdigkeit, sondern stürzte sich mit stets gleichbleibender jugendlich ungestümer und draufgängerischer Energie in die Unterhaltung. Künstliche Anregungsmittel brauchte er nicht. So aufrichtig und tief seine Menschenverachtung im Kampf der Jahre auch geworden war, sie hatte doch niemals den Lebenstrieb in ihm überwältigen können. Festlich erleuchtete Räume, schöne Frauen, Lachen und Blumen hielten ihn in Atem. Wann und wo man ihn auch erblickte – stets sah man ihn erfüllt davon, vorzutragen, zu erklären und zu überzeugen. Im gesellschaftlichen Leben wie in der Literatur war er ein Eroberer und Zauberer. Aber trotz all seiner übermütigen Herausforderungen war er eigentlich stets besorgt zu mißfallen. Selbst die Meinung eines unbedeutenden jungen Studenten über ihn war ihm nie ganz gleichgültig. Oft spottete er in seinen Schriften über das Leben und dessen Gaukelspiel – doch überall, wo er es traf, gewann es schnell Macht über ihn. Selbst in seinen wenig ansprechenden Formen konnte er ihm nicht widerstehen, so unbezwingbar, so üppig und fruchtbar war der Naturboden bei diesem Großstadtmenschen, der mitten in der Stadt geboren, in ihrem Häusermeer aufgewachsen war wie ein flammender Kaktus des Südens auf Felsengrund.

Gerade diese sprühende Lebenslust machte ihn zu einer so merkwürdigen Erscheinung in einem so wenig frischen Bauernland wie dem dänischen. Im literarischen Konzert der Zeit, in dem man alle möglichen Instrumente hörte – von der Gerichtsposaune bis zur Jahrmarktstrompete und dem frommen Kirchenglockenspiel –, war und blieb er der Naturton, der zugleich lockte und beängstigte. Wie er hier zum Tanzsaal drängte, die beiden errötenden Mädchen am Arm, selbst grau und bocksbärtig und auf einem Bein leicht hinkend, war er die leibhaftige Veranschaulichung dessen, was er für die Jugend seiner Zeit darstellte: Er war der Pan der großen Wälder, der mit seiner Zauberflöte sogar die Verzagtesten zum Jungbrunnen gelockt und das küsterhaft schwerfällige Dänenvolk zum Tanzen gebracht hatte.

Unter den vielen Zuschauern im Saal saß auch Jakobe. Sie blieb hier, weil Musik und Tanzlärm ihr wohltaten, denn sie hinderten sie am Nachdenken. Neben ihr hatte sich Kandidat Balling niedergelassen, der über Poul Berger sprach. Sie hörte jedoch kaum zu. Ihre Augen suchten überall im Saal nach Per. Aber nirgends konnte sie ihn

entdecken, während Nannys goldgelbe Erscheinung unablässig zwischen den Tanzenden sichtbar wurde. Sie dachte: Vielleicht sitzt er in einem der Rauchzimmer, und wünschte nur, daß er dort bliebe. Sie war in heller Angst, daß er zurückkommen und sie zum Tanz auffordern könne. Sie meinte, sie würde nicht mehr imstande sein, sich zu beherrschen, falls er eine Annäherung versuchen sollte.

Der lange Literat an ihrer Seite bemerkte ihre Zerstretheit nicht. Wie stets war er selbst sehr zerfahren, unterbrach sich jeden Augenblick und kehrte seine Eselsohren bald nach dieser, bald nach jener Seite, um zu erfahren, was die Umsitzenden redeten. Balling gehörte zu denjenigen anfänglich braven und gutmütigen jungen Dänen, die sich unter Nathans Einfluß zu kampfduerigen Löwen entwickelt, später aber ihren Irrtum eingesehen hatten, ohne sich allerdings überwinden zu können, dies einzugestehen, geschweige denn – wie Poul Berger – sich im Lager der Feinde Judasruhm zu holen. Er war der Typ des bleichen Mitläufers im siegreichen Fortschrittsheer, und er gehörte zu denen, die der Fahne nur aus Furcht folgten, während sie im Herzen über jede Niederlage jubelten. Daß er in gewisser Hinsicht ein Opfer seiner Ehrenhaftigkeit war, machte ihn in seinen Augen zu einer tragischen Gestalt. Jetzt überzog düstere Röte sein Gesicht, als Nathan – der Triumphator – mit seinen Damen in der Tür erschien.

Mitten im Tanzgewühl gewahrte man Nannys goldstrahlende Bajaderengestalt. Auch sie hielt nach Per Ausschau. Überall hatte sie vergeblich nach ihm ausgespäht, und sie begriff nicht, was er vorhatte. Trotz ihrer Ausgelassenheit war sie den ganzen Abend unruhig gewesen, beklommen beim Gedanken an die Szene im Kabinett. Ihr Benehmen seither war darauf berechnet, Pers Eindruck davon zu verwirren und das Ganze bei sich selbst in Vergessenheit zu bringen. Doch nun ängstigte sie sich schon, daß sie zu weit gegangen war und er aus Rache auf den Einfall kommen könne, aus der Schule zu plaudern.

Unterdessen war Per zurückgekehrt. Er stand in der Vorhalle und hängte seinen Mantel an den Garderobenhaken. Als er durch die offenen Türen in die jetzt überfüllten Rauchzimmer sah, erblickte er zufällig Dyhring, der dort im Kreise bekannter Börsenleute saß.

Wie Dyhring seinerzeit seinen Ruf dadurch begründet hatte, daß er bei den braven Bürgern Ärgernis erregte, brachte er jetzt sein Schäfchen ins trockene, daß er mit derselben Schlaueit genau das sagte und schrieb, was die Leute – und vor allem die von der Börse – im Augenblick gerade hören wollten. Seine Reisebriefe über französische und italienische Handelsverhältnisse hatten aus diesem Grunde in Geschäftskreisen große Anerkennung gefunden und ihm den Ruhm eingetragen, über erstaunliche Sachkenntnis zu verfügen. Er hatte hierin unablässig die Rechtschaffenheit und Solidität des dänischen Handelsstandes im Gegensatz zu dem des Auslands betont. Daher erkannte man allenthalben an, daß er sich der Stellung als Leiter einer bedeutenden Handelszeitung völlig gewachsen gezeigt habe. In seinen Artikeln hatte man einen Ernst und ein Verantwortungsbewußtsein gefunden, das man bei dem ehemaligen Varieté-Kritiker des »Falken« nicht erwartet hatte. Und in seiner Ernennung, die anfangs so stark angegriffen worden war, fand man einen erneuten Beweis für Max Bernhardts geniales Talent, seine Leute auszusuchen und an die richtige Stelle zu setzen.

Es war Pers Absicht gewesen, sich unter die rauchenden Herren zu mischen, um die einsamen Gedanken abzuschütteln und mit Hilfe eines Glases Whisky zu verstehen, in Einklang mit der Umgebung zu gelangen. Doch der Anblick des umlagerten Pressejunkers nahm ihm jede Lust, sich anzupassen, und so wandte er sich den anderen Räumen zu.

In seinen Gesichtszügen spiegelte sich noch ein schwacher Abglanz von Stimmungen, die einer anderen Welt angehörten. Doch allmählich, als er jetzt durch die überfüllten und überhitzten Räume mit den vielen glühenden Gesichtern und fieberhaft arbeitenden Fächern strebte, bekam er wieder das düstere, barsche Aussehen, das er bei Tisch gehabt hatte. Überdies blendete ihn das grelle Licht der Kronleuchter. Der rasche Wechsel von der abendstillen Straße zum wogenden, brausenden Gewühl dieser Gesellschaft verwirrte ihn. Er hatte das Gefühl, in eine dröhnende Kraftmaschine geraten zu sein, die unter unnatürlichem Hochdruck lief.

Als er an den Saal gekommen war, blieb er in der Tür stehen und schaute den Tanzenden zu. Man war unterdessen recht lebhaft geworden. Auch die älteren Herrschaften hatten Lust bekommen, sich im Tanz zu drehen.

Auf einmal wurde ihm ganz warm ums Herz, als er mitten in diesem Wirbel Jakobe erblickte, die an der gegenüberliegenden Wand an derselben Stelle saß, wo er sie vor über einer Stunde verlassen hatte. Ja, dachte er, sie allein war und blieb es doch, bei der er sich hier geborgen fühlte. Kein täuschender Instinkt, sondern sein innerster Lebenswille hatte ihn zu ihr gezogen, noch bevor er imstande gewesen war, ihren wahren Wert zu erkennen. Es wurde ihm bewußt, wie fremdartig sie sich in dieser Umgebung ausnahm. Sie hatte offenbar auch nicht getanzt; ihr Fächer und ihre Handschuhe ruhten in ihrem Schoß.

Für Per lag eine Art Offenbarung in diesem Wiedersehen. Nie zuvor hatte er so stark empfunden, wie unlösbar sie miteinander verbunden waren, ja daß Jakobes Liebe in Wirklichkeit das einzig Wertvolle war, was er bisher auf seiner Glücksjagd in das Märchenreich gewonnen hatte.

Von nun an wollte er sich bemühen, diese Liebe besser in acht zu nehmen, dachte er, während er weiter zu dem klugen, feinen und bleichen Antlitz mit den schweren Lidern und der kräftigen, aber ausgeprägt fraulichen Mundlinie hinüberstarrte. Sogar das unvorteilhafte Kleid rührte ihn jetzt, gerade weil sie es damit so unglücklich getroffen hatte.

Per wollte eben versuchen, den Saal zu durchqueren, um zu ihr zu gelangen, als Nanny im selben Augenblick, Arm in Arm mit ihrem Herrn, erhitzt vom Tanzen, auf ihn zustürzte.

»Ja, wo sind Sie denn bloß gewesen, Mensch? Wir Damen wollen mit dem glücklichen Bräutigam tanzen, und da sind Sie – husch – verschwunden! Ist das ein Benehmen?«

Per sah sie kühl an. »Ich bedaure sehr. Aber Jakobe fühlt sich müde, und deshalb tanze ich heute abend auch nicht.«

Damit wandte er sich ab, während Nanny zu lachen begann, um zu verbergen, wie sehr seine Worte und sein Blick sie erbeben ließen.

»Wir wollen versuchen, ob wir nicht eine kleine Erfrischung finden«, schlug sie vor und zog mit ihrem Herrn ab. »Einen schrecklichen Grobian hat sich meine Schwester genommen! Meinen Sie nicht auch?«

Jakobe hatte Per im gleichen Augenblick entdeckt, als er an der Saaltür auftauchte. Obgleich sie nach der anderen Seite geschaut hatte, war ihr die kurze Szene zwischen ihm und Nanny keineswegs entgangen. Als sie ihn nun auf sich zukommen sah, da ahnte sie, daß zwischen beiden in aller Stille eine Abrechnung stattgefunden hatte.

Per nickte ihr freundlich zu und setzte sich auf den Stuhl, den Kandidat Balling kurz zuvor verlassen hatte.

Bald rückte er näher an sie heran und legte still seine Hand auf die ihre, die entblößt auf der Stuhllehne lag. Und sie entzog sie ihm nicht. Sie konnte es einfach nicht. Sie war schon überwunden durch diese stumme Bitte um Verzeihen. Doch sie brachte es noch nicht über sich, seinen Händedruck zu erwidern oder gar seinem Blick zu begegnen, worauf er deutlich genug wartete. Ihr Stolz litt noch zu sehr darunter, daß sie seinen Liebkosungen gegenüber wehrlos war.

»Wie kalt deine Hand ist«, sagte er. »Du frierst gewiß. Soll ich dir einen Schal holen?«

»Nein. Ich fühle mich sehr wohl.«

»Zieht es nicht von der Tür her?«

»Nein, ich merke nichts.«

»Aber bestimmt. Willst du nicht ...?«

»Nein, nein – laß doch sein!«

»Wie du willst, Liebste.«

In ihrer Stimme lag etwas Ungeduldiges und Gequältes, das Per jedoch nicht bemerkte. Er streichelte ihre Hand und führte sie an seine Brust, so daß ihr Arm in seinem ruhte. Zugleich lehnte er sich noch etwas mehr zu ihr hinüber, bis sich ihre Schultern vertraulich berührten. Als sie ihm ihre Hand entziehen wollte, hielt er sie auch mit der anderen Hand umfangen. Und in einem Tonfall, den sie aus ihren Liebesnächten kannte und der ihr das Blut in die Wangen trieb, flüsterte er ihr ins Ohr: »Du meine süße ... süße Geliebte!«

»Hast du getanzt?« fragte er nach einer Weile.

Sie schüttelte den Kopf.

»Möchtest du gern?«

»Nein, wirklich nicht ... ich bin zu müde«, fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, weil sie fürchtete, er könne ihre Weigerung mißverstehen.

»Dann möchte ich dir etwas vorschlagen. Heute abend ist so herrliches Wetter. Es ist lau und mild wie an einem Sommerabend. Hättest du Lust zu einem kleinen Spaziergang durch den Garten?« Als sie mit der Antwort zögerte, fuhr er fort: »Ich glaube, die frische Luft wird dir guttun. Und außerdem ... habe ich dir etwas zu sagen, Jakobe.«

Nun sah sie ihn zum ersten Mal an – rein instinktmäßig übrigens, denn ihre Gedanken waren weit weg. Doch sie hatte wieder diesen besonderen Tonfall aufgefangen, der so



aufrichtig und vertraulich war.

Da erhob sie sich. Und nachdem Per für sie beide die Mäntel geholt hatte, entfernten sie sich durch die Gartentür.

Draußen auf der Terrasse, auf der die Tanzenden sich abkühlten, ging es lustig zu an ein paar Tischen, auf denen kühle Getränke und andere Erfrischungen standen. Hierher unter den Sternenhimmel hatte sich auch Nanny mit ihrem Kavalier zurückgezogen. Gerade wollte sie eine Portion Fruchteis verzehren, als sie Per und Jakobe Arm in Arm vorübergehen und über die Marmortreppe hinab verschwinden sah.

Jetzt erzählt er ihr das Ganze! – durchzuckte es sie. Sie wurde kreideweiß vor Haß und Lüsternheit.

Sie stellte den kaum halb geleerten Glasteller hin und kehrte mit ihrem Herrn in den Saal zurück. Ja – ja! fuhr sie in Gedanken fort, während sie weitertanzte. Lange sollte Jakobe nicht mehr triumphieren! Dafür wollte sie schon sorgen. Jetzt begann der Krieg!

Per und Jakobe durchquerten den Garten und setzten sich auf die umfriedete Bank am Wasser, wo sie sich aufzuhalten pflegten, wenn sie ungestört sein wollten. Hier draußen in der Einsamkeit ergab sich Jakobe ganz. Per legte seinen Arm um sie, und sie schmiegte sich so eng an ihn, daß ihr Kopf an seiner Brust ruhte.

So saßen sie ganz still. Vor ihren Füßen gluckste das Meer wie im Schlaf, während sich der Widerschein von Ivans Lampions draußen im Wasser tummelte wie Schwärme von Goldfischen.

»Du frierst doch nicht?« fragte Per und zog das Pelzcape fester um sie.

»Nein, nein – gewiß nicht«, antwortete sie, wieder ein wenig gereizt.

Per knüpfte an das an, worüber sie am Vortag an dieser Stelle gesprochen hatten. Als er die Gesellschaft heute abend beobachtete, sei er noch mehr zu der Überzeugung gelangt, daß die Vertreter des heimatlichen Fortschritts von beginnendem Verfall gezeichnet seien. Der Zauber, den sie alle seinerzeit auf ihn ausgeübt hätten, sei jetzt jedenfalls gründlich verflogen. Er müsse, sagte er, ihr völlig recht geben in dem, was sie ihm einst gesagt oder geschrieben habe: Eine Gesellschaft, in der beispielsweise ein Mensch wie Dyhring eine hervorragende Rolle spielen durfte, hätte sich selbst verurteilt. Er sei sich klar darüber geworden, wollte man auf einen Sieg des Freisinns und des Weitblicks in Dänemark hoffen, dann mußten ganz andere Kräfte in die erste Reihe treten, *Männer* in der wahren Bedeutung des Wortes, ernste und hochherzige Naturen, die den Sinn ihres Leben in etwas anderem sahen als in der wilden, täglichen Jagd nach Geld, Weibern oder persönlichen Auszeichnungen.

Per entwickelte seine Ansicht mit gewohnter Beredsamkeit. Doch Jakobe hörte ihm gar nicht zu. All die ernstesten, echt empfundenen Worte glitten an ihren Ohren vorüber wie ein dumpfes Brausen.

Als er sie dann zum Zeichen ihres Einverständnisses um einen Kuß bat, vernahm sie ihn allerdings sofort. Gleich hob sie den Kopf und reichte ihm ihren Mund wie eine Verschmachtende, die keinen anderen Gedanken hat, als ihren Durst zu löschen.

## Achtzehntes Kapitel

Als Per am nächsten Morgen aufwachte, fühlte er sich nicht wohl. Er schlief häufig unruhig. Diese Nacht hatte er die Decken abgeworfen und gefroren.

Wie er sich im Bett aufrichtete, durchfuhr seine Brust ein stechender Schmerz. Da bekam er Angst. Den Schmerz kannte er. Es war derselbe, der ihn schon mehrfach auf seiner Reise beunruhigt hatte, das letztemal in Wien nach den anstrengenden Bootsfahrten auf der Donau. Weil er den ausländischen Ärzten mißtraute und vielleicht auch aus einer gewissen Scheu, die Wahrheit zu hören, hatte er sich bislang nicht untersuchen lassen. Nun aber war es höchste Zeit. Er läutete nach dem Stubenmädchen und ließ einen der bekanntesten Krankenhausoberärzte Kopenhagens rufen.

Nach einigen Stunden kam der Arzt. In seiner Einsamkeit hatte Per genug Zeit, sich in die Vorstellung hineinzuphantasieren, diese sich wiederholenden und jedesmal heftiger auftretenden Schmerzen seien die Vorboten des Todes.

Sterben – schon jetzt? Mit vierundzwanzig Jahren? Er hatte sein Lebenswerk noch nicht vollbracht, ja nicht einmal begonnen! Das war doch sinnlos, vollkommen unlogisch wie das Leben überhaupt.

Ja, den Standpunkt vertrat er schon längst nicht mehr, daß man übermütig mit seiner Gesundheit Schindluder treiben durfte und dem Tode trotzen konnte, in der Einbildung, das Leben könne nicht auf einen verzichten, weil seine Fähigkeiten und Kräfte zur Aufrechterhaltung und Förderung des Vaterlandes vonnöten seien. Nun wußte er, daß die Natur reich genug war, um verschwenderisch sein zu können, daß viel fähigere Menschen ins Grab gegangen waren, ohne sich entfalten zu können. Der Knochenmann bat nicht um Erlaubnis. Wie die Sonne Gerechte wie Ungerechte beschien, so griff er, der Mann der Nacht mit den leeren Augenhöhlen, blindlings nach Berufenen und Unberufenen, ohne die mindeste Rücksicht auf den Nutzen zu nehmen.

Per empfand nicht länger ein abgrundtiefes Grauen bei dem Gedanken an die Vernichtung. Wie er so dalag in dem großen Prachtbett unter einer farbenstrahlenden Seidendecke und sich auf sein Todesurteil vorbereitete, war er verhältnismäßig ruhig und gefaßt. Sogar wenn er keine Schmerzen hatte, gab es Augenblicke, da er sich in seiner Müdigkeit fast mit dem Gedanken aussöhnte, diese Welt zu verlassen und von den unnützen Kümernissen des Lebens befreit zu werden. Der Lärm der Fuhrwerke, der vom Markt heraufdrang, das Geklingel der Straßenbahn, die Vorstellung, erneut mit dummen und frechen Spekulanten verhandeln zu müssen – das alles erfüllte ihn in diesen Augenblicken mit unsäglichem Ekel.

Je länger er jedoch wartete, desto schwerer wurde, es ihm, sein Unbehagen zu unterdrücken. Ein quälendes Gefühl des Verlassenseins erfaßte ihn und trieb ihm den kalten Schweiß aus dem Körper. Wie furchtbar, hier liegen und sterben zu müssen, ohne einen Menschen um sich zu haben!

Um die trüben Gedanken zu zerstreuen, wollte er lesen.

Am Vortag hatte er die Bücher ausgepackt, die er von seiner Reise mitgebracht hatte: vor allem große kostbare technische Werke. Darunter waren aber auch Schriften allgemeinbildenden Inhalts, die er während des langen Winteraufenthalts in Dresack angeschafft und später in Rom vermehrt hatte.

Von diesen letzten suchte er sich eine Sammlung griechischer und lateinischer Philosophen aus in deutscher Übersetzung, ein Buch, das ihn schon einmal unter ähnlichen Umständen getröstet hatte.

Er war jedoch noch nicht weit mit der Lektüre gekommen, als der Arzt eintrat. Es war ein kleiner graubärtiger Mann, der sich ohne viele Worte auf einen Stuhl vor das Bett setzte. Nachdem er Per einige Fragen gestellt hatte, klopfte er ihm Brust und Rücken ab.

Dann sagte er: »Mit den Lungen soll bei Ihnen etwas nicht in Ordnung sein? Das glaube ich eigentlich nicht. Es sind ja die reinsten Blasebälge! ... Wo fühlen Sie die Schmerzen vor allem?«

Per zeigte auf eine Stelle auf der rechten Seite des Körpers, ungefähr bei der untersten Rippe.

»Ist es da? Aber vorhin meinten Sie doch, es sei mehr hier, auf der linken Seite.«

»Ja, der Schmerz wechselt.«

»Aha – hm. Tut es jetzt weh, wenn ich – so – hier draufdrücke?«

»Nein, das kann ich nicht behaupten.«

»Sie spüren nichts Besonderes?«

»Nein.«

»Vielleicht haben Sie gar keine Schmerzen mehr?«

Per mußte gestehen, daß das quälende, beklemmende Gefühl in der Brust und der Bauchgegend jetzt fast verschwunden war. Nun konnte er wieder tief einatmen, ohne daß er dabei Stiche hatte.

Der Doktor erwiderte nichts, untersuchte aber auch den Unterleib und die Beine. »Mit Ihren Lungen ist, weiß Gott, nichts in Unordnung«, wiederholte er, als er fertig war. »Wünschen Sie sich bloß nicht, die gegen andere einzutauschen. Aber Ihre Muskulatur ist ein bißchen schlaff. Das Herz könnte auch schneller schlagen. Erzählen Sie mir doch mal, wie Ihre tägliche Lebensweise ist. Treiben Sie Gymnastik? Duschen Sie jeden Morgen kalt? – Ja, das sollten Sie aber! Und dann Hantelübungen! Es gibt nichts Besseres als ein paar kräftige Armbewegungen mit 20-Pfund-Gewichten bei nüchternem Magen. Sehen Sie zu, daß Sie Ihr geehrtes Blut etwas flotter zirkulieren lassen. Weiter scheint Ihnen offensichtlich nichts zu fehlen. Aber das ist in Ihrem Alter auch schon mehr als genug. Bleiben Sie jetzt ein paar Tage liegen und versuchen Sie, Ihre Nerven wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ich kann Ihnen überhaupt nicht genug empfehlen, ein bißchen mehr auf sich aufzupassen. Denn trotz Ihres unbedingt männlichen Körpers neigen Sie anscheinend zu – ja, wie soll ich es mit einem anständigen Wort bezeichnen –, na, zu solchen kleinen Unpäßlichkeiten wie heute morgen. An und für sich ist die Sache leicht zu erklären. Erst mal waren Sie auf einer drei- bis viertägigen Eisenbahnfahrt, während der Sie weder ordentlichen Schlaf noch

vernünftige Mahlzeiten bekommen haben, und sind so richtig durchgeschüttelt worden. Dann hatten Sie – wie Sie selbst bemerkten – allerlei Geschäfte mit viel Unruhe wahrzunehmen und waren außerdem auch noch auf Gesellschaften. Das alles ist eine vollkommen ausreichende Erklärung, da wir ja alle hier oben eine ziemlich schwache Konstitution haben, auch wenn Sie selbst zu den kräftigen Typen gehören.«

Bei den letzten Worten hatte er ein eigenartiges böses Funkeln in den kleinen, etwas schielenden Augen. Per hörte ihm kaum noch zu. Nachdem er Gewißheit erlangt hatte, daß er nicht lungenkrank war, fühlte er sich ganz wohl und wünschte nichts sehnlicher, als den redseligen Mann loszuwerden.

Als der Arzt gegangen war, stand er sogleich auf. Mit erneuertem Lebensgefühl schritt er summend im Zimmer auf und ab und kleidete sich an. Dann frühstückte er mit recht gutem Appetit und setzte sich an seinen Arbeitstisch. Plötzlich war wieder Schaffensdrang in ihm erwacht. Er nahm seine Zeichnungen vor, auch die Zeichengeräte, die Tabellen und die anderen Hilfsmittel. Jetzt Volldampf voraus! Full steam!

Als er alles für die Arbeit geordnet hatte, entdeckte er das Buch, in dem er gelesen hatte, ehe der Doktor kam. Er hatte es vorhin auf den Tisch geworfen, zwischen die Zeichenrollen. Nun konnte er es nicht lassen, noch einmal hineinzusehen, bevor er es weglegte. An der Stelle, wo er gelesen hatte, war ein Zeichen. Es war Platons Bericht über jene freimütige Unterhaltung, die Sokrates mit seinen Schülern über den Tod geführt hat, unmittelbar vor der Hinrichtung des großen Lehrers. Pers Blick fiel auf den Abschnitt, wo Sokrates von dem Körper als von dem schweren klebrigen Teig spricht, mit dem die Seele zusammengeknetet wurde und der die Ursache dafür ist, daß die Menschen niemals auf befriedigende Weise in Besitz dessen gelangen, wonach sie streben, soweit dies nicht das Niedrige und Unedle ist.

»Denn der Körper verursacht uns tausenderlei Unbequemlichkeiten. Er erfüllt uns mit Liebesgelüsten und Begierden, mit Besorgnissen und mancherlei Trugbildern und vielen Kindereien ... Um den Besitz von Geld und Gut nämlich entstehen alle Kriege. Geld und Gut aber müssen wir uns erwerben um des Körpers willen, dessen Pflege wir besorgen müssen. Wenn er uns auch einige Muße läßt und wir uns anschicken, etwas zu untersuchen, so kommt er uns bei den Untersuchungen wieder in die Quere, stört und verwirrt uns und bringt uns aus der Fassung, so daß wir seinetwegen die Wahrheit nicht erkennen können ... Und solange wir leben, werden wir, wie es scheint, nur dann dem Wissen am nächsten sein, wenn wir sowenig wie möglich mit dem Leibe zu schaffen haben und nur, wo es unbedingt nötig ist, in Gemeinschaft mit ihm treten, und wenn wir uns nicht mit seiner Natur anfüllen ...«

Per ließ das Buch sinken und sah eine Weile sinnend mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin. Seltsam! dachte er. Diese Worte, vier Jahrhunderte vor Christi Geburt geäußert, waren ja wie aus einem christlichen Andachtsbuch abgeschrieben!

Er las die Seite zu Ende und auch die nächste Seite und noch eine ... Er konnte nicht wieder aufhören. Das tiefsinnige Spiel der Phantasie mit dem Übernatürlichen versetzte sein innerstes, verborgenstes Seelenleben in Schwingungen. – Der Vormittag war schon fast vorbei, ehe er zu seinen Zeichengeräten und Tabellen griff.

Aber er hatte an diesem Tag nicht mehr Glück mit seiner Arbeit als am vorhergehenden. Früher hatte er kein Stückchen Karte sehen können, ohne von Arbeitsfieber erfaßt zu werden. Ja, die Schwierigkeit hatte bei ihm vor allem darin bestanden, mit Umsicht unter seinen wimmelnden Einfällen auszuwählen, die bei der Arbeit unablässig wie Knospen emporschossen. Jetzt fiel es ihm schwer, sich auf das vor ihm liegende Papier zu konzentrieren. Alle möglichen Dinge, die ihn gar nichts angingen, jeder Ruf auf der Straße, jedes Klingeln im Hotel störte und zerstreute ihn.

Wie am Vortag endete es schließlich damit, daß er in krankhafter Erregung das ganze Projekt für verfehlt hielt und in düsterer, hoffnungsloser Verzweiflung sitzen blieb, die Hände vor dem Gesicht.

Da fiel ihm Professor Pfefferkorn aus Berlin ein, der sich während seines dortigen Aufenthalts so angelegentlich für ihn interessiert hatte. Per hatte ihm seinerzeit auf dessen Wunsch hin einen schriftlichen Bericht über seine Ideen zugeschickt. Als Dank dafür hatte ihm der Professor einen längeren Brief geschrieben. Diesen suchte er jetzt unter seinen Papieren hervor.

» ... Was erstens Ihren hydraulischen Motor betrifft, möchte ich mich darüber mit Vorsicht äußern. Hiermit haben Sie einen ganz neuen Weg eingeschlagen; da ist es nur natürlich, daß der erste Schritt unsicher ist. Übrigens, bei einer unserer Unterhaltungen habe ich wohl erwähnt, daß man in Amerika ähnliche Versuche gemacht hat und dort unablässig an der Lösung dieser wirklich gewaltigen, lockenden Aufgabe arbeitet, sogar die unerschöpfbare Kraft des Ozeans an das Gängelband menschlicher Klugheit zu legen. Es ehrt Sie, daß auch Sie von diesem Gedanken gepackt sind. Ob allerdings der Weg, den Sie angegeben haben, zum Ziel führen kann, darüber möchte ich mich – wie gesagt – nicht äußern. Hingegen bin ich der Ansicht, da ich mich nun sehr aufmerksam in Ihr neues System zur Regulierung der Windmotoren vertieft habe, daß Sie hier einen glücklichen Einfall gehabt haben. Der Gedanke mit der eingeschobenen Gewichtsstange und vor allem die Methode für das Ausgleichen spricht mich an. Sie haben hier auf Dinge verwiesen, die außerordentliche Beachtung verdienen. Daß gerade Sie die entscheidende und endliche Lösung dieses großen, schwierigen Problems gefunden haben, das von ungeheurer Bedeutung für alle an Gebirgen und Flüssen armen Länder ist, glauben Sie natürlich selbst nicht. Die Regel, daß Vollkommenheit nur durch unendlich viele kleine Verbesserungen erreicht wird, gilt auf keinem Gebiet mehr als auf dem technischen. Sie werden sich sicher nicht mit den bereits gewonnenen Erkenntnissen zufriedengeben. Ich werde Ihnen stets mit Interesse in Ihrer Entwicklung folgen, soweit die Umstände es mir gestatten. Vor allem sehe ich mit gespannter Erwartung den Ergebnissen Ihrer ständigen Bemühungen auf den hier berührten Gebieten entgegen. Über Ihre reichen Anlagen sind Sie sich ja selbst nicht in Zweifel. Bestimmt werden Sie es weit bringen, wenn es Ihnen mehr als bisher gelingt, Ihren erstaunlich offenen Blick für die großen Zusammenhänge der Dinge mit der Vertiefung ins Detail zu verbinden, die man in der Jugend gern unterschätzt, worauf aber in Wirklichkeit der weite Überblick beruht. Ich meine mich zu erinnern, daß es Ihre Absicht war, auf Ihrer Studienreise auch Nordamerika zu besuchen. Das ist sicher sehr empfehlenswert. Dort werden Sie besser als irgendwo sonst Gelegenheit haben, Ihre Erfahrungen auf dem rein praktischen Gebiet zu vervollkommen. – Und ich meine hiermit eigentlich nicht ausschließlich die Technik. Auch auf anderen Gebieten sind wir

die Lehrlinge der Neuen Welt geworden. In diesem Land der bedeutenden Erfindungen werden Sie vor allem lernen können, daß gewaltige Wirkungen sehr oft mit scheinbar recht unansehnlichen Mitteln erreicht worden sind.«

Dieser alte halbvergessene Brief, der nichts für Per bedeutet hatte, weil er ihm nicht anerkennend genug erschienen war, richtete nun sein Selbstvertrauen wieder auf. Außerdem ließ er den Entschluß in ihm reifen, endlich seine unterbrochene Studienreise fortzusetzen. Er wollte deshalb wiederum die Weiterführung seiner Geschäfte in Ivans Hände legen, und vor allem wollte er es ihm völlig überlassen, mögliche neue Verhandlungen mit den Börsenspekulanten aufzunehmen. Per wollte in aller Stille abreisen – und diesmal direkt nach Amerika. Es hatte keinen Zweck, sich noch einmal der Gefahr auszusetzen, den Verlockungen der Alten Welt zu erliegen.

Nachmittags fuhr er hinaus nach »Skovbakken«, um mit Jakobe hierüber zu sprechen. Sie war im Garten, als er kam. Sie saß auf einer Bank im Sonnenschein neben dem Pavillon.

Obgleich sie Pers Stimme von der Terrasse her sehr wohl gehört hatte, blieb sie ruhig sitzen und gab auch durch keinen Zuruf zu erkennen, wo sie war. Als er sie endlich fand, reichte sie ihm nur ihre Wange zum Kuß, obwohl er ihren Mund gesucht hatte. Sie brachte es auch nicht über sich, ihm für die mitgebrachten Blumen zu danken, zumal sie deutlich merkte, daß er es erwartete.

Den ganzen Tag über war sie in einem erzwungenen, angestregten traumähnlichen Zustand umhergegangen und hatte sich bemüht, zu vergessen, was vorgefallen war. Sie liebte sonst stets die Klarheit; doch in ihrem Verhältnis zu Per fing sie an, auch auf die Weise sich selbst untreu zu werden, daß sie soweit wie möglich vor der Wahrheit die Augen verschloß, wo ihr Liebesglück bedroht war. Wie jemand, der aus süßen Träumen erwacht ist und sich auf die andere Seite legt, in der Hoffnung, weiterträumen zu können, gab sie sich sogar mit einer Art Wollust ihrem Selbstbetrug hin.

Per konnte sich nicht sofort überwinden, ihr zu erzählen, daß sie sich schon wieder trennen müßten. Überhaupt war es ihm nicht leichtgefallen, den Entschluß zum Aufbruch zu fassen. Er war des unsteten Wanderlebens müde, und die Tatsache, daß er sich nur schwer in den fremden Sprachen ausdrücken konnte, von denen das Deutsche ihm noch am einfachsten vorkam, trug das Seine zu seiner Reiseunlust bei. Außerdem tat es ihm leid, Jakobe gerade jetzt verlassen zu müssen, da sie sich endlich in voller Aufrichtigkeit und gegenseitigem Verständnis gefunden hatten. Doch es half nichts – es mußte sein.

Zu Anfang war er zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Veränderung in Jakobes Wesen zu bemerken. Doch wie er nun neben ihr auf der Bank saß und überlegte, wie er sie am besten vorbereiten könne, bemerkte er, daß sie hastig etwas von ihrer Wange wischte, so als verscheuche sie mit der Hand eine Fliege. Aber Per hatte Zeit gehabt, zu entdecken, daß es eine Träne war.

Er war ganz verstört. Noch niemals hatte er sie weinen sehen.

»Aber – Liebste!« drang er in sie. »Was ist geschehen? Hast du Kummer?«

»Nein, es ist nichts ... Es ist nur Nervosität«, erwiderte sie und schob seinen Arm von sich, als er ihn um ihre Hüfte legen wollte.

»Ist dir vielleicht nicht gut?«

»O doch, mir fehlt nichts. Wie ich dir sage: es hat nichts zu bedeuten ... Wollen wir nicht ein bißchen spazierengehen. Mich friert.«

Sie stand schnell auf. – Seine Fürsorglichkeit war ihr peinlich. Sie gingen zum Strand hinunter. Jetzt fiel es Per plötzlich auf, wie elend sie aussah und wie vergrämt. – Und er schwankte wieder, ob er reisen sollte.

Mitten in seinem Mißmut kam ihm ein verlockender Gedanke. Wie ein einziger Sonnenstrahl, der durch die Wolken bricht, plötzlich eine weite Landschaft verwandeln kann, so vergoldete ihm diese Idee im Nu das Dasein. Jakobe konnte ja mitkommen! Sie würden heiraten und dann vor Gott und aller Welt zusammen abreisen. – Daß er nicht eher daran gedacht hatte! Die Unannehmlichkeiten der Reise, das öde Hotelleben, die Einsamkeit – alles, was ihn bisher mutlos gemacht hatte, verwandelte sich plötzlich in Lust und Freude. Aus Erfahrung wußte er ja, was für eine vorzügliche Reisegefährtin Jakobe war, unerschrocken, anspruchslos, mütterlich besorgt – und dazu bewandert in allen fremden Sprachen.

»Jakobe! Jakobe!« Er blieb mitten auf dem Gartenweg stehen, und ehe sie es verhindern konnte, hatte er die Arme um sie geschlungen. Und nun bekannte er ihr alles, was er seit gestern durchlebt und durchlitten hatte und welche Pläne er für sie beide geschmiedet hatte.

Jakobe ging eine Zeitlang schweigend weiter, den Kopf an seine Schulter gelehnt, in einer Art glücklicher Selbstbetäubung, die ihr das Blut aus Wangen und Lippen sog. Sie wußte genau, daß sie ihn weder begleiten konnte noch wollte. In ihrem jetzigen Zustand war es ganz unmöglich für sie, so weit wegzureisen. Per sprach davon, ein halbes Jahr fortzubleiben, und in kürzerer Zeit würde er auch keinen Nutzen von der Reise haben. Sie wäre ihm indessen nur eine Last und bereitete ihm Sorge.

»Du sagst nichts?« fragte er, als sie auf ihrem Lieblingsplatz am Strand mit der weiten Aussicht über den Sund und die sonnenbeschienene schwedische Küste angekommen waren. »Gefällt dir mein Vorschlag nicht?«

»Ich weiß nicht recht, was ich antworten soll«, erwiderte Jakobe. Sie saß vornübergebeugt und halb abgewendet, den Ellenbogen auf dem Knie. Das Kinn hatte sie in die Hand gestützt. Die andere Hand hatte Per nicht losgelassen. – »Ich verstehe recht gut, daß du dich wieder auf die Reise begeben mußt. Ich habe schon selbst daran gedacht ... Allein, Liebster, *mich* kannst du nicht über den Atlantischen Ozean mitnehmen!«

»Aber weshalb nicht? Wenn ich bei dir bin, kannst du beruhigt sein. Ich werde bestimmt auf dich aufpassen. Oder hast du vor der langen Seereise Angst?«

»Ach ja, davor auch. Deshalb bleibe ich zu Hause ... und warte auf dich. Und ich will bestimmt geduldig sein. Doch mit deinem Vorschlag, wir sollten vor der Reise heiraten, hast du recht. Das wird aus verschiedenen Gründen praktisch sein.«

»Und wenn wir richtig Mann und Frau geworden sind, sollen wir uns gleich trennen? Machst du dich lustig über mich? Das wäre wirklich schlimmste Barbarei. Ich kenne dich beinahe nicht wieder, Jakobe. Wie kommst du bloß auf solche Gedanken? Aber das *kann* ja gar nicht deine Meinung sein, nicht wahr?«

Sie nickte schweigend.

»Ich glaube dir nicht, Jakobe. Du bist in letzter Zeit so merkwürdig. Was verheimlichst du mir?«

»Wirklich gar nichts, Liebster!« entgegnete sie und preßte fieberhaft seine Hand. Sie konnte sich jetzt weniger denn je überwinden, ihm die volle Wahrheit zu sagen. Sie wagte es nicht. Sie war jetzt hinlänglich mit seinem Charakter vertraut, und sie befürchtete, er könne ihren Zustand als Vorwand benutzen, die Reise aufzuschieben oder ganz aufzugeben. Das wollte sie um keinen Preis auf ihr Gewissen nehmen, denn sie begriff sehr gut, daß der Amerikaaufenthalt von großer Bedeutung für ihn werden konnte. Und mehr als je zuvor war es ihr jetzt darum zu tun, daß es vorwärtsging mit ihm. Hatte sie früher gemeint, sich mit seiner bloßen Liebe begnügen zu können, so suchte sie jetzt unwillkürlich Ersatz für das, was diese Liebe in jüngster Zeit für sie an Wert eingebüßt hatte.

»Hör zu!« unterbrach sie schließlich Pers Überredungsversuche. »Jetzt habe ich eine Idee: Du kannst ja über England reisen. Dann will ich dich so weit begleiten. Wir bleiben acht Tage in London und acht Tage irgendwo auf dem Lande oder an der See. Und in Liverpool trennen wir uns. – Was hältst du davon?«

»Natürlich – wenig ist besser als nichts. Dann bleibt mir immer noch die Hoffnung, daß du in Liverpool auf bessere Gedanken kommst.«

»Das sollst du nicht tun. Am allerwenigsten um deinetwillen, Liebster! Denk auch einmal daran: Wir können nach deiner Rückkehr nicht gut im Hotel wohnen. Wir müssen doch unsere eigene Wohnung haben. Und während du fort bist, habe ich bestimmt genug damit zu tun, sie einzurichten.«

»Das ist wahr. Du hast recht, Jakobe ... wie immer. Ach, du kluges Mädchen, schon jetzt freue ich mich auf die Heimkehr ... Stell dir vor ... unser eigenes Heim! Es braucht wahrhaftig nicht übertrieben großartig zu sein nicht? Und es müßte vor der Stadt liegen, in freier Umgebung, mit dem Blick auf Wald und Strand. Wie gefällt dir das? Wir beide!«

In seiner Begeisterung hatte er sie von neuem an sich gezogen, und sie lehnte müde ihren Kopf an seine Schulter und schloß die Augen.

»Ach ja!« fuhr er fort. »Im Grunde ist alles andere bedeutungslos und gleichgültig im Vergleich zu den Gütern, die sozusagen für alle gleich sind, für Arme wie Reiche, die so selbstverständlich aus dem Dasein wachsen wie Früchte aus einem Baum. In der Rangordnung der Lebenswerte liegt etwas Verkehrtes – auch in der modernen Gesellschaft. Ich preise mich glücklich, weil ich das beizeiten eingesehen habe. Denn ich wäre tatsächlich bald im Schlamm steckengeblieben!«

Wieder überfiel Jakobe Unruhe. Obgleich es eigentlich nur ihre eigenen Worte waren, die er wiederholt hatte, ja sogar genau dieselben, die zu hören sie so oft erträumt hatte, so wurde sie jetzt von ihnen erschreckt. Inzwischen hatte auch sie sich verändert. Besonders in den letzten Tagen hatte sich ihre Auffassung von den sogenannten »wahren Werten des Daseins« erheblich gewandelt.

»Ich glaube, du siehst die Dinge falsch«, begann sie mit fremder Härte in der Stimme.

»Schau dich doch um, und dann sage mir, ob nicht Egoismus, Eitelkeit, Brutalität und Herrschsucht genauso feste Bestandteile in der neuen Gesellschaft sind wie in der



alten!«

»Ja, warum sollten sie es denn nicht sein?«

»Warum?«

»Ja – diese Eigenschaften gehören nun einmal zu den menschlichen Triebkräften, die die Welt vorwärtsbringen. Daher dürften sie wohl auch nicht so verdammenswert sein, wie man es so gern behauptet.«

Per lachte. Er faßte ihre Worte als Scherz auf.

»Vielleicht meinst du gar, sie seien verdienstvoll?«

»Ich weiß nicht. Sind es nicht letzten Endes diese Eigenschaften, auf denen das Wohlergehen der Menschen beruht?«

An dem Ton hörte Per jetzt, daß es ihr Ernst war, und er blickte sie überrascht an. Aber er war zum Streiten nicht aufgelegt und zog die Sache ins Lächerliche. »Jaja, heute *willst* du mir unbedingt widersprechen, und wenn du deine eigenen Meinungen bekämpfst!«

Jakobe schwieg. Auch sie hatte keine Lust, den Streit wiederaufzunehmen. Und so fingen sie an, Reisepläne zu machen und die Reiseroute zu besprechen.

Der Krieg, den Max Bernhardt, kräftig unterstützt von Dyhrings »Borgerbladet«, gegen die Urheber des Kopenhagener Freihafenprojekts führte, hatte dieser Tage einen für die Öffentlichkeit überraschenden Abschluß gefunden. Es war ihm wirklich zuletzt geglückt, diese Leute nervös zu machen. Sie hatten sich auch auf ein gewagtes Unternehmen eingelassen; großes Kapital mußte hierfür aufgebracht werden, und das Ansehen des »Borgerbladet« stieg in Börsenkreisen wider Erwarten unter der neuen Leitung ständig. Auch andere Zeitungen, bei denen sich Max Bernhardt Einfluß verschafft hatte, fingen an, die Angelegenheit als Geschäft zu verdächtigen. Um nicht eine Niederlage bei der bevorstehenden Aktienzeichnung befürchten zu müssen, beschlossen daher die großen Herren, vor dem verhaßten Obergerichtsanwalt zu Kreuze zu kriechen und ihm einen Platz in der Direktion anzubieten.

Diesen Ausgang der Sache hatte Max Bernhardt die ganze Zeit über im Auge gehabt und seine Taktik danach bestimmt. Er nahm das, Angebot an, ohne irgendwelche Überraschung zu zeigen. Bei einem größeren Jubiläumsfest, das in jenen Tagen stattfand, wurde die Versöhnung zwischen ihm und seinem alten Widersacher, dem zuvor allmächtigen Bankdirektor, offiziell besiegelt. Letzterer bat demonstrativ um die Ehre, ein Glas auf Bernhardts Wohl trinken zu dürfen – eine Begebenheit, die am folgenden Tag in allen Zeitungen der Stadt gewürdigt wurde, im »Borgerbladet« sogar unter der Überschrift: »Ein historischer Moment«.

Für Max Bernhardt war der errungene Sieg von entscheidender Bedeutung. Es war ihm gelungen, der Öffentlichkeit einzuhämmern, daß man ihn nicht umgehen konnte, daß selbst die Börsenmatadore nichts ausrichten konnten, ohne sich seines Beistandes versichert zu haben. Ivan blieb fast der Atem weg, als er die Neuigkeit erfuhr. Er glaubte, nun sei jede Hoffnung für Pers Pläne auf lange Zeit rettungslos dahin, und in einem hysterischen Anfall der Erbitterung schrie er etwas von Verrat und Meuchelmord.

Per zuckte überlegen die Achseln.

»Ich habe es dir ja gesagt«, wandte er sich an Jakobe, die ebenfalls sehr erregt über das Ereignis war. »Gibst du jetzt wenigstens zu, daß dein Herr Max ein bißchen zu gerissen ist und daß es ein Glück war, daß ich ihm nicht auf den Leim gekrochen bin? Sonst hätte ich jetzt wie ein begossener Pudel dagestanden! Nein, ich wiederhole es noch einmal: In unserem Land muß endlich eine Bewegung ins Leben gerufen werden, die diese Schädlinge aus dem öffentlichen Leben tilgt. Sonst geht schließlich jede Anständigkeit im Schmutz unter.«

In Jakobe regte sich Widerspruch. Doch sie verzichtete darauf, zu antworten. Vorläufig war es unnütz, die Diskussion über diesen Punkt fortzuführen. Nun setzte sie ihre ganze Hoffnung auf seinen Aufenthalt in Amerika. Im übrigen unterdrückte sie ihre wiedererwachte Kritik ihm gegenüber, fest entschlossen, ihn so zu lieben, wie er nun einmal war.

Ivans Meinung von Pers Aussichten erwies sich jedoch bald als viel zu schwarzseherisch. Max Bernhardts neuer großer Sieg entfachte gesteigerten Widerstand unter seinen Neidern und heimlichen Feinden, nicht zuletzt bei dem »ehemaligen Landmann« Nørrehave, der sich von Bernhardt in dieser Sache als verraten betrachtete. Mit Obergerichtsanwalt Hasselager entwickelte er plötzlich viel Initiative für Pers Projekt. Und diesen Männern schloß sich nun aus eigenem Antrieb und vorbehaltlos – Oberst Bjerregrav an.

Gerechtigkeitsgefühl und Vaterlandsliebe hatten allmählich die Eifersucht des alten Mannes überwunden. Der Judenhaß war in all seiner instinktiven Kraft bei dem groben Haudegen aufgeflammt, dem das Nationalgefühl Religion war. In seinen Augen war jeder noch so einheimische dänische Jude nur ein halb naturalisierter Deutscher mit heimlichen Sympathien für den Erbfeind. Er behauptete, und dies war auch nicht ganz falsch, daß der größte Teil der jüdischen Großhändler in Kopenhagen Vertreter deutscher Firmen seien, wie auch hauptsächlich mit dem Geld jüdischer Banken aus Hamburg und Berlin die moderne Umgestaltung der Hauptstadt vorgenommen worden sei. Bis in die Provinz, ja bis zu den mit Schulden belasteten Bauernhöfen hätten die deutschen Millionen ihren Weg gefunden und setzten von hier aus unter der Oberfläche die Eroberung Dänemarks fort, die die Kanonen eingeleitet hatten. Deshalb hatte ihm stets so besonders an Pers Hafenplan gefallen, daß dies endlich ein Versuch war, die merkantile Selbständigkeit des Landes gegenüber dem großen Nachbarstaat zu behaupten. Ein Freihafen bei Kopenhagen war jedoch nach seiner Meinung wegen der Lage der Stadt an einer schmalen seichten Fahrinne nie imstande, den Welthandel anzulocken.

Nun hatte er den Entschluß gefaßt, selbst den ersten Schritt zu einer Versöhnung mit Per zu tun. Er wollte einen Strich ziehen unter den alten Hader. Ja, der Übermut, mit dem Per vor Jahren nach jener verhängnisvollen Auseinandersetzung von ihm Abschied genommen hatte, spornte ihn nun fast noch mehr an. Jetzt, da er in voller Überzeugung den Retter des Landes in ihm sah, bereitete es ihm gewissermaßen eine religiöse Befriedigung, jene Prophezeiung buchstäblich in Erfüllung gehen zu lassen.

Währenddessen ordnete Per im Hotel alles für seine Abreise. Unter anderem arbeitete er ständig und mit großem Fleiß an seinen Zeichnungen. Er hoffte immer

noch, er könne die notwendigen Änderungen, vor allem die des Hafenprojekts, abschließen. Schon im Morgengrauen stand er auf und war fast den ganzen Tag zu Hause. Doch es kam noch immer nicht der alte Schwung in seine Gedanken. Es ging nur langsam und beschwerlich voran. Jedes Geräusch auf dem Gang oder draußen auf dem Markt störte ihn.

Eines Vormittags gegen neun Uhr saß Per an seinem Arbeitstisch und las, als an die Tür geklopft wurde. Er erkannte Ivans Klopfen und versteckte schnell das Buch unter einigen Papieren. Wieder war es eines der Bücher aus Dresack, das ihn verlockt hatte. »Gibt's was Neues?« rief er dem Schwager entgegen, der mit betroffenem Gesichtsausdruck hereinstürzte.

»Ein neuer Schurkenstreich! Ein Betrugsversuch ersten Ranges! Sieh her!« Ivan zog aus seiner Aktenmappe, die allmählich ein unzertrennliches Requisit für ihn geworden war, ein Exemplar einer kleineren, weniger gelesenen Zeitung. »Lies nur!«

Unter der Überschrift »Neues Land« stand dort ein längerer sachlicher Leitartikel über die dänische Seefahrt. Es wurde einleitend betont, daß es im Grunde ein Auszug aus den Veröffentlichungen eines Ingenieurs Steiner sei, die in einigen Provinzblättern erschienen waren. Darin wurde ein Plan behandelt, der im ganzen Artikel das »Steinersche Projekt« genannt wurde, in Wirklichkeit aber Pers Entwurf mit wenigen unwesentlichen Änderungen war.

»Was sagst du dazu?« fragte Ivan und sah Per voller Spannung an, der beim Lesen bleich und bleicher geworden war. »Das ist geradezu Diebstahl! Kennst du diesen Menschen?«

Per schüttelte den Kopf.

»Er muß augenblicklich entlarvt werden!« fuhr Ivan fort. »Was gedenkst du zu tun?«

»Nichts«, entgegnete Per nach kurzem Überlegen und gab ihm die Zeitung zurück.

»Das kann nicht dein Ernst sein! Der Mann muß doch überführt werden. Du mußt dich verteidigen, dein Recht behaupten.«

»Ich – mich verteidigen?« brauste Per auf.

»Ja – entschuldige, aber du hast kein Recht, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Sie *kann* gefährlich werden. Bedenke, du hast viele Feinde und Neider, die sich ins Fäustchen lachen würden, wenn sie sehen, wie du wegen eines anderen beiseite geschoben wirst, der sich die Ehre anmaßt, die deiner Arbeit und deinem Genie gebührt!«

»Oh, das hat keine Not! So leicht kann man mir nicht zu Leibe rücken. Und selbst wenn!« fügte er unter den Nachwirkungen der Stimmung hinzu, aus der er durch Ivans Ankunft gerissen worden war. »Ich habe es bald satt, mich mit diesem Pack herumzuschlagen. Falls es tatsächlich nötig sein sollte, überall gemeinsame Sache mit der Gemeinheit machen zu müssen, dann fragt man sich schließlich, ob das Spiel überhaupt all die Unkosten und Mühe wert ist. – Aber um von etwas anderem zu reden: Weißt du übrigens, daß deine Schwester und ich in Kürze zu heiraten gedenken?«

»Vater und Mutter haben davon gesprochen.«

»Offen gestanden, das nimmt mich im Augenblick mehr in Anspruch als all das Zeitungsgewäsch. Sage mir, da du einmal hier bist, weißt du darüber Bescheid, welche Unterlagen man bringen muß, um hierzulande getraut zu werden?«

»Hast du die Dinge noch nicht geordnet? Ich habe geglaubt ...«

»Ja, das ist auch gewiß verkehrt von mir. Ich habe es vergessen ... oder vielmehr ... Ich konnte mich nicht überwinden, selbst von Amt zu Amt zu laufen. Da werde ich immer so wütend über die Überheblichkeit, mit der man behandelt wird, daß ich Krach schlage. Könntest du mir nicht den Gefallen tun, die Angelegenheit für mich zu ordnen? Ich weiß, daß man sich zum Beispiel an eine Magistratsbehörde wenden muß. Außerdem muß wohl auch, glaube ich, irgendwas öffentlich ausgehängt werden. Das ist ein verteufelter Kram.«

Ivan war es gewohnt, daß ihn Per bei allen Gelegenheiten als Laufjungen verwendete. Er willigte ohne langes Bedenken ein. Dafür nahm er ihm das Versprechen ab, ein wachsames Auge auf den verdächtigen Herrn Steiner zu haben und einzuschreiten, sobald dieser noch ein einziges Mal öffentlich als Urheber des westjütischen Freihafenprojekts genannt werde.

Er hatte seine Aktenmappe schon unter den Arm geschoben und stand an der Tür, um zu gehen, als er sich noch einmal nach Per umdrehte, der am Schreibtisch sitzen geblieben war.

»Noch etwas ... Heißt irgend jemand aus deiner Familie Kirstine Margrete? Eine Pastorenwitwe hier in der Stadt?«

Per zuckte zusammen. Es waren die Vornamen seiner Mutter. »Nein!« erwiderte er mit unbewegtem Gesicht. »Weshalb fragst du?«

»Oh«, antwortete Ivan ein wenig verlegen, wie immer, wenn er ausnahmsweise einmal Per gegenüber dessen Familienverhältnisse erwähnte. »Heute morgen habe ich zufällig in der ›Berlingske Tidende‹ unter den Todesanzeigen den Namen Sidenius gelesen. Na, dann bis bald! Wir sehen dich gewiß heute nachmittag!«

Noch viele Minuten, nachdem sich die Tür hinter Ivan geschlossen hatte, saß Per reglos auf seinem Stuhl. Als er sich endlich erhob, um den Knopf der elektrischen Klingel zu betätigen, wurde ihm schwarz vor Augen. Zugleich aber gingen ihm Gedanken fast ärgerlicher Art durch den Kopf. Das fehlte noch, daß ihn das gerade jetzt treffen mußte! ... Er war wahrhaftig ein vom Unglück verfolgter Mensch.

»Bringen Sie mir bitte die ›Berlingske Tidende‹ von heute morgen«, befahl er dem eintretenden Zimmermädchen.

Als er kurz darauf das entfaltete Blatt in Händen hielt und in der langen Reihe von Todesanzeigen den fettgedruckten Namen der Mutter erblickte, wurde ihm erneut schwindlig.

»Unsere liebe Mutter Kirstine Margrete Sidenius, Witwe des Pastors Johannes Sidenius, ist heute zu ewigem Frieden eingegangen.« Die Bekanntmachung war unterzeichnet: »Die trauernden Kinder«. Und auf diese Worte starrte Per jetzt unverwandt, bis die Buchstaben wie zu einem Nebel zerflossen.

Noch vor wenigen Tagen hatte er seinen nächtlichen Besuch vor der Wohnung der Mutter wiederholt. Ein kalter Schauer durchfuhr ihn, als er daran dachte, daß sie vielleicht in jener Nacht in den letzten Zügen gelegen hatte. Auch damals war hinter einem Fenster Licht gewesen, und Schatten hatten sich hinter dem Rouleau bewegt.

Nun ja – was hätte es schon genützt, wenn er dabeigewesen wäre?, versuchte er sich selbst zu beruhigen. Zu einem wirklichen Verständnis, geschweige denn zu solchen Zugeständnissen, wie sie die Mutter befriedigt hätten, wäre es doch nicht gekommen. Daher war es vielleicht sogar gut, daß sie ihn weit fort geglaubt hatte, wie es auch für ihn ein Glück war, daß er von ihrem Zustand nichts gewußt hatte. Sonst hätte er sich vielleicht dazu verleiten lassen, aus Rücksicht auf ihren Seelenfrieden eine heuchlerische Szene aufzuführen, worüber er sich später geschämt hätte. Arme Mutter! Sie gehörte nun einmal zu den vom Leben Eingeschüchterten. Die langen Jahre hinter den herabgelassenen Vorhängen des Schlafzimmers hatten allmählich ihr Wesen in lauter Sorge verwandelt. Für sie war der Tod sicherlich eine Erlösung gewesen.

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen, um sein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Er war nicht an diese heftigen Gemütsbewegungen gewöhnt, die er instinktiv fürchtete. Und jetzt erinnerte er sich an Jakobe, die ihn zur üblichen Zeit auf »Skovbakken« erwartete. Was sollte er tun? Er fühlte sich außerstande, ruhig über Reisevorbereitungen zu reden oder was sie sonst noch gemeinsam besprechen wollten. Und außerdem hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er ihr noch immer nicht mitgeteilt hatte, daß seine Familie nach Kopenhagen gezogen war.

Er setzte sich wieder hin und schrieb ihr ein paar Zeilen. Sie solle nicht auf ihn warten, schrieb er und gab wie gewöhnlich seine Geschäfte als Vorwand für sein Ausbleiben an. Am Schluß des Briefes teilte er dann ganz kurz mit, seine Mutter sei »laut Anzeige in der ›Berlingske Tidende« hier in der Stadt verstorben.

Er läutete noch einmal nach dem Zimmermädchen, um Jakobe den Brief durch einen Boten zustellen zu lassen. Jetzt aber ergriff ihn eine seltsame Rastlosigkeit. Mehrmals setzte er sich an seine Zeichnungen und stand wieder auf. Er konnte einfach nicht stillsitzen, geschweige denn seine Gedanken auf Kurven und Zahlenreihen konzentrieren. Obgleich er zuletzt seinen Kopf fest zwischen die Hände preßte, um ihn zum Arbeiten zu zwingen, kamen die Gedanken nicht von der Stelle. Das Bild der Mutter, Erinnerungen aus der Kindheit, sein Schmerz, nichts über die letzten Tage der Mutter zu wissen, das Bedürfnis, mit einem Menschen zu sprechen, der sie gekannt hatte – all das überwältigte ihn schließlich.

Da gab er die Arbeit auf, kleidete sich an und verließ das Haus. Er setzte sich in das erste beste Restaurant, um zu frühstücken. Dann ging er, um sich zu zerstreuen, in einen Park, wo er Menschen sah und dem Militärorchester zuhörte, das dort spielte.

Als er am späten Nachmittag ins Hotel zurückkam, teilte ihm der Portier mit, daß in seinem Zimmer eine Dame auf ihn warte. Das Blut schoß ihm zum Herzen. Im ersten Augenblick dachte er, es müsse eine seiner Schwestern sein, die irgendwie erfahren hatte, daß er heimgekehrt sei, und die nun seine Adresse ausfindig gemacht hatte, um ihm den Todesfall mitzuteilen.

Daß es Jakobe sein könne, fiel ihm nicht ein. In diesem Augenblick war sie so weit fort aus seinen Gedanken, daß es ihm fast schwerfiel, sie zu erkennen, als sie sich bei

seinem Eintritt von ihrem Stuhl am Fenster erhob. Überraschung und Enttäuschung standen so deutlich auf seinem Gesicht geschrieben, daß Jakobe es nicht übersehen konnte. Aber sie war ja auf einen ungastlichen Empfang vorbereitet. Sie kannte ihn jetzt. Schon früher war ihr diese mürrische Schroffheit bei ihm begegnet, hinter der er sich verschanzte, wenn sein Herz unruhig war.

Sie wußte auch, wie behutsam und auf wie vielen Umwegen man in solchen Fällen in sein Vertrauen eindringen mußte und wie ungeheuer schwierig es selbst für sie war, ihn zu bewegen, sich ihr in voller Aufrichtigkeit zu erschließen, sobald von seinen Familienverhältnissen die Rede war.

Daher ging sie ihm ohne Verdruß entgegen, legte die Hände um seinen Kopf, küßte ihn und sagte: »Du kannst es bestimmt verstehen, daß ich es zu Hause nicht aushielt, nachdem ich deinen Brief bekommen hatte. Ich mußte dich sehen! Du Lieber, wie ich deinen Kummer verstehe! Ich mußte selber weinen, denn der Schmerz trifft uns beide.«

Per sah mißtrauisch zu ihr hinab und murmelte, daß seine Mutter in Wirklichkeit für ihn schon lange tot sei. Was ihn angehe, sei daher eigentlich keine Veränderung eingetreten.

»O ja, das reden wir so hin, Liebster, um uns selber zu trösten. Ich weiß sehr gut, was du verloren hast. Warum wollen wir es voreinander verbergen? – Und daß deine Mutter hier in der Stadt gewohnt hat! Daß du es mir nicht gesagt hast! O Per, wann hörst du endlich auf, dich vor mir zu verstecken, wenn wir uns gerade am nötigsten brauchen? Oder hast du es gar nicht gewußt?«

Per machte sich von ihren Händen los und antwortete, er habe die ganze Zeit über die Absicht gehabt, es ihr zu erzählen; aber sooft sie zusammen waren, seien sie sogleich von so vielen anderen Dingen in Anspruch genommen worden, daß er es dann vergessen habe.

»Dann sprechen wir uns doch endlich einmal aus!« rief sie. »Komm, wir setzen uns hin. Ich glaube, es gibt noch so unendlich viel, was ich von dir wissen muß.«

Jakobe zog ihren Mantel aus und legte auch Hut und Handschuhe ab. »Hast du gewußt, daß deine Mutter krank war?«

»Ich wußte nichts. Aber sie kränkelte ja schon so viele Jahre.«

»Du hast sie also nicht besucht ... auch keines von deinen Geschwistern gesehen?« fragte sie und blickte ihn forschend aus der Ecke des Sofas an, wo sie sich niedergelassen hatte.

»Nein«, erwiderte Per, der ihren Mantel an den Türriegel hängte.

»Aber wie hast du denn erfahren, daß sie hierher in die Stadt gezogen waren?«

»Eines Tages sah ich zufällig in der Zeitung eine Annonce, in der meine Schwester Klavierunterricht ankündigte. Übrigens war schon bei der Beerdigung meines Vaters davon die Rede. Sie wollten nach Kopenhagen ziehen, weil zwei meiner jüngeren Brüder hier eine Anstellung bekommen hatten.«

Er ließ sich auf einen Stuhl in einiger Entfernung von ihr nieder. Sie saß eine Zeitlang da, die Hand unter der Wange, und blickte vor sich hin.

»Weißt du was ...«, begann sie nach längerem Schweigen, »ich glaube, wenn ich gewußt hätte, daß deine Mutter mir so nahe war, wäre ich bestimmt zu ihr gegangen. Besonders damals, als ich von meiner Reise zurückgekommen war und mich so furchtbar einsam fühlte. Ich sehnte mich nach einem Menschen, mit dem ich über dich sprechen konnte. Glaubst du, sie hätte mich empfangen?«

»Ich weiß es nicht.«

»O sicher. Sie hätte es getan. Ich bin fest davon überzeugt ... und sie hätte uns zuletzt auch verstanden.«

»Erinnerst du dich: Das dachtest du damals auch, als du in ähnlicher Absicht Eberhard aufsuchtest. Es wurde doch nur eine Enttäuschung für dich.«

Es dauerte eine Weile, bis Jakobe hierauf antwortete. Sie entsann sich noch sehr gut an ihre Begegnung mit Pers Bruder. Die Erinnerung an jene erregende Szene in dem unheimlichen, kalten und kahlen Büro hatte sie gerade in jüngster Zeit recht häufig beschäftigt, ja ihre geheime Sorge wachgerufen, weil sie mehr und mehr bei Per eine Familienähnlichkeit mit diesem Bruder entdeckt hatte.

»Na ja, mit Geschwistern ist es etwas anderes«, sagte sie dann und strich sich eine Locke aus der Stirn, als wollte sie einen peinlichen Gedanken vertreiben. »Das kenne ich auch von uns. Aber von seiner Mutter behält man doch immer noch ein Stückchen sehr lieb, wie weit man sich auch sonst von ihr entfernt haben mag. Deswegen kann ich es gar nicht anders glauben, als daß deine Mutter und ich jedenfalls miteinander hätten sprechen können, wenn wir auch in allem so verschieden waren, wie es zwei Menschen überhaupt nur sein können.«

»Das wart ihr sicherlich.«

»Und ich meine auch, daß wir zuletzt einander verstanden hätten. Aus dem wenigen, was du mitunter von ihr erzählt hast, habe ich mir ein Bild gemacht, das ich liebgewonnen habe. Mir ist, als sähe ich sie deutlich vor mir. Sie war klein, nicht wahr? Und sie hatte nicht dieselben Augen wie du und dein Bruder ... sie waren dunkler. Ihr Kinder hattet wohl mehr Ähnlichkeit mit eurem Vater. – Und dann ging sie ja an einem Stock, wenn sie vom Bett aufgestanden war. Das tat meine Großmutter auch. Das ist vielleicht der Grund, weswegen ich sie mir so deutlich vorstelle. Und was für einen starken Willen sie bei all ihrer körperlichen Schwäche gehabt haben muß! Ich finde, es ist bewunderungswürdig und rührend, daß sie jahrelang das große Haus von ihrem Bett aus geleitet hat und trotz ihres furchtbaren Unglücks über euch alle wachte und sogar genau achtgab, daß nichts vergeudet wurde. Was für ein Los für eine Mutter mit so vielen kleinen Kindern! Acht Jahre lang ans Bett gefesselt zu sein! Zudem war ja dein Vater, wie du mir erzählt hast, ein schwieriger Mensch. Wohlstand herrschte auch nicht im Haus. Und trotzdem nie eine Klage! Ich erinnere mich noch, wie du mir einmal sagtest, was deine Mutter einem antwortete, der sie bedauerte: »Beklagen Sie nicht mich, beklagen Sie meinen Mann und meine Kinder!« – Mir scheint, das war schön und großartig gesagt.«

Bei diesen Worten hatte Per vornübergebeugt dagesessen, die Ellenbogen auf den Knien. Unruhig knipste er mit den Fingern der einen Hand gegen die Knöchel der anderen. Dann sprang er ungeduldig auf und schritt durch das Zimmer.

»Jaja, laß es gut sein«, unterbrach er sie. »Vorbei ist vorbei. Es ist müßig, darüber zu reden, was alles hätte geschehen können.«

Er stellte sich an ein Fenster und schaute hinunter auf den Markt, wo die Schatten der Häuser schon lang geworden waren. Im Abendsonnenschein stand drüben auf dem Festungsrest die alte Wallmühle und begrüßte gleichsam mit offenen Armen den Sonnenuntergang.

»Du hast recht«, sagte Jakobe nach abermaligem Schweigen. »Vorbei ist vorbei! ... Sage mir nur, hast du etwas dagegen, wenn ich gelegentlich ein paar alte Briefe von deiner Mutter lese? Wir haben ja so selten von deiner Familie gesprochen. Doch ich fühle, daß es mir fehlt, besonders von deinen Eltern so wenig zu wissen.«

Per überhörte anfangs die Frage. Als Jakobe sie wiederholte, erwiderte er schroff: »Ich habe keine Briefe.«

»Nein, ich weiß ja, daß du in den letzten Jahren mit deiner Familie nicht mehr im Briefwechsel gestanden hast. Aber ich denke an die ersten Jahre, als du in Kopenhagen warst. Damals hat dir ja, wie du mir erzähltest, wenigstens deine Mutter zuweilen geschrieben. Und diese Briefe möchte ich so gern gelegentlich mit dir zusammen lesen.«

»Das kannst du nicht – ich habe sie nämlich nicht mehr.«

»Wo sind sie denn?«

»Wo sie sind? Ich habe sie verbrannt, nachdem ich sie gelesen hatte.«

»O Per – wie konntest du nur ...«

Jakobe beendete den Satz nicht. Per hatte sein Taschentuch hervorgeholt und fuhr sich damit über das Gesicht, als sei ihm warm geworden. Doch sie hatte es feucht in seinen Wimpern schimmern sehen und begriff, daß er seine Tränen verbergen wollte.

Ihr erster Gedanke war, zu ihm zu eilen und die Arme um seinen Hals zu schlingen. Doch Verstand und Erfahrung rieten ihr rechtzeitig, es zu unterlassen und so zu tun, als habe sie nichts bemerkt. Ganz still blieb sie sitzen, bis Per von selbst das Fenster verließ. Dann ging sie hin und schob ihren Arm unter den seinen. Und eine Zeitlang schritten sie nun schweigend im Zimmer auf und ab.

O ja, sie spürte es nur zu gut. Gegenwärtig konnte sie nur schlecht anderen Trost bringen. Sie war selber unsicher und mutlos. Mit ihrer Standhaftigkeit war es vorbei, sobald sie an die lange Trennung dachte. Wenn sie Per wenigstens rückhaltlos alles anvertrauen könnte! Täglich kämpfte sie verzweifelt mit sich, ihm nichts zu verraten. Immer wieder mußte sie sich vergegenwärtigen, wieviel auf dem Spiel stand, falls sie ihn in ihr großes Geheimnis einweihte, ehe der Atlantik zwischen ihnen lag.

Nicht nur die bevorstehende Entbindung erfüllte sie mit Angst und Unruhe. Sie wurde auch bei dem Gedanken an all den Klatsch und Tratsch nervös, der wegen des frühen Zeitpunkts ihrer Niederkunft aufkommen würde. In dieser Frage hatte sie sich seit Pers Rückkehr gründlich verändert. Bis zu der Zeit war sie viel zu stolz auf ihre Liebe gewesen, als daß sie sich darum gekümmert hätte, ob sich ihre voreheliche Hingabe auch würde verheimlichen lassen. Nun, da sie ihren Bräutigam nüchterner betrachtete,



kränkte es sie gerade in ihrem Stolz, daß ihr Verhältnis Gegenstand allgemeinen Geredes werden könnte.

Trotzdem hatte sie weniger um ihrer selbst willen als aus Rücksicht auf die Eltern beschlossen, nicht wieder nach Hause zu reisen, nachdem sie Per nach England begleitet hatte, sondern nach Deutschland zu fahren, vielleicht zu ihrer Freundin nach Breslau, und dort ihrem Kind das Leben zu geben. Wenn sie aber daran dachte, daß sie noch länger als ein halbes Jahr auf das Ereignis warten mußte, war sie wieder nahe daran, vor Ungeduld zu verzweifeln. – Und doch, all das würde sie ohne Murren ertragen, wenn sie nur noch dasselbe Vertrauen zu Per gehabt hätte wie damals, als sie vor zweieinhalb Monaten in Tirol Abschied nahmen. Doch seit der Geschichte mit Nanny war sie unsicher geworden und ahnte überall Gefahren. Und jetzt konnte sie weniger als je zuvor daran denken, sich von ihm zu trennen. Obgleich sie ihn nun mit all seinen Schwächen kannte, liebte sie ihn dennoch nicht weniger als zu der Zeit, da ihre Kritik noch nicht erwacht war. Ihre Sehnsucht nach ihm war zeitweise so stark, daß sie ihr selbst krankhaft vorkam. Daher tat sie jetzt ihren Gefühlen mehr Zwang an. Ihr Wesen ihm gegenüber war gedämpfter geworden, auch wenn sie allein waren. Mitunter konnte sie sogar launenhaft erscheinen. Gleichzeitig aber beherrschte er sie so vollkommen und uneingeschränkt, daß sie oft meinte, es könnte gar nichts mehr geben, was sie ihm nicht verzeihen würde.

Per blieb plötzlich stehen und schaute auf die Uhr. »Müßtest du jetzt nicht zum Zug? ... Ja, ich möchte dich wirklich nicht vertreiben, denn ich bin dir dankbar, daß du gekommen bist. Aber du liebst es nicht, spät heimzukehren. Und es ist jetzt acht Uhr.«

Sie blickte ihm ins Gesicht, das noch immer bleich und verzerrt war. »Und was willst du machen?«

»Ich muß an meine Arbeit ... Wie du siehst, liegt der ganze Tisch voller Kram, der fertig werden muß. Ich muß meine Zeit nutzen.«

»Nein, nein«, rief Jakobe und schlang ihren Arm gleichsam beschützend um ihn. »Du darfst hier nicht allein sitzen. Für heute abend mußt du die Arbeit liegenlassen. Was kann schon dabei herauskommen? Du hängst doch nur trüben Gedanken nach, solange du hier allein bist.«

»Willst du denn bei mir bleiben?«

»Nein – heute nicht – und nicht hier«, erwiderte sie und wurde rot. »Hier ist es so ungemütlich. Komm mit nach Hause, hörst du! Bleib über Nacht da. Die Fremdenzimmer stehen immer bereit, wie du weißt. Du machst uns gar keine Umstände, und Vater und Mutter legen sicherlich Wert darauf, daß du selbst ihnen den Tod deiner Mutter mitteilst. Mir scheint, das bist du ihnen schuldig. Komm, Per, komm! – Morgen unternehmen wir einen langen Waldspaziergang, und wir vergessen alle unsere Sorgen.«

Es war prächtiger Sonnenschein, als Jakobe und Per am nächsten Tag draußen auf »Skovbakken« erwachten. Erst ziemlich spät fanden sie sich unten im Eßzimmer am Teetisch ein, und nach einer hastigen Mahlzeit verschwanden sie sogleich Arm in Arm im Garten. Beide hatten am Abend zuvor nicht einschlafen können. Das Bewußtsein,

einander so nahe zu sein, hielt sie in der hellen Frühlingsnacht wach. Zuletzt hatten sie einander gefunden, als alle im Haus schliefen.

Jetzt spazierten sie durch den lichtgrünen Garten, wo der Tau von Zweigen und Blättern tropfte. Am Vormittag, wenn die ganze Familie mit Ausnahme von Frau Lea in die Büros und Schulen der Stadt gefahren war, lebte man hier draußen in fast paradiesischem Frieden. Auch im Wald, wohin sie sich bald begaben, war es jetzt viel ruhiger als später am Tag, wenn die Wege vom Wagenverkehr staubig und alle Klatschbänke besetzt waren. Jetzt hörte man nichts als Vogelgezwitscher. Auf ihrer Wanderung begegnete ihnen nur ein alter Mann, der ihnen väterlich zunickte, als sie vorübergingen.

Nach und nach wurde Per unruhig. Schon im Garten war er ein wenig zerstreut gewesen und hatte davon geredet, er müsse um zwei Uhr in der Stadt sein, weil er, wie er vorgab, für seine Arbeit ein paar Aufschlüsse von einer Behörde brauche, die schon um drei Uhr schließe.

Gleich nach dem Essen verabschiedete er sich. In der Stadt angelangt, setzte er sich in eine Droschke und fuhr zu der Verwaltungsbehörde, bei der sein Bruder Eberhard angestellt war. Er gab dem Kutscher die Anweisung, auf ihn zu warten, und verschwand durch das Portal.

Seit Jakobe vor einem Jahr durch dasselbe Portal in das große schmutzgraue Gebäude gegangen war, hatte man Eberhards Tüchtigkeit und strenges Pflichtgefühl mit einer weiteren kleinen Beförderung auf der hundertsporigen Rangleiter belohnt. Auf seinem früheren Platz am Pult im Vorzimmer stand jetzt ein anderer junger hoffnungsvoller Bewahrer der Traditionen in dieser würdevollen Staatsmaschinerie. Eberhard hatte nebenan ein eigenes kleines Zimmer mit einem Schreibtisch und einem Lehnstuhl bekommen. Von seinem merkwürdigen engärmeligen schwarzen Rock, der durch die ehrenhafte Abnutzung vieler Jahre an den Ellenbogen und auf dem Rücken blankgescheuert war, hatte er sich deswegen doch nicht getrennt. Auch Schlips und Schuhwerk waren durch die Beförderung nicht vornehmer geworden.

Eberhard war damit beschäftigt, einen Bleistift mit der peinlichen Sorgfalt und dem gewissenhaften Eifer anzuspitzen, womit diese Arbeiten bei Behörden ausgeführt werden. Doch als er jetzt im Vorzimmer, zu dem die Tür nur angelehnt war, seinen Namen hörte, versteckte er schnell das Messer und griff nach einem ansehnlichen Schriftstück. Dies hielt er vor sich und wartete in überlegen zurückgelehnter Stellung auf das Eintreten des Fremden.

»Herein!« sagte er streng, als an die Tür geklopft wurde. Gleichzeitig hob er die Augen genau so hoch, daß sein Blick gerade über den Rand des Papiers reichte.

Seine Überraschung bei Pers Anblick war so groß, daß er nicht einmal den Versuch unternahm, sich zu verstellen. Mit einem Gesicht, als habe er ein Gespenst gesehen, erhob er sich langsam vom Stuhl, und ungefähr eine halbe Minute lang standen sich beide Brüder wortlos gegenüber.

Es fiel Per auf, wie sehr Eberhard dem Vater glich, so wie er sich jetzt – leicht zitternd vor Erregung – auf die Tischplatte stützte. Der strenge Zug um den bartlosen Mund, der altmodisch kurzgeschnittene Backenbart, die rotumränderten Augen, dazu dieser tote,

starre Blick und die steife Haltung – all das rief ihm die Gestalt des Vaters in die Erinnerung zurück, wie er ihn aus seiner Kindheit kannte.

Per hatte sofort die Tür geschlossen, damit sie ohne Zwang miteinander reden konnten. Und nun nahm er gegenüber der Tür auf einem Diwan Platz. Auch Eberhard setzte sich.

»Du kannst dir wohl denken, warum ich dich aufsuche«, begann Per. »Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Mutter gestorben ist.«

»Ja«, erwiderte Eberhard nach längerem Schweigen mit offensichtlicher Überwindung. »Wir glaubten dich übrigens im Ausland.«

»Ich bin vor einer Woche zurückgekommen.«

»So lange bist du schon hier. Vielleicht wußtest du nicht, daß Mutter in die Stadt gezogen war?«

»Doch ... doch, ich wußte es«, entgegnete Per und sah zur Seite. Dann fragte er, ob die Mutter lange krank gewesen sei.

Wieder ließ ihn Eberhard eine Zeitlang auf Antwort warten. Schließlich teilte er ihm mit – und dieser Entschluß schien das Ergebnis einer langen Reihe von Überlegungen zu sein –, daß die Mutter plötzlich und für sie alle unerwartet gestorben sei.

»Mutter blieben, Gott sei Dank, körperliche Leiden erspart. Bis zu ihrem Tod war ihr außer ihrer gewohnten Schwächlichkeit nichts anzumerken. Allerdings klagte sie eine Zeit über Atembeschwerden und war auch nachts mitunter unruhig. Doch dies ließ sich ja alles durch ihren Zustand erklären, den wir seit Jahren kannten. Eines Morgens, als Signe ihr das Haar kämmte, bat sie ein wenig ungeduldig, sie möge sich beeilen; sie fühle sich so müde, sagte sie, und sie wolle versuchen, noch ein bißchen zu schlafen. Als Signe zwanzig Minuten später nach ihr sah, konnte sie schon nicht mehr sprechen. Sie öffnete nur noch ein paarmal die Augen wie zum Abschied und schlief dann still ein.«

Eberhard hatte leicht geistesabwesend gesprochen. Nachdem sich seine Überraschung und erste Erregung gelegt hatten, war er darangegangen, auf seine verstohlene Art Pers Kleidung zu mustern. Mit schnellen scheelen Seitenblicken untersuchte er Pers seidengefütterten Mantel, die Handschuhe, die spitzen Pariser Schuhe und die Diamantknöpfe auf seiner Hemdbrust.

»Natürlich waren wir nicht ganz unvorbereitet, daß Mutter einschlafen könnte«, fuhr er fort, »ebensowenig wie sie selbst es war. Dazu war sie zu lange leidend. Es scheint sogar, als habe sie eine Vorahnung von ihrem Tod gehabt. Sie traf nicht nur genaue und ausführliche Anweisungen über ihre Beerdigung und über die Verteilung des Hausrats; sie schrieb auch Abschiedsbriefe an alle Geschwister, die sie nicht täglich um sich hatte. – Für dich ist ebenfalls ein Brief da. Und ein versiegeltes Kästchen.« Das letzte fügte er nach einer kleinen Kunstpause hinzu. Dabei beobachtete er den Bruder, um zu sehen, welchen Eindruck seine Mitteilung auf ihn machte. »Vorläufig hat Signe beides in Verwahrung genommen«, ergriff er wieder das Wort. »Wir glaubten ja, du seist im Ausland. Nun weiß ich nicht, ob du es dir selbst abholen willst. Du wirst uns in diesen Tagen alle versammelt finden. Auch Ingrid und Thomas sind gekommen, um dabeizusein, wenn wir Mutter in den Sarg legen. Übrigens, Mutter soll natürlich neben

Vater begraben werden. Morgen nachmittag wird sie mit einem Schiff übergeführt. Vorher wollen wir noch eine kleine Familienandacht am Sarg abhalten. Und da wir jetzt wissen, daß du hier in der Stadt bist, wäre es für uns sehr schmerzlich, wenn wir dich auch hierbei vermissen müßten. – Das kann ich getrost in aller Namen sagen. Gegen Abend fahren wir dann alle gemeinsam mit der Eisenbahn hinüber. Das hat Mutter so bestimmt mit Rücksicht auf Signe und Ingrid, die die Seereise nicht vertragen können. Sie hat gewollt, daß wir alle beisammen sind. Dadurch kommen wir rechtzeitig drüben an, um bei der Ankunft des Schiffes zugegen zu sein und außerdem die nötigen Vorbereitungen zur Beerdigung zu treffen. Der Sarg wird dann direkt vom Schiff zur Kapelle gebracht, von wo aus die Beerdigung am nächsten Tag in aller Stille stattfindet. Alles ist so, wie Mutter es ausdrücklich gewünscht hat.«

Per sagte nichts. Auch seine Miene verriet in diesem Augenblick nichts von dem, was ihn bewegte.

Als er etwas später Anstalten machte aufzubrechen, fragte ihn Eberhard beinahe sanft: »Und wie geht es dir? Beabsichtigst du jetzt, im Lande zu bleiben?«

»Nein. Ich reise in Kürze nach Amerika. Ich habe drüben allerlei auszurichten. Übrigens, vorher werde ich heiraten. Wie du weißt, bin ich mit einer Tochter von Philip Salomon verlobt.«

Jetzt war es Eberhard, der die Antwort schuldig blieb. Er schlug auf einmal die Augen nieder, nachdem sie erneut die Diamantknöpfe an Pers Hemdbrust gesucht hatten.

Per erhob sich.

»Ich habe dir noch nicht mitgeteilt«, Eberhard sprach diese Worte wieder mit derselben Selbstüberwindung, »daß unsere kleine Trauerfeier auf halb vier Uhr angesetzt ist. Falls du also die Absicht hast, mit uns gemeinsam ...«

Per schüttelte den Kopf. »Ich glaube, aus verschiedenen Gründen ist es das beste, wenn ich fernbleibe«; entgegnete er. »Unter anderem wäre ich nicht gern dabei, ohne meine Braut mitzubringen. Und sie würde andererseits kaum dahin passen – ja möglicherweise nicht einmal willkommen sein bei diesem Anlaß.«

Hierauf erwiderte Eberhard nichts. Sein Gesicht war wieder zu einer Maske erstarrt und verriet nichts von dem Entsetzen, das der Gedanke ihm einflößte, eine jüdische Weltedame könnte bei der Trauerfeier an der Bahre der Mutter stehen.

Per verabschiedete sich und ging.

Unten im Torweg begegnete er zwei jungen Leuten, die plötzlich mitten in einem taktfesten soldatischen Marsch vor ihm zurückwichen und ihn dadurch veranlaßten aufzusehen. Es waren halbwüchsige Burschen von sechzehn, siebzehn Jahren. Sie hatten ein provinzielles, ja ländliches Aussehen und trugen langes Haar unter breitrandigen grundtvigianischen Filzhüten.

Per erkannte sie sofort; es waren seine beiden jüngeren Brüder – die Zwillinge. Daß auch sie ihn erkannt hatten, verrieten sie selbst recht deutlich. Erschrocken blickten sie einander an und wurden rot.

Er hielt sie an. In der Scheu, mit der sie vor ihm zur Seite gewichen waren, hatte etwas gelegen, das ihm zu Herzen ging, ja ihn beschämte. Er war in einer

versöhnlichen Stimmung und hatte Eberhard gegenüber keine Gelegenheit gehabt, durch eine Annäherung an seine Geschwister zu sühnen, was er seiner Mutter gegenüber verschuldet haben konnte.

»Guten Tag«, begrüßte er sie und reichte ihnen die Hand. Sie nahmen sie zögernd und verlegen. »Wollt ihr zu Eberhard hinauf?«

»Ja«, antworteten sie im Chor.

»Gerade bin ich bei ihm gewesen, um etwas über Mutters Tod zu erfahren.«

Bei diesen Worten schlugen die Brüder wortlos die Augen nieder. Der eine fing an, mit der Schuhspitze zwischen den Pflastersteinen des Eingangs zu scharren.

Per spürte die Anklage, die in diesem verlegenen Schweigen lag. Was sich während des Gesprächs mit Eberhard noch an Unwilligkeit und streitbarer Gesinnung in ihm geregt hatte, schmolz nun vor diesen jungen Zwillingsbrüdern dahin, die ihm hier in der Unschuld und glücklichen Einfalt des Heims seiner Kindheit entgegentraten. Trotz ihres ziemlich bäurischen Aussehens – oder vielmehr gerade deswegen – kämpfte er mit dem Verlangen, ihre Köpfe zwischen seine Hände zu nehmen und sie zu küssen.

Doch bei all seinem Bedürfnis nach Vertraulichkeit wußte er ihnen nichts mehr zu sagen. Und sie wiederum standen hilflos fremd vor ihm und fühlten sich durch seine Gegenwart bedrückt.

Da gab er ihnen noch einmal die Hand, bemerkte, daß er es wegen seiner bevorstehenden Reise ziemlich eilig habe, und verabschiedete sich.

Als er im Wagen saß, überwältigten ihn seine Gefühle völlig. Statt sogleich nach dem Bahnhof zu fahren, um zu Tisch wieder auf »Skovbakken« sein zu können, wie er es Jakobe versprochen hatte, ließ er sich ins Hotel bringen. Er war mit sich selbst uneins geworden, und Jakobe konnte ihm in diesem Fall nicht helfen.

Im Hotel brachte ihm der Portier eine Visitenkarte. Per las: C. F. Bjerregrav, Ingenieuroberst a. D.

»War dieser Herr *hier*?«

»Ja, es mag vielleicht eine Stunde her sein. Er hat auch was hinten drauf geschrieben.«

Per drehte die Karte um. Dort las er: »Ein alter Kriegsveteran wünscht Ihnen Glück und Gelingen in Ihrem patriotischen Kampf.«

Per blieb mit der Karte in der Hand stehen und lächelte unmerklich. Obgleich er selbst seine übermütige Voraussage vergessen hatte, empfand er diesen Gruß nun in seiner aufgelösten und halb verzweifelten Gemütsverfassung als eine übernatürliche Fügung, als eine neuerliche Bestätigung seines dämonischen Pakts mit dem Glück.

»Kannst du dich erinnern«, äußerte er am Abend zu Jakobe, »daß du und Ivan mir mein Auftreten bei Max Bernhardt zum Vorwurf machtet, vor allem meine Haltung Oberst Bjerregrav gegenüber, und das auf eine Weise, die ...«

»Wir wollen jetzt nicht mehr darüber reden«, unterbrach sie ihn unruhig.

»Doch, gerade jetzt wollen wir darüber sprechen! Schau her!« Er reichte ihr die Karte des Obersten.

»Ist er bei dir gewesen?«

»Ja. – Lies mal, was hinten drauf steht! – Na, was sagst du nun?«

Jakobe wußte wirklich nicht, was sie sagen sollte. Vor Überraschung war sie wie betäubt. »Aber du bist ja ein richtiger Zauberer, Per!«

Am nächsten Morgen ging Per zum Hafen hinunter und suchte das Schiff, mit dem die Mutter vermutlich nach Jütland gebracht werden sollte. Er wandte sich an den Steuermann und erfuhr, daß tatsächlich eine Leiche als Frachtgut angemeldet war, und er erkundigte sich, um welche Zeit man sie erwartete.

In einem Haus dem Schiff gegenüber befand sich ein billiges Café. Am Nachmittag, etwas vor der angegebenen Zeit, setzte er sich dort an einen Tisch unmittelbar am Fenster. Er bestellte ein Glas Bier, und versteckt hinter einer Zeitung, wartete er klopfenden Herzens auf die Ankunft des Leichenwagens.

Draußen fiel ein leichter Sommerregen. Trotzdem regte sich auf dem breiten Hafenplatz geschäftiges Leben. Überall lagen Kisten, Tonnen und Säcke. Bis zur Abfahrt des Schiffes waren es nur noch ein paar Stunden. Von allen Seiten fuhren schwere Wagen heran, die sich zum Entladen an der Rampe drängten. Die Dampfwinde klirrte und zischte. Riesige Holzkisten, Eisenträger, Mehlsäcke und Petroleumfässer wurden aus den Tiefen der Wagen hochgerissen, schwebten einen Augenblick über der Ladeluke und sanken dann in den alles verschlingenden Schiffsbauch hinunter. Auch ein großes Schwein sollte an Bord gebracht werden, was sehr viel Mühe kostete. Zwei Männer zerzten es an den Ohren. Ein dritter drehte unablässig den Ringelschwanz wie den Griff eines Leierkastens. Trotzdem wollte es nicht vom Fleck. Regen und Arbeit machten die Leute munter, und man hatte viel Spaß an dem widerspenstigen Borstenvieh, das quiekte, als riefte es alle himmlischen und irdischen Mächte um Schutz an. Endlich glückte es, das Schwein über den Landungssteg zu schleifen, und in kurzem Galopp verschwand es unter dem Verdeck. – Darauf entspann sich ein Wortgeplänkel zwischen zwei Kutschern, die unterdessen zwischen den Warenstapeln aufeinander losgefahren waren. Nun konnten sie mit ihren Wagen weder vor noch zurück. Es sah sehr nach einer Prügelei aus. Doch da erschien ein Polizist und ließ ein paar Fässer beiseite rollen, so daß Platz wurde.

Inzwischen hatte der Regen nachgelassen. Doch die Luft lag noch schwarz und schwer über der Stadt. Man erkannte gerade noch die roten Speicherdächer drüben auf der Seite von Kristianshavn.

Auf einmal bemerkte Per einen einspännigen geschlossenen Leichenwagen, wie man sie zum Überführen eines Toten vom Sterbehaus zur Kirche oder Kapelle verwendet. Auf dem Bock saß neben dem Kutscher ein Mann in Arbeitskleidung. Ein Stück vom Schiff entfernt hielt der Wagen an. Ihm folgte eine geschlossene Droschke, aus der jetzt vier Personen stiegen – seine Brüder. Zuerst erschien Eberhard mit florumwundenem Zylinder, hochgestreiften schwarzen Hosen und einem Regenschirm, den er sofort aufspannte, obwohl es in diesem Augenblick gar nicht regnete. Hinter ihm tauchte Thomas auf, der rotwangige Kaplan, und den Schluß bildeten die beiden jüngeren Brüder.

An der Dampfwinde war man gerade dabei, die letzten Warenballen von einem Plattenwagen zu heben. Als dieser wegfuhr, setzte der Kutscher des Leichenwagens sein Pferd in Bewegung und kam näher. Aber ein Ruf des Steuermanns, der von der Kommandobrücke aus das Verladen leitete, hielt ihn zurück. Er bekam die Weisung, noch ein wenig zu warten. Erst sollte ein junges ungebärdiges Pferd an Bord gebracht werden, und das erforderte Zeit. Man versuchte zuerst, es über den Landungssteg zu führen wie vordem das Schwein, was fast geglückt wäre. Obwohl das Roß vor Angst zitterte und schnaubte, daß ihm das Blut aus den Nüstern sprang, hatte man es endlich doch geschafft, beide Vorderfüße auf den Steg zu setzen, als unglücklicherweise einer der kleinen Schlepper, die ständig ein- und ausliefen, seine Dampfpeife ertönen ließ. Da wurde es so wild, daß schließlich nichts weiter übrigblieb, als es ebenso wie das Frachtgut an Bord zu heben. Der Schiffskran wurde zum Kai geschwenkt. Hier war das Tier inzwischen in eine mannshohe Box aus starken Brettern gezogen worden. Zwei starke Eisenbügel, die über den Kastenrand ragten, dienten zur Befestigung der Krankette. Die Dampfwinde setzte sich in Bewegung, und das Tier – im selben Augenblick, da es vom Boden gehoben wurde, erstarrte es wie vom Schlag getroffen – wurde nun langsam im Bogen über die Köpfe der versammelten Arbeiter gehievt und auf dem Vorderdeck abgesetzt.

Während sich dies zutrug, hatte Per kein Auge vom Leichenwagen gewandt. Die ganze Szene, die eine Menge interessierter Zuschauer angelockt hatte, war überhaupt nicht in sein Bewußtsein gedrungen. Nun aber erhielt der Kutscher ein Zeichen, daß er vorfahren sollte. Eberhard und die anderen Brüder folgten zu Fuß.

Der Mann in Arbeitskleidung, der auf dem Bock gesessen hatte, war schon vorher zur Rampe an der Ladeluke gegangen, wo er mit ein paar anderen Männern eine drei Ellen lange kofferähnliche Lattenkiste zurechtstellte, auf deren Deckel ein großes Frachtgutzeichen gemalt war. Hastig öffnete man den Leichenwagen, und der niedrige blumenlose Sarg wurde sichtbar. Zwei Hafenarbeiter wollten helfen, doch Thomas hielt sie zurück. Dann setzten er und die anderen Brüder den Sarg behutsam in die offene Lattenkiste, die er fast ausfüllte. Als die Zwischenräume ringsum mit Stroh ausgestopft waren, setzte man den Deckel auf und schraubte ihn fest.

Die ungestrichene, unbehobelte Kiste, die da mit ihrem teuren Inhalt auf dem Hafenspflaster stand, unterschied sich nicht sonderlich von all dem anderen Frachtgut, das man auf dem regennassen Kai abgesetzt hatte. Vor allem nach der Abfahrt des Leichenwagens konnte keiner mehr auf den Gedanken kommen, daß diese Bretter mit dem aufgemalten Frachtgutzeichen einen Menschen umschlossen, eine Mutter, ein erloschenes Leben, das reicher und bewegter gewesen war als das der meisten. Und nun legten die Arbeiter, genauso wie bei den Mehlsäcken und Petroleumfässern, eine eiserne Kette um die Kiste, und nachdem sie dem Maschinisten an der Dampfwinde ein Zeichen gegeben hatten, wurde sie emporgehoben. Über der Ladeluke schwebte sie einige Augenblicke in der Luft, bis ein neues Kommando ertönte. Unter Kettengerassel und lautem Zischen wurde die alte jütische Pfarrerswitwe hinabgesenkt zwischen die Bierkästen, Branntweinfässer und Zuckersäcke.

Hinter dem Fenster des Cafés war Pers Gesicht bleicher und bleicher geworden. Der Kellner, der ihn während der ganzen Zeit beobachtet hatte, weil er so still war und sein Bier nicht anrührte, sprang erschrocken hinzu und fragte: »Sind der Herr krank?«

Per sah ihn mit verstörtem Blick an. Er hatte vergessen, wo er sich befand. Er fühlte plötzlich, wie sich der Fußboden mit ihm emporhob und wie die Wände in das Zimmer kippten.

»Geben Sie mir einen Kognak«, stieß er hervor.

Er trank zwei Glas, kurz hintereinander, und da kam wieder ein wenig Blut in seine Wangen. In dem Augenblick, da er seine Mutter wie einen Warenballen in der Luft hängen sah, war es Nacht um ihn her geworden, und wie beim Aufzucken eines Blitzes hatte er in dem Dunkel den Grund des Daseins unverhüllt gesehen, eine so kalte, schweigende, in ewiger Gleichgültigkeit ruhende Eiswüste hatte sich ihm aufgetan, wie er sie seinerzeit auf seiner ersten Reise durch die Alpen erlebt hatte.

Als Per wieder zum Dampfschiff hinübersah, war das Umschlagen der Tonnen und Säcke erneut in vollem Gange.

Mitten auf dem Kai standen die Brüder mit dem Mann in der Arbeitsbluse, und Eberhard zählte gewissenhaft eine Geldsumme in dessen ausgestreckte Hand. Nachdem er das Geld erhalten hatte, blieb der Hafenarbeiter noch einige Augenblicke stehen, offenbar in der Hoffnung auf Trinkgeld, das jedoch ausblieb. Die Brüder entfernten sich in geschlossener Reihe mit taktfestem Gleichschritt.

Per blieb sitzen. Obwohl die Gäste im Lokal ihn zum Gegenstand recht zudringlicher Aufmerksamkeit machten, konnte er sich nicht entschließen zu gehen. Er wollte bis zum letzten Augenblick hier in der Nähe der Mutter bleiben. Es war ihm unheimlich, daß sie dort so ganz allein und verlassen liegen sollte. Plötzlich durchzuckte ihn ein erlösender Gedanke. Er brauchte sich doch keineswegs schon hier von ihr zu trennen. Er konnte sie ja auf ihrer letzten Reise begleiten, ohne daß es jemand erfuhr. Er konnte sie als heimliche Ehrenwache auf dieser nächtlichen Fahrt durchs Kattegat geleiten und an einem der Anlegeplätze in der Fjordmündung daheim an Land gehen, die der Dampfer frühmorgens anlaufen würde. Von dort aus erreichte er im Laufe des Vormittags eine Station der ostjütischen Bahn und war abends wieder in Kopenhagen.

Er schaute auf die Uhr. Bis zum Ablegen des Dampfers waren es knapp zwei Stunden; es konnte folglich keine Rede davon sein, noch zu Jakobe hinauszufahren, die als einzige von dieser Reise zu wissen brauchte. Er mußte sich damit begnügen, ihr zu schreiben.

Als er aber im Hotel die Feder eintauchte, begriff er, wie schwierig es war, sich in der Eile in einem Brief verständlich auszudrücken. Daher ließ er sich ein Telegrammformular bringen und schickte ihr eine ganz kurze Mitteilung, die das Wichtigste erläuterte.

Dann begann er, einen Handkoffer zu packen. Doch plötzlich hielt er erschrocken inne, ein Paar Stiefel in der Hand: Ihm war Oberst Bjerregrav eingefallen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach erwartete der Oberst schon heute seinen Gegenbesuch. Es war eine Unhöflichkeit, ihn um ein paar Tage zu verschieben, die leicht wieder ein Verhältnis zerbrach, das ihm jetzt bestimmt von unschätzbarem Nutzen sein konnte. Was war zu tun? Nun, es half nichts, der Oberst mußte sich vorläufig mit einem Brief begnügen. »Auf Grund einer unaufschiebbaren Reise ...«, schrieb er.

Kurze Zeit später saß er in einer Droschke auf dem Weg zum Dampfer.



Währenddessen war ihm eingefallen, daß er, wenn er jetzt nach Jütland kam, auch gleich der Hofjägermeisterin und der Baronin den versprochenen Besuch auf Kærsholm abstaten konnte. Es konnte nur zweckmäßig sein, wenn er aufs neue die Verbindung mit den beiden Damen herstellte. Seit seiner Rückkehr hatte ihn das Abhängigkeitsverhältnis zu seinen Schwiegereltern bedrückt, die ihm fremd waren und immer bleiben würden. Philip Salomon hatte zwar nie auf ihr pekuniäres Verhältnis zueinander angespielt, trotzdem war es Per eine Qual, diesem Mann zu Dank verpflichtet zu sein. Andererseits war er gezwungen, erneut eine Anleihe aufzunehmen, um überhaupt nach Amerika zu kommen. Jetzt war es seine Absicht, die Baronin darum zu ersuchen, die ihm seinerzeit aus freien Stücken ihre Unterstützung angeboten, ja fast aufgedrängt hatte.

Als Pers Telegramm auf »Skovbakken« eintraf, war Jakobe auf ihrem Zimmer. Ohne zu ahnen, was ihn den ganzen Tag beschäftigt hatte, war sie nach dem Frühstück in die Stadt gefahren, um einige Einkäufe zu machen. Sie war auch in seinem Hotel gewesen. Doch als sie vom Portier erfuhr, er sei nicht da, war sie verlegen geworden und hatte weder eine Nachricht noch eine Karte hinterlassen. Dann war sie eine Weile durch die Straßen gegangen, in der Hoffnung, ihm zu begegnen, zugleich auch in einer gewissen Angst, weil sie wußte, daß Per solch zufälliges Zusammentreffen nicht leiden konnte. Schließlich hatte sie der Regen nach Hause getrieben.

Doch auch hier fand sie keine Ruhe. In den letzten Tagen war eine Rastlosigkeit über sie gekommen, die sie zu allerlei unnützen und müßigen Beschäftigungen trieb. Ständig war sie mit den Vorbereitungen zu ihrer und Pers Reise nach England beschäftigt. Allem, was jenseits dieser »zweiten Hochzeitsreise« lag, wie sie sie insgeheim nannte, verschloß sie sich soweit wie möglich, damit keine Angst, keine Unruhe oder Sorge einen Schatten auf ihre erneute Vereinigung werfen sollte. Während der beiden armseligen kurzen Wochen ihres Zusammenseins wollten sie nur für ihre Liebe leben. In tiefen und vollen Zügen würde sie ihren brennenden Lebensdurst löschen, ehe die Tage der Bedrängnis kamen.

Als sie das Telegramm gelesen hatte, überfiel sie rein instinktiv eine angstvolle Ahnung, deren Ursache sie sich im nächsten Augenblick selbst nicht erklären konnte. Es lag wahrhaftig nichts Besonderes in Pers Handlungsweise. Sie sagte sich, es sei nur natürlich und schön, daß er seiner Mutter die letzte Ehre erweisen wollte. In ein paar Tagen würde er wieder zurück sein.

Trotzdem – als sie das Telegramm noch einmal las, ergriff die Furcht sie von neuem. Und sooft sie seine knappe Mitteilung las, war es ihr, als könne man immer noch mehr herauslesen. Die zwanzig Wörter riefen nach und nach ebenso viele Fragen in ihr wach. Wann war er nur auf diesen Gedanken gekommen? Am Vortag hatte er nicht das mindeste davon erwähnt. Hatte er vielleicht mit jemandem aus seiner Familie gesprochen? Und wieso telegrafierte er dann erst im letzten Augenblick? Warum war er ohne Abschied abgereist?

Jakobe blieb sitzen, die Hand unter dem Kinn, das Telegramm auf dem Schoß. Es war dämmrig geworden; und die Abendschatten, die aus den vielen Ecken und Winkeln

des kleinen Raums hervorwachsen, taten das Ihre, über ihre ahnungsvolle Stimmung einen noch düstereren, drohenden Ernst zu legen.

Sie mußte daran denken, wieviel er ihr trotz all ihrer Bitten um Offenheit und Vertrauen noch immer verheimlichte, wie wenig sie mitunter von seinen Plänen, Gedanken und Vorstellungen wußte; und sie fragte sich, ob es ihr jemals gelänge, dies Versteckte, Verslossene und Treulose in seinem Charakter zu überwinden, das ihr soviel Kummer bereitete.

Unten im Gartensaal ging es zur gleichen Zeit munter zu. Einige Bekannte aus benachbarten Villen waren zu Gast, und Nanny führte die Unterhaltung. Immer brachte sie so viele Geschichten aus der Stadt mit. Sie lachte unaufhörlich, aber es war ein krampfhaftes Lachen, in dem noch die Enttäuschung mitschwang, daß sie Per nicht angetroffen hatte.

In dieser Hinsicht hatte sie wahrhaftig wenig Glück gehabt, denn seine Besuche auf »Skovbakken« waren in jüngster Zeit sehr unregelmäßig gewesen. Obwohl sie im voraus allerlei Wahrscheinlichkeitsberechnungen anstellte, damit er ihr nicht entschlüpfte, war sie entweder gerade hinausgekommen, wenn er abgefahren war; oder sie war gezwungen gewesen, unmittelbar vor seiner Ankunft zurückzukehren. Deshalb war sie zuletzt schon ganz krank vor Ungeduld, ihn zu sehen. An Rache dachte sie jedoch nicht mehr. Sie hatte nämlich aus Jakobes Verhalten ihr gegenüber entnehmen können, daß Per nichts verraten hatte; und danach gestand sie sich offen ein, daß sie in ihn verliebt war. Durch sein Schweigen, das sie als Rücksichtnahme auf sie auslegte, was wiederum verborgene Zärtlichkeit voraussetzte, hatte er ihr bißchen Herz völlig erobert.

Der Gedanke, seinetwegen ihre Ehe und die Hoffnungen, die sie daran knüpfte, aufs Spiel zu setzen, war ihr nicht mehr so fremd. Sie würde auch nicht davor zurückschrecken, den Kampf mit der Schwester um ihn aufzunehmen. Da sie von den Hochzeitsvorbereitungen gehört hatte, war sie jetzt noch leidenschaftlicher darauf bedacht, ihn zu erobern. Sie gönnte Jakobe diesen schönen starken Mann mit dem roten Mund nicht. Zeitweise ließ sie die Erinnerung an Pers schwellende Lippen vor Sehnsucht vergehen.

Und nun kam er auch heute wieder nicht!

Nanny war nicht die einzige, die ihn voll Ungeduld erwartet hatte. Bis vor kurzem war Ivan ruhelos auf der Terrasse auf und ab spaziert und hatte jeden Augenblick auf die Uhr geschaut.

Er hatte ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen. Obergerichtsanwalt Hasselager hatte ihn in einem Brief um Pers Adresse gebeten, da er und Hofbesitzer Nørrehave sowie einige andere Herren sich gern schon am nächsten Tag mit ihm treffen wollten. Ivan hatte gemeint, Per um diese Zeit am sichersten hier anzutreffen. Doch als er hörte, für Jakobe sei ein Telegramm gekommen, wurde ihm klar, daß dies seine Absage war. Da war er denn zum Bahnhof geeilt, um ihn vielleicht in der Stadt zu finden.

Unterdessen war es im Gartensaal fast dunkel geworden. Die Haushälterin kam herein und schloß die Tür zum Garten. Dann stellte sie brennende Lampen auf Tische und Konsolen.

Jakobe ließ sich nicht sehen. Auch zum Tee erschien sie nicht, obwohl man sie ausdrücklich rufen ließ. Dies hielt Nanny, die ebenfalls von dem Telegramm erfahren hatte, für eine gute Vorbedeutung. Aus der Heirat wurde sicherlich nichts! Die Eltern redeten auch sowenig wie nur möglich darüber, sie hatten wohl kein großes Zutrauen dazu.

Es wurde nun eine Stunde musiziert, und als es elf Uhr geworden war, brachen die Gäste auf. Nanny jedoch erkühnte sich diesmal, Dyhrings ausdrücklichem Verbot zu trotzen. Sie blieb die Nacht da, weil sie hoffte, Per würde am nächsten Morgen kommen.

In diesem Augenblick kehrte Ivan völlig verstört aus der Stadt zurück. Als die Gäste gegangen waren, fragte er, zu den Eltern und Nanny gewandt: »War Jakobe heute abend nicht unten?«

»Nein ... Wieso?«

»Sidenius ist abgereist.«

»Abgereist. Wohin denn?«

»Ich glaube, nach Jütland. Im Hotel sagten sie, er würde einige Tage wegbleiben.«

»Er ist wohl zur Beerdigung gefahren«, erwiderte die Mutter.

»Sicherlich hat er deshalb das Telegramm an Jakobe geschickt.«

»Ja – aber ist das nicht sonderbar... einfach wegzufahren, ohne ein Wort zu sagen? Und gerade jetzt!« rief Ivan und erzählte von dem Brief Hasselagers, den er erhalten hatte, und von dem Besuch des Obersten, den Per noch nicht erwidert hatte.

Frau Salomon sah ihren Mann fragend an. Der sagte aber nichts. Er hatte es sich zur Regel gemacht, sich nicht über seinen zukünftigen Schwiegersohn zu äußern. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: »Nun, Kinder, dann wollen wir zu Bett gehen.«

Das Schiff, auf dem sich Per befand, hatte die offene See längst erreicht.

Wie ein schwimmender Riesensarg glitt der große schwarze Schiffsrumpf über die stille Meeresfläche in der dämmrigen Nacht, und der Kohlenrauch darüber wallte wie ein Trauerflor. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und lag schwer und schwarz über dem Horizont. Aber hier und da war ein Riß in der Wolkenwand, durch den einige blasse Sterne wie Engelsaugen blickten, die die feierliche Leichenfahrt zu überwachen schienen.

Per saß allein auf dem Oberdeck, eingehüllt in seinen Mantel. Er sah auf das Wasser hinaus. Seinen Platz hatte er sich so nahe wie möglich der Stelle gewählt, unter der der Sarg der Mutter stand.

Alle übrigen Passagiere waren nach und nach zur Ruhe gegangen. Weder von den Räumen des Vorderdecks noch von den Kajüten her klangen Stimmen herüber.

Oben auf der Kommandobrücke ging der wachhabende Steuermann mit schnellen Schritten auf und ab, und vom Achtersteven her vernahm man in bestimmten Zeitabständen das kurze Klingen einer Loguhr. Sonst hörte man auf dem ganzen Schiff

nichts als das regelmäßige Stampfen der Maschine und der Schraube und bisweilen von unten her das Scharren der Schaufel eines Heizers.

Im Südwesten war das Leuchtfeuer von Hesselø am Horizont aufgetaucht.

Kurz darauf wurde die Wache auf der Brücke und am Steuer abgelöst; Per merkte, wie der erste und der zweite Steuermann miteinander über etwas verhandelten, was sie veranlaßte, die Stimmen zu senken.

Gleich danach lag um ihn her wieder alles in tiefer Stille. Er selbst dachte nicht an Ruhe. Er wollte der Mutter so nahe wie möglich sein. Außerdem wußte er, daß er doch keinen Schlaf finden würde.

Viele Bilder aus dem Elternhaus glitten in dieser Nacht an ihm vorüber, während er dasaß und über die leuchtende Meeresfläche starrte. Eigentlich hatte er sich noch nie zuvor eine umfassende und geordnete Vorstellung von seiner Mutter gemacht. Da sie im Leben stets im Schatten des energischen Vaters gestanden hatte, war Pers Erinnerung an sie ebenfalls verdunkelt worden durch das krasse Unbehagen, mit dem er sich an ihn noch immer erinnerte. Am besten entsann er sich an sie aus der Zeit ihres langen Krankenzimmers. Sooft er sich – im Wachen oder im Träumen – mit ihr beschäftigt hatte, und das war öfter vorgekommen, als er sich dessen bewußt war, hatte er sie im Bett gesehen, in dem dämmrigen Schlafzimmer mit den stets heruntergelassenen dunkelgrünen Rouleaus, wo er oder eines der Geschwister am Fußende des Bettes saß und ihre kranken Beine massierte. Doch in den letzten Tagen waren ständig mehr Erinnerungen in ihm aus der Zeit aufgetaucht, da sie sich noch im Haus betätigte, abends und morgens die Kleinsten wusch und ankleidete, die Sachen der Größeren stopfte und flickte, den noch Größeren bei den Hausaufgaben half. Damals war sie jede Nacht in ihrem langen weißen Nachthemd zu ihnen in die Kinderzimmer gekommen, hatte hier ein Kissen zurechtgelegt, dort ein Oberbett aufgeschüttelt und ihnen mit ihrer seltsam weichen Hand über das Haar gestrichen, wenn sie im Halbschlaf die Augen aufschlugen und sich umdrehten.

Am deutlichsten erinnerte er sich an sie aus der Zeit des Krieges, dessen Unglück zu begreifen er zu klein gewesen war und dessen Unruhe und Übergriffe ihn daher belustigt hatten. Monatlang war die Stadt von deutschen Truppen besetzt gewesen, die täglich mit Musik und beeindruckenden Tambourmajoren an der Spitze durch die Straßen zogen, um auf dem Markt oder der Reitbahn ihren Appell abzuhalten. Im Pfarrhaus selbst wimmelte es stets von Soldaten. Oft waren zwanzig Mann im Hof, dazu sieben, acht Pferde, die im Torfstall standen und jeden Morgen im Garten unter Aufsicht eines Offiziers gestriegelt wurden. Der Familie waren nur einige Zimmer überlassen worden, in denen die vielen Kinder untergebracht werden mußten, so gut es ging. Wenn er es recht bedachte, mußte die Mutter damals ihre Niederkunft erwartet haben, ihr zwölftes Kind, den zwölften qualvollen Kampf mit dem Tod. Nicht genug damit. Mehrere Kinder waren krank, eines von ihnen, ein dreijähriges Mädchen, starb unter schweren Leiden. Aus späteren Erzählungen wußte er, daß es seinen Atem in den Armen der Mutter aushauchte, gerade als ein preußisches Regiment aus der Stadt ausgerückt war und ein anderes erwartet wurde.

War es da eigentlich so verwunderlich, daß ihr ganzes Wesen schließlich aus lauter Sorge bestanden hatte? War die jüngere Generation, die in friedlichen, ruhigen Zeiten

heranwuchs, nicht oft sehr ungerecht gegenüber der Unsicherheit und Mutlosigkeit der Älteren, vor allem gegen jene, über die die Leiden und Demütigungen des Krieges hereingebrochen waren? Mußte man nicht vielmehr staunen, daß die Mutter all das überhaupt ausgehalten hatte? Sogar Jakobe, die doch selbst viel erdulden mußte, hatte neulich verwundert gefragt, woher die schwächliche, zarte Mutter diese fast übermenschliche Kraft genommen hatte, um all die Schicksalsschläge zu ertragen, ohne auch nur zu klagen.

Ja, wo hatte sie die her? Welche innere Kraft hatte die ältere Generation durch all das Unglück jener Tage geleitet, durch die furchtbare Erregung der Kriegsjahre und den totenähnlichen Lähmungszustand, der danach folgte... durch den ganzen blutigen Zusammenbruch, für den die Leidensgeschichte der Mutter ein ergreifendes Sinnbild war?

Was sie selbst betraf, war die Mutter wegen der Antwort nie im Zweifel gewesen. Per erinnerte sich an einen Spruch, auf den sie in Unterhaltungen immer wieder zurückkam:

Nicht ich, o mein Herr Jesus Christ,  
Der Held bin, wahrlich, du es bist!

Er stand auf, ein Gefühl eisiger Kälte überkam ihn. Er begann auf der langen Laufmatte, die über das Deck gelegt worden war, auf und ab zu gehen. Ihm war, als seien seine Füße Sandsäcke. Der Kopf war ihm schwer von den Aufregungen der letzten Tage, so daß er sich gleich wieder setzen mußte.

Da kam der Steuermann von der Kommandobrücke herunter und stellte sich in Pers Nähe, in der deutlichen Absicht, ein Gespräch einzuleiten. Er machte ihn auf eine Reihe Boote aufmerksam, die sich mit schlaffen Segeln auf der Dünung wiegten, und erzählte, es seien Flundernfischer, die nun mit dem Südstrom von den Bänken um Anholt heimwärts trieben.

»Hm, aha«, bemerkte Per kurz.

Er mußte an den Brief denken, den ihm die Mutter hinterlassen hatte, und an das Päckchen, das vermutlich die Uhr des Vaters enthielt. Er wußte nicht, woher er den Mut nehmen sollte, den Brief zu lesen. So gern wollte er glauben, daß die Mutter ihm gegenüber nicht ganz verständnislos gewesen war. – Aber in Eberhards Blick hatte gestern etwas gelegen, das nichts Gutes verhieß.

Wieder stand er auf, von neuem durchzuckte ihn ein eiskalter Schauer. Qualvolle Unruhe erfüllte ihn, so daß er nicht still sitzen konnte.

»Legen Sie sich lieber schlafen, Mann«, riet jetzt der Steuermann und rückte ihm näher auf den Leib, die Hände in den Hosentaschen. »Der Deibel soll mich holen, wenn es auf Deck nich massig zu kalt is, de Sach hier zu versuchen.«

Der respektlose Ton veranlaßte Per, sich aufzurichten. Er hatte eine grobe Antwort auf der Zunge. Da wurde ihm klar, daß man ihn vermutlich in Verdacht hatte, er wolle Selbstmord begehen, und daß die beiden Seeleute hierüber bei der Ablösung leise ein paar Worte gewechselt hatten. Er fragte den Mann geradeheraus, ob er glaube, daß er über Bord springen wolle.

»Wo Sie dat nu selbst sagen, will ick nich abstreiten, daß wir so 'n büschen dran gedacht haben. So 'ne Dinge kommen ja nu mal hin und wieder vor. Und für uns is dat nich grad angenehm, denn hinterher haben wir bloß Schererei, Verhör und alles mögliche. Erst letzten Herbst hatten wir so 'n Theater mit ein' Mann, der in die See sprang, genau in diesem Fahrwasser hier!«

»Und was war das für ein Mann?«

»Ein Deckpassagier aus Horsens. Irgendwas war verkehrt gegangen mit ihm inne Welt, sagte man. Wir sahen weiter nix mehr von ihm als sein' Hut. Und er hat nie wieder was von sich hören lassen. Jetzt is er wohl bei de Makrelen gelandet.«

Per schlug unwillkürlich die Augen nieder. Dann wünschte er gute Nacht und begab sich unter Deck.

Einige Stunden lag er unten im Schiffsraum inmitten schnarchender und stöhnender Menschen und konnte nicht einschlafen. Seine Gedanken fanden keine Ruhe. Er fühlte: In dieser Nacht vollzog sich in ihm eine lange vorbereitete geistige Neugeburt. Ihm war, als öffne sich in Dunkel und Nebel eine neue Welt für ihn, zu der er bis jetzt den Weg nur schwer erkennen konnte. Was hinter ihm lag, versank im Nichts. In der Gestalt einer alten gichtbrüchigen Pastorsfrau hatte sich ihm eine Kraft offenbart, gegen die selbst die Macht eines Cäsars ihm nun armselig und gering vorkam – es war eine Kraft und eine Größe im Leiden, im Entsagen, im Aufopfern.

Die Hände unter dem Kopf, sah er mit weitgeöffneten Augen ins Dunkel. Voll Angst ahnte er die Seelenkämpfe, die ihm bevorstanden. Trotzdem war er nicht niedergeschlagen. Zu seiner eigenen Verwunderung beneidete er die Menschen nicht, die um ihn herum unter der Wirkung eines ruhigen Gewissens, jenes Schlaftrunks, schnarchten und schnauften. In seiner erwachenden Reue und Pein lag etwas von dem wunderbaren Rausch wie in den Wehen einer Gebärenden, die verkünden, daß ein neues Leben hervorbricht mit neuen Hoffnungen und Verheißungen.

Bei Tagesanbruch verließ Per an der ersten Anlegestelle in der Fjordmündung das Schiff. Von einem Hügel aus verfolgte er die langsame Fahrt des Dampfers durch die vielen Windungen des Fjords zwischen meilenweiten Wiesen. Es war derselbe Weg, auf dem er vor acht Jahren in die Welt hinaus gefahren war, mit soviel jugendlichem Mut und sonnenhellen Hoffnungen. Vor acht Jahren! Und er hatte wirklich das »Glück« in seinem Gepäck gehabt. Er hatte sogar das Königreich gewonnen, nach dem er gestrebt und dessen Krone zu tragen er sich berufen gefühlt hatte.

Während sich der Tau wie regenbogenfarbene Tränen in seinen Wimpern festsetzte, starrte er dem zwischen den buntblühenden Wiesen davongleitenden Sarkophag nach, bis er im goldenen Morgennebel entschwand wie eine Vision, vor der sich die Reiche des Himmels erschließen.

## Neunzehntes Kapitel

In einer der fruchtbarsten Niederungen Ostjütlands lag ein Herrenhof, der mit seinen braunroten Mauern und breit aufsteigenden Treppengiebeln an ein Kloster erinnerte. Das war *Kærsholm*. Es lag am Rande eines flachen Wiesentals, das sich wie ein mächtiger grüner Strom durch das Land zog, auf beiden Seiten von Feldern und waldbedeckten Hügeln begrenzt.

Mitten in der Wiese floß ein träger Bach – der kümmerliche Rest des stolzen Wasserspiegels, der einst den fast meilenbreiten Talgrund bedeckt hatte. Durchschritt man die Wiese in Längsrichtung und man befand sich nicht gerade am Ufer, dann konnte man den Fluß gar nicht sehen. Man erblickte nichts als eine unendliche Fläche glänzenden Grüns und stieß nur hier und da auf einen Graben oder einen kleinen Teich mit faulendem Wasser. Seltsam war es da, an klare Wassermassen zu denken, die in entschwundenen Tagen zwischen diesen friedlichen Höhenzügen wogten. Wo sich jetzt kleine braune und graue Singvögel aus dem Röhricht schwangen, hatten einst große Seemöwen mit silbern schimmernden Schwingen ihre Kreise gezogen. Wo jetzt Landarbeiter und Tagelöhner saßen und bedächtig ihre Schmalzbrote zum Frühstück kauten, hatten sich einst kampftrunkene Seeräuber von ihren blutbefleckten Schiffen geschwungen und die eroberten Schätze bei wilden Festen auf ihre Stammsitze getragen.

Droben die Höhen, wo sich jetzt lichte freundliche Haine über den Kornfeldern erhoben, waren damals mit düsterem Urwalddickicht bedeckt, aus dem in mond hellen Frostnächten Wolfsgeheul schallte. Noch lange nachdem sich das Land gehoben hatte und der frühere Meeresgrund unter den Händen fleißiger Bauern fruchtbar geworden war, blieb der Wald die Zufluchtsstätte für alle Wagemutigen und kühnen Empörer. Hier gellte das Jagdhorn der hohen Herren, wenn sie, den Tod auf dem Sattelbogen, dahinsprengten und ihre blutigen Spuren durch das Gehölz zogen. Hier fand auch der Sturm seine Sprache wieder – ein tausendstimmiges Brausen, aus dem man jenen gespenstischen Nachklang der tiefen Orgeltöne des Meers heraushörte, die einst das Gemüt der Menschen mit feierlichem Grausen erfüllt hatten.

Allmählich aber drängte der nährende Acker den Wald zurück. Waffenlose Fremdlinge siedelten sich hier und da an, legten Gärten an und lebten in der Einsamkeit von den Früchten des Bodens. Auf einem Weg, den Kreuze und Heiligenbilder bezeichneten, kamen sie weit aus dem Süden in langen Kutten daher, Sandalen an den nackten Füßen. – Und bald läutete die erste Betglocke ihr »Friede auf Erden« im alten Land der Wikinger. Die Jahre vergingen. Von allen Seiten hieb die unblutige Axt der Bauern in das Urwalddunkel, wo Krähen nun aus dem verlassenen Horst der Adler krächzten.

Jahrhunderte schwanden dahin. Aus blühenden Feldern und Wiesen strömte der Reichtum der Mutter Erde hin zu den Schwellen der auserwählten Menschenkinder, häufte sich in Scheunen und Ställen, füllte die Keller der Klöster und Vorratskammern der Herrenhöfe mit kräftigen Fleischspeisen und honigsüßem Bier und setzte sich schließlich hinter den Mönchskutten und den blanken Ritterharnischen in Speck und dickes Blut um. Und siehe: Als der fromme Klosterbruder Speck auf den Rippen hatte,

packte ihn die Versuchung des Fleisches. Er hatte das Bedürfnis zu heiraten und empfand es zuletzt sogar als Christenpflicht, Familienvater zu werden und ohne alle Schwärmerei die Güter des Lebens mit den anderen Adamssöhnen zu teilen. Die Kirche vermischte ihr Blut mit der bürgerlichen Gemeinde. Aus der groben Büssertracht mit Sandalen und hanfenem Strick schlüpfte wie aus einer Puppe der erste Pastor Sidenius, mit steifer Halskrause und großer Kinderschar. Um dieselbe Zeit fügte sich auch der Ritter mehr und mehr der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Mit seinem ererbten Wohlstand, den freundliche Gesetze beschützten, fühlte er sich immer weniger zu Abenteuern und unbequemem Kriegerleben hingezogen. Der Sproß der Wikinger war Viehhändler oder stolzer Landjunkere mit Samthosen und wallendem Federbusch am Hut geworden. Schwer und fleischlich, strotzend vor unverbrauchter Kraft, ritt er daher auf seinem furchenden Roß, ein Bild der Segnungen heimatlichen Ackerbodens.

Da waren Männer wie Herr Lave Eskesen Brok, der mit halb Jütland in Fehde und Prozeß lag, oder wie jener Ritter Oluf Pedersen Gyllenstjerne, den seine eigenen Schwestern, Frau Elsebe und Jungfer Lene, zuletzt beim Landsting zu Viborg verklagten, weil er ihnen »viel Nachteils und Unrechts machte, in der Weis, daß er sie schlug und jagete, desgleichen ihr Dienstvolk, mit Waff und gezogenem Schwerte, ihre Häuser umwarf und mit Gewalt ihre Güter von ihnen nahm«. – Das waren Männer, in denen sich der Tatendurst und Wagemut des Seeräuberbluts in sturen Hochmut und in Verfolgungssucht umgesetzt hatten. Oder es gab Individuen wie Jørgen Arnfeld, bei dem sich die Wildheit seiner Vorfäter in religiösem Fanatismus äußerte, ein Wollüstling des Glaubens, der geheime Schallrohre aus den Kerkern seines Schlosses bis in seine Gemächer führen ließ, um sich an dem Jammern und Schreien der Hexen und des anderen Teufelspacks zu ergötzen, das er im Namen Jesu Christi in grabesdunklen morastigen Gewölben zu Tode foltern ließ.

In wüstenähnlicher Einförmigkeit und Stille erstreckte sich jetzt die sattgrüne Wiesenfläche zwischen den Hügeln, ohne Weg und Steg, ohne Haus und Baum. Wenn nicht gerade Heuernte war, konnte man stundenlang dem schlangenartig gewundenen Bach folgen, ohne einem Menschen zu begegnen oder einen anderen Laut zu hören als das Murmeln des Fließchens und bisweilen das dumpfe Dröhnen eines Eisenbahnzugs, der in weiter Ferne über eine Brücke fuhr.

Auch die alte Lastkahnschiffahrt, der allerletzte Rest des einstigen regen Seeverkehrs, die noch vor ungefähr zehn Jahren ein wenig Leben in diese Stille gebracht hatte, war so gut wie ausgestorben. Oft vergingen Wochen, ohne daß man eines dieser langen breitbugigen Fahrzeuge sah, die vollbeladen so tief im Wasser lagen, daß die Mannschaft, die sie mit mächtigen Stangen gegen den Strom anschob, auf den seitlichen Laufplanken gerade noch trockenen Fußes entlanggehen konnte.

Häufiger stieß man auf Leute, die in guter dänischer Ruhe philosophisch mit langen Angelruten am Ufer des Baches saßen und rauchten. Manchmal sah man auch Aalfischer, Männer oder Frauen, die bis unter die Achseln im Wasser standen und den Aal aus dem schlammigen Grund aufjagten.

Zuweilen kam es auch vor, daß man einem einsamen Jäger begegnete, den die Bewohner der Gegend am liebsten mieden – einem großen dünnen, mürrisch dreinblickenden Mann mit hochgezogenen Schultern und langen Beinen in mächtigen Stiefeln. Im Grunde machte er selbst einen scheuen Eindruck und beantwortete in der



Regel den Gruß der Leute nicht. Er hatte eine fahle Gesichtsfarbe und eine platte Nase. Ein grober dunkler Bart bedeckte seinen Mund.

Das war der Besitzer von Kærsholm, Hofjägermeister Prangen.

Während seine zwei gefleckten Hündinnen auf der Wiese herumtollten und von Zeit zu Zeit mit einem Platschen im Röhricht verschwanden, ging er selbst langsamen Schritts geradeaus. Seine Büchse hing ihm meistens auf dem Rücken, und die Hände waren in den schrägen Taschen seiner flauschigen Jagdjoppe begraben. Man sah auf den ersten Blick, daß er nicht so sehr des Schießens wegen durch die Gegend streifte, sondern um mit sich und seinen düsteren Gedanken allein zu sein.

Die Leute redeten oft darüber, was der Hofjägermeister wohl immer nur zu grübeln hatte. Nie war man klug aus ihm geworden. Es war, als wohne mehr als ein Mensch in ihm. Der schweigsame Mann mit dem unsicheren Blick konnte bisweilen ein ganz redseliger Gesellschafter sein, ein Münchhausen, strotzend vor närrischem Selbstgefühl. Eine Zeitlang meinte man, es seien die Verhältnisse seiner Frau, die ihn so nachdenklich stimmten. Jetzt neigte man mehr dazu, die Erklärung dafür in den zahlreichen Prozessen zu suchen, in die er sich ununterbrochen verwickelte und die fast ausnahmslos ein für ihn höchst betrübliches Ende nahmen. Man sprach auch von einem Magenleiden. Es war bekannt, daß ein Bote nicht selten von Kærsholm eilends zur Landstadt reiten mußte, um Tropfen aus der Apotheke zu holen.

Seltsamerweise war der Hofjägermeister selbst oft nicht imstande, die Ursache seines Mißmuts zu erklären. Wenn er gemütlich in seiner Stube saß und sich damit unterhielt, zu beobachten, wie die Rauchwolken aus seiner Pfeife im Sonnenschein umherschwebten, konnte mitunter die Schwermut wie eine Wolke in ihm aufsteigen und ihm das Dasein verfinstern. Dann fing er an, darüber nachzudenken, und bei seinem vergeblichen Suchen nach dem Anlaß versank er immer tiefer in Trostlosigkeit.

Ringsum in Ställen und Scheunen auf Kærsholm verbreitete sich dann schnell das Gerücht, daß der Hofjägermeister wieder »seinen Moralischen« habe. Und wo seine langbeinige Gestalt auftauchte, machte sich alles lautlos aus dem Staube. Er bot dann auch wahrhaftig keinen erfreulichen Anblick mit seinen blauschwarzen Augenhöhlen und dem gebeugten Nacken, ja er sah fast aus wie ein Ochse mit einem Brett vor dem Kopf.

Seine Frau, die zu klug, aber auch zu stolz war, um sich seinen Launen zu unterwerfen, tat stets, als bemerke sie nichts. Sie wußte, daß jeder Versuch, auf seine Stimmung einzuwirken, das Übel nur noch verschlimmerte. Es brauchte eben seine Zeit und verschwand so plötzlich, wie es gekommen war. Während ihrer einsamen Mahlzeiten, bei denen der Hofjägermeister seinen Mund nur öffnete, um zu essen, bestritt sie allein die Unterhaltung. Im übrigen zähmte sie ihn, indem sie dafür sorgte, daß er seine Leibgerichte bekam. Der Hofjägermeister war nämlich ein starker Esser, und selbst die tiefste Schwermut schmälerte seinen Appetit nicht. Gewaltige Portionen Reisbrei mit süßem Bier, gebratener Speck mit Apfelmus, Bratwurst mit Kohl und ähnliche Speisen verschwanden in ihm wie in einem Bettelsack.

Nach dem Essen zog er sich in sein Zimmer zurück, das durch einen kleinen Wintergarten vom Wohnraum getrennt war. Doch mit großem Geschick wußte es die Hofjägermeisterin immer so einzurichten, daß die Tür zwischen ihnen nicht geschlossen

wurde, wie sie überhaupt mit Rücksicht auf die Dienstboten zu verhindern suchte, daß sich ihr Gatte allzu offensichtlich absonderte. Sie wußte, es waren allerlei Gerüchte über ihre Vergangenheit und ihre Ehe in Umlauf. Und auch noch aus einem anderen Grund war ihr daran gelegen, den Weg zu Vertraulichkeiten zwischen ihnen offenzuhalten.

Die Hofjägermeisterin war über dreißig gewesen, als sie sich mit dem damaligen Gutsbesitzer Prangen verheiratete. Die Verbindung hatte allenthalben Lächeln und Verwunderung bei ihren Standesgenossen hervorgerufen, unter denen Herr Prangen, wenn sie ihn überhaupt kannten, lediglich wegen seiner Unbegabtheit und seiner unglaublichen Lügengeschichten einen gewissen Ruf genoß. Schon damals munkelte man in der Umgegend mancherlei über ihre Vergangenheit. Man erzählte, ihre Schönheit habe schon früh das Wohlgefallen eines sehr hochstehenden Herrn erregt. Ob dies indessen zu einer vertraulicheren Bekanntschaft geführt hatte, konnte man zum größten Ärger nie genau in Erfahrung bringen. Nichtsdestoweniger weckte es regelmäßig heimliche Heiterkeit, wenn sich der Gutsbesitzer in aufgeräumter Stimmung mit den Verbindungen seiner Gattin bei Hofe brüstete.

Auch später hatte ihr Lebenswandel Anlaß zu Klatsch und Tratsch gegeben. Wegen ihrer häufigen Reisen nach Kopenhagen und ihres oft ausgedehnten Aufenthalts in ausländischen Badeorten hatte man ihren Namen bald mit diesem, bald mit jenem galanten Mann aus der dänischen Aristokratie in Verbindung gebracht. Aber auch diesmal gab es keinen, der wirklich Bescheid wußte. Mit Umsicht und Schläue hatte sie es verstanden, alle Spuren zu verwischen. Und ihr Gatte, der zudem so von seinen Prozessen und Verdauungsbeschwerden in Anspruch genommen war, hatte daher auch nie oder jedenfalls nur vorübergehend Verdacht geschöpft.

Sie selbst nahm in ihren jüngeren Jahren diese Seitensprünge sehr leicht. Wenn sie Prangen geheiratet hatte, so vor allem deswegen, weil er sich gut dazu eignete, ihren Leidenschaften als Deckmantel zu dienen. Und im übrigen rechtfertigte sie sich damals damit, daß sie ihm reichlichen Ersatz gegeben hatte, da sie ihm einen Titel verschaffte, der entschieden höher war, als er ihn nach Geburt, Bildung und Vermögensverhältnissen hätte erwarten können.

Indessen, als sie älter geworden und ihr Blut weniger heiß war, hatte sich ihr Gewissen gemeldet mit Forderungen an ein Guthaben, das sie einst durch Zins und Zinseszins vermehrte. In den letzten Jahren war die Hofjägermeisterin sehr religiös geworden. Ein gewisser Pastor Blomberg aus dem benachbarten Kirchspiel hatte großen Einfluß auf sie gewonnen. Er gehörte nicht zu den schwärmerischen Bußpredigern, die in anderen Gegenden des Landes das Mittelalter aus dem Grab heraufbeschworen. Im Gegenteil, er war ein sehr schlichter und besonders menschlicher Pastor, der jegliche Übertreibung, jeden Schwulst verabscheute – ein fröhlicher, tröstender Verkünder eines friedlichen lebensfrohen Alltags-evangeliums, das keine unerfüllbaren Opfer hinsichtlich der Behaglichkeiten des Lebens verlangte und deswegen viele Anhänger gefunden hatte.

Die Hofjägermeisterin war unendlich dankbar dafür, daß sie so verhältnismäßig leicht und schmerzlos von ihren Sünden befreit worden war. Sie verliebte sich ganz und gar in dieses Christentum, das rührend anspruchslos war. Wenn es ihr auch mitunter ein wenig schwerfiel, ihre Andachtsstunden einzuhalten, und wenn es ihr auch bisweilen nicht recht gelingen wollte, den rechten kindlich vertrauensvollen Ton in ihrem

persönlichen Umgang mit dem Höchsten zu finden, so verfolgte sie dafür mit Leib und Seele alle bedeutenden Ereignisse innerhalb der Kirche. Ihre Zimmer waren überschwemmt mit religiösen Büchern und Zeitschriften; und im privaten Kreis ergriff sie hin und wieder selbst das Wort in einer Debatte, bei der sie immer unverhohlener als Verfechterin des Blombergischen Glaubens auftrat.

In diesem Haus, bei diesen Menschen suchte Per Zuflucht nach seiner heimlichen Nachtfahrt durch das Kattegat. Körperlich und geistig erschöpft, erreichte er Kærsholm um die Mittagszeit desselben Tages, an dem er frühmorgens den Dampfer in der Fjordmündung verlassen hatte.

Er wurde überaus herzlich empfangen, nicht nur von der Hofjägermeisterin und ihrer Schwester, der Baronin, die sich noch immer zu Besuch hier aufhielt, sondern auch vom Hofjägermeister, der soeben die Nachricht erhalten hatte, daß er ausnahmsweise einen Prozeß gewonnen hatte.

Um Per sogleich in die weitläufige Vorgeschichte des Prozesses einzuführen, nahm er ihn mit in sein Zimmer. Hier nutzte er die Gelegenheit und erzählte ihm auch von den anderen beiden Prozessen, die er in seinem Leben gewonnen hatte. Bei dem einen handelte es sich nach seiner Darstellung um einen so einzig dastehenden merkwürdigen und komplizierten Rechtsfall, daß das Höchste Gericht in dieser Sache volle drei Tage beraten hatte.

Per war froh, still dasitzen und seinen eigenen Gedanken nachhängen zu dürfen, die noch immer dem Sarg der Mutter folgten.

Der Hofjägermeister, nicht gewohnt, einen so geduldigen Zuhörer zu haben, vertraute hinterher seiner Gattin an, er finde ihren jungen Freund sehr anziehend. Als Per bei Tisch den Abreisetermin erwähnte, war der Hofjägermeister daher beinahe am eifrigsten bemüht, ihn zu überreden, sich auf Kærsholm auszuruhen, jetzt, wo der Sommer nun endlich gekommen war.

Es war nicht schwer, Per zu überreden. Er hatte nicht die geringste Sehnsucht nach Kopenhagen. Und, so überlegte er, wo konnte er wohl einen besseren Ort finden, die geistige Krise durchzukämpfen, die er auf sich zukommen fühlte. In einem Seitenflügel des Hauptgebäudes hatte er ein ruhiges schönes Zimmer bekommen, das nach dem Park hinaus lag. Eine Reihe dichtbelaubter Kastanien dämpfte drinnen mild das Licht. Mitten im Zimmer standen auf dem weißgescheuerten Fußboden ein viereckiger Eichentisch mit schweren Kugelbeinen und vier hochlehnige Stühle. Das Bett wurde von einem Wandschirm verdeckt und gleichsam von einem hohen altmodischen eisernen Ofen wie von einem gerüsteten Ritter bewacht. An der Wand zwischen den Fenstern hing ein Bord voller Bücher.

Per fühlte sich sofort heimisch in diesem Zimmer, das sich wohlthuend unterschied von den nummerierten, uniformierten Hotelräumen, in denen er nun so lange hatte leben müssen. Seine grünliche Dämmerung entsprach in gewisser Weise seiner eigenen erwartungsvollen Stimmung. Gerade solch stille Kammer, solch klösterliche Abgeschlossenheit brauchte er jetzt für einige Zeit. Besonders freute er sich über die Bücher, auf deren Rücken er schon die Titel einiger Erbauungsschriften und theologischer Werke gelesen hatte, von denen die Hofjägermeisterin seinerzeit oft mit großer Wärme gesprochen hatte.

Er telegrafierte an das Hotel in Kopenhagen, man solle ihm einen Teil seines Gepäcks schicken. An Jakobe schrieb er einen erklärenden Brief, berichtete von der plötzlichen Eingebung, seiner Mutter das letzte Geleit zu geben, und erwähnte, daß er nun die Gelegenheit benutze, ein Versprechen einzulösen. Er besuche seine alten Reisegefährten aus Italien. Als Grund für seinen Aufenthalt auf Kærsholm gab er vorläufig nur an, daß er Ruhe brauche und Kräfte sammeln wolle für die bevorstehende Reise. Er sagte sich, ihr fehlten ja doch die nötigen Voraussetzungen, um zu verstehen, was er ihr in einem Brief darüber erklären konnte. Damit mußte er warten. Das war nun einmal ein unabänderlicher Mangel in ihrem Verhältnis, daß sie nicht in demselben geistigen Boden wurzelten. Wieviel guter Wille auch auf beiden Seiten vorhanden war – die Unterschiedlichkeit ihrer Naturen schloß in Wirklichkeit jede tiefere Vertraulichkeit aus.

Am Abend, nachdem er den Brief abgeschickt hatte, war er sehr viel ruhiger geworden. Bei Sonnenuntergang saß er bei den Damen im Wohnzimmer und fühlte sich fast heimisch in dieser fremden Umgebung. Die Gründe hierfür wollte er gar nicht näher untersuchen. Doch es lag in der Stimmung der großen, ein wenig niedrigen dunklen Räume, in der Art, wie die letzten Sonnenstrahlen über die breiten Fensterbretter hereinschienen, ja selbst in der etwas stickigen Luft, in der man einen schwachen Torfgeruch aus der Küche spürte. In allem lag etwas, was ihn verzauberte und wie ein mütterlicher Schoß umfing.

Der Hofjägermeister, der sich zu ihnen gesetzt hatte, stand plötzlich geräuschvoll auf und ging, eine Melodie summend, durch den Wintergarten in sein Zimmer zurück. Beide Türen ließ er offen. Nach einer Weile vernahm man allerlei Geräusche. Er machte sich mit etwas Klirrendem zu schaffen und riß dann drinnen das Fenster auf. Und auf einmal gellten Töne eines Waldhorns nach den Hügeln und dem Wald hinüber.

Zu den vielen törichten Einbildungen, mit denen der Hofjägermeister sein Selbstbewußtsein aufrechterhielt, gehörte auch die, daß er ein Virtuose auf Messinginstrumenten sei. Zuerst spielte er ein paar muntere Jagdsignale ... und das Echo aus dem Wald antwortete mit einem Klang, der gleichsam aus jenen längst entschwundenen Zeiten zu stammen schien, als seine Vorfahren ihre blutigen Wege durch das Dickicht bahnten. Dann folgten patriotische Lieder, worauf er mehr und mehr in jene schwüle Gefühlsduselei geriet, die die Poesie einfältiger Herzen ist. Es klang furchtbar. Zuletzt spielte er die Melodie »Es ist so lieblich, füreinander einzustehn«. Und um eine schmachkende Innigkeit in den Vortrag des alten Liedes zum Preis des Ehelebens zu legen, ließ er seine falschen Töne in einer so kunstfertigen Weise beben und ersterben, daß Per schließlich nicht mehr wagte, den Blick vom Boden zu heben, aus Furcht, in lautes Lachen auszubrechen. Die Hofjägermeisterin hingegen stützte das Kinn in die Hand und sah mit zärtlichem, sanftem und unschuldigem Frauenlächeln zum Fenster hinaus. Jetzt vergingen Per die Tage in gemütlichem Zusammenleben mit den Bewohnern des Herrenhauses. Der Hofjägermeister war bei bester Laune und zeigte ihm sein Besitztum. In Gesellschaft der Damen unternahm Per nachmittags Fahrten in die schöne Umgegend und machte außerdem kleine Ausflüge auf eigene Faust oder zusammen mit dem Verwalter, einem jungen Mann in seinem Alter.

Es dauerte auch nicht lange, bis er rein körperlich wiederhergestellt war und seine Wangen erneut die braune Farbe zeigten, die er aus Italien mitgebracht hatte und die

ihm so gut stand. Über seine Beziehung zum Hause Salomon sprach er sowenig wie möglich, was die Hofjägermeisterin sehr bald bemerkte. Deshalb berührte sie dieses Thema auch nicht mehr. Per hingegen hütete sich, über seine Mutter und den eigentlichen Anlaß für seinen Ausflug nach Jütland zu reden, solange er die Damen noch in der verzweifelten Einbildung hinsichtlich seiner geheimnisvollen Herkunft befangen glaubte. Bald wurde ihm jedoch klar, daß sich zumindest die Hofjägermeisterin über seine Familienverhältnisse Auskunft verschafft haben mußte. Er kam zu der Überzeugung, daß ihr diese Aufklärung Pastor Blomberg vermittelt habe, von dem sie mit soviel Hochachtung gesprochen hatte.

Den Gedanken, sich wegen einer Anleihe an die Baronin zu wenden, der ihn zu diesem Besuch auf Kærsholm bewegt hatte, hatte er schnell aufgeben müssen. Er hatte förmlich Angst davor, mit ihr allein zu bleiben, da ihr Ton dann gleich unheimlich vertraulich wurde. Den welken kleinen spitzenverzierten Kopf auf zwei Finger gestützt, fing sie sogleich an, in ihrer schwülstigen Sprache von ihrem verstorbenen Bruder zu reden. Es endete regelmäßig damit, daß sie Verse ihrer Lieblingsdichter Hertz und Paludan-Müller deklamierte.

Deshalb setzte Per seine ganze Hoffnung auf den Hofjägermeister und dessen Frau, noch immer fest entschlossen, sich nicht wieder wegen eines Darlehens an seinen Schwiegervater zu wenden. Man sollte ihm nicht dauernd nachsagen können, er lebe von der Gnade Philip Salomons.

Bisher hatte er jedoch noch keinen passenden Augenblick finden können, um die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Es gab soviel anderes, was ihn beschäftigte. Nicht nur seine eigene innere Welt nahm ihn gefangen, sondern auch das Geschehen um ihn her. Vor allem in der Natur. Erst nach drei Tagen hatte er der Hofjägermeisterin erzählt, daß er in allernächster Zeit eine Studienreise nach Amerika zu unternehmen gedenke.

Das Wetter blieb sommerlich, und die Jahreszeit war genau die, in der diese Gegend am schönsten aussah. Feld und Wald prangten in frischem Grün, und die Wiese war ein einziger Blütenteppich. Mit dem Verwalter war Per schon gut Freund geworden. Gern verbrachte er die Mittagsruhe auf dessen Zimmer, das ganz für sich in einem Flügel des Wirtschaftsgebäudes lag. Von hier aus hatte man nach der einen Seite eine Aussicht auf die Meierei, wo hochgeschürzte Melkerinnen mit klirrenden Bleheimern aus und ein gingen. Auf der anderen Seite gab ein Fenster den Blick nach dem Hof hinter dem Dunghaufen frei, wo der mächtige preisgekrönte Kærsholmer Stier seine Schäferstunden mit den Kühen abhielt. Auf dem Sofa ausgestreckt, eine Zigarre im Mund, unterhielt sich Per hier über ländliche Themen oder spielte mit einem schwarzen Pudel, der dem Verwalter gehörte und gerade Junge hatte. Der Verwalter selbst war ein stiller Jüte, der sich in aller Gutmütigkeit doch recht respektlos dem gegenüber verhalten konnte, wovon andere soviel Wesens machten. Über alles und alle wußte er lustige Geschichten zu erzählen. Doch er tat das nicht etwa aus Bosheit, sondern nur aus Freude am Spaß. Per fand Vergnügen an seiner Gesellschaft. Und diese Plauderstunden inmitten des geschäftigen Treibens auf dem Wirtschaftshof hatten ihr Teil dazu beigetragen, jenes Unbehagen zu vertreiben, mit dem er hierhergekommen war.

Eine besondere, mystische Anziehungskraft hatte der Fluß auf ihn. Es waren ja dieselben Wasser, die nur fünf, sechs Meilen von hier entfernt gegen die morsche Brücke in der Stadt seiner Kindheit plätscherten und die mit ihren märchenhaften Röhrichtufern und verborgenen Morastgründen die große Liebe seiner Knabenjahre gewesen waren. Als er eines Tages einen Kahn in einem Schuppen am Ufer entdeckte, packte ihn seine alte Leidenschaft für das Angeln. Mit Hilfe des Verwalters verschaffte er sich die nötigen Geräte und saß nun täglich stundenlang auf dem Fluß mit seinen Angelschnüren.

So vergingen die Tage, und die Krise, der er mit so großer Erwartung und Spannung entgegengesehen hatte, blieb zunächst aus. Was sich in jener Nacht auf dem Dampfschiff an geistigem Sprengstoff in ihm angesammelt hatte, verpuffte bei dem sommerlich unbeschwerten Leben an der freien Luft, das er hier führte. Die Erbauungsbücher der Hofjägermeisterin waren bisher so gut wie unberührt auf ihrem Bord stehengeblieben. Den ganzen Tag über war Per draußen in der Natur. Wenn er abends endlich auf sein Zimmer kam und die Lampe anzündete, um sich mit einem Buch hinzusetzen, dann las er nie mehr als ein paar Zeilen, und schon umfing ihn angenehme Schläfrigkeit wie ein irdischer Segen. Und er war gezwungen, ins Bett zu gehen.

Er fing sogar an, sich ein wenig nach Jakobe zu sehnen. Wenn er in seinem Kahn saß und sich von der Sonne durchglühen ließ oder wenn er ausgestreckt auf seinem Lieblingsplatz im Schatten am Waldrand lag, dann wünschte er zuweilen, sie könnte diese Tage der Sommerfreude mit ihm teilen. Sicher hätte es ihr gutgetan, den Staub des Strandvejs aus ihren Lungen zu atmen. In jüngster Zeit hatte sie wieder sehr abgespannt ausgesehen. Doch dann fiel ihm ein, daß sie sich bestimmt dafür bedankt hätte. Für ein Naturleben, wie er es in diesen Tagen führte, hatte sie gar kein Verständnis. Ganz still dazuliegen, die Hände unter dem Kopf, und die Gedanken mit den Wolken ins bodenlose Blau treiben zu lassen, sein eigenes Wesen gleichsam hinschmelzen und in der Unendlichkeit aufgehen zu fühlen – das war eine Art von Genuß, den sie nicht verstand. Er erinnerte sich, daß sie einmal in einem Liebesbrief an ihn geäußert hatte, ihr Gemüt sei ruhelos wie das Meer. Das stimmte.

Zu Pers Wohlbefinden trug auch sehr die Zwanglosigkeit bei, die dem Leben auf Kærsholm das Gepräge gab und die sich auch in der Kleidung ausdrückte. Der Hofjägermeister stakste in seinen langen Stiefeln in den Zimmern umher und zog sich nicht einmal zum Essen um. Auch die Hofjägermeisterin nahm es hier zu Hause nicht besonders genau mit ihrer Toilette. Diese ländliche Ungezwungenheit hatte auch Per sogleich angesteckt, dem die strenge Wahrung der Form im Hause der Schwiegereltern, dieses ewige Umkleiden, wie es auch das moderne Reiseleben erforderte, oft sehr schwergefallen war.

Eines sonnenwarmen Nachmittags, als Per, seine Angelruten über der Schulter, vom Fluß zurückkehrte, begegnete er der Hofjägermeisterin in Gesellschaft einer jungen Dame, einer Blondine, die ein Kleid mit klaren Streifen in Weiß-Blau trug. Die beiden Damen kamen die Pappelallee herunter, die von der Wiese nach dem Park vor dem Hauptgebäude führte. Sie hatten sich untergehakt, und vor allem im Wesen des jungen Mädchens lag etwas, das Per an ein Brautpaar denken ließ.

»Ingenieur Sidenius aus Kopenhagen – Fräulein Blomberg«, stellte die Hofjägermeisterin halb im Vorübergehen vor und fügte hinzu, Pastor Blomberg sitze drinnen bei ihrem Mann und würde sich sicher freuen, ihn begrüßen zu können.

Per fluchte im stillen, während er weiter durch den Park schritt und dann in sein Zimmer ging. Er war überzeugt, nun hatte der schöne Friede für ihn ein Ende. Dieser Pastor, der hier im Haus eine besondere Rolle zu spielen schien, war ihm von vornherein zuwider. Es war ihm im übrigen inzwischen klargeworden, wer dieser Mann war. Er entsann sich, daß man ihn in den Zeitungen als begabten Wortführer einer der vielen kirchlichen Richtungen der Zeit hin und wieder erwähnt hatte. Er erinnerte sich auch dunkel, daß dessen Wirken im elterlichen Pfarrhaus Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit gewesen war, weil sein Bruder Thomas, der Kaplan, von seiner Verkündigung mehr angetan gewesen war, als dies dem Vater zugesagt hatte.

Am liebsten wäre Per während des Pastors Besuch auf seinem Zimmer geblieben. Doch die Aufforderung der Hofjägermeisterin, ihn zu begrüßen, war trotz aller Liebenswürdigkeit so bestimmt gewesen, daß man sie nicht gut unbeachtet lassen konnte.

Er fand denn auch den fremden Mann im Zimmer des Hofjägermeisters, wo sich die Herren am Tisch gegenübermaßen, vor sich ein Kaffeeservice, in dichten Tabakrauch gehüllt. Als er sich an der Tür zeigte, stockte ihre Unterhaltung so plötzlich, daß man nicht im Zweifel sein konnte, worüber sie gesprochen hatten.

Pastor Blombergs Äußeres setzte Per sogleich ein wenig in Erstaunen. Nach allem, was er hier auf Kærsholm von diesem kirchlichen Reformator und dessen Kampf für eine sogenannte menschliche Auffassung der göttlichen Dinge vernommen hatte, war er auf eine hehre nordische Apostelgestalt, auf einen christlichen Wiking gefaßt gewesen – und nun sah er einen kleinen dicken pausbäckigen Mann vor sich, der sich in keiner Weise von dem Typ des leutseligen dänischen Geistlichen unterschied. In dem großen, von flachsgelbem Haar und Bart umwallten Kopf des Pastors leuchteten zwei klarblaue seelenvolle Augen. Sie glichen zwei prallen Wassertropfen, in denen sich ein friedliches Firmament spiegelt. In seiner Kleidung – er trug eine kurze Sommerjacke aus schwarzem Lasting – und auch in der Art, wie er sich auf dem Stuhl zurückgelehnt hatte und eine zerkaute Zigarre rauchte, lag ein gewisses Bestreben, das Gepräge seines Standes abzustreifen, die »Ehrwürdigkeit« abzuschütteln, mit der er zum Ärger seiner Amtsbrüder so viele respektlose Späße trieb. Trotzdem war man keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß man einen geistlichen Herrn vor sich hatte. Dazu trug seine ganze Person allzu unverkennbar den Stempel einer eigenen Selbstgerechtigkeit, jenes patriarchalischen Gefühls der Oberhoheit, das Männern der Kirche anzuhafte pflegt wie der modrige Geruch, der trotz aller modernen Heiz- und Ventilationseinrichtungen immer wieder aus dem alten Grund der Kirchen aufsteigt.

Pastor Blomberg erhob sich ein wenig schwerfällig und drückte Per mit ländlicher Herzlichkeit die Hand. »Jaja, sieh an, sieh an!« sagte er und betrachtete ihn recht ungeniert. »Willkommen in unserer Gegend, Herr Ingenieur!« In seinem herzlichen Tonfall lag etwas Beschützendes oder Mitleidiges, das Per veranlaßte, sich zu straffen. »Ja, der Name Sidenius ist mir natürlich nicht unbekannt«, fuhr der Pastor fort. »Ihr Herr Vater war ja ein Mann, der sich innerhalb unseres Standes eines großen Ansehens erfreute. Obwohl wir eine ganze Reihe von Jahren hier gewissermaßen als Nachbarn

gewirkt haben, habe ich ihn trotzdem nie persönlich getroffen. Seine und meine Auffassungen von den Forderungen der Kirche gingen in vieler Hinsicht weit auseinander. Doch ich achte ihn noch in seinem Grab! Er war ein eifriger Diener der Kirche!«

Als Per hierauf nicht antwortete, setzte sich der Pastor, und es entstand ein kurzes Schweigen. Dann wandte sich Pfarrer Blomberg wieder an den Hofjägermeister und fing an, mit ihm über Angelegenheiten des Kirchspiels zu reden.

Per nahm auf einem Stuhl am Fenster Platz und zündete sich eine Zigarette an. Halb abgewandt saß er hier und blickte hinaus auf die weite Rasenfläche, die sich vor dem Hauptgebäude ausbreitete und in deren Mitte eine vergoldete Sonnenuhr prangte.

Da entdeckte er die Hofjägermeisterin und das junge Mädchen, die aus der Allee traten und sich auf eine Bank im Schatten einer hohen Buche auf der anderen Seite des Rasens niederließen. Die Hofjägermeisterin klappte ihren Sonnenschirm zu, und ihre Begleiterin legte den breitkrepfigen Hut auf die Bank und strich sich eine Locke aus der Stirn.

Per sah sich diese Pastorstochter etwas genauer an. Sie schien achtzehn, neunzehn Jahre alt zu sein und hatte kaum Ähnlichkeit mit dem Vater, höchstens das blonde Haar. Sie war groß, ein wenig hoch aufgeschossen, mit schlanken feinen Körperformen. Ihre Züge konnte er wegen der Entfernung nicht deutlich erkennen. Aber im ganzen fand er sie sehr anziehend. Wie sie so dasaß, im dunklen Schatten des Baumes, etwas nach vorn gebeugt, die Beine übereinandergeschlagen, und mit einer Blume spielte, an der sie von Zeit zu Zeit roch, wirkte sie auf ihn wie ein Traumbild. Neben der massigen Gestalt der Hofjägermeisterin in ihrem glänzenden grauseidenen Mieder, das über den Brüsten spannte und sich wie ein Stahlharnisch ausnahm, machte sie in ihrem luftigen Kleid einen beinahe körperlosen Eindruck.

Sie erinnerte Per an irgend jemand. Schon vorhin in der Allee war ihm flüchtig derselbe Gedanke gekommen. Diese rehähnliche Schlankheit, die blonde, fast silberne Haarfülle, die hängenden Schultern – in allem lag etwas, das ihm altbekannt vorkam, ja ihn wehmütig stimmte.

Drüben am Tisch stand der Pastor auf, um zu gehen. Er wolle noch einen Kranken in der Nachbarschaft besuchen, eines seiner früheren Pfarrkinder. Der arme Kerl sei von einem wütenden Stier übel zugerichtet worden. Auf dem Rückweg würde er dann wieder vorbeikommen und seine Tochter mitnehmen.

Als er sich von Per verabschiedete, musterte er ihn wieder unverhohlen und ließ ihn wissen, er sei sehr willkommen im Pfarrhaus von Bøstrup, falls ihn sein Weg eines Tages dort vorbeiführen sollte.

»Ich weiß wohl«, meinte er aufgeräumt, »daß die jungen Leute aus Kopenhagen die Kirche für einen Tempel der Unwissenheit und das Pfarrhaus für seinen Vorhof halten. Aber vielleicht sind wir nicht ganz so schlimm, wie Ihre Kopenhagener Presse und Literatur uns hinstellen möchten. Jetzt können Sie sich ja selbst davon überzeugen!«

Trotz des herablassenden Tons erwiderte Per diesmal seinen Händedruck und dankte mit einem höflichen Murmeln. Der Eindruck, den die Tochter auf ihn gemacht hatte, stimmte ihn unwillkürlich freundlicher gegen diesen selbstgefälligen kleinen Mann.



Der Hofjägermeister begleitete den Pfarrer hinaus. Per aber nahm seinen großen Strohhut, den er aus Italien mitgebracht hatte, und ging durch den Wintergarten ins Freie. Er stellte sich auf die Verandatreppe und ließ den Blick zum Himmel schweifen, als ahne er die Anwesenheit der Damen nicht.

Die Hofjägermeisterin rief ihn. »Können Sie raten, mit wem Fräulein Blomberg Sie verglichen hat?« fragte sie.

Das junge Mädchen, deren eine Hand die Hofjägermeisterin auf ihrem Schoß hielt, wurde dunkelrot und wollte ihr mit der anderen den Mund zuhalten.

»Meine Liebe, warum soll ich es denn nicht sagen? Ich fand, es klang so amüsant. Fräulein Blomberg meint, Sie sehen aus wie ein Nabob. Und sie hat wirklich recht. Sie haben heute so etwas Exotisches.«

»Ein Nabob!« wiederholte Per und blickte an seinem hellgelben samtartigen Anzug hinab, der ebenfalls aus Italien stammte und den er wegen der brütenden Hitze an diesem Tag zum ersten Mal trug. »Das ist natürlich recht schmeichelhaft für mich. Leider fehlen mir die dazu gehörenden Millionen.«

»Aber die kriegen Sie ja«, warf die Hofjägermeisterin ein. Die Worte waren ihr halb gegen ihren Willen entschlüpft. Sie bereute sie sogleich und begann von anderen Dingen zu reden.

Per hatte ihre kurze Bemerkung sehr wohl verstanden und sie ärgerte ihn. Also hatten die beiden von seiner Verlobung gesprochen, und natürlich war dabei auch vom Geld des Schwiegervaters die Rede gewesen. Beide Dinge waren offenbar im Bewußtsein der Leute untrennbar miteinander verwachsen. Im übrigen hatte er recht gut begriffen, daß Fräulein Blombergs Vergleich mit einem Nabob nicht gerade ein Kompliment sein sollte.

Er setzte sich und nahm die junge Dame in Augenschein. Und jetzt, ganz aus der Nähe, betrachtete er ihre Erscheinung viel nüchterner und beurteilte sie als Kenner. Er fand jedoch nicht viel an ihr auszusetzen. Trotz seiner Verärgerung mußte er sich wundern, daß er nicht schon vorhin bei der Begegnung in der Allee bemerkt hatte, wie hübsch sie war. Was für klare, unschuldige Augen! Welch schöner, sanft geschwungener Mund! Vielleicht noch ein wenig zu zart und blutarm, dafür aber frisch und unberührt wie eine wilde Rose.

Die beiden Damen hatten begonnen, von jenem Unglücksfall zu reden, den der Pastor vorhin im Herrenzimmer erwähnt hatte. In Wendungen, die verdächtig an den Vater erinnerten, erzählte das junge Mädchen, daß dem »beklagenswerten Menschen« der ganze Unterleib aufgerissen worden sei. Der Doktor glaube nicht, daß er am Leben bliebe. Per wurde plötzlich unaufmerksam. Ihm war klargeworden, an wen ihn das Fräulein die ganze Zeit über erinnerte. An Fransisca. Seine Nyboder Liebe! – Herrgott, dachte er, und ihm wurde warm ums Herz, wie lange war es doch her, seit sich seine Gedanken mit *ihr* beschäftigt hatten!

Während die Damen ihre Unterhaltung fortsetzten, versank er kurze Zeit in Erinnerungen. Dennoch wandte er kein Auge von der Pastorstochter, die ihn nicht ein einziges Mal ansah und anscheinend überhaupt nicht bemerkte, daß sie beobachtet wurde.

Ja, sagte er sich, Ähnlichkeit war wirklich vorhanden. Größe und Körperhaltung waren fast gleich. Doch es ließ sich nicht leugnen: Fräulein Blomberg war graziler, schlanker in den Linien – eine Fransisca in verfeinerter Ausgabe. Auch in dem Mienenspiel um ihren Mund war etwas, was an sie erinnerte. Sobald Fräulein Blomberg lächelte, glitt ihre Zungenspitze mit einer entzückenden kleinen Bewegung über die Oberlippe, als wolle sie das Lächeln ablecken.

»Es wird kühl. Willst du nicht etwas um die Schultern nehmen, Liebes?«

Die Hofjägermeisterin fragte. Die Sonne war hinter den Bäumen des Parks verschwunden, und man spürte hier unter den Laubbäumen sofort die Feuchtigkeit des grundigen Bodens.

»Ich friere nicht. Es sitzt sich hier gerade so angenehm«, erwiderte sie und war glücklich, daß die Hofjägermeisterin wieder ihre Hand genommen hatte und sie streichelte.

»Du solltest aber doch deinen Schal umnehmen. Du hast ihn im Wohnzimmer gelassen.«

Per stand auf. »Ich hole ihn«, sagte er.

Doch im selben Augenblick war das junge Mädchen von der Bank aufgesprungen. »Nein, Sie können ihn doch nicht finden«, wehrte sie hastig ab. Und als fürchte sie, er könne ihr folgen, eilte sie davon, quer über den Rasen.

»Ist sie nicht entzückend?« erkundigte sich die Hofjägermeisterin, als sie weg war und Per sich wieder gesetzt hatte.

»Ja, sie ist recht hübsch«, antwortete er ziemlich kurz.

»Ja, das auch. Und so ein gutes Wesen, so offen und natürlich. Leider ist ihre Gesundheit recht angegriffen.«

»Ist Fräulein Blomberg krank?«

»Mein Bester – sie hat den ganzen Winter über zu Bett gelegen. An Typhus. Wie sie selbst sagt, gehörte sie ein Vierteljahr mehr dem Tod als dem Leben. Sieht man ihr das nicht an?«

»Na ja, sie macht einen etwas überirdischen Eindruck. Aber daß sie gerade schwach ...«

»Ja, Gott sei Dank, sie ist nun über das Schlimmste hinweg. Und der Sommer wird hoffentlich ein übriges tun. Das liebe Kind! Sie ist hier die Freude so vieler. Und sie selbst ist so dankbar für das Leben, wie es nur jemand sein kann, der in blutjungem Alter nahe daran war, es zu verlieren – ja, und der überhaupt das Leben von seinem Schöpfer als eine Gnadengabe hinzunehmen weiß, Herr Sidenius!«

Per sah zur Seite. In den letzten Tagen war er stets ein wenig verlegen geworden, sobald die Hofjägermeisterin religiöse Themen berührte.

»Fräulein Blomberg ist Ihnen wohl sehr ans Herz gewachsen«, meinte er, um das Gespräch auf andere Dinge zu bringen.

»Oh, sie kommt sehr gern hierher, das gute Kind. Sie fühle sich so wohl auf Kærsholm, hat sie mir anvertraut. Der Umgang in ihrem Elternhaus ist vielleicht ein

bißchen einförmig für solch ein junges Ding. Aber sonst führt man ein recht angenehmes Leben bei Pastor Blomberg. Sie sollten ihn wirklich einmal besuchen. Er freut sich bestimmt, wenn er sich mit Ihnen unterhalten kann.«

Auf dem Gartenweg näherte sich der Gärtner und blieb in einiger Entfernung stehen.

»Was ist denn, Petersen?« fragte die Hofjägermeisterin.

Der Gärtner trat ein paar Schritte vor, die Mütze in der Hand. Er wolle die gnädige Frau bitten, für einen Augenblick in den Küchengarten zu kommen, wenn es der gnädigen Frau genehm sei.

»Ich bin gleich da«, antwortete die Hofjägermeisterin, deren christliches Brüderlichkeitsempfinden sich noch nicht auf ihre Untergebenen erstreckte.

Kurz darauf stand sie auf und ging. Unterdessen war das junge Mädchen zurückgekehrt und blickte recht unglücklich drein, weil sie nun mit Per allein gelassen war. Beide Hände umklammerten die Sitzkante der Bank, und sie wurde abwechselnd rot und blaß. Und plötzlich rief sie der Hofjägermeisterin nach, die noch nicht aus ihrem Gesichtskreis verschwunden war, ob sie sie nicht begleiten dürfe. Noch bevor die Antwort sie erreichte, war sie schon von der Bank aufgesprungen und eilte davon.

»Denk daran ... du darfst nicht laufen!« warnte die Hofjägermeisterin.

Per blickte ihr über die Schulter nach – und im selben Augenblick glitt ein Schatten über sein Gesicht.

In dieser Scheu lag etwas, das düstere Erinnerungen in ihm wachrief. So hatten auch seine Geschwister ihn während seiner Kindheit gemieden, besonders wenn der Vater bei der Morgen- oder Mittagsandacht ihm eine seiner großen Strafpredigten gehalten hatte. Per hatte es erst neulich wieder erlebt, als er den Zwillingen begegnet war und sie verlegen dagestanden und kaum gewußt hatten, ob sie ihn anschauen durften.

Nabob! Das war natürlich verächtlich gemeint. Das Mädchen war ja vor ihm geflohen wie vor dem Leibhaftigen. Na, und wenschon! Seit wann war er so gering geworden, daß er ängstlich nach jedermanns Meinung über sich fragen mußte? Oder war es etwas anderes? Verhielt es sich etwa in Wahrheit so, daß er selbst mehr und mehr seine ungestüme Jagd nach dem Glück als Schande empfand?

Nun, es nützte nichts, wenn er sich solchen Grübeleien hingab. Er mußte diese übersteigerte Empfindlichkeit bekämpfen, die in jüngster Zeit dazu geführt hatte, daß er seinen wechselnden Stimmungen wehrlos ausgeliefert war. Es war an der Zeit, daß er seinem Müßiggang hier ein Ende machte und wieder mit der Arbeit begann. Was er auch gegen sich und andere an Verfehlungen begangen hatte – in seinem Kampf, seinem Fleiß und seinem ehrlichen Willen, etwas Nützliches und Gutes hier in der Welt zu schaffen, wollte er künftig seine Rechtfertigung suchen, selbst wenn die bedeutenden Siege ausbleiben sollten.

Drüben im Hauptgebäude wurde ein Fenster geöffnet. Es war die Baronin, die nun von ihrem langen Nachmittagsschlummer aufgestanden war. Bald darauf erschien sie auf der Veranda, schwärmerisch drapiert mit einer Spitzenmantille, die auf spanische Weise an ihrem Kopf befestigt war, dazu stark gepudert wie immer am Nachmittag, um die hektischen Flecke zu verbergen, die im Lauf des Tages auf ihrem Gesicht erblühten.

Per war sogleich verschwunden. Um mit der verrückten Alten nicht allein bleiben zu müssen, hatte er sich aus dem Park geschlichen und ging jetzt auf der Landstraße spazieren, die an den Wiesen entlang zum Wald hinaufführte.

Es war einer jener sehr hellen und sehr stillen Sommerabende, die trotz all ihres Friedens so unheimlich sein können. Lautlos und öde lag die schattenlose Erde unter einem gleichsam erloschenen Himmel, ohne Sonne und ohne Sterne. Die Sonne war untergegangen ohne alle Feierlichkeit, hatte nur einen kleinen rötlichen Nebelfleck am Horizont hinterlassen. Am ganzen Himmel war nicht eine Wolke, die die steigenden Strahlen hätte auffangen und zur Erde zurückwerfen können als Abglanz der Herrlichkeit des Tages. Hier und dort auf den Hügeln glühte eine Fensterscheibe, das war alles.

Doch unten am Fluß erwachte, sobald die Sonne verschwunden war, ein eigenes geisterhaftes Leben. Die Wiesen begannen sich in graue Nebelgewebe einzuspinnen. Bald war der ganze meilenbreite Talgrund von wallendem Dunst angefüllt. Es sah aus, als nehme der Fjord jetzt zur Nacht auf spukhafte Art sein altes Bett wieder in Besitz. Wie schäumende Brandung, wie ein gespenstisches Meer wälzte sich der bleiche Dampf zwischen den Hügeln dahin.

Plötzlich vernahm man Leben da draußen. Ein gehörnter Schädel tauchte aus dem Nebelmeer auf und brüllte. Dahinter gewahrte man den Oberkörper eines Menschen, eines Mannes, der in einem dunklen Tierleib mit erhobenem Schwanz zu enden schien. Bald erblickte man ein Gewimmel von gehörnten Köpfen, die sich mit erhobenen Mäulern um ihn drängten und Dampf aus ihren Nüstern stießen. Der Mann schwang etwas über seinem Kopf und stieß ab und zu einen Ruf aus. – Man dachte unwillkürlich an den Kampf eines Zentauren mit einer Herde Seeungeheuer.

Das waren die dreihundert Rinder von Kærsholm, die von einem Hirten mit knallender Peitsche heimwärts getrieben wurden. Von der Landstraße her gewann man den Eindruck, als schwömmen die Tiere. Man konnte nichts weiter von ihnen sehen als Köpfe und dunkle Rücken, die sich in einer eigenartig schaukelnden oder schwankenden Bewegung befanden. Nebelschwaden trieben darüber hin und verwischten alle Umrisse.

Per hatte sich auf eine Bank gesetzt, die unter einem Baum dicht hinter dem Straßengraben stand. Er legte seine Hand unter den Kopf und schaute dieser heimwärts ziehenden Herde nach, bis der Nebel sie verschlang. Kleine Scharen von Krähen zogen hin und wieder über ihm dahin, und er hörte, wie sie sich mit lautem Gekrächze auf ihre Nester im Wald hinter ihm niederließen. Irgendwo in seiner Nähe saß ein Frosch und quakte behaglich. Sonst war es meilenweit ganz still um ihn her.

Mutlosigkeit und ein Gefühl des Verlassenseins überfielen ihn plötzlich. Er dachte an das Wort der Bibel: Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester ... Er selbst kannte den Ort nicht, an den er sich durch gute, starke Erinnerungen gebunden fühlte. Er dachte an seine bevorstehende Reise und sagte sich, es sei ganz gleichgültig, wo er sich in der Welt aufhielt. Er würde nicht heimatloser sein auf dem Atlantik oder in den amerikanischen Prärien, als er es hier im Herzen seines eigenen Vaterlandes war.

Da fiel ihm ein anderes Wort der Schrift ein und jagte ihm einen kleinen Schauer über den Rücken. Es war jener biblische Fluch, den sein Vater einst gegen ihn ausgestoßen hatte: »Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden«, wenn du dem Herrn trotzt.« Das Wort war jetzt in Erfüllung gegangen. Kains Schicksal ruhte auf ihm ...

Wieder stieg Fransiscas Bild lockend aus seiner Erinnerung auf, in einem Rahmen aus kleinen gelbgetünchten Nyboder Häusern und winzigen grünen Gärten hinter geteerten Plankenzäunen. Wie lieb er sie doch im Grunde gehabt hatte! Es war ihm nicht leicht geworden, auf ihre frühlingsfrische Liebe zu verzichten. Natürlich, und das wußte er sehr gut, hatte er bei seinem Tausch nicht verloren. Jakobe war ein ungleich vollkommenerer Mensch. Niemals würde er ihre Bedeutung für seine Entwicklung unterschätzen. Doch er mußte sich fragen, ob sie einander je mehr als mit dem Körper angehört hatten. Wenn er dagegen an seine und Fransiscas stille Wanderungen in der Dämmerung dachte, rings um die golden gefärbten Wasser des Sortedamssø, an den stets wehmütig heiteren Abschied im Schutze der Bäume auf dem Østervold – dann strahlten sie jetzt in seiner Erinnerung als paradiesische Augenblicke in seiner trüben, unruhigen Jugend.

Ob sie geheiratet hatte? Wenn es jemand verdiente, einen guten Mann zu bekommen, so war sie es. Vielleicht saß sie jetzt irgendwo in der Provinz als glückliche Bürgersfrau mit einem Kind an der Brust. Es fiel ihm ein, daß er sich in Nyboder erkundigen konnte, ob sie sich noch bei ihren Eltern in Kjerterminde aufhielt oder was sonst aus ihr geworden war. Die alte Wohnung in der Hjertensfrydgade war jetzt allerdings aufgelöst. Madam Olufsen war, das wußte er, schon im Herbst ihrem Oberbootsmann in der »schwarzen Schaluppe« gefolgt. Aber sicher gab es da andere, die ihm Bescheid geben konnten.

Wieder zog eine Schar Krähen über seinen Kopf hin und verschwand mit lautem Gekrächze im Wald. Da wurde er auf Hufgetrappel und Wagenrasseln aufmerksam, das auf der Straße von Kærsholm her näher kam. Eine Kalesche mit heruntergeklapptem Verdeck, davor ein paar Rappen, fuhr im Schrittempo den Hügel hinauf, der unterhalb der Stelle, wo Per saß, eine starke Steigung hatte.

Als ihm klar wurde, daß es Pastor Blombergs Gefährt war, stand er auf und trat auf die Straße zurück. Er schlug dieselbe Richtung ein, in der der Wagen fuhr, und hoffte, daß man ihn nicht erkennen würde.

Aber er hatte sich verrechnet. Als ihn die Kalesche erreichte, ließ der Pastor halten und grüßte ihn mit einer munteren Handbewegung.

»Sieh da, sieh da! Sie schwärmen in der Abendstille, Herr Zukunftsträumer? Ja, nicht wahr? – Es ist schön hier. Ich habe gerade meiner Tochter gegenüber geäußert, es ist kein Wunder, daß unsere alte Volkspoesie, in der ja gleichsam die Natur selbst singt und sagt, mit allerlei Märchenwesen bevölkert ist. Solch Abend wie dieser hat wirklich etwas Phantastisches, etwas Zaubenhaftes. Und wir Menschen scheinen ja unsere Empfänglichkeit für die Mystik der Natur noch nicht verloren zu haben, wenn sich sogar ein moderner Ingenieur in unserem fortgeschrittenen naturalistischen Zeitalter noch davon einfangen läßt.« Er sagte das mit Schelmerei, um die Unverblümtheit seiner Worte wiedergutzumachen. Dann wandte er sich an seine Tochter, die an der Seite des Vaters Per gegenüber unbefangener erschien, ja ihn sogar mit einer gewissen

Überlegenheit betrachtete; er fuhr fort: »Hör zu, mein Kind ... der Ingenieur hat mich angesteckt. Ich habe Lust, mir die Beine zu vertreten. Du mußt ja noch zum Kaufmann und die Waren abholen. Fahr voraus und warte da, bis ich komme. Denn Sie haben wohl nichts dagegen, daß ich Sie ein Stückchen begleite?«

Per murmelte »gottbewahre«, und der Pastor kletterte mit einiger Mühe aus dem Wagen.

»Man hat zuwenig gesunde Bewegung in unserem hastigen Dampfzeitalter«, nahm er wieder das Wort und trat so fest auf, als wolle er entschlummerte Jugendkräfte wieder lebendig stampfen. »Unsere Eisenbahnen, ich preise sie sonst von Herzen, verleiten uns leider dazu, die Natur zu vernachlässigen ... sie machen uns ungehorsam gegen ihr väterliches Gebot. Wenn ich solch ein langes schwarzes Eisenbahnungeheuer fauchend über Gottes grüne Erde dahinfahren sehe, fällt mir jedesmal die Schlange im Paradies ein. Wenn ich früher in der Stadt zu tun hatte, nahm ich so manches liebe Mal die Pferde der Apostel, um die meines Pächters zu schonen – zwei Meilen Fußmarsch hin und zwei Meilen zurück, an einem Tag! Und trotzdem wurde mir die Zeit niemals lang. Wenn ich jetzt mit dem Zug in einer knappen halben Stunde zur Stadt rolle, bin ich außer mir vor Ungeduld, wenn sich der Zug auch bloß um fünf Minuten verspätet. Dazumal ließ man die Uhr in der Tasche und las die Zeit von der Sonne ab, die keinen Sekundenzeiger hat. Und wenn man eine Meile getraht war, dann schmeckte einem die kleine Frühstücksrast auf einem Heuhaufen oder am Straßengraben! Die jungen Leute heutzutage werden nie verstehen können, welchen wunderbaren – ich möchte sagen – geistigen Genuß man der bloßen Erde in Gesellschaft eines Käsebrots entlocken kann, wenn Lerche, Star und Kiebitz dazu die Tafelmusik machen. Jetzt bin ich alt und dick geworden. Aber noch heute ergreift mich mitunter förmliche Sehnsucht nach der Landstraße. Wenn man lange zu Hause gesessen und gegrübelt hat, wenn man zwischen Zeitungen und Büchern so manche dumme Grille gefangen hat – was für eine Seligkeit ist es da, mal wieder ordentlich auszuschreiten! Man spürt geradezu, wie sich die Seele behaglich reckt und streckt, wie einer, der aus bösen Träumen erwacht ist und nun die Sonne zum Fenster hereinscheinen sieht und die Vögel draußen in den Baumkronen singen hört. – Ja, hören Sie! Hören Sie!« rief er, indem er stehenblieb und die Hand auf Pers Arm legte. »Hören Sie die Lerche da oben! Sie singt noch zur Ehre der Sonne!« Eine Minute lang verharrte er regungslos und lauschte entzückt. »Ist das nicht schön? Es erinnert an eine Frau, die nach dem Weggang ihres Geliebten eine Melodie vor sich hin summen muß, um nicht zu weinen. – Sie haben wohl mitunter schon gespürt, Herr Ingenieur, welch tiefe Lebensweisheit solch kleiner Natursänger ausdrücken kann? Nie lauscht man seiner Trauer, seiner Freude vergebens. Ich muß ehrlich zugeben: Ich für mein Teil fand in seinen klaren Trillern mehr Erbauung als in den vielen Predigtsammlungen auf meinem Bücherregal. – Aber Sie müssen mir versprechen, das niemand zu erzählen!« fügte er plötzlich lachend hinzu, wobei er Per am Arm schüttelte. »Meine lieben Amtsbrüder würden mir solch greuliche Ketzerei nie verzeihen.« Er lachte laut über seine Worte und setzte sich wieder in Bewegung.

Per fühlte sich durch den vertraulichen Ton geschmeichelt und ließ sich auch in anderer Weise von seiner Persönlichkeit fesseln. Er mußte der Hofjägermeisterin recht geben; Pastor Blomberg glich nicht den gewöhnlichen Bibelstellenautomaten, sondern war etwas Besonderes.

Nach einigen Schritten hielt der Pfarrer erneut inne und wies mit weit ausladender Geste über die Landschaft. Der Abend hatte sich schon tief herabgesenkt. Hier und da schimmerten bereits ein paar matte Sterne am grünblauen Firmament.

»Beantworten Sie mir eine Frage ehrlich und aufrichtig, Herr Ingenieur? Wenn Sie an einem Abend wie diesem über unser schönes grünes Land schauen, können Sie da wirklich allen Ernstes wünschen, daß es verdrückt werden soll von Kohlenstaub und Ruß? Ja, Sie sehen, ich kenne Ihre Anschläge auf unser nationales Idyll. Ich gebe allerdings zu, Ihre Schrift noch nicht gelesen zu haben. Aber die Hofjägermeisterin hat mir von Ihren Ideen erzählt, die ich sehr charakteristisch finde für unsere Zeit. Ich frage Sie ... meinen Sie tatsächlich, es wäre anziehender, hier auf dem Fluß solche rauchspeienden Dampfschiffungeheuer zu sehen und an seinen blumenreichen Ufern qualmende Fabriken? Ich denke hierbei natürlich nicht nur an die Schönheit. Ich bin kein Phantast und weiß sehr gut, daß man ästhetische Gesichtspunkte den praktischen Erfordernissen unterordnen muß. Aber stehen hier nicht auch andere, größere Lebenswerte auf dem Spiel? ... Sehen Sie das Häuschen drüben auf dem Hügel, leichter Torfrauch steigt aus dem Schornstein. Da wohnt eine Familie, die ich persönlich kenne; es sind einfache bescheidene Leute, von denen wir hierzulande rund gerechnet eine Viertelmillion haben. Sie verdienen gerade so viel, daß es für Nahrung und Kleidung reicht. Aber wenn Sie sie kennen würden, beneideten Sie sie vielleicht um ihr bißchen Glück und ihre Freude am Dasein. Mann und Frau arbeiten zusammen auf dem Feld, während die Kinder im Freien herumtollen können. Sie haben ein altes Pferd und eine Kuh und fühlen sich im Grunde reich. Können Sie wirklich mit gutem Gewissen wünschen, daß solch ein Mann in einen dunklen stinkenden Fabrikraum gesperrt wird, um da an einer Maschine zu schuften, während Frau und Kinder sechs, sieben Stockwerke hoch in einer Arbeiterkaserne zusammengepfercht sind? – Nun mal aufrichtig!«

Per ärgerte sich ein wenig über die Zudringlichkeit in der Frage des Pastors. Daher – und weil er in letzter Zeit selbst unsicher geworden war – klang seine Antwort ziemlich herausfordernd. »Ich begreife nicht, welche Bedeutung es haben kann, was ich persönlich oder sonst jemand in dieser Hinsicht wünscht. Die Entwicklung geht ihren Gang, ohne uns um Erlaubnis zu fragen. Und ob wir es nun wollen oder nicht – wir sind gezwungen, unser Leben und unsere Gewohnheiten ihren Forderungen anzupassen. Es wäre Kraft- und Zeitvergeudung, wenn wir versuchten, uns dagegen aufzulehnen.«

»Ja, das sagen Sie nun so kategorisch. Aber selbst wenn Sie recht hätten, könnten wir den Fortschritt dieser Art immer noch früh genug genießen.«

»Das glaube ich nicht. Im Gegenteil, ich meine, es ist hohe Zeit für uns, wenn es nicht zu spät werden soll. Die Statistiken beweisen sehr deutlich, daß der Wohlstand auf dem Lande von Jahr zu Jahr abnimmt. Was immer man über das idyllische Glück denkt, von dem Herr Pastor sprachen, es ruht jedenfalls auf sehr unsicherem Grund was es ja sofort viel weniger idyllisch macht.«

»Na ja«, entgegnete der Pastor ein wenig abweisend und nahm die Wanderung wieder auf. »Es mögen im Augenblick keine günstigen Zeiten für unsere Landwirtschaft sein – ich weiß es wohl. Aber deshalb ...«

»Die Zeiten sind so gut, wie man sie jedenfalls für europäische Landwirte nur erwarten kann. Aber dieser Beruf ist in einem Kulturland nicht mehr zeitgemäß. Ein Bauer wird in nicht allzu ferner Zukunft in Europa ein veralteter Begriff sein.«

»Wie können Sie bloß so etwas behaupten! Das klingt in meinen Ohren wie die Rede eines Wahnsinnigen! Der hohe Stand unserer Landwirtschaft findet ja gerade jetzt im Ausland allergrößtes Interesse und erregt überall Bewunderung. Das lesen wir bald jeden Tag in unseren Zeitungen.«

Per lächelte nachsichtig und antwortete: »Das ist eine Bewunderung, die sicher völlig frei von Neid ist. Es läßt sich nicht bestreiten, daß wir von unserem schönen grünen Land – wie Herr Pastor sich ausdrückten – mitsamt seinem Vieh und seinen Gebäuden in Wirklichkeit nicht mehr als die Hälfte besitzen. Das übrige ist in den letzten zwanzig, dreißig Jahren vom Kapital der Industrieländer, besonders von Deutschland, geschluckt worden. Es ist eine Tatsache, daß es im ganzen Land nicht mehr viele Höfe und bedeutendere Unternehmen gibt, von denen nicht ein ausländischer Geldgeber einen beträchtlichen Teil besitzt. Durch unsere Banken und Kreditinstitute ist das Land stückweise fremden Kapitalisten verpfändet worden, und zwar auf eine Art und Weise, die – wie ich in meinem Buch schrieb – an unsere Erniedrigung unter Christoph II. erinnert.«

»Na, na, immer sachte!« rief der Pastor und lächelte ein wenig gezwungen. »Jetzt gehen Sie in Ihrem Eifer zu weit, mein Lieber!«

»Überhaupt nicht! Man braucht nur eins der bekannteren deutschen Börsenblätter in die Hand zu nehmen und die Kurse zu verfolgen, um sich zu überzeugen, welche außerordentlichen Interessen das deutsche Kapital bei uns hat und wie argwöhnisch es drüber wacht. Ich wurde geradezu von ›großem Entsetzen‹ gepackt, als mir vor kurzem in Süddeutschland eine Zeitung in die Hände fiel mit täglichen Notierungen selbst der kleinsten jütischen Aktiengesellschaften und Sparkassenvereine. So etwas zwingt zum Nachdenken!«

»Wie – sollte es tatsächlich so weit gekommen sein?« fragte der Pastor nach einigem Schweigen, das als Zugeständnis gelten sollte, daß diese Sachlage wahrhaftig ernsteste Beachtung von Seiten der Betroffenen verdiene. »Sie meinen mit anderen Worten – das dänische Volk lebt auch materiell in überholten Dogmen und Vorstellungen, die seine Kraft lähmen. Ja, das kann schon sein! Vielleicht muß hierzulande wirklich neben dem Kampf um geistige Befreiung ein weiterer zur Förderung unserer wirtschaftlichen Entwicklung geführt werden. Das ist im Grunde ein sehr hübscher Gedanke. Und in diesem Fall nützt es ganz gewiß nicht, um Nachsicht zu betteln. – Mir ist auch keineswegs bange davor, einmal richtig auszulüften. Was dem Leben nicht mehr dient, müssen wir opfern, wie lieb es uns auch geworden sein mag. Im übrigen können wir uns damit trösten, daß keine Umwälzung, so gewaltsam sie auch erscheinen mag, imstande sein wird, die eigentlichen Werte des Lebens zu erschüttern. Ich rede gar nicht davon, daß wir auch in der Schreckensepoche der Dampfmaschine Gottes Kinder bleiben – ob wir nun seine Vaterschaft anerkennen oder nicht. Alle unsere tieferen Empfindungen werden ja ebenfalls von äußeren Umwälzungen nicht berührt. Das Leben kann, Gott sei Dank, selbst in einer dunklen Bodenkammer grünen und blühen. Das Glück der Liebe und die häuslichen Freuden begleiten die Menschen auch auf die Hinterhöfe, wie rußig es da sein mag. Was sich ereignet, ist eine



Kulissenverschiebung im unendlichen Weltenschauspiel. Wir selbst bleiben, was wir sind, in Zeit und Ewigkeit.«

Der zuversichtliche Ton, in dem der Pastor dies sagte, veranlaßte Per, ein wenig mitleidsvoll zu lächeln. Er wußte nur zu gut, daß die Worte des Geistlichen nicht stimmten. Er hatte die moderne Kulturentwicklung hinreichend verfolgt, um zu verstehen, daß die veränderten äußeren Bedingungen, wie die »surrenden Stahlräder«, die für den Menschen geschaffen waren, ihn allmählich selbst umformten. Er erzählte daher dem Pastor ein wenig von den Eindrücken, die er auf seiner Reise und vor allem während seines Aufenthalts in Berlin vom Lebenskampf einer industriellen Großstadtbevölkerung bekommen hatte. Er berichtete über jene Scharen von umherstreifenden Arbeitern – Männern sowohl als Frauen –, für die Worte wie Heim, Familie, Sicherheit und häusliche Gemütlichkeit leere Begriffe waren. Er sprach von denen, die irgendwo in dem ungeheuren Menschengewimmel einen Verschlag hatten, eine Schlafstelle, gerade groß genug, um ihren Körper aufzunehmen, und die außerhalb der Arbeitszeit ihr Leben auf Straßen, in Kneipen oder an anderen öffentlichen Orten verbrachten, um schließlich als bloße Nummer in einem Krankenhaus aus der Welt zu scheiden.

Aber Pastor Blomberg hörte gar nicht mehr zu. Er hatte gemerkt, daß die Unterhaltung eine für ihn unvorteilhafte Wendung nahm, und wie es seine Gewohnheit war, wenn er auf Sachkenntnis stieß, der er nicht gewachsen war, verschloß er sein Ohr.

Jetzt blieb er stehen und sagte, er wolle ihn nicht zu weit entführen. Er stehe hier gerade an der Grenze seines Pfarrbezirks, und deshalb sei es wohl angebracht, sich von Per zu verabschieden.

Noch einmal wiederholte er seine Einladung, Per möge ihn an einem der nächsten Tage besuchen. »Dann können wir vielleicht diese Unterhaltung fortsetzen. – Aber jetzt müssen Sie sich wohl beeilen, damit Sie zum Abendessen wieder zurück sind. Sicherlich haben auch Sie schon beobachtet, daß der Hofjägermeister ein eifriger Mann ist, wenn es sich um die Mahlzeiten handelt, haha!«

## Zwanzigstes Kapitel

Per hatte jetzt eine ganze Woche auf Kærsholm verbracht, ohne ein einziges Mal etwas von Jakobe zu hören. Obgleich er selbst regelmäßig jeden zweiten Tag schrieb und ihr recht ausführlich von allem berichtete, was er erlebte, verharrte sie in Schweigen.

Er wurde zuletzt ein wenig unruhig. Er mußte zugeben, daß sie Grund hatte, über seine lange Abwesenheit ärgerlich zu sein, um so mehr, da er länger keine Entschuldigung dafür vorbringen konnte. Es sei denn, daß er die Geldangelegenheit noch nicht geordnet hatte. Jeden Morgen nahm er sich vor, die Sache der Hofjägermeisterin oder ihrem Mann gegenüber zur Sprache zu bringen. Wenn es aber soweit war, konnte er sich einfach nicht dazu entschließen. Zwar redete er mit ihnen viel über seine Zukunftspläne, und sie schienen sich auch beide sehr dafür zu interessieren, doch die Bitte um ein Darlehen bekam er nicht über die Lippen. Ihm fiel jetzt auch ein, daß eine solche Bitte leicht bei ihnen Verdacht erregen könnte, weil sie sich ja unmöglich vorstellen konnten, wie peinlich es ihm war, Geld von seinem Schwiegervater anzunehmen.

So ließ er denn die Frage vorläufig bis zu seiner Abreise ruhen, und diese verschob er von einem Tag auf den anderen. Rein körperlich fühlte er sich auf Kærsholm ungewöhnlich wohl, und bei dem Gedanken an den bevorstehenden Aufenthalt in einem fremden Erdteil wurde es ihm doppelt schwer, sich vom Wohlbefinden des Augenblicks loszureißen.

Die meiste Zeit des Tages verbrachte er draußen in der Natur. Hier gab es stets soviel Neues, das ihn beschäftigte, und soviel Altbekanntes, das ihn auf neue Weise interessierte.

Er hatte noch immer eine große Vorliebe, sich mit seiner Angel draußen auf dem Fluß aufzuhalten – nicht so sehr wegen des Fischens, sondern wegen des Genusses, mitten in dieser wüstenähnlichen Stille zu sitzen, dem Glucksen des Wassers unter dem Boot zu lauschen und auf die breitblättrigen grünbraunen Wasserpflanzen zu blicken, die sich lautlos und sachte im Wirbel der Strömung bewegten – eine schlafende Welt, die, durch einen Zauberspruch gebannt, von unruhigen Träumen geplagt wurde. Er mußte dann oft an Pastor Blombergs Worte von der Lebensweisheit denken, die aus der Natur zu schöpfen sei, wenn man auch nur dem Tirilieren einer einzigen Lerche lausche. In solchen Augenblicken fühlte man sich in mystischer Weise mit allem Leben seelenverbunden. Es lag etwas von einer wollüstigen geistigen Schwängerung in solchem Sichversenken in eine Naturstimmung. Die Phantasie wurde so lebendig, und die Ideen strömten herbei. Des Lebens Urkraft selbst schien sich dann sanft und still in einen zu ergießen wie ein goldener Nebel voll wimmelnder Gedankenkeime.

Die Sache war wohl die, dachte Per, daß diese Naturlaute an das ewig Unvergängliche im Dasein erinnerten. Völker konnten aussterben und Weltstädte spurlos verschwinden. Aber so wie das Wasser hier unter dem Kahn gluckste, hatte es unter dem ersten Kanu des ersten Menschen gegluckst. Und dieser Laut würde sich

wiederholen bis ans Ende der Zeiten, nicht nur hier auf Erden, sondern auf den Weltkugeln aller Himmelsysteme, wo es überhaupt Wasser gab und ein Ohr, zu hören.

Eines Tages erhielt er einen Brief von Ivan, der seinen Aufenthaltsort von Jakobe erfahren hatte. Der Schwager schrieb, er warte mit großer Ungeduld auf Pers Rückkehr, denn er hoffe trotz allem noch auf günstige Ergebnisse in seiner Angelegenheit. Obergerichtsanwalt Hasselager und Hofbesitzer Nørrehave verhandelten ständig darüber, schrieb er, und die Abneigung gegen das Kopenhagener Projekt breite sich immer mehr aus, vor allem in der Provinz. Er schlug Per vor, diese Gelegenheit zu nutzen und eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über seinen Plan in einigen größeren jütischen Städten zu halten, wozu um so mehr Anlaß vorhanden sei, da er erfahren habe, daß jener geheimnisvolle Ingenieur Steiner augenblicklich durch Jütland reise und in verschiedenen Industrievereinen Reden halte.

Dieses Schreiben wirkte auf Pers Stimmung wie das Messer auf ein Geschwür. Er wurde sich endlich klar darüber, daß er mit den geschäftlichen Dingen nichts mehr zu tun haben wollte. Er war Erfinder, Techniker – aber kein Börsenspekulant. In einem Brief, den er noch am selben Abend an Jakobe schrieb, sprach er sich ausführlich aus. Zugleich eröffnete er ihr, daß er es unter diesen Umständen für richtig halte, sich von Kopenhagen fernzuhalten, bis die gesetzliche Frist für das Aufgebot in ein paar Wochen abgelaufen war und sie heiraten konnten.

»Was nun speziell mein kombiniertes Kanal- und Hafenprojekt angeht«, schrieb er, »so betrachte ich es meinerseits für beendet. Ich überlasse hiermit der Nation die Idee zur freundlichen Benutzung. Ich werde mich mit ungeteilter Kraft meiner nächsten Aufgabe, der Weiterentwicklung meiner Wind- und Wellenmotore, zuwenden, wie es mir Professor Pfefferkorn seinerzeit empfahl. Zu diesem Zweck gedenke ich jetzt nützliche Erfahrungen in Amerika zu sammeln. Du wirst vielleicht einwenden, wie Du es ja bereits früher getan hast, daß mir solch ein respektloses Verhältnis zur Geldmacht nur schaden kann; aber das ist mir gleichgültig. Ich gestehe, ich besitze wahrscheinlich nicht genügend Ehrgeiz oder Eitelkeit, um meiner Natur in diesem Punkte trotzen zu können. Das ist natürlich ein Mangel. Aber er gehört wohl kaum zu denen, die man sehr zu beklagen hat. Morgen schreibe ich noch an Deinen Bruder und übertrage ihm gesetzmäßig die Wahrung meiner Interessen während meiner Abwesenheit. Sie sind ja bei ihm in den besten Händen.«

Diesmal kam eine Antwort. Wenn sie sich bislang nicht hatte überwinden können zu schreiben, dann deswegen, weil sie von dem Augenblick an, da sie seinen ersten Brief erhielt, überzeugt war, ihn zum letzten Mal gesehen zu haben. Und sie hatte sich selbst gefragt, ob es für beide Teile nicht das beste wäre, wenn sie ein für allemal Schluß machte. Sie war dieses Kampfes gegen eine fremde, verborgene, gespenstische Macht schrecklich müde geworden, die ihn von Mal zu Mal von ihrer Seite riß, immer dann, wenn sie meinte, ihn ganz fest in ihre Liebe eingeschlossen zu haben.

Sie war sich auch nicht sicher, ob sie diesmal imstande sei, ihn zurückzugewinnen. Auf seine eigene Widerstandskraft konnte sie immer weniger rechnen. Sie sah ihn jetzt, wie er wirklich war. Diejenige Seite seines Wesens, für die sie überhaupt keine Voraussetzungen besaß, sie zu überschauen und zu beurteilen, kannte sie nun zur Genüge. Bei all seiner Naturkraft war er ein Mensch ohne Leidenschaft, ohne Selbsterhaltungstrieb. Oder richtiger: Er besaß nur die negativen Eigenschaften der

Leidenschaft, ihre kalte Nachtseite: den Trotz, den Egoismus und den Eigensinn, nicht ihr stürmisches Verlangen, ihre verzehrende Sehnsucht, nicht ihre härtende und läuternde Glut und Flamme.

War es da nicht ganz hoffnungslos, den Kampf fortzusetzen? Sie erinnerte sich in diesen Tagen oft daran, wie er sich einmal im Scherz mit jenem Bergtroll aus dem Märchen verglichen hatte, der durch ein Maulwurfsloch nach oben kroch, um unter den Menschen zu leben, der aber die Sonnenstrahlen nicht ertragen konnte und sich in seiner Scheu vor dem Licht ständig nach seiner kleinen Erdhöhle zurücksehnte. Sie begriff jetzt, daß darin tiefere Selbsterkenntnis gelegen hatte, als sie damals geahnt oder ihm zugetraut hätte.

Ja, er gehörte zutiefst einer anderen Welt an, einer anderen Sonne. Wie ganz anders er auch im Vergleich zu den meisten seiner Zeitgenossen war und sich selbst gefühlt hatte – er war doch ein echter Sohn seines Landes, ein vollendetes Kind des leidenschaftslosen dänischen Volkes mit den blassen Augen und dem furchtsamen Gemüt ... dieser Bergtrolle, die nicht in die Sonne schauen konnten, ohne zu niesen, die erst im Dunkeln richtig auflebten, wenn sie auf ihren Maulwurfshügeln saßen und im Abendschein Lichtstrahlen hervorzauberten zu Trost und Erbauung für ihre bedrängten Sinne ... ein Zwergenvolk mit großen nachdenklichen Köpfen, aber mit den kraftlosen Gliedmaßen eines Kindes ... ein Volk des Zwilichts, das das Gras wachsen und die Blumen seufzen hörte, aber das sich in der Erde verkroch, sobald morgens der Hahn krächte.

Ohne ihr langes Schweigen irgendwie zu begründen oder mit einem Wort die Hochzeitsvorbereitungen oder ihre Reisepläne zu erwähnen, kritisierte sie in spöttischem Ton den Entschluß, zu dem seine »Entwicklung« ihn geführt hatte.

»Du sprichst von Deinem Mangel an Eitelkeit«, schrieb sie. »Du schlägst an Deine Brust und dankst Gott, daß Du nicht bist wie gewisse andere Sünder. Herrgott, dieser armselige Rest von Stolz, soll er denn nun auch verdächtigt werden? Ich bin allerdings selbst einmal in diesem Punkt revolutionär gewesen, mit den Jahren aber nüchterner geworden. Meine Menschenbeurteilung wird überhaupt immer mehr konventionell. Selbst solchen verachteten Dingen wie Orden und Titeln gegenüber habe ich mich geändert. Ich fange an, die Bedeutung solcher Narreteien für das Wohl der Menschheit zu begreifen. Ganz bestimmt kann sich vor allem das dänische Volk nicht leisten, etwas von dem zu opfern, was es zu seiner »Kraftentfaltung« anspornen könnte – ein Wort, das Du in früheren Tagen immerfort im Munde führtest und das ich selbst liebgewonnen habe. Wäre ich eine Dichterin, ich schriebe Gesänge zu seinem Preis. Und wenn ich Priesterin wäre – mit oder ohne Halskrause –, würde ich die Eitelkeit aus allen Sündenregistern der Menschheit ausrotten, die ja wahrhaftig lang genug sind.«

Einige Tage nach dem Besuch von Pastor Blomberg und seiner Tochter auf Kærsholm machte die Hofjägermeisterin den Vorschlag, den üblichen Nachmittagsausflug diesmal nach Bostrup zu machen, um der Pfarrersfamilie einen Gegenbesuch abzustatten. Per hatte keine rechte Lust dazu, erhob aber keine Einwände. Auch der Hofjägermeister versprach mitzukommen. Doch als der Wagen vor der Tür stand, änderte er seinen Entschluß. Er hatte wieder einen Anfall seiner

dickblütigen Melancholie bekommen, und seine Frau mußte all ihre Geschicklichkeit aufwenden, um seine boshaften Launen auch nur einigermaßen zu bemänteln.

Per war durch die Erzählungen des Inspektors auf die plötzlichen Stimmungsumschläge bei seinem Gastgeber schon vorbereitet. Trotzdem war er ein wenig im Zweifel, wie er dessen finstere Blicke deuten sollte. Er begann sich Sorgen zu machen, daß er die Gastfreundschaft der Familie vielleicht mißbraucht habe. Er nutzte nun die Spazierfahrt, um sich bei der Hofjägermeisterin in diesem Punkt zu vergewissern. Sie aber erklärte rundweg, wenn er daran dächte, schon jetzt abzufahren, würden sie und ihr Gatte es so auffassen, als habe er sich auf Kærsholm nicht wohl gefühlt. Und sie müßten es dann in hohem Grad bedauern, ihn jemals zu einem Aufenthalt bei ihnen aufgefordert zu haben.

Per war sehr froh über diese nachdrückliche Versicherung, zumal sie sein Verhalten Jakobe gegenüber gleichsam entschuldigte.

Die Entfernung zwischen Kærsholm und dem Bøstruper Pfarrhof betrug etwa fünf bis sechs Kilometer. Bei starker Steigung führte der Weg über die Hügel und folgte dann ziemlich genau den Windungen des Wiesentals. Es war ruhiges Wetter; der Himmel war leicht bewölkt, so daß die Sonne ihnen nicht lästig wurde. Auf der einen Seite hatten sie die Aussicht auf die grüne Ebene mit dem sich schlängelnden Fluß, auf der anderen blickte man hinauf zu den vielen Wäldchen mit ihren unendlichen Krähenschwärmen.

Entzückt von diesem Anblick, begann die Baronin zu deklamieren:

»Sieh, ein Vogel schwebt mit Singen  
So hoch auf seinen dunklen Schwingen.  
Weit blickt er aus der Lüfte Blau  
Hinab auf diese schöne Au,  
Wo mannigfache Töne herrlich klingen.«

Nicht weit hinter Kærsholm fuhren sie durch ein kleines Dorf, Borup; dort lag die Kirche, zu der der Herrnsitz gehörte. Auch hier gab es Vögel in Überfluß, die von der Fruchtbarkeit der Äcker zeugten. Scharen von Spatzen tummelten sich im Straßenstaub. Zu Tausenden saßen Stare ringsum in den Baumwipfeln.

Am Weg standen mehrere strohgedeckte Hütten und offenbarten ohne Scham die Armut ihrer Bewohner. Die Bauernhöfe lagen mehr im Hintergrund, umgeben von alten Apfelbäumen, mit Storchennestern auf den Dächern. Per kannte fast jedes Haus und jeden Menschen in dem kleinen Dorf. Auf seinen Spaziergängen war er täglich hierhergekommen und hatte sich dann zuweilen mit den Leuten unterhalten. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er Gelegenheit gehabt, Landbewohner so aus der Nähe kennenzulernen. Und es interessierte ihn, wie sie sich über ihre Lebensverhältnisse äußerten. Es war ihm aufgefallen, daß sie von den hohen Hypotheken auf ihren Gehöften augenscheinlich nicht sonderlich beeindruckt waren. Sie führten ihn mit freundlichem, zufriedenen Lächeln über ihre Höfe, als dächten sie gar nicht daran, daß die ganze Herrlichkeit nur geliehen und verpfändet war. Und viele von ihnen stammten doch von Eltern ab, die gut und gern ihre hunderttausend Silbertaler in der Truhe gehabt hatten. Jetzt sprach man überall nur davon, wie viel oder wie wenig Schulden jemand hatte.

Ein Stückchen weiter unten, zum Wiesental hin, lag ein verfallenes Pfarrhaus. Von der Straße aus konnte man seine rußigen Schornsteine und die Baumwipfel des Gartens erkennen. Hier lebte ein älterer Mann, Pastor Fjaltring, über den man auf Kærsholm mehrfach recht abfällige Bemerkungen gemacht hatte. Die Hofjägermeisterin hatte sogar erklärt, die einzige Entschuldigung für das Auftreten und die ganze Lebensweise dieses Mannes sei, daß er nicht ganz normal wäre. Die meisten Mitglieder der Pfarrgemeinde waren denn auch wie die Gutsbesitzerfamilie zu Pastor Blomberg übergegangen.

Per begann von diesem Pastor zu sprechen und äußerte sich verwundert darüber, daß er ihn nie auf seinen Spaziergängen getroffen habe. Aber die Hofjägermeisterin entgegnete, dies sei gar nicht verwunderlich. Nur selten komme Pastor Fjaltring aus seiner Höhle heraus und auf alle Fälle nicht gern vor dem Abend. Er sei eine rechte Eule, ein lichtscheues Wesen, wirklich so etwas wie ein Geist der Finsternis, der vielen in der Gegend ein Ärgernis geworden war.

»Ist er etwa nicht gläubig?« fragte Per vorsichtig. »Mir scheint, ich hätte gehört, er ist streng orthodox?«

»Ja, auf der Kanzel gibt er sich so. Aber in seinem Herzen ist er ein Spötter und Leugner. Einmal soll er zu jemand gesagt haben: ›Ich glaube fest und zuversichtlich an Gott und auch an den Teufel. Ich bin mir bloß nicht immer ganz sicher, welcher von beiden mir mehr zuwider ist.‹ – Was sagen Sie dazu?«

»Aber wie kann denn solch ein Mensch Pastor bleiben?«

»Das ist ja gerade der Skandal! Aber er ist so schlau, daß er seine anstößigen Reden aufspart, bis er mit jemand allein ist. In seinen Predigten ist er, wie gesagt, sehr rechtgläubig, aber scheußlich trivial und langweilig.«

Vor dem Dorf ging der Weg wieder bergab. Und nach zehn Minuten rascher Fahrt erreichte man das Dorf Bøstrup, das sehr schön gelegen war am Fuße eines bewaldeten Höhenzuges.

Die Familie des Pastors war hinter dem Garten auf einem Feld versammelt, wo für die Jugend eine Art Sportplatz eingerichtet worden war. Drei Jungen mit goldblonden Haaren im Alter von zehn bis sechzehn Jahren spielten in Hemdsärmeln Schlagball, und der Pastor selbst führte das Spiel an und schrie am lautesten, wenn es galt, einen Ball schleunigst in das Ziel zu befördern. Seine Frau stand daneben, hatte ein kleines Mädchen an der Hand und schaute zu. Fräulein Inger, die älteste Tochter des Pastors, saß abseits am Gartenzaun, hatte ein Buch in ihrem Schoß und las.

Niemand hatte die Gäste kommen hören, und diese hatten sich nicht gemeldet, sondern waren direkt vom Wagen in den Garten gegangen, um den Pastor zu überraschen.

Fräulein Inger war die erste, die sie erblickte. Im selben Augenblick sprang sie mit einem leisen Schrei des Entzückens auf und fiel der Hofjägermeisterin um den Hals. Dann folgte ein allgemeiner Empfang mit herzlichen Ausrufen der Freude und Überraschung.

Der Pastor schlug Per auf die Schulter und hieß ihn willkommen. »Haben Sie was übrig für den Sport, Herr Ingenieur?« fragte er und nahm seinen großen Strohhut vom

Kopf. Er fuhr sich mit seinem Taschentuch über die Stirn. »Oha, ist was Wunderbares! In der Hinsicht haben wir Älteren was versäumt. Und jetzt bin ich zu alt, um anzufangen. Ich muß mich damit begnügen, Zuschauer auf dem Sportplatz zu sein. Aber sogar das tut schon wunderbar wohl. Es ist, als ob sich die eigenen Muskeln spannen, wenn man sieht, wie die Bengels hier herumtollen. Ich kann diese Entspannung überhaupt nicht mehr entbehren.« Und mit munterem Lachen führte der kleine Mann die Gesellschaft durch den Garten zurück, indem er majestätisch voranschritt in seiner weißen Leinenjacke und den weißen Hosen, die kaum bis an die Knöchel reichten.

Man setzte sich auf eine Bank und ein paar Stühle im Schatten des Hauses vor der Gartentür, wo ein ländlicher Kaffeetisch mit Kupferkessel und duftendem Backwerk gedeckt wurde. Fräulein Inger deckte den Tisch und tat das mit sehr viel Anmut. Im stillen mußte Per allerdings einwenden, daß sie selbst vielleicht ein wenig zu überzeugt davon war.

Wie es zu sein pflegt, wenn Frauen auf dem Lande um einen gedeckten Kaffeetisch sitzen, ging die Unterhaltung allmählich auf das häusliche Gebiet über. Sogar Pastor Blomberg gab mit ein paar spaßigen Bemerkungen seinen Senf dazu, als vom Backen und Einkochen die Rede war, bis er abgerufen wurde, weil ihn ein Mann zu sprechen wünschte.

Als sich herausstellte, daß die Kuchen auf dem Tisch Fräulein Ingers eigenhändiges Werk waren, wetteiferten die Baronin und die Hofjägermeisterin, darüber Lobreden zu halten, worauf die Frau Pastor ihrer Tochter die Wange streichelte und sagte, daß sie wirklich recht tüchtig sei.

Das junge Mädchen schien diese Anerkennung ziemlich gleichgültig hinzunehmen. Es war fast so, als ärgere sie sich ein wenig, weil die Mutter sie liebte. Per dachte, daß sie bestimmt sehr verhätschelt wurde. Aber sie war sehr hübsch. Er fand sie sogar viel anziehender als neulich, da er sie im dämmerigen Park von Kærsholm gesehen hatte. Hier kam sie ihm viel wirklicher vor, wie sie da im vollen Tageslicht stand, eine kleine weiße Schürze umgebunden, und die Tassen vollschenkte. Ähnlichkeit mit Fransisca konnte er übrigens nicht mehr entdecken.

Aus Rücksicht auf Per versuchte die Hofjägermeisterin mehrmals das Thema zu wechseln. Sie fing an, von Kopenhagen zu sprechen. Aber Per war nicht sehr unterhaltend, und jedesmal führte die Frau Pastor die Unterhaltung sehr bald – und wie es schien, demonstrativ – zu häuslichen Themen zurück. Sie war eine große schlanke Frau mit einem Anstrich von Vornehmheit. Es war unschwer zu sehen, daß die Tochter ihre äußeren Vorzüge von ihr geerbt hatte. Per gegenüber verhielt sie sich im Gegensatz zu ihrem Gatten sehr zurückhaltend. Ohne direkt unhöflich zu sein, hatte sie noch nicht ein einziges Mal das Wort an ihn gerichtet, und um das wiedergutzumachen, war die Hofjägermeisterin ständig bemüht, ihn in die Unterhaltung einzubeziehen.

Doch jetzt erhob man sich auf Wunsch der Wirtin, um sich ein wenig in dem großen und schön gepflegten Garten umzuschauen.

Die drei Damen gingen in lebhafter Unterhaltung voran. Per folgte mit Fräulein Inger, und er fühlte sich nicht wohl, weil er nicht wußte, was er ihr sagen sollte. Sonst so beredt, konnte er hier diesem kleinen Dorfmadchen gegenüber nicht den rechten Ton finden.

Sie ihrerseits wirkte auf heimischem Grund ihn gegenüber viel freier als kürzlich auf Kærsholm. Sie schien mehr erwachsen, mehr Dame zu sein. Offenbar war sie sich als älteste Tochter des Hauses ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung bewußt und nahm sie mit Anstand wahr.

»Sie kommen viel nach Kærsholm«, sagte Per, um doch etwas vorzubringen.

»Nicht so oft, wie ich gern möchte. Aber der Weg dahin ist ja ziemlich lang, und einen Wagen kann ich nicht immer bekommen.«

»Sie mögen die Hofjägermeisterin sehr?«

»Ja«, antwortete sie, diesmal sehr kurz, als sei das Thema zu erhaben, um von ihnen berührt zu werden. – »Sie haben die Hofjägermeisterin und die Baronin ja in Italien kennengelernt«, fuhr sie ablenkend fort.

»Ja.«

»Es muß schön sein, so zu reisen«, meinte sie und erzählte, es sei schon lange die Rede davon gewesen, daß sie mit ihren Eltern eine Reise in die Schweiz machen sollte. Aber der Vater habe bisher nie Zeit gehabt. In der Gemeinde wolle man ihn nicht so lange entbehren. Es sei schon schwer genug für ihn, einmal acht Tage Urlaub zu nehmen, um nach Kopenhagen zu fahren.

Per bemerkte, daß sie sich gleichsam aufrichtete, wenn sie von ihrem Vater sprach. Darin lag etwas, das ihn an seine Schwester Signe erinnerte; und ohne sich klarzuwerden, warum, begann er zu lächeln.

Im selben Augenblick sah er einen rot angestrichenen eisernen Haken, der in Mannshöhe an einem Baumstamm am Weg angebracht war. »Soll man sich vielleicht daran aufhängen?« fragte er und blieb stehen, um ihn zu betrachten.

Fräulein Inger lächelte wider Willen. Sie machte ihn auf einen kleinen Eisenring aufmerksam, der an einem langen Bindfaden von einem anderen Baum auf der anderen Seite des Gartenwegs herabhing. Das Ganze war ein Unterhaltungsspiel. Die Kunst, so erklärte sie ihm, bestehe darin, den Ring so nach dem Haken zu werfen, daß er daran hängenblieb.

Per bekam Lust, es zu versuchen. Damit verging auf jeden Fall die Zeit, dachte er. – Er hatte kein Glück. »Dazu gehört Übung«, sagte er nach ein paar vergeblichen Versuchen und bat sie, ihm zu zeigen, wie man es macht. »Sie sind natürlich eine Meisterin darin!«

Inger zögerte, aber sie konnte der Versuchung, mit ihren Talenten zu glänzen, nicht widerstehen. Der Ring entfuhr ihrer Hand, beschrieb einen prachtvollen langen Bogen in der Luft und legte sich auf dem Rückweg über den Haken, mit der Innigkeit eines jungen Mädchens, das beim Pfänderspiel von den Armen ihres Liebsten aufgefangen wird.

Per war beeindruckt. Er mußte es noch einmal versuchen. Doch auch diesmal hatte er kein Glück. »Nein, es geht nicht! ... Versuchen Sie es noch einmal, gnädiges Fräulein«, sagte er und gab ihr den Ring.

Inger ließ sich überreden, obwohl sie schon mehrmals zu den anderen Damen hinübergeblickt hatte, die eine gute Strecke vorausgegangen waren. Und – war es nun



die Unruhe hierüber, oder hatte es einen anderen Grund – ihre Sicherheit ließ sie diesmal im Stich. Der nächste Wurf mißlang ihr. Sie bekam einen roten Kopf, zielte noch sorgfältiger und warf wieder. Doch wieder verfehlte sie ihr Ziel.

Per sah ihr an, daß ihr das Mißgeschick naheging, und wagte nicht zu triumphieren.

Obwohl Inger diese Rücksichtnahme einerseits als neuerliche Demütigung empfand, eroberte er andererseits dadurch doch ein Stückchen von ihrem Herzen. Als sie in ihrer Aufregung einen Fehlwurf nach dem anderen tat, lachte sie zuletzt darüber, nannte sich tolpatschig und wurde immer eifriger.

Mitten in diese Szene hinein kehrten die Frauen zurück. Weder Per noch Inger bemerkten es, denn sie blieben hinter ihnen stehen.

»Inger«, sagte die Pastorsfrau ziemlich scharf. »Geh jetzt bitte und kümmere dich ein bißchen um deine Geschwister, mein Kind!« Zu den anderen gewandt, fügte sie hinzu: »Jetzt gehen wir vielleicht ein wenig ins Haus!«

An der Gartentür trat Pastor Blomberg, mit seiner Pfeife hantierend, den Gästen entgegen. »Na, eben wollte ich Ausschau halten nach Ihnen, lieber Ingenieur! Sicherlich haben Sie Appetit auf eine Pfeife Tabak! Kommen Sie, gehen wir in mein Zimmer hinüber. Da belästigen wir die Damen nicht mit unseren verständigen Reden«, sagte er übermütig und drehte sich mit fröhlichem Lachen herum.

Um in das Zimmer des Pastors zu gelangen, mußte man durch die ganze große Wohnung gehen. Und auf diesem langen Weg gewann Per einen deutlichen Eindruck von der soliden Gemütlichkeit, die in dem Hause Pastor Blombergs herrschte. Es war ein richtiges dänisches Pfarrhaus, ein Sinnbild der Unwandelbarkeit. Große, unverrückbare Mahagonimöbel standen an den Wänden, dunkel, schwer und massig – sie schienen für die Ewigkeit gezimmert. Frau Blomberg entstammte einer alten Beamtenfamilie, die in guten Verhältnissen gelebt hatte. Einer aus der Familie war sogar Landrat und Kammerherr gewesen, was im Haus keineswegs verschwiegen wurde. Die Familie des Pastors erwähnte man hingegen nicht so oft, und am wenigsten tat er es selbst. Die meisten wußten lediglich, daß er der Sohn eines Lehrers aus einer kleinen Stadt war, und seine Aussprache verriet, daß er von einer der Inseln stammte.

Das Zimmer des Pastors lag ganz für sich am anderen Ende der Diele und war eine echte Pfarrhausstudierstube, mit mehreren großen Regalen voller Bücher, die so sehr dazu beitragen, das Ansehen der Kirche unter den Laien aufrechtzuerhalten, obwohl sie so häufig nur der Deckmantel für Unwissenheit sind.

Hier war es jedoch anders. Pastor Blomberg war zwar weit entfernt, ein gelehrter Mann zu sein, aber er las viel und war empfänglicher für Belehrung durch Bücher, als er es sich mitunter selbst eingestehen wollte. Er hatte den Ehrgeiz, überall mit dabeizusein, wo es in dieser Zeit etwas Neues gab. Andererseits eignete er sich von diesem Neuen nur das an, was seinem Geist Nahrung geben konnte, ohne sich störend auf seinen Christenglauben auszuwirken. Er war in diesem Punkt eine Art Jesuit. Im übrigen lag ihm das folgerichtige Denken nicht. Er war ein Gefühlsmensch, und weil sich zudem sein äußeres Leben stets ungewöhnlich harmonisch gestaltet hatte, war für ihn kein Grund zu strengerer Selbstprüfung vorhanden gewesen. In seiner Jugend hatten ihn Nahrungssorgen mitunter geplagt; später hatte er ein paarmal bei Amtsbesetzungen Enttäuschungen erlitten. Und obwohl seine Gemeinde ihn sehr

verehrte und er einen Namen hatte, der überall im Land bekannt war, besaß er noch eine ganze Portion unbefriedigten Ehrgeiz. Vor ernsterem Unglück hatte ihn das Leben bewahrt; und was ihn an Mißgeschick außerhalb der eigenen Familie getroffen hatte, war merkwürdig leicht an der glücklichen Rundlichkeit seiner Natur abgeglitten.

Als Per im Sofa Platz gefunden und sich eine Zigarre angesteckt hatte, setzte sich Pastor Blomberg mit seiner Pfeife auf einen Lehnstuhl in der Fensterecke und wurde sogleich mittheilnehmend. Er gab ein paar unterhaltende Geschichten aus der Nachbarschaft zum besten, und wie bei ihrem ersten Gespräch fühlte sich Per nicht wenig geschmeichelt durch die Einfachheit, mit der der Pfarrer zu ihm sprach wie zu einem Gleichaltrigen.

Das wäre indessen weit weniger der Fall gewesen, hätte er gewußt, daß das Ganze ein abgekartetes Spiel zwischen dem Seelsorger und der Hofjägermeisterin war, denn sie hatte ihm Per in ihrem missionarischen Eifer als einen Menschen anempfohlen, der »offensichtlich nicht unempfänglich ist für religiöse Beeinflussung«. Es dauerte auch nicht lange, da nahm der Pastor die Unterhaltung von neuem genau an der Stelle wieder auf, wo er sie das letztmal wegen mangelhafter Vorbereitung hatte abbrechen müssen.

Jetzt war er besser gerüstet und begann damit, Per zu fragen, wie es eigentlich zugegangen sei, daß er sich in so jungen Jahren auf Ziele von so bürgerlich vernünftiger Art gestürzt habe, wie es doch die Verbesserung der ökonomischen Bedingungen des Landes sei. Und Per berichtete ganz freimütig, er glaube sein Interesse hierfür auf Kindheitseindrücke aus der Zeit nach dem Krieg zurückführen zu können, besonders auf Eindrücke aus seinem Elternhaus. Im übrigen aber habe ihn sein Studium sehr früh mit der Entwicklung im Ausland auf dem Gebiet der Industrie und der Verkehrsmittel vertraut gemacht, und da habe sich ja ein Vergleich geradezu angeboten.

»Ja – gewiß«, sagte der Pastor. »Diese Vergleiche zwischen unserer engen Heimat und der großen Welt mit ihren vielen Herrlichkeiten – die empfindet man in der Jugend ja oft als besonders bedrückend. Ich kann mir übrigens denken, daß die Schriften Nathans auch auf Sie in dieser Hinsicht Einfluß gehabt haben, wie bei so vielen jungen vorwärtsstrebenden Leuten von heute. Habe ich nicht recht?«

Per erhob Einwände. Nathan sei schlecht und recht Ästhetiker. Er stehe am Ende einer Kulturperiode und sei allenfalls nur in dem Sinn Mitbegründer einer neuen Zeit, als er den Boden dafür urbar gemacht habe. In Wirklichkeit verstehe er sie sicherlich gar nicht.

»Ach so – hm!« Der Pastor paffte mächtig aus seiner Pfeife und schwieg einen Augenblick. Daß man Nathans Standpunkt als überwunden betrachten konnte, war so überraschend für ihn, daß es ihn verwirrte. Und obschon er im Grunde Lust hatte, auf die Angelegenheit näher einzugehen, unterließ er es, aus Angst, wieder in etwas hineinzugeraten, was er nicht übersehen konnte. »Jaja, aber Sie meinen doch wohl auch, daß der Einfluß Nathans auf die geistige Entwicklung der heutigen Jugend bedeutend gewesen ist«, fuhr er fort in Übereinstimmung mit seinem im voraus für die Unterhaltung festgelegten Plan. »Ich meinerseits denke da natürlich zuerst an das Verhältnis zur Religion. Ich glaube beispielsweise zu wissen, daß Sie selbst – obwohl

ein Pfarrerssohn – von der Kirche Abstand genommen haben. Und mir scheint, man muß dem Wirken Nathans einen Anteil daran zuschreiben.«

Per räumte ein, daß dies so sei, hielt jedoch daran fest, daß die Schriften Nathans lediglich die Lebensauffassung bestätigt hatten, zu der er schon während seines Heranwachsens im Elternhaus gelangt sei.

»Sieh mal an! So früh haben Sie sich schon der Gemeinde Gottes entfremdet!« Der Geistliche schüttelte wohlmeinend den Kopf. »Jaja! So geht das ja leider! – Wie ich Ihnen schon das letztemal sagte, habe ich Ihren verstorbenen Herrn Vater nicht persönlich gekannt; aber ich weiß ja, daß er die etwas enge und wunderlich einseitige Auffassung der Altlutheraner über viele Seiten des menschlichen Lebens besaß. Ach ja – diese mißverständene Rechtgläubigkeit! Sie lastet ja an so vielen Stellen noch wie ein Alpdruck auf Kirche und Elternhaus und macht viele der besten und rührigsten jungen Leute geistig heimatlos. Und tritt dann so ein talentierter und redegewaltiger Mann wie Nathan auf und bestärkt sie in dem Glauben, die Kirche Gottes sei ein verfallenes Haus – ja, so endet das mit der völligen Verleugnung Gottes. Ich verstehe das so gut!«

Per entgegnete nichts. Ihm war nicht recht wohl bei der Richtung, die das Gespräch genommen hatte. Doch der Pastor fing nun an, voll Anerkennung von Nathan zu reden. Er beklagte nur, daß ein hochbegabter und kenntnisreicher Mann ein so entschieden feindliches Verhältnis zum Christentum habe, und meinte, die Ausschreitungen der Orthodoxie hier in der Heimat und im Ausland hätten zweifellos ihren Anteil daran.

»Aber natürlich ist er selbst nicht ganz unschuldig an dieser Fehlauflassung über die gewaltigste Geistesmacht, die die Welt je kannte. Ihm geht es wie all den anderen, die das Christentum vom Standpunkt der Wissenschaft aus bekämpfen. – Selbst konnten sie sich nie von ihrer Einseitigkeit frei machen, sind aber in ihrer negativen Haltung dogmatisch geworden. Ihr Fehler besteht nicht so sehr darin, daß sie die Vernunft walten lassen, sondern in der Tatsache, daß sie ihre Gedanken nicht ganz zu Ende denken. Wenn sich die heutige Wissenschaft beispielsweise naturalistisch nennt und damit glaubt, nur die Existenz dessen anzuerkennen, was sich in Atome mit gewissen mechanischen oder chemischen Eigenschaften auflösen läßt, so ist das doch wahrhaftig eine ziemlich unvollkommene Auffassung, ein richtiges Studierstuben- und Laboratoriumspostulat, das zu guter Letzt gar nichts erklärt. Wir, die wir wirklich mit der Natur leben, können eine so armselige Betrachtungsweise unmöglich anerkennen. Denn wir wissen es ja und haben es unzählige Male gefühlt, daß die Natur beseelt ist, daß hinter den sichtbaren Dingen und mechanisch wirkenden Kräften, die unsere Sinne beeinflussen, ein Geist lebt, der zu unserem Herzen spricht. Und ist unser Ohr erst so recht erschlossen für diese Stimme des Geistes, dann hören wir schließlich nur sie, vernehmen sie aus dem Brausen des Sturmes ebenso wie aus dem leisesten Rauschen des Grashalms. Und wir hören sie nicht nur, sondern verstehen auch ihre Sprache. Denn es ist ja derselbe Geist der Unendlichkeit, der in unserem Innern lebt und wirkt. Wenn wir einen Waldspaziergang machen und lauschen, wie das Laub über unserem Kopf raschelt oder wie in der Einsamkeit ein Bächlein rieselt – ja, da kann uns meinetwegen der moderne Physiker erklären, wie diese Laute auf natürliche Weise durch Bewegung der Blätter oder Fall der Wassertropfen entstehen. Wenn er jedoch meint, uns damit alles erklärt zu haben, dann sagen wir: Nein, halt, mein guter Mann! Hier fehlt was! Hier fehlt sogar das Wesentlichste! Mit all deinen Berechnungen kannst

du uns doch keinesfalls diese seltsame Vertraulichkeit, diese fast schwesterliche Innigkeit erklären, mit der so ein Bächlein in unserer Einsamkeit mit uns plaudern kann. Denn – nicht wahr? – es liegt ja wahrhaftig nichts Abschreckendes für uns darin, daß die scheinbar toten Dinge auf solche Weise eine Sprache erhalten. Und wir sind ja auch nicht beleidigt, wenn so ein kleiner Bach plötzlich familiär wird und »du« zu uns sagt. Im Gegenteil, da steckt was sehr Vertrauliches und Heimatliches in solch starkem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Natur. Was kann all das schon weiter aussagen, als daß hinter der Vielfalt der sichtbaren Welt eine Einheit lebt, die der Ursprung aller Dinge ist. Das wunderbare Träumen, das sich in solchen Augenblicken in uns regt, ist Heimweh. Und wenn jetzt der gelehrte Physiker dieses Gefühl des Träumens als eine in uns wohnende mechanisch oder chemisch wirkende Kraft, als eine Abhängigkeit oder eine Beziehung zum Urstoff definiert, ja, dann kann ich ihm bloß empfehlen, seinen Büchern und dem Laboratorium den Rücken zu kehren und seine Weisheit aus der lebendigen Natur zu schöpfen. Soll er doch einmal zu diesem Waldbächlein gehen! Soll er sich einmal zur Abendstunde da hinsetzen, wenn sein Herz unruhig ist. Und wenn seine Seele noch nicht ganz vertrocknet ist, dann wird er hören, daß dieses murmelnde Quellwasser sozusagen ein offener Weg in die Tiefe der Unendlichkeit ist, eine Himmelsleiter, die die Zeit mit der Ewigkeit, den Staub mit dem Geist, den Tod mit dem ewigen Leben verbindet. Er wird spüren, daß die Nabelschnur zwischen uns und unserem überirdischen Ursprung noch nicht durchtrennt ist, sondern daß der Seele durch sie in den Augenblicken des Gebets und der Andacht stets *neue lebendige Kraft* vom ewigen Lebensquell zugeführt wird, den wir Christen unseren Gott, Erhalter und allerbarmenden Vater nennen.«

Per hatte die ganze Zeit über geschwiegen. Der Ton des Pastors, der mittlerweile ziemlich dozierend geworden war, reizte ihn. Aber er wußte nichts gegen seine Betrachtungen einzuwenden, die zudem an verschiedenen Stellen das ganz klar ausdrückten, was er in letzter Zeit während seines erneuten Lebens in der Natur selbst dunkel gefühlt hatte.

Der Pfarrer wollte fortfahren, aber im selben Augenblick vernahm man draußen auf dem Gang Schritte. Inger steckte den Kopf zur Tür herein und teilte mit, daß die Hofjägermeisterin und die Baronin zu fahren wünschten.

»Na ja, dann müssen wir für heute Schluß machen«, sagte der Pastor und stand auf. Er legte vertraulich seine Hand auf Pers Schulter und fügte hinzu: »Ist mir wahrhaftig eine Freude gewesen, mit Ihnen zu reden. Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, unsere Debatte ein andermal fortzusetzen. Ich habe das Gefühl, im Grunde sind wir gar nicht so verschieden voneinander, daß wir nicht zu gegenseitigem Verständnis kommen könnten.«

Als sie jedoch das Wohnzimmer betraten, in dem sich die Damen aufhielten, rollte eine Kalesche in den Hof.

»Das sind Justizrats«, rief Inger, die am Fenster stand. »Gerda und Lise sind auch dabei.«

Justizrat Clausen, der Verwalter einer Grafschaft in der Nachbarschaft, gehörte zu den eifrigsten Blombergianern der Gegend. Er verkehrte als solcher auch vertraulich mit der Hofjägermeisterin, und als sich jetzt herausstellte, daß die Justizratsfamilie die

Absicht hatte, den Abend im Pfarrhaus zu verbringen, ließen sie und die Schwester sich überreden, ebenfalls zu bleiben. Man fragte Per, und er wagte nicht, Einspruch zu erheben, obwohl er am liebsten nach Hause gefahren wäre.

Der Justizrat war ein schwächlicher kleiner Mann mit weißem Backenbart und goldener Brille. Seine Frau dagegen war ein Fleischberg; noch lange nachdem sie vom Wagen heruntergestiegen war, stöhnte sie laut vor Anstrengung. Die Töchter waren in Ingers Alter.

Beim Abendessen, das im Garten aufgetragen wurde, entwickelte sich eine lebhaftere Unterhaltung. Bald kam die Rede auf Pastor Fjaltring. Der Justizrat hatte soeben eine neue empörende Geschichte über diesen geistlichen Zweifler und Spötter gehört, der ein furchtbar liederliches Leben in Gemeinschaft mit einer verkommenen Frau führte. Einer der achtbarsten jüngeren Bauern aus der Gegend, der zur Blombergischen Richtung gehörte, hatte sich kürzlich wegen eines Amtsgeschäfts an ihn gewandt, und da habe ihm Pastor Fjaltring im Lauf der Unterhaltung empfohlen, sich vielmehr den Ausschweifungen hinzugeben. »Sie müssen ein bißchen mehr sündigen«, habe er gesagt. »Bei dem Leben, das Sie führen, können Sie nie ein überzeugter Christ werden.«

Die Damen ergingen sich in Ausrufen des Ärgers und Abscheus, aber Pastor Blomberg schüttelte nachsichtig den Kopf und sagte: »Er ist ein armer, unglücklicher Mensch!«

Im selben Augenblick begannen die Glocken oben im weißen Kirchturm zu läuten, der rot im Abendschein hinter den Baumkronen des Gartens aufragte. Der gellende Ton erschreckte die Gäste beinahe, die nicht daran gewöhnt waren, ihn so aus der Nähe zu hören. Pastor Blomberg, der augenscheinlich gern das Thema Fjaltring abschließen wollte, begann zu lachen und sagte, dieser Spektakel mit den Glocken sei im Grunde unverantwortlich. Die Gesundheitskommission müßte ihn einfach verbieten.

Die Hofjägermeisterin wandte ein, daß die Abendglocken doch aus der Ferne so schön klängen und zur Erbauung dienten, als Ermahnung, den Sinn zu sammeln nach der Unruhe des Tages. Pastor Blomberg hielt jedoch nicht viel vom Widersprechen, am allerwenigsten, wenn seine eigenen Anhänger sich dessen befleißigten. Obwohl er die Äußerung nur so hingeworfen hatte, ohne sich etwas dabei zu denken, denn er wollte ja nur einen jener derben Späße machen, mit denen er auf Lutherart gern seine Rede würzte, fing er jetzt allen Ernstes an, die Frage zu erörtern

Um derlei Ermahnungen an die Uhrzeit kümmere er sich nicht, sagte er. Er wolle es sich doch sehr verbitten, so auf Kommando zur Andacht gerufen zu werden. Da liege etwas Katholisches darin, das ihm zuwider sei. Gott habe keine Konsultationszeit wie ein Arzt oder ein Rechtsanwalt. Und was das Sinnbildliche betreffe, so sei es ein ziemlich kindisches Unterfangen, beispielsweise die Sonne als goldene Taschenuhr des lieben Gottes zu betrachten. In Wirklichkeit sei das fast lasterhaft.

Seine Rede entwickelte sich nach und nach zu einem ganzen Vortrag, während dessen die Frage zu einer Sache von ernstester Bedeutung für ein gesundes, aufrichtiges Gottesverhältnis aufgebläht wurde.

Inzwischen war man mit dem Essen fertig geworden. Die jungen Mädchen waren aufgestanden und spazierten im Garten umher. Die Fräulein Clausen waren zwei

hübsche, frische Brünetten. Besonders die ältere war eine üppige Evastochter mit vor Lebenslust glänzenden Augen.

Als abgedeckt wurde, machte Pastor Blomberg den Vorschlag, ein Abendlied zu singen. Man rief die jungen Mädchen zurück, und die Pastorsfrau ging in den Wintergarten, wo das Klavier stand.

»Es träumt das Land in tiefer Ruh,  
Die Welt schläft ohne Laut.«

Die Dämmerung senkte sich auf den Garten herab. Eine Drossel in einer Haselnußhecke mischte ihre Naturtöne in den etwas unregelmäßigen Gesang der Gesellschaft.

»Der Mond, der lacht der Wolke zu,  
Ein Stern zum andern schaut.«

Die Mädchen hatten sich auf die Treppe vor der Gartentür gesetzt. Da saßen sie in ihren weißen Kleidern und sangen laut und froh mit klaren Stimmen; der Pastor und der Justizrat begleiteten mit ihrem Baß. Der letztere hatte die Arme vor der Brust verschränkt und brummte mit zusammengezogenen Brauen, wobei er einen Mund wie eine Flunder machte. Die drei fremden Damen am Tisch summten etwas ungeschickt, während die Frau Pastor, die eine schöne gutgeschulte Stimme besaß, allmählich den Gesang ganz beherrschte:

»So blank und ruhig liegt das Meer,  
Den Himmel es umschlingt ...«

Per sang als einziger nicht mit. Und doch gab es niemanden, den das Lied tiefer ergriff. Er erinnerte sich, unter welchen Umständen er es zum letztenmal gehört hatte. Damals hatte er vor der Hecke eines Gartens gestanden und sich hineingesehnt. Nun saß er hier drinnen, fühlte sich aber überflüssig und als ungebetener Gast. Das war nun einmal sein Schicksal. Er war und blieb ein ruheloser Fremdling dort, wo der Geist seines Elternhauses herrschte.

Als das Lied zu Ende war, faltete der Pastor die Hände und betete das Vaterunser. Dann sang man noch ein paar Lieder, wonach die Wagen vorfuhren.

Sobald die Gäste weg waren, setzte sich der Pastor mit seiner Abendpfeife zu seiner Frau in das Gartenzimmer und redete über den Besuch. Auch Inger war zugegen. Sie hatte schon gute Nacht gesagt. Als sie aber auf dem Weg zur Tür den Vater Pers Namen nennen hörte, machte sie sich noch am Notenschrank zu schaffen.

Pastor Blomberg sprach sich anerkennend über Per und dessen Fähigkeiten aus. Auch Pers Äußeres lobte er sehr. Da aber wurde die Pfarrersfrau plötzlich unruhig, da die Tochter immer noch anwesend war.

»Was machst du da eigentlich, mein Kind?... Nun sieh zu, daß du ins Bett kommst!«

Während der ganzen Rückfahrt verhielt sich Per sehr still, und die Hofjägermeisterin, die den Grund für seine Verschlossenheit ahnte, störte ihn nicht, sondern beredete mit

ihrer Schwester häusliche Dinge.

Als das Fuhrwerk ein Stück aus dem Dorf Borup herausgekommen war, ging am Wegesrand ein großer Mann an ihnen vorbei. Per sah ihn nicht, aber die Hofjägermeisterin packte ihre Schwester am Arm und flüsterte: »Das war ja Pastor Fjaltring!«

Per beugte sich aus dem Wagen und bemerkte eine hohe schlanke Gestalt, noch bevor die Dunkelheit ihre Umrisse verwischte. »War das der verrückte Pastor?« fragte er.

»Ja – jetzt ist *seine* Zeit. Man sagt, manchmal geht er hier ganze Nächte lang auf der Straße hin und her.«

Per versank wieder in Schweigen. In Gedanken folgte er dem einsamen, ruhelosen Nachtwanderer, und ein kalter Schauer durchfuhr ihn. Der biblische Fluch »Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden« klang ihm wieder unheimlich in den Ohren mit der festen Stimme des Vaters. Ihm war, als habe er hier ein Bild seines eigenen zukünftigen Schicksals gesehen.

Am nächsten Morgen machte Per wirklich Ernst und wandte sich der kleinen Erbauungsbibliothek zu, mit der die Hofjägermeisterin sein Zimmer ausgestattet hatte. Er nahm eine von Pastor Blombergs Predigtsammlungen, »Der Weg zu Gott«. Obwohl es draußen sehr windig war, blieb er doch nicht im Zimmer, sondern ging mit dem Buch dem Wald zu. Hier legte er sich auf seinen Lieblingsplatz dicht hinter der Umfriedung, so daß er den schützenden Wald im Rücken hatte, während sich vor ihm eine freie Aussicht über den Fluß und die Wiese bot bis an die mit Bäumen bedeckten Höhen auf der anderen Seite.

Das war die Umgebung, die genau zu seiner Lektüre paßte. In der Verkündigung Pastor Blombergs lag ein gut Teil, das an solche dänische Wiesenlandschaft bei kühlem Sommerwetter erinnerte: klare Luft, blauer Himmel, sonnenhelle Wolken, viel Vogelgezwitscher, hier und da Kälberblöken, überall üppiges Grün, sanfte Linien, ein weiter Ausblick – und ein einförmiger, flacher Horizont. Pastor Blomberg verwendete als Prediger virtuos eine poetische und volkstümliche Sprache. Damit gehörte er ganz der Richtung an, die aus dem grundtvigianischen Psalmengesang entstanden war und nie ihren dichterischen Ursprung verloren hatte.

Per fesselte jedoch nicht so sehr die Art der Darstellung. Für den Zauber der bildhaften Sprache hatte ihn seine naturwissenschaftliche und mathematische Ausbildung so ziemlich unempfänglich gemacht. Stets suchte er den *Beweis* hinter den vielen schönen Worten. Er suchte den Gedanken, um zur Klarheit über das große Mysterium des Lebens zu kommen, das für ihn bis zur Verzweiflung dunkel geworden war.

Bereits seine zwei Unterredungen mit Pastor Blomberg hatten ihm einen Begriff vom Christentum dieses Mannes gegeben, das so ganz anders war als das, worin man ihn erzogen hatte. Jetzt erst wurde ihm richtig klar, wie weit man sich selbst in kirchlichen Kreisen von der düsteren Gläubigkeit der alten Zeit mit ihrer Verdammung des Fleisches, Kreuzigung des Verstands, der ganzen mittelalterlichen Seelentortur entfernt

hatte, die man zu versüßen suchte mit nebulösen Hinweisen auf die Herrlichkeiten des Paradieses. Hier dagegen war nichts, was erschreckte oder das Gefühl verletzte, was in Wolken der Spekulation verschwand oder in nebelhaften Ahnungen zerging. Hier waren vor allem keine Widersprüche zu überwinden. Das Mysterium des Lebens entfaltete sich hier in einfacher Klarheit. Alles erschien so natürlich, fast selbstverständlich, und außerdem den Bedürfnissen der Menschen auf wunderbare Weise angepaßt. Der Teufel wurde als Ausgeburt einer verschüchterten Mönchsphantasie mit gutem Humor in die Rumpelkammer gebracht, und vom Glauben an die ewige Verdammnis hieß es ganz offen, er sei barbarisch und stehe im Widerspruch zur christlichen Vorstellung von Gott als dem allliebenden Vater. Über das Jenseits wurde insgesamt sowenig wie möglich gesprochen. Nach dieser Anschauung bestand die Hauptsache darin, fromm und fröhlich seinen vorgeschriebenen Lebensweg zu Ende zu gehen, in kindlicher Zuversicht auf die Liebe des himmlischen Vaters.

In alldem lag tatsächlich eine Art frohe Botschaft für Per. Er erkannte die Wahrheit dessen, was die Hofjägermeisterin stets von Pastor Blombergs Verkündigung gesagt hatte: Sie wirke so wunderbar beruhigend. Die schwere Bürde, die seit dem gestrigen Abend sein Gemüt belastete und ihn bis in seine Träume verfolgt hatte, wurde in diesen Stunden von ihm genommen.

Endlich schloß er das Buch und lag noch eine Weile da, die Hand unter dem Kopf, und starrte auf die Wiesen. Ihm war zumute wie jemandem, der sich beim Gedanken an eine bevorstehende lange, qualvolle Nachtreise über ein stürmisches Meer in ein unbekanntes Land geängstigt hat und der nun am Morgen erwacht und sieht, daß die Fahrt überstanden, der Sturm durchkämpft ist und daß ihn das fremde Land heimatlich grüßt mit Sonnenschein und grünen Wäldern. Er gestand sich: Wenn er in jüngster Zeit wieder gegen eine geistige Krise angekämpft hatte, dann war dies nicht nur aus Angst vor Gewissensqualen geschehen, sondern auch aus unbestimmter Furcht vor dem neuen, unerprobten Leben, in das ihn solche innere Veränderung führte. Nun war er aber beruhigt. Denn was hier verlangt wurde, war ja im wesentlichen nur dieselbe strenge, aufrichtige Selbstdisziplin, die er seit längerem aus eigenem Antrieb übte.

Beim Frühstück erzählte ihm die Hofjägermeisterin von einem Volksfest, das am Nachmittag in einem nahe gelegenen Wald stattfinden sollte und wo unter anderen auch Pastor Blomberg sprechen würde. Sie habe, sagte sie, mit den Familien des Pastors und des Justizrats verabredet, daß sie sich dort alle treffen wollten. Auch die Baronin käme sicherlich mit. Ob er nicht Lust habe, ebenfalls dabeizusein?

Per erwiderte – und es stimmte –, er würde Pastor Blomberg recht gern einmal reden hören. Daß auch die Aussicht, mit den jungen Mädchen zusammenzukommen, etwas Verlockendes für ihn hatte, davon sprach er nicht, und das wurde ihm selbst auch erst in diesem Augenblick klar. Seit gestern abend hatte er überhaupt nicht an sie gedacht. Und selbst da hatten sie ihn bewußt in keiner Weise beschäftigt. Und doch war es der Fall. So wie seine Augen die ganze Zeit über den drei hellgekleideten Mädchen gefolgt waren, als sie nach dem Abendessen Arm in Arm um den Grasplatz gingen, so war er, obwohl mit sich selbst beschäftigt, in einem verborgenen Winkel seines Herzens doch stetig für Eindrücke von ihnen empfänglich gewesen. Und auch jetzt sah er die drei wieder recht deutlich vor sich.



Gegen vier Uhr hielt der Landauer vor der Tür, und nach einigem Warten – die Baronin wurde wieder einmal nicht fertig – fuhr man los. Der Hofjägermeister hatte sich im letzten Augenblick entschlossen mitzufahren. Während der Fahrt mühte er sich redlich ab, seine gesellschaftlichen Sünden der letzten Tage in Vergessenheit zu bringen.

Nach einer Stunde Fahrt kam man auf dem Festplatz an; es war eine kleine Wiese in einem tiefen Waldkessel, der Schutz gegen den Wind bot. Einige hundert Landbewohner – Männer und Frauen – standen vor einer mit Fahnen geschmückten Rednertribüne. Und man hatte schon zu singen begonnen. Die Ankunft der vornehmen Herrschaften erregte gewisses Aufsehen in der Menge, aber von Respekt war nichts zu spüren – ja die langbeinige Gestalt des Hofjägermeisters in der junkerlichen Jacke mit der Auerhahnfeder auf dem Hut rief sogar hier und da Heiterkeit hervor, als er seine Damen nach den Sitzplätzen unmittelbar vor der Rednertribüne führte, die für die Standespersonen der Gegend frei gehalten wurden.

Per hielt sich im Hintergrund. Der Anblick dieser großen Volksansammlung hatte ihn verblüfft, und er wollte nicht in das Gewühl kommen. Er sah, wie vorn der Herr Justizrat aufstand und Hofjägermeisters begrüßte. Er entdeckte auch Pastor Blombergs braunen Samthut und den hochehobenen Kopf seiner Gattin in der vordersten Bankreihe. Fräulein Inger und ihre Freundinnen suchte er dagegen die ganze Zeit über vergeblich. Da sah er, wie sich die Hofjägermeisterin zur Seite wandte und zum Waldhang hinauf grüßte. Und hier erblickte er nun die drei sommerlich gekleideten Mädchen, die sich da oben wie auf einer Empore plaziert hatten.

Nun schwiegen die Sänger, und Pastor Blomberg trat an das Rednerpult.

Er redete über die Muttersprache. Es sei die Sprache des Herzens, im Gegensatz zu allen anderen fremden Sprachen, die höchstens Ausdrucksmittel für den Verstand werden könnten. Die Muttersprache, sagte er, sei wie die Mutterbrust, aus der man den Geist der Nation saugen könne. Unsere Sprache enthalte wie in einer Schale das geistige Eigentum des Volkes. Unsere Vorfahren sprächen durch sie in Hunderten von Gliedern vertraulich zu uns und hätten uns durch sie zu ihrem Bilde geschaffen. Deshalb müßte man sie ehren und heilighalten. So wie wir die Brunnen umfriedeten, aus denen wir trinken wollen, damit sie nicht verunreinigt werden, müsse in noch höherem Maße die geistige Nahrungsquelle – das Wort – bewahrt werden. Betrachte man jedoch die Alltagssprache der Leute, so finde man leider viel Unreines, ja viel Verdorbenes darin, und in dieser Hinsicht seien die Landbewohner nicht viel besser als die Leute in den Städten. Sie könnten ja den Mund nicht öffnen, ohne daß zweideutige Worte und schmutzige Andeutungen daraus hervorkämen. Hier sei eine große Aufgabe zu erfüllen. Er wolle sich vor allem an die jungen Leute wenden, bei denen die Gewohnheit, unflätige Reden zu führen, noch nicht so fest verwurzelt sei. Überhaupt, es müsse eine Bewegung ins Leben gerufen werden, um den Sinn für Seelenhygiene zu entwickeln, die ja genauso wichtig sei wie die Körperpflege. Alle gutwilligen Kräfte im Volk müßten vereint werden, um die junge Generation gegen die Verunreinigungen durch das Wort zu schützen, denen sie jetzt täglich ausgesetzt sei.

Per hörte zuerst interessiert zu; doch allmählich, als der Redner immer mehr zu moralisieren begann, ließ seine Aufmerksamkeit nach. Die Anwesenheit der jungen Mädchen trug ihr Teil dazu bei wie auch der Umstand, daß alles so neu für ihn war.

Zum ersten Mal nahm er ja an solch einer Versammlung teil, und daher beschäftigten ihn die Zuhörer genauso sehr wie der Redner. Er beobachtete diese dichten Reihen solider ländlicher Gestalten, diese gespannt lauschenden, offenen, aufgeweckten Gesichter. Und erst jetzt wurde ihm so recht klar, in welche eine geistige Bewegung er da hineingeführt worden war. Oft hatte er von den grundtvigianischen Aufklärungsbestrebungen gehört, von dem Ziel, eine volkstümliche Kultur zu schaffen, im Gegensatz zur Ausbildung der Wissenschaft, die auf die ganze Welt orientiert war. Da jedoch der Begriff des Bauern an und für sich in seinen Augen ganz unzeitgemäß war, hatte er sich allein deswegen nie die Mühe gemacht, mit dieser Volksbewegung näher bekannt zu werden, so verbreitet sie auch war. In den Kopenhagener Kreisen, in denen er umging, hatte man sie häufig mit nachsichtiger Geringschätzung behandelt.

Unwillkürlich verglich er jetzt diese dänischen Landleute mit den österreichischen und italienischen Bauern, die er auf seinen Reisen kennengelernt hatte. Und er kam zu dem Ergebnis, daß er sich keinesfalls seiner Landsleute zu schämen brauchte. Ihm fiel auf, wie groß der Unterschied zwischen diesem wachen, verständnisvollen Zuhörerkreis und der schläfrigen Herde Tiroler Bergbewohner war, die sonntags von den Priestern in Prozessionen wie blökende Schafherden durch Dresack getrieben wurden. Aber auch mit den früheren Bauern dieser Gegend verglichen, so wie er sich an sie aus seiner Kindheit erinnerte, wenn sie an Markttagen in der Stadt erschienen, wies der hiesige Kreis einen mächtigen Fortschritt auf. Hier hatte offensichtlich eine Entwicklung, eine Befreiung stattgefunden, die parallel zu derjenigen verlief, die ihn selbst vorangetrieben hatte. Und sie war ganz offenbar sehr glücklich verlaufen.

Nach Pastor Blombergs Vortrag sang man noch einige Lieder. Dann trat der Festleiter, ein jüngerer, blonder Bauer, lächelnd vor und teilte mit, jetzt folge eine halbstündige Vesperpause, und danach werde Volkshochschulleiter Broager sprechen.

Die Menge verstreute sich langsam über den Festplatz, und diejenigen, die während des Vortrags stehen mußten, setzten sich in das Gras.

Per ging zu Inger und ihren Freundinnen. Die jungen Mädchen waren gerade aufgestanden und wollten zu den anderen hinüberlaufen. Da schlug Per vor, man könne doch die Wartezeit nutzen und sich ein wenig im schönen Wald umschaun. Die Fräulein Clausen waren auch sofort bereit. Inger hingegen zögerte mit der Antwort. Unschlüssig lugte sie zum Platz vor der Rednertribüne hinunter, wo ihre Mutter eine lebhaftere Unterhaltung mit der Hofjägermeisterin führte. Inger ähnelte auch in der Hinsicht ihrer Mutter und deren Provinzpatrizierfamilie: Sie war ängstlich darauf bedacht, die Formen zu wahren. Doch die älteste Clausen, die vollbusige Gerda, faßte sie energisch unter, hakte sich mit dem anderen Arm bei der Schwerter ein und zog mit ihnen davon.

Dieses Fräulein Gerda hatte die ganze Zeit über große Mühe, ihre lebhaften braunen Augen von Per fernzuhalten. Ihr burschikoses Auftreten war ein Deckmantel für ihre weibliche Bewunderung. Die Schwester, die noch fast ein Kind war, ließ sich von ihrem Ton anstecken und hängte sich lachend an ihren Arm wie ein übermütiges Schulmädchen.

Per aber hatte nur Augen für Inger. Er fand die anderen bei näherer Bekanntschaft ziemlich gewöhnlich und mußte unwillkürlich daran denken, ob sich Inger nicht ein

wenig peinlich berührt fühlte wegen ihrer Freundinnen. Jedenfalls schaute sie zu Boden und wurde immer einsilbiger, je alberner die anderen kicherten.

Schon am Abend zuvor war ihm aufgefallen, wie vornehm ihre Haltung im Vergleich zu den anderen war, wie selbstbewußt und stolz sie den Kopf trug, als wolle sie sich hinwegsetzen über alles Platte, Gewöhnliche und Schmutzige. Jetzt begriff er auch, daß es mehr diese frische Unberührtheit als bestimmte äußere Züge war, die ihr beim ersten Anblick Ähnlichkeit mit Fransisca verliehen hatte. Auch Fransisca war von dieser keuschen Frische gewesen, die an den Duft wilder Rosen erinnerte. Er entsann sich noch, wie selbst die leiseste Anspielung auf die Geheimnisse des Geschlechtslebens ihr das Blut in die Wangen trieb, während Jakobe – na ja, bei der war das anders gewesen. Und er konnte nicht leugnen, daß ihn ihr Mangel an Schamgefühl mitunter verletzt, daß er überhaupt etwas Geschmackloses in der unbeherrschten Leidenschaft gefunden hatte, mit der sie ihn geliebt hatte.

Sie waren aus dem Wald herausgekommen. Vor ihnen erhob sich ein mächtiger Kiehügel, ganz kahl, nur mit armseligem Gras und einzelnen dunklen Flecken von Heidekraut bedeckt. Das war der bekannte Rølhøj, der höchste Punkt der Gegend, von dem aus man ein Zwanzigstel von Jütland überblicken konnte.

Obgleich die beiden Clausen inzwischen eingesehen hatten, daß sie überflüssig waren, ließen sie sich nichts davon anmerken. Sie zeigten sich zumindest nicht beleidigt. Im Gegenteil, als echte Jütinnen rächten sie sich für die ihnen versagte Anerkennung durch immer gröber werdende Ausgelassenheit.

»Wer ist zuerst oben?« schrie Fräulein Gerda und rannte die Anhöhe hinauf, unmittelbar gefolgt von ihrer Schwester. Beim Laufen riß ihr der Wind den Hut vom Kopf. Und nun entstand eine wilde Jagd hinterher, am Abhang entlang.

Inger schien ihnen folgen zu wollen. Per aber erinnerte sich an die Warnung der Hofjägermeisterin ihr gegenüber, nicht schnell zu laufen.

Er riet ihr eindringlich ab und sagte: »Bedenken Sie, daß Sie erst kürzlich krank waren, gnädiges Fräulein! Ich weiß, daß Sie sich nicht überanstrengen dürfen.«

Durch diese Fürsorge für ihre Person eroberte Per erneut ein Stückchen von Ingers sonst so wohlbefestigtem Herzen. Noch war sie so weit eine Genesende, daß es ihr Genugtuung bereitete, schwächer gemacht zu werden, als sie war. Jetzt erklärte sie jedoch, indem sie den Kopf in den Nacken warf, sie wolle doch auf den Berg hinauf. Als Per vorschlug, sie solle sich wenigstens auf seinen Arm stützen, wollte sie nichts davon hören. Ihr fehle nicht das mindeste, meinte sie; es liege kein Grund zur Beunruhigung vor.

Beim Aufstieg blieb Per jedoch dicht vor ihr, um zufassen zu können, falls sie stolpern sollte. An einer besonders steilen Stelle nahm sie auch tatsächlich seine ausgestreckte Hand. Es geschah jedoch nicht ohne Zögern. Aber sie konnte nicht sehen, daß etwas Unpassendes darin liege, um so weniger, da er ja verlobt war. Und es war wirklich kein so unangenehmes Gefühl, fast schwebend den steilen Abhang hinaufgeführt zu werden.

Die ganze Zeit über hatte Per Lust, ihr zu erzählen, daß er den Vormittag mit der Lektüre eines der Bücher ihres Vaters verbracht hatte und welche Freude das für ihn

war. Doch er fürchtete, sie würde es nur als höfliche Phrase auffassen, und unterließ es daher. Er sagte lediglich, bei seinem Besuch gestern im Pfarrhaus habe er viel Freude gehabt – was sie offenbar als völlig selbstverständlich betrachtete.

Ihr war warm geworden von den Anstrengungen, und sie blieb stehen, um Atem zu schöpfen. Sie hielt ihren Hut in der Hand, und das feine blonde gekräuselte Haar umgab ihren Kopf wie ein Glorienschein. In diesem Augenblick war sie wieder ganz Fransisca, fand er. Fransisca in verklärter Gestalt.

Die beiden Fräulein Clausen hatten unterdessen die Bergspitze längst erreicht. Da oben standen sie und hielten ihre Hüte fest. Aber der Sturm zerrte an ihren Rücken, als wolle er ihnen mit unsichtbaren Händen die Kleider vom Leib reißen.

Beim Anblick von Inger und Per, die sich nun wieder in Bewegung gesetzt hatten, rief die jüngere: »Sieh nur, wie die kriechen!«

»Es ist schade um Inger«, sagte Fräulein Gerda. »Wenn ihr jemand nur ein bißchen den Hof macht, wird sie gleich so affektiert.«

»Man muß schon sagen, er ist wirklich hübsch, der Bengel«, sagte die Jüngere.

»Hübsch? Ich finde ihn abscheulich!«

»Das meinst du ja gar nicht, Gerda. Gestern abend hast du selbst gesagt...«

»Ich? Bist du übergeschnappt, du Göre? Hast du dir seine Glotzaugen mal richtig angesehen? Wie 'n Paar Milcheimer!«

Inger und Per kamen nun endlich oben an, und man machte sich daran, die berühmte Aussicht zu genießen. Die Mädchen begannen die Kirchtürme zu zählen. Wenn die Luft ganz klar war, konnte man fünfunddreißig sehen. Die Fräulein Clausen kannten alle ihre Namen. Doch Per hatte nur Interesse für die, die Inger ihm zeigen konnte.

»Nein wirklich, ist das Tepperup?... Was sagen Sie? Ach, Ramlev!« rief er in einem Ton, als erweckten diese Namen liebe Erinnerungen in ihm – und die beiden Schwestern stießen sich heimlich mit den Ellenbogen an.

Man konnte sich übrigens nur mit Mühe verständigen, so tobte der Sturm in ihren Kleidern. Daher dauerte es auch nicht lange, bis sie sich entschlossen, wieder hinabzusteigen.

Als sich der Wald wieder über ihnen geschlossen hatte, blieben sie einen Augenblick stehen, um sich ein wenig zurechtzumachen. Der Wind hatte die Frisuren der jungen Mädchen arg zerzaust; besonders Inger war übel zugerichtet. Sie mußte beide Handschuhe ausziehen, um ihr Haar ein wenig in Ordnung zu bringen. Und weil sie gerade die Hutnadel im Mund hielt und die Freundinnen mit sich selbst beschäftigt waren, bat sie Per, ihr die Handschuhe solange zu halten. Sie hatte sich nicht das mindeste dabei gedacht. Aber die beiden Schwestern schauten sich sofort an und fanden auf dem Rückweg durch den Wald mehr als einmal Grund, sich mit den Ellenbogen zu stoßen.

Als man den Festplatz erreichte, hatte die Veranstaltung schon wieder angefangen. Auf der Rednertribüne stand ein langer, ernst dreinblickender Herr mit schwarzem Haar und Bart. Das war also Broager, der Leiter der in der Nachbarschaft gelegenen

Volkshochschule und Pastor Blombergs Nebenbuhler um die Volksgunst in der Gegend, vor allem unter der Jugend.

Still nahmen die Mädchen wieder ihre Plätze unter den Bäumen ein, und Inger sah verstohlen zur Mutter hinüber, ihr waren plötzlich Bedenken gekommen wegen ihrer Abwesenheit, die sich ja auch etwas mehr in die Länge gezogen hatte. Zum Glück schien es, als habe die Mutter sie überhaupt nicht vermißt; sie saß vollkommen ruhig da und schien ganz und gar beschäftigt mit der Rede des Schulleiters.

Das war sie auf ihre Art auch wirklich. Frau Pastor wachte nämlich eifersüchtig über das Ansehen ihres Gatten als Redner. Obwohl es ihr niemals jemand ansehen konnte, wurde sie nervös, sobald ein anderer und besonders wenn der Schulleiter eine Rede hielt. Und dies war auch der Grund, weshalb sie trotz Pers Anwesenheit in der Zwischenzeit nicht an ihre Tochter gedacht hatte.

Ähnlich lagen die Dinge auch bei Pastor Blomberg selbst. Zwar gab er anderen Rednern gegenüber stets seinen Beifall am eifrigsten zu erkennen und lachte am lautesten über ihre Witze; aber ihm stieg das Blut verräterisch zu Kopf, wenn er merkte, daß ein anderer Erfolg hatte.

Nachdem man die Veranstaltung mit einigen weiteren Liedern beendet hatte und während man auf die Wagen wartete, die etwas abseits im Wald hielten, entfernte sich die Hofjägermeisterin mit Inger am Arm ein wenig von den anderen und sagte: »Vorhin seid ihr mit Sidenius zusammen gewesen, wie ich gesehen habe?«

»Ja, wir haben einen kleinen Spaziergang zum Rolhøj gemacht. Da war doch wohl nichts Ungehöriges dabei?« fragte Inger und schaute die Hofjägermeisterin etwas ängstlich an.

Die fing an zu lachen. »O nein, auf gar keinen Fall.«

»Besonders, weil er ja auch verlobt ist.«

»Gewiß.«

»Es ist übrigens merkwürdig, wie wenig man es ihm anmerkt – daß er verlobt ist, meine ich.«

»Na – damit ist es wohl nicht so weit her...«

Inger blieb stehen und sah sie ganz erschrocken an. »Was Sie nicht sagen!«

»Tja, Genaueres weiß ich allerdings nicht darüber; aber ich habe das so im Gefühl: Er ist nicht sehr froh über diese Verbindung. Sie ist ja eine Jüdin.«

Inger wurde ganz still. Das hätte sie wissen sollen! Plötzlich schämte sie sich sehr bei dem Gedanken, wie unbefangen sie sich ihm gegenüber benommen hatte.

Da rief man nach ihnen von den Wagen her, die nun vorgefahren waren. Pastor Blomberg und seine Frau saßen schon sorgsam verpackt in ihrer offenen Kalesche, und der Pastor war schon recht ungehalten, so daß man sich nur flüchtig verabschieden konnte.

Als Inger endlich richtig saß und ihre Handschuhe anziehen wollte, konnte sie sie nicht finden. Mit neuerlichem Schreck wurde ihr klar, daß sie vergessen hatte, sie von Per zurückzuverlangen, der sie wahrscheinlich in Gedanken eingesteckt hatte.

Noch war Zeit, sie zurückzubekommen. Der Wagen des Hofjägermeisters war noch nicht vorgefahren. Aber sie fühlte sich so schuldbeladen, daß sie nichts zu sagen wagte, um sich der Mutter gegenüber nicht zu verraten. In ihrer Ratlosigkeit getraute sie sich nicht einmal, sich umzudrehen, als sie abfuhr. Und während der Fahrt versteckte sie ihre Hände wohlweislich unter der Wagendecke. Als man ein Stückchen gefahren war, sagte Frau Blomberg zu ihrem Mann: »Ich meine, Broager hatte heute nicht gerade seinen besten Tag.«

»Nein, es war wirklich schade!« erwiderte der Geistliche. »Er war nicht aufgelegt – ganz und gar nicht aufgelegt«, wiederholte er nach einigen Minuten, obwohl man in der Zwischenzeit von ganz anderen Dingen geredet hatte.

Per sprach auf der Heimfahrt mit viel Wärme über alles, was er auf dem Ausflug erlebt hatte. Inger erwähnte er jedoch mit keinem Wort. Die Hofjägermeisterin bemerkte dies und dachte sich ihr Teil.

Die Sonne war untergegangen. Es wurde schon dunkel, ehe sie zu Hause ankamen.

Als sie mit dem hohl dröhnenden Widerhall, den Per schon so gut kannte, auf Kærsholm durch das Tor fuhren und er das Licht aus den Fenstern so gastfreundlich ihnen entgegenleuchten sah, ergriff ihn ein neuartiges, eigentümliches Gefühl. Zum ersten Mal in seinem Leben bekam er den Eindruck, eine Stätte gefunden zu haben, an die er sich heimatlich gebunden fühlte. Wie zur Bestätigung sprang im selben Augenblick der Hund des Verwalters heran, umtänzelte ihn und begann ihm in wilder Wiedersehensfreude die Hand zu lecken. Das arme Tier, dem man die Jungen weggenommen hatte, zeigte seither seine ganze Liebe Per. Bewegt beugte er sich hinunter und tätschelte ihm den Kopf.

Als er auf sein Zimmer kam, zuckte er zusammen beim Anblick eines Briefes, den man auf seinen Tisch gelegt hatte. Seine Augen bekamen einen scheuen Ausdruck – das muß ein Brief von Jakobe sein, dachte er und zögerte, ihn aufzunehmen. Als er Ivans Krähenfüße erkannte, atmete er erleichtert auf. Nur ein leises Unbehagen blieb zurück. Die Handschrift des Schwagers erinnerte ihn auf peinliche Weise an die noch immer ungelöste Geldfrage, die ihm allabendlich vor dem Einschlafen ein paar qualvolle Augenblicke bereitete.

Ungelesen warf er den Brief beiseite – Geschäfte konnten bis morgen warten. Als er darauf in das Wohnzimmer zurückgehen wollte, stieß er in seiner Jackentasche auf ein hellgraues Päckchen. Es waren Ingers Handschuhe, weiche, rauhe, sogenannte Randers-Handschuhe, ganz neu.

Er hatte sie allerdings nicht ohne Hintergedanken da draußen im Walde behalten. Es war ihm eine eigenartige Freude gewesen, etwas ihr Gehörendes bei sich zu tragen. Bei dem Abschied Hals über Kopf hatte er dann vergessen, sie zurückzugeben.

Behutsam faltete er sie auseinander und betrachtete sie lange. Er legte sie an sein Gesicht und sog gierig ihren Duft ein. Er lächelte nachdenklich: Hier hatte er ja den erforderlichen Vorwand, seinen Besuch im Pfarrhaus schon am nächsten Tag zu wiederholen, dachte er. Aber ...

War es nicht ratsamer, es zu unterlassen? Lief er nicht Gefahr, sich zu verlieben, wenn er sie immer öfter sah? Der alte Adam regte sich wieder in ihm. Doch wohin sollte

das führen? Er hatte ja gar nicht das Recht zu einer neuen Liebe. Auf Lebenszeit hatte er sich von den Blumenpfaden der Liebe ausgeschlossen ... falls er sie überhaupt jemals gekannt hatte.

## Einundzwanzigstes Kapitel

Jetzt war die Zeit, da sich das Kopenhagener Sommerleben zwischen den Villen am Øresund Tag für Tag in immer helleren, festlicheren Farben entfaltete. Der starke Pulsschlag der Großstadt pflanzte sich auf Eisenbahnschienen meilenweit fort, hinein in die leblose Natur. Große Dampfer schaukelten an den Landungsbrücken, an einer Seite herabgedrückt von ihrer lebenden Fracht. Züge, die einen viertel Kilometer lang waren, spien an den Bahnhöfen ein wogendes Menschengewimmel aus, das zu Rad und zu Fuß die mächtige Unruhe der Großstadt hineintrug bis tief in die Wälder des nördlichen Seelands.

Über dem Leben auf »Skovbakken« lag bei alledem eine gedrückte Stimmung. Philip Salomon und seine Frau Lea führten in jüngster Zeit lange mißmutige Gespräche über ihre Kinder.

Nicht allein Jakobes Zukunft erfüllte sie mit Sorge – jetzt hatte auch Nannys Verhalten ihnen Anlaß zu sehr ernsten Erwägungen gegeben. Für die Niederlage, die die eitle junge Frau bei Per erlitt, hatte sie Genugtuung bei ihrem alten Verehrer Hansen-Iversen gesucht. Und weil sie diesmal wirklich alles vergessen wollte, gab sie sich ihrem dreisten Flirt mit ziemlicher Leidenschaft hin. Aber jetzt zeigte sich, daß der ehemalige Kavallerieleutnant mit dem schneidigen Schnurrbart keineswegs ein so gestählter Charakter war, wie man vermutet hatte. Eines Tages ging er nach Hause und schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Zugleich hinterließ er einen Brief, in dem er der Welt seine Beweggründe erklärte und über Nanny seinen feierlichen Fluch aussprach.

Dank der Stellung ihres Mannes wurde die Sache in der Presse vertuscht. Und um den Ruf seiner Frau noch nachdrücklicher zu decken, zeigte sich Dyhring in den folgenden Tagen oft Arm in Arm mit ihr. Scherzend äußerte er zu seinen Bekannten, es sei im Grunde eine gefährliche Sache, eine Frau zu haben, deren Augen nicht nur einer Pistolenmündung glichen, sondern mitunter auch so wirken könnten. Unter vier Augen hatte er unterdessen Nanny einem eingehenden Verhör unterworfen, das mit einer schallenden Ohrfeige endete, die sie auch ruhig hinnahm. Sie fand sogar, sie sei noch ziemlich billig bei der Geschichte weggekommen, die sie im ersten Augenblick furchtbar aufgeregt hatte – ja, was noch mehr war: Sie verliebte sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal richtig wollüstig in ihren Mann und war danach eine Zeitlang seine unterwürfige Sklavin, die willig und mit vermehrter Erfahrung seinen geschlechtlichen Ausschweifungen diente.

Trotzdem war nicht zu verhindern, daß dies und das über die Ursache für den Selbstmord des Leutnants durchsickerte. Der Kopenhagener Klatsch, der auch auf das Land hinausgezogen war, hatte von dem hinterlassenen Brief Wind bekommen. Und wenn Philip Salomon und seine Frau ihre übliche abendliche Spazierfahrt mit ihrem königlichen Gespann über den Strandvej machten, grüßend und wieder begrüßt von Freunden und Neidern, dann ging ringsum in den Villengärten eifriges Flüstern und Tuscheln los. Gewisse Leute hatten Nanny nie richtig ihre Schönheit verzeihen können, und schon allein aus diesem Grund gehörte ihre Tugend stets zu den am meisten



angezweifelt in der kleinen abgeschlossenen Gemeinde der Bredegade, wo man wie in den Provinzstädtchen einander kannte bis auf die Unterhosen.

Die Eltern beurteilten das Verhalten ihrer Tochter sehr streng. Philip Salomon fand sich sogar veranlaßt, sich bei Dyhring förmlich im Namen des Hauses und der Familie zu entschuldigen. Die einzige von Nannys Angehörigen, die sie ein wenig in Schutz nahm, war seltsamerweise Jakobe. Obwohl sie sonst immer so schonungslos die Schwester verurteilt hatte, überging sie jetzt die Sache mit einem Achselzucken. Sie fand keinen Grund, sie so ernst zu nehmen. Das Leben fordere nun einmal Blut, wenn man es richtig leben wolle, meinte sie. Wolle man mitmachen, dann müsse man darauf gefaßt sein, zu denen zu gehören, welchen man es abzapfte.

Jakobe hatte sich überhaupt in jüngster Zeit völlig verändert. Nicht allein ihr Aussehen war beunruhigend schlechter geworden, auch ihr ganzes Wesen zeigte wieder jene müde, unnatürliche Gleichgültigkeit, die ihr schon früher eigen gewesen war. Fragte man sie nach ihrem Befinden, so antwortete sie regelmäßig, es ginge ihr gut. Von ihrem Verlobten sprach sie immer seltener. Aber sie machte auch keine Einwände, wenn die Eltern mit ihr über die bevorstehende Hochzeit redeten. Zugleich jedoch sprach sie davon, sie wolle wieder einmal ihrer Freundin in Breslau einen Besuch abstatten – keiner konnte aus ihr und ihren Absichten klug werden.

Es gab nur einen Menschen, der sie ein klein wenig verstand: Rosalie. Da ihr Zimmer neben dem Jakobes lag, hörte sie eines Nachts da drinnen lautes Schluchzen, und in der Meinung, daß Jakobe krank geworden sei, stand sie schnell auf. Doch sie fand die Tür verschlossen, und Jakobe wollte sie nicht hereinlassen. Am nächsten Morgen erklärte Jakobe, sie habe Zahnschmerzen gehabt. Rosalie war jedoch kein Kind mehr. Sie jagte selbst schon in den Wildgehegen der Liebe und begann in Nannys Fußspuren zu treten. Es war ihr sogar schon geglückt, eine Beute zu erlegen. Kandidat Balling hatte ihr vor einiger Zeit seine Liebe gestanden, und nun machte es ihr Spaß, die Verständnislose zu spielen und zuzusehen, wie der lange Literaturmensch von Angst und Ungewißheit gequält wurde.

Was Jakobe bis zur Verzweiflung bedrückte, so daß sie mitunter daran dachte, sich das Leben zu nehmen, war vor allem ihre Unsicherheit. Sie konnte sich nicht zu einem endgültigen Bruch mit Per entschließen. Obwohl sie längst begriffen hatte, wohin das Ganze führte, und obwohl sie ahnte, daß hier eine Frau im Spiel war, verschob sie die Entscheidung von einem Tag auf den anderen. So entwürdigend war ihre Liebe! So schamlos war das Gefühl, das sie für das heiligste des Lebens gehalten hatte.

Es bereitete ihr bei alldem Trost, ja sogar Genugtuung, daß sie Per nichts von ihrem Zustand gesagt hatte. Ihr teuerstes Geheimnis hatte sie ihm nicht preisgegeben. In ihrer Mütterlichkeit wollte sie unberührt bleiben. Verschont wollte sie bleiben von der äußersten Demütigung, ein Opfer seines Mitleids zu werden.

Sie hatte seine Briefe wieder eine Zeitlang unbeantwortet gelassen. Ja sie hatte sie überhaupt nur mit viel Überwindung gelesen. Daß ihn ein Pfarrer da drüben so beschäftigte, erfüllte sie mit Mitleid. In einem seiner letzten Briefe hatte er ihr nachgerade empfohlen, sich die Schriften dieses Mannes zu beschaffen – was sie längst getan hatte. Doch als er jetzt wiederum diese Predigtsammlung erwähnte, offenbar in der Hoffnung, sie könne dadurch für die christliche Lebensanschauung

gewonnen werden, reizte sie dies dermaßen, daß sie sich entschloß, ihm zu antworten. Hier gab es eine Gelegenheit, ihrem Herzen einmal Luft zu machen, ohne sich dabei zu demütigen. Und obwohl sie wie im vorigen Brief mit keiner Zeile ihr persönliches Verhältnis berührte, spürte sie beim Schreiben, daß sie diesmal mit ihren Worten den endgültigen Bruch vorbereitete.

»Ich hatte bisher nicht das Bedürfnis, der Aufforderung zu folgen, die Du in Deinen letzten Briefen an mich gerichtet hast, und auf einen Punkt einzugehen, der Dich, wie es scheint, wieder sehr bewegt: Ich meine Dein Verhältnis zum Christentum. Aber mein Schweigen ist nicht Mangel an Teilnahme – das hast Du hoffentlich verstanden. Trotzdem bin ich immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß es Fragen gibt, über die zu diskutieren fruchtlos ist. Das gilt vor allem für Glaubensdinge, bei denen wir uns nicht durch Vernunftschlüsse beeinflussen lassen. Wir kriegen den Glauben, den die Umstände für uns schaffen. Unser Organ für das Religiöse entwickelt sich genauso natürlich wie Herz und Nieren. Und jeder künstliche Eingriff, um beispielsweise einer Erbanlage entgegenzuwirken, hat wohl nur zur Folge, daß der ganze Organismus geschwächt wird.

In Deinem letzten Brief lese ich allerdings zwischen den Zeilen eine direkt an mich gerichtete Frage, und die verlangt eine Antwort – wenn nicht aus einem anderen Grunde, so doch, damit Du mein Schweigen nicht als stillschweigendes Zugeständnis auslegst.

Mein Verhältnis zum Christentum wird natürlich nicht weniger als Deines durch meine Geburt und Erziehung bestimmt. Von klein auf haben die Verfolgungen, die die christliche Kirche bis in die jüngste Zeit hinein gegen mein Volk betreibt, in mir Rachedgedanken erweckt. Trotzdem will ich fast glauben, ich wäre imstande, unter all das einen Strich zu ziehen, wenn ich die Wohltaten der Kirche der übrigen Menschheit gegenüber entdecken könnte. Doch wo immer ich in ihrer zweitausendjährigen Geschichte lese, überall finde ich unter der Maske der Frömmigkeit dieselbe hinterhältige, tyrannische Verfolgungswut, dieselbe kaltblütige Gleichgültigkeit in der Anwendung der Mittel, wenn nur die Gier nach Macht befriedigt wird. Niemals hat eine geistige Bewegung in dem Maße die schlechtesten menschlichen Eigenschaften in ihren Dienst gestellt. Und deswegen – ausschließlich deswegen – hat die christliche Kirche so große Verbreitung gefunden.

Mir ist völlig unverständlich, ja absolut unbegreiflich, daß rechtschaffene Menschen, die imstande sind zu lesen und zu denken, nicht von Ekel erfüllt werden über diese Glaubensgemeinschaft, unter deren Fittichen gemeinste Unterdrückung, finsterste Unwissenheit und brutalste Abscheulichkeiten Schutz oder doch zumindest Nachsicht gefunden haben, während alles, was die Zeit an gesunden, edlen und mutigen Bestrebungen hervorbrachte, um die Menschheit zum Licht, zu größerer Gerechtigkeit und zu mehr Glück zu führen, in der Kirche seinen mißgünstigen, unversöhnlichen Feind gehabt hat. Selbst wenn die Reformation hierin vielleicht einige Verbesserungen brachte, so ist das insgesamt doch nicht von Bedeutung. Und die verschiedenen modernen Richtungen, die sich um ein verhältnismäßig wohlwollendes Verständnis Andersdenkenden gegenüber zu bemühen scheinen, beruhigen mich ebenfalls nicht. Im Gegenteil. Der Protestantismus hat auch seine Jesuiten, die in schwierigen Zeiten für die Kirche durch scheinbaren Freisinn wirken, der als Deckmantel für notgedrungene

Zugeständnisse dient. Diese Erscheinung ist so alt wie das Christentum selbst. Von Anfang an wußte es schlau ringsum in den Ländern Fuß zu fassen, indem es heidnische Sitten und Vorstellungen, die es nicht überwinden konnte, in sich aufnahm. Auch jetzt versteht es, sich geschickt den Forderungen der Wissenschaft und der Humanität anzupassen, sobald ihm eine Niederlage droht. Daß es trotzdem noch immer den Anspruch aufrechterhält, die einzige, unveränderliche, von Gott eingeblasene Wahrheit zu verkünden, ist eine Heuchelei, wie sie die Welt noch nie gesehen hat.

Und doch – ich bin trotz allem nicht unversöhnlich. Ich will sogar an die Möglichkeit glauben, daß man zu einem Einverständnis mit dem Christentum kommen kann, das ja tatsächlich eigenständige Wahrheitselemente besitzt, die für das Wohl und Wehe der Menschen von Bedeutung sind. Aber nur unter einer Bedingung könnte ich der Kirche die Hand reichen: Sie müßte in sich gehen und ehrlich werden. Und noch etwas: Sie müßte sich zum Beweis für die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung selbst den Bußgang auferlegen, den sie von ihren einzelnen Mitgliedern verlangt. Soll die alte Sünderin ihr Antlitz verhüllen, wie es geschrieben steht, und vor aller Augen ihre Schuld bekennen. Das mag der Anfang sein! Auf den Knien vor der Menschheit, deren Einfältigkeit sie mißbraucht hat, muß die Kirche ihre Sünden büßen! Auf den Knien vor der Wahrheit, die sie unterdrückte, vor der Gerechtigkeit, die sie blendete, muß sie Verzeihen suchen für ihre Vergangenheit! Erst dann – aber keinen Augenblick eher – kann sie erwarten, Vertrauen zu finden bei denen, die wirklich die Wächter des Lebens und des Lichts sind.«

Auf Kærsholm vergingen die Tage in ländlicher Einförmigkeit, die die Zeit so flüchtig und das Leben so kurz macht. Wieder war Sonntag, und die Gutsbesitzerfamilie fuhr wie gewöhnlich nach Bøstrup, um Pastor Blomberg predigen zu hören.

Nach Pers Äußerungen im Anschluß an die Versammlung neulich hatte die Hofjägermeisterin eigentlich erwartet, er würde auch diesmal mitkommen. Es fehlte ihm auch nicht an Lust, weil er gewiß bei dieser Gelegenheit Inger wiedersehen würde. Aber er konnte sich doch nicht entschließen, an einem förmlichen Gottesdienst mit Gesang, Vaterunser und Segen teilzunehmen. Er hatte am Abend vorher Jakobes Brief erhalten, dessen leidenschaftlicher Ton ihn beeindruckt hatte, so daß er wieder unsicher geworden war.

Als der Wagen abgefahren war, fühlte er sich sehr einsam auf Kærsholm. Er ging in den Garten hinaus und stieg auf einen künstlich angelegten Aussichtshügel, der ganz am Rand lag. Hier setzte er sich auf eine Bank und blickte hinaus in die Gegend.

Ringsum – fern und nah – riefen die Kirchenglocken zur Andacht. In der stillen Luft hallten die Töne meilenweit über die Wiesen. Auch die Kirche in Bøstrup konnte er deutlich hören. Und sie rief nicht vergebens. Auf der Landstraße, die um den Gutshof einen Bogen machte, sah man einen Wagen nach dem anderen mit sonntäglich gekleideten Bauern, die alle in Richtung Bøstrup fuhren. Per folgte ihnen mit den Augen, bis sie oben hinter den Boruper Höhen verschwanden. Als der letzte verschwunden war, hatte er ein Gefühl, als liege die Gegend ausgestorben vor ihm, als sei die Bevölkerung in ein fremdes Land gezogen und habe ihn allein zurückgelassen.

Diese sonntägliche Unruhe, deren er sich aus der Vergangenheit so deutlich erinnerte, hatte er nicht mehr gekannt seit dem Tag, da sich ihm das Haus seiner Schwiegereltern öffnete und er in eine Welt eingeführt wurde, über der keine Kirchenglocken läuteten. Und doch hatte er kein Verlangen nach »Skovbakken«. Ohne Wehmut dachte er an das Kommen und Gehen froher, fein gekleideter Herrschaften, die dort den festlichen Inhalt des Tages ausmachten.

Eine Glocke nach der anderen schwieg. Immer stärker ergriff ihn das unheimliche Gefühl des Verlassenseins. Das Rasseln eines Wagens in weiter Ferne auf unbekanntem Wegen weckte in ihm eine ganz phantastische Empfindung des Jenseits. Er kam sich vor wie ein Verstorbener, der im Schattenreich über seinem Grab menschliches Leben vernimmt.

Wieder dachte er an Jakobes Brief. – Jetzt wußte er, was er ihr antworten wollte. Dieser feierlich stille Vormittag, diese festlich gekleideten Bauern in ihren fein geputzten Wagen, diese Tausende und aber Tausende von Häusern in der ganzen Welt, aus denen zu dieser Stunde Menschen voll Zuversicht in die Kirchen strömten, um dort neuen Mut und neue Kraft für den Kampf ums Dasein zu schöpfen – das war doch der überzeugende Protest des Lebens selbst gegen ihre Worte. Es mag sein, wollte er ihr schreiben, daß die Kirche furchtbare Sünden auf ihrem Gewissen hat – und dieser Meinung war er selber auch –, aber sie wurden doch sicherlich aufgewogen durch all das Gute, das sie den Menschen gebracht hat. Jedenfalls hatten – wie Pastor Blomberg kürzlich in seiner Rede im Wald sagte – die Nordeuropäer, überhaupt die Germanen, einen ganz besonderen Grund, dem Christentum wenigstens Ehrfurcht zu erweisen, weil es sie doch aus der Barbarei befreit hatte. Von Kindesbeinen an hatte es sozusagen die Geisteswelt der germanischen Stämme geformt. Es war ihre geistige Muttermilch, die sich nie ganz aus ihrem Blut ausscheiden ließ.

Doch wozu bedurfte es überhaupt historischer Beweise? Das war ihm ja gerade in jener Nacht auf dem Dampfer im Kattegat klargeworden: Mit dem Christentum hatte sich offenbar dem Menschen eine neue Kraftquelle erschlossen, da es seiner alten gichtbrüchigen Mutter einen so mächtigen Opferwillen hatte einflößen können. Spürte er nicht auch selbst immer deutlicher, wie unmöglich es war, auf die Dauer den Lebensmut und die Lebenskräfte ohne den Beistand aus dem Jenseits aufrechtzuerhalten? Und brachte nicht fast jeder Tag von den vielen Einsamen dieser Zeit neue Beweise für dasselbe Bedürfnis nach einem Gott, nach einem himmlischen Tröster?

Unter den Büchern und Wochenschriften, mit denen ihn die Hofjägermeisterin ständig versorgt hatte, war auch Poul Bergers »Ein Jakobskampf«, von dem er in Kopenhagen viel gehört, den er aber erst jetzt gelesen hatte. Die große Bekenntnisdichtung, die in einem kunstvoll nachgeahmten alttestamentarischen Stil geschrieben war, hatte ihn stark ergriffen. In einem Kapitel wandte sich der Autor direkt gegen die geistige Bewegung, die vor allem durch Nathan aus dem Ausland hier eingeführt worden war. Er verglich sie mit einem Frühlingsregen, der auch das unfruchtbare Korn sprießen läßt und dem Sandboden ein trügerisches Aussehen von Üppigkeit verleiht.

»Kommet aber die Sonnendürre und naht die Zeit der Ernte – wo seid ihr dann, ihr wurzellosen wilden Triebe? Prangtet ihr nicht an allen Wegen, hattet ihr euch nicht ausgebreitet über die Erde in tausend Farben wie eine Verheißung von des Paradieses Herrlichkeiten? Oh, es klagen euch eure leeren Ähren an. Die Sonne hat geschenkt

den gesunden Keimen die Fülle des Wachstums. Doch euch dörret sie aus, und ehe daß der Herbst kommt, wird der Sturm euch verwehen, denn der Sünde Lohn ist der Tod. – Wohl dem, welcher im Frühjahr zur Zeit des Wachsens demütig seine Wurzeln versenket im Urgrund, wo des ewigen Lebens Quellen fließen!«

Vor allem diese Worte hatten solchen Eindruck auf Per gemacht, daß er sie auswendig kannte. Als er sie zum ersten Mal las, meinte er, seine eigene Grabschrift gelesen zu haben. Dieses seelische Dahinwelken hatte er ja gerade in den letzten Jahren immer wieder verspürt – ein allmähliches, unerbittliches Schwinden seiner Kräfte und Fähigkeiten. Er hatte es sich nur nie so recht eingestehen wollen.

»Fahr wohl, unfruchtbare Zeit! Meine Wüstenwanderung hat ein Ende. Meiner Väter paradiesisch Haus hat sich mir aufgetan, und geblendet von dem Lichte, knie ich nieder auf des Tores Schwelle in Reue und Gebet.«

Per hatte den Kopf in seine Hände gelegt und saß eine Zeitlang unbeweglich da. Er fragte sich, ob ihn noch etwas anderes zurückhielt als sein falscher Stolz, sich mit dem Gott seiner Väter zu versöhnen. War es allein dies, daß er sich nicht entschließen konnte, seinen steifen Nacken zu beugen und eine Macht anzuerkennen, die er einst verleugnete? Demut! Da war wieder eines dieser schweren Bibelworte, deren lebensentscheidende Bedeutung er langsam begriff. Demütig sein – das also war die letzte Schwierigkeit. Das war der Preis des Himmels, damit die Seele Frieden fand.

Er hob den Kopf. Noch immer tönnten die Glocken von der Boruper Kirche herüber. Bis dorthin waren es kaum zwei Kilometer – dorthin würde er also noch immer früh genug kommen, dachte er.

Er blieb noch ein paar Minuten sitzen. Dann stand er kurz entschlossen auf. Mit schnellen Schritten ging er um den Garten und den Park herum.

Es gelang ihm auch, die Kirche zu erreichen, ehe der Pastor auf die Kanzel gestiegen war. Durch die Tür der Vorhalle tönte ihm Gesang entgegen, und er blieb stehen und lauschte.

Er war in einer sonderbaren Erregung, die im Grunde nicht viel mit Andacht zu tun hatte, geschweige denn mit Demut. Noch als er die Hand auf die Türklinke gelegt hatte, um zu öffnen, war er sich im Zweifel. Im letzten Augenblick noch war ein Willensakt nötig. Seine Bekehrung mußte er gleichsam ertrotzen, um der Sache ein Ende zu machen.

Er setzte sich auf die hinterste Bank dicht an der Tür. Und als er erst seinen Platz gefunden und die verstreut sitzenden Kirchgänger ihre Neugier gestillt hatten, wobei sie sich mehrmals umwandten und ihn ansahen, beruhigte er sich bald.

Es war nun auch gerade keine Gemeinde, die sich dazu eignete, die feierliche Stimmung bei ihm wachzuhalten. Der Pastor stand vor dem Altar und putzte sich mit großer Umständlichkeit die Nase. Er kehrte der Gemeinde den Rücken zu, die aus etwa einem Dutzend Menschen bestand – meistens ältere Leute von wenig aufgewecktem Aussehen. Besonders das männliche Geschlecht war schwach vertreten. Auch der Gesang rief nicht gerade viel Andacht hervor. Außer der Stimme des Küsters vernahm man lediglich ein paar klagende Altweiberstimmen. Das Innere dieser Kirche war ein niedriger kellerartiger Raum mit großen feuchten Flecken und grünlichem Schimmel an

den Wänden, die sauer nach Tünche rochen. Auf dem Pult vor ihm lag eine dicke Schicht Kalkstaub.

Doch nun erschien der Pfarrer auf der Kanzel, und erst jetzt wurde es Per klar, daß es ja der berühmte Pastor Fjaltring war, den er hier hören sollte. Da stand er unter dem blaugemalten Baldachin – ein schöner bleicher Mann mit regelmäßigen Zügen und silbergrauem, glattgekämmtem, aus der Stirn gestrichenem Haar. Per fand auch nicht das geringste Diabolische an ihm, wie er ursprünglich geglaubt hatte. Sein Gesicht war glattrasiert, der Mund breit, aber fein geschwungen, die Augen waren groß und dunkel. Seine Bewegungen waren gemessen, seine ganze Haltung war vornehm; nur hin und wieder liefen seltsame – und wie es schien – schmerzhaft Zuckungen über die Schultern bis in sein Gesicht.

Nach kurzem einführendem Gebet nahm Fjaltring die Bibel, um den Tagestext zu verlesen. Als er im selben Augenblick Per gewahrte, hielt er inne und betrachtete ihn eine Zeitlang mit sichtbarer Verwunderung, bis er sich bei seiner Geistesabwesenheit ertappte und die Verlesung begann.

Dann kam die Predigt, die fast eine ganze Stunde dauerte. Er hielt sie in dem üblichen Predigerton und sagte nichts, was über die vorgeschriebenen Redensarten von Sünde, Gnade, Erlösung und wieder von Sünde und ewiger Höllenqual hinausging. Per wurde immer ungeduldiger. Seine Stimmung war unwiederbringlich verdorben. Jetzt sah er ein, daß er besser hätte zu Hause bleiben können, da er doch nicht mit nach Bøstrup fahren wollte.

Er war froh, als der Gottesdienst endlich vorbei war, so daß er aus der Kirche verschwinden konnte. Schamvoll und verärgert eilte er nach Hause. Nach diesem Ergebnis seines ersten Kirchgangs fühlte er sich beschämt, und er nahm sich vor, ihn keinem Menschen gegenüber zu erwähnen.

Um sich die Zeit zu verkürzen, bis die Gutsbesitzerfamilie zurückkehrte, ging er zum Verwalter hinüber, um bei einer Pfeife Tabak ein wenig zu plaudern. Zu den ländlichen Gewohnheiten, die er sich hier auf Kærsholm zugelegt hatte, gehörte auch der Geschmack an langen Pfeifen mit großen Köpfen, die man eine ganze Stunde lang rauchen konnte, ohne daß sie frisch gestopft zu werden brauchten. Er hatte einen solchen Dampfapparat im Zimmer des Verwalters hängen, wo er regelmäßig eine Stunde nach Tisch zubrachte.

»Sagen Sie mir, was haben Sie eigentlich an Pastor Blomberg auszusetzen?« fragte Per, nachdem sie eine Weile von anderen Dingen geredet hatten.

»Ich?«

»Ja, mir ist, als hätten Sie einmal eine boshafte Äußerung über ihn gemacht.«

Der Verwalter lachte in seinen gelockten Bart. »Gott bewahre meinen Mund! Warum sollte ich denn etwas über seine Unfehlbarkeit sagen? Ich bin doch nicht ganz von Sinnen.«

»Ja – aber gesagt haben Sie doch etwas!«

»Na, ich habe mich vielleicht darüber gewundert, daß er es mit ansehen kann, wie sein alter Vater so vor die Hunde geht...«

»Lebt denn Pastor Blombergs Vater noch?«

»Freilich lebt er! Irgendwo drüben auf Seeland. Und ihm soll es beinahe so dreckig gehen wie einem Armenhäusler. Er ist verlaust und hat Krätze. – Ich finde, Blomberg könnte ihn recht gut zu sich nehmen und ein bißchen was tun für den alten Mann.«

»Da stimmt doch irgend etwas nicht mit diesem Vater. Vielleicht ist er versoffen. Oder Pastor Blomberg ist nicht in der Lage, etwas für ihn zu tun.«

»Blomberg sieht ja sonst nicht so auf den Groschen. Er weiß doch genau, wo er was herkriegen kann, wenn er etwas braucht. Die Leute hier hängen doch an ihm wie die Kletten.«

»Wie denn ... herkriegen?«

»Na ja – beispielsweise voriges Jahr, als er ein Paar neue Kutschpferde haben wollte. Da ließ er einfach ein Wort fallen, er könne es seinen Kindern gegenüber nicht mehr verantworten hierzubleiben. Er müsse sich eine fettere Pfründe suchen. Da wurde den Leuten hier angst und bange, und sie sammelten schnell für einen Landauer und ein Paar Gäule. Und er hat kaum danke schön gesagt. Er fand es ganz in Ordnung. Das sei eben die verdammte Schuldigkeit der Leute. – Haben Sie mal gehört, wie Pastor Fjaltring ihn nennt?«

»Nein.«

»Großhändler!«

»Was soll das denn heißen?«

»Ja, so genau verstehe ich das auch nicht. Aber – so lächerlich es klingt – mir scheint, es paßt für ihn!«

Per schwieg eine Weile und beobachtete den Rauch aus seiner Pfeife. »Wie finden Sie seine Tochter?« fragte er dann.

Der Verwalter lachte wieder. »Ich finde sie richtig nett.«

»Mehr nicht?«

»Na, dann sagen wir reizend.«

»Prämienwürdig, wie? Ist das nicht der Ausdruck, den Sie immer verwenden?«

»Na ja – meiner Ansicht nach steckt Fräulein Blomberg ihren Allerwertesten ein bißchen zu sehr heraus.«

Per runzelte die Stirn. Der Ton des Verwalters verletzte ihn heute. Vielleicht war der Mann doch boshafter, als er geglaubt hatte. Was er da über Pastor Blomberg erzählt hatte, mußte ja pure Verleumdung sein.

Da hörten sie den Wagen der Herrschaften durch den Torweg rollen. Per stand auf und ging ohne Abschied davon.

Die Hofjägermeisterin empfing ihn im Wohnzimmer mit überschwenglichen Ausbrüchen. »Sie ahnen ja gar nicht, was Sie versäumt haben, Herr Sidenius! Pastor Blomberg hat heute ganz wunderbar gepredigt.«

Doch Per hörte gar nicht hin. Neben ihr stand nämlich Inger, und vor Überraschung und Freude über ihren Anblick wurde er ganz verlegen.

»Und jetzt zu Tisch!« sagte die Hofjägermeisterin. Sie legte ihren Arm um Ingers Taille und sah Per mit einem Blick an, als wolle sie ihn eifersüchtig machen. »Mein Mann sitzt schon da!«

Es war diesmal ungewöhnlich schwierig gewesen, Inger zu überreden, mit nach Kærsholm zu kommen. Um ihre Mutter zu beruhigen, die neulich nach dem Volksfest im Wald mit ihr über Per in einer Weise gesprochen hatte, die offensichtlich als Warnung dienen sollte, hatte Inger zur Bedingung gemacht, daß sie rechtzeitig vor Einbruch der Dunkelheit wieder zu Hause sein müsse. Und da war denn verabredet worden, daß die Eltern sie selbst am späten Nachmittag wieder abholen wollten.

Wenn sie sich überhaupt entschlossen hatte, Kærsholm zu besuchen, solange Per noch da war, so hing dies lediglich mit den vergessenen Handschuhen zusammen, die sie nicht gern von einem Boten holen lassen, aber doch sehr gern wiederhaben wollte. Es war ihr wirklich eine Qual gewesen, ein Geheimnis mit diesem fremden Mann zu teilen und zu wissen, daß etwas, was ihr gehörte, in seinem Besitz war, auf seinem Tisch lag oder vielleicht als Pfand der Vertraulichkeit in seiner Tasche steckte.

Sie war denn auch kaum einen Augenblick mit ihm allein geblieben, als sie mit ihrer Forderung herausplatzte.

Per schaute sie eine Weile an. Er hatte eigentlich beabsichtigt, sich die Erlaubnis auszubitten, das ihm anvertraute Gut als Erinnerung behalten zu dürfen, doch er bekam es nicht über die Lippen. Sie sah so ernsthaft aus, und in ihrem ganzen Wesen lag etwas, das geliche Galanterie im Keim ersticke.

So verneigte er sich denn schweigend und ging in sein Zimmer, um die Handschuhe zu holen.

Als er zurückkam und sie allein fand – die Hofjägermeisterin hatte sich gleich nach dem Frühstück unsichtbar gemacht –, schlug er ihr kühn einen Spaziergang durch den Garten vor. Inger überlegte einen Augenblick, kam aber zu dem Ergebnis, daß sie nicht gut nein sagen konnte, ohne unhöflich zu sein. Sie sorgte jedoch dafür, daß sie sich nicht zu weit von der Veranda entfernten und die Hofjägermeisterin sie sehen konnte, wenn sie zurückkam.

Eine eigentliche Unterhaltung führte man nicht, dazu waren beide zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Im selben Augenblick, da Per Inger gesehen hatte, war ihm heute klargeworden, daß er in sie verliebt war, und dies machte ihn verschlossen, fast etwas unhöflich. Inger ihrerseits dachte an die Worte der Hofjägermeisterin, die sie während der Fahrt gesprochen hatte: Herr Sidonius sei in den letzten Tagen schlechter Laune gewesen und diese Stimmung stehe ohne Zweifel mit seiner unglücklichen Verlobung in Zusammenhang. Auch sie hatte ihn beim Frühstück einige Male angesehen und fand ja auch, daß er schlecht aussah. – Er tat ihr im Grunde leid. Sie konnte sich nichts Entsetzlicheres denken, als an jemand gebunden zu sein, den man nicht liebte und vielleicht nicht einmal achtete.

»Ob die Luft draußen auf den Feldern nicht bißchen frischer ist?« fragte Per und blieb an einer Tür im Gartenzaun stehen, die ins Freie führte. »Unter den Bäumen ist es heute so drückend, und die Fliegen hier drinnen sind Ihnen auch lästig, sehe ich.«



Das letztere war tatsächlich der Fall, und Inger erhob auch keine Einwände. Sie hatte die Hofjägermeisterin aufgegeben, ja sie dachte im Grunde nicht mehr an sie. Außerdem: In der weltmännisch-kühlen Höflichkeit, mit der Per die Gartentür öffnete und zur Seite trat, lag etwas, dem sie nicht widerstehen konnte.

Sie kamen auf einen kleinen Grasplatz hinaus, der zu den Wiesen hin schräg abfiel. Es war Wind aufgekommen. Auf der Landstraße tanzten Staubwirbel hin und her, die Wolken hatten sich zerteilt, aber die Luft war noch schwer von Wärme.

»Sind Sie nicht müde geworden?« fragte Per. »Wollen Sie sich nicht setzen? Das Gras ist ganz trocken, und hier weht doch wenigstens ein frischer Wind.«

Inger entdeckte, daß sie wirklich ein wenig müde war, sie bedachte sich, setzte sich aber schließlich doch an den Abhang, wobei sie ihre Füße sorgfältig mit dem Kleid zudeckte.

Diese kleine keusche Bewegung wirkte auf Pers Verliebtheit wie ein Windstoß, der aus einem schwelenden Feuer helle Flammen schlagen läßt. Erst in diesem Augenblick begriff er richtig, wie stark und tief seine Gefühle für sie schon waren, wie unumschränkt dieses blonde Mädchen seine Phantasie bereits beherrschte.

Inger saß mit einem Grashalm im Mund da und blickte über die Wiesen. Ihren großen weichen Strohhut hatte sie sich um die Ohren gebunden, so daß er den Kopf fest wie eine Kappe umschloß. Das hatte sie wegen des Windes getan, im übrigen aber wußte sie sehr genau, daß es sie gut kleidete. Ihr Vater hatte einmal scherzhaft gesagt, mit einem solchen Hut brauche sie nur noch einen blumengeschmückten Hirtenstab und ein weißes Lämmchen am Bande, um einer verkleideten Prinzessin in einer Schäferszene zu gleichen – und für dergleichen Bemerkungen hatte sie immer ein gutes Gedächtnis.

Per hatte sich ein Stückchen von ihr entfernt niedergelassen. Er zwang sich plötzlich, nach der anderen Seite zu schauen.

Ich muß abreisen – und zwar am besten gleich, sagte er sich. Ich will mich nicht lächerlich machen, ich will nicht das Opfer einer hoffnungslosen Verliebtheit werden.

Als sie saßen, geriet die Unterhaltung ins Stocken. Das geschah nicht deshalb, weil Inger Angst hatte, mit ihm allein zu sein. Sie kannte keine Gewissenskrupel mehr – ja wenn sie an die Warnungen der Mutter dachte, fühlte sie sich fast gekränkt; er benahm sich ja mustergültig. Aber die ganze Situation kam ihr doch so ungewohnt kühn vor, daß sie meinte, sie schwebe in der Luft.

Per fing an, sie mit seinen Reiseerlebnissen zu unterhalten, auf die er zurückgriff, wenn ihm nichts mehr einfiel. Doch Inger hörte gar nicht zu. Sie war wieder ganz in Gedanken und grübelte über etwas nach, was die Hofjägermeisterin einmal über ihn gesagt hatte, nämlich daß er ein ziemlicher Schürzenjäger sei und daß ihn diese Leidenschaft auf Abwege geführt habe. Sie faßte diese Worte so auf, daß seine Verlobte nicht nur sehr reich, sondern auch sehr schön war – und so hatte sie sie sich auch stets vorgestellt. Sie wußte nicht, warum, aber sie konnte sich nicht denken, daß er sie nur wegen des Geldes genommen hatte.

Per blickte verstohlen zu ihr hinüber. Noch immer hielt sie den Grashalm im Mund und starrte hinaus auf die blumenübersäte Wiese. Sie hatte sich ein wenig nach vorn

gebeugt und das eine Knie hochgezogen, so daß sie den Arm darauf stützen konnte. Die Augen hatte sie halb geschlossen und blinzelte in die Sonne.

»Langweile ich Sie?« sagte er nach längerem Schweigen.

Sie zuckte leicht zusammen, als sie seine Stimme wieder vernahm. Sie errötete sogar ein bißchen.

Plötzlich hörten sie einen Wagen auf den Gutshof fahren.

»Das sind doch wohl nicht schon Ihre Eltern?« rief er erschrocken.

»Das sind sie ganz gewiß«, sagte sie und stand auf. »Ich muß hineingehen.«

Sie zeigte jedoch keine besondere Eile auf dem Rückweg durch den Garten. Als sie hinter der Tür ein paar schöne Margeriten erblickte, blieb sie sogar stehen, um sie zu pflücken.

Hierin lag ein klein wenig Trotz der Mutter gegenüber. Doch vor allem war es eine Äußerung ihres guten Gewissens. Sie war sich keines Unrechts bewußt; aber es sollte auf alle Fälle ihren Eltern nicht verborgen bleiben, mit wem sie spazierengegangen war.

Per ging nicht mit hinein. Er hatte in diesem Augenblick nicht die geringste Lust, irgendeine belanglose Unterhaltung zu führen. An der Verandatreppe verließ er sie daher und ging auf sein Zimmer, das von der Giebelseite her einen eigenen Eingang hatte.

Hier ging er immerzu auf und ab, um sich ein wenig zu beruhigen. Jetzt wollte er Ernst machen mit seinem Aufbruch. Wohin aber sollte er nun reisen? Konnte er nach dem, was geschehen war, zu Jakobe zurückkehren? War es nicht seine Pflicht, ihr ganz offen zu gestehen, daß er eine andere liebte? Und was dann?

Durfte er es zu einem Bruch mit Jakobe und ihrer Familie kommen lassen? Er mußte sich ja Geld beschaffen! Er *brauchte* Geld! Dieses dumme, verfluchte, schmutzige Geld! Den Plan, eine Summe vom Hofjägermeister zu leihen, hatte er aufgeben müssen. Zwar hatte er ihn nicht um ein Darlehen gebeten, aber doch mit solcher Deutlichkeit auf seine Geldverlegenheit angespielt, daß der Hofjägermeister die Absicht hätte verstehen müssen, wenn er es gewollt hätte. Per war an einem der Fenster stehengeblieben und blickte hinaus, die Hände schwerfällig auf dem Rücken, hinaus auf das schimmernde Licht in den dunklen Laubmassen der Kastanien. Auf jeden Fall mußte er nach Kopenhagen zurück. Und dort – das wurde ihm nun erst richtig klar – bedrohte eine Gefahr von ganz anderer Seite sein Verhältnis zu Jakobe. Er würde Nanny wiedersehen. Und was dann? Nanny hatte ihn hier auf Kærsholm zwar nicht oft beschäftigt, aber er hatte sie deswegen doch nicht vergessen. Mehr als einmal war er nachts aufgewacht, den Kopf schwer von sinnlichen Träumen. Zu seiner Beschämung hatte er sich eingestehen müssen, daß er geträumt hatte, in Nannys Armen zu liegen.

Der Kuß, den sie an jenem Tag wie eine Dirne auf seinen Mund gepreßt hatte, spukte ihm noch im Blut. Daher hatte er keine Veranlassung, allzusehr auf seine Widerstandskraft zu bauen. Wenn er an sie dachte, wie sie ihm oft entgegenkam mit ihrem schamlosen wiegenden Gang, ihrem lüsternen weibchenartigen Schwänzeln – wie sie verheißungsvoll lächelte und zur Seite schaute, mit einem Blick, der wie eine freche Liebkosung wirkte –, dann meinte er zu hören, wie ihre seidenen Unterröcke ihm

schon mit dreister Vertraulichkeit zuflüsterten, daß bei ihr Vergessen zu finden sei für die Liebe, die er nicht zu nennen wagte.

Müde legte er die Hand über die Augen. – Wie eine Reihe dunkler Wogen sah er die kommenden Tage auf sich zurollen und schließlich schäumend über seinem Kopf zusammenschlagen.

Er wandte sich vom Fenster ab und begann wieder, mit schwankenden Schritten im Zimmer hin und her zu gehen. Die Hände hatten wieder Ruhe auf dem Rücken gefunden, sein Kopf fiel nach vorn. Etwas Müdes, Schlaflfes, Mutloses lag über seiner ganzen Gestalt.

Auf dem Tisch lag ein aufgeschlagenes Buch. Es waren Poul Bergers Bekenntnisse – jene Schrift, zu der er sich stets von neuem hingezogen fühlte, weil sie ihm so wunderbar den eigenen Seelenzustand in diesen Tagen zu erläutern schien.

Er nahm das Buch, warf sich in einen der großen Sessel, schlug eine Stelle auf, an der ein Zeichen lag, und las: »Ich bin wie der Hungrige, der sich nicht sättigen will, wie der Kranke, der den Arzt nicht suchen will. – Siehe, es ist Abend, und die Winde stehen still, mein Herz aber ist unruhig. Ich sitze auf dem Hügel, und ich sehe die Sonne an, die langsam im Meer versinkt. Einer Goldglocke gleich hängt sie da über dem blauen Spiegel von Licht und erfüllt die Luft mit Klange. Hört, wie es tönt vom Himmel! Das ist der Engel Gesang! – Warum beuge ich nicht mein Haupt? Warum falte ich nicht meine Hände? Warum knie ich nicht nieder und bete: Vater? – Aber noch vermag ich es nicht. Und dennoch glaube ich – ja ich weiß es: Meine Seele hat mir gesagt, Trost ist allein bei Gott. Ja, spürst du hinwelken dein Leben so freudlos und unfruchtbar, dann wird er die Fülle der Fruchtbarkeit dir schenken. Ja, seufzt du voll Angst unter der Last der Tage, dann wird er das schwere Joch der Welt in Schwingen für deine Schultern verwandeln.«

Es war die Absicht der Pfarrersfamilie gewesen, nur einen kurzen Besuch abzustatten. Doch die Hofjägermeisterin überredete sie ohne große Mühe, zum Essen zu bleiben. Nun machten sie alle einen Spaziergang durch die Felder, um nach der Saat zu sehen. Inger ging auch mit und sie blieb gegen ihre Gewohnheit dicht bei der Mutter, ja ging die ganze Zeit Arm in Arm mit ihr.

Per ließ sich noch immer nicht blicken, und weder Pastor Blomberg noch seine Frau hatten bislang von ihm gesprochen.

Sie hatten ihn jedoch keineswegs vergessen. Pers verlängerter Aufenthalt auf Kærsholm erregte sogar mehr und mehr Aufmerksamkeit in der Gegend. Man redete eine Menge darüber, daß der junge Herr großen Einfluß auf die Gutsbesitzerfamilie gewonnen habe, nicht nur auf die Damen, sondern auf den Hofeigentümer selbst.

Ein Körnchen Wahrheit lag in dieser letzten Behauptung, und hiermit verhielt es sich folgendermaßen: Seit mehreren Jahren trug sich der Hofjägermeister mit dem Plan, einen größeren Sumpf zwischen den Hügeln auf seiner Gemarkung zu entwässern. Bei einem kleinen Kaffeeklatsch nach dem Essen hatte er dies Per gegenüber erwähnt und gesagt, er wolle die Sache jetzt ernsthaft betreiben und den Landinspektor herauskommen lassen, damit er das Terrain vermesse und nivelliere. Um sich zu beschäftigen und sich zugleich für die genossene Gastfreundschaft zu bedanken, hatte

sich Per erboten, die Arbeit auszuführen; und der Hofjägermeister, der Bauer genug war, um gern zu sparen – vor allem am Groschen –, hatte mit Vergnügen das Angebot angenommen.

Die nötigen Vermessungsgeräte waren vorhanden, und nach ein paar Vormittagen war die recht umfangreiche Arbeit schon beendet.

Dabei war aber Per auf den Gedanken gekommen, eine völlige Umregulierung der Wasserabflüsse nicht nur auf der Kærsholmer Gemarkung, sondern auch auf dem ganzen angrenzenden, mehrere tausend Tonnen Land umfassenden Wiesengelände vorzunehmen. Halb im Scherz, doch auch mit dem Hintergedanken, seine Bemühungen um eine Anleihe dadurch zu unterstützen, zeichnete er eines Abends einen ganzen Plan für den Hofjägermeister, der trotz seiner keinesfalls schnellen Auffassungsgabe nicht lange gebraucht hatte, um sich von dem daraus erwachsenden Vorteil zu überzeugen. Mit dem üppigen Erfindungsreichtum, in dem Pers Talent gipfelte und der ihn in glücklichen Augenblicken genial machte, hatte er es verstanden, durch ein paar klug ersonnene Veränderungen des Flußbetts Voraussetzungen zu schaffen, durch die der Grundwasserspiegel der Gegend um mehrere Zoll sank. Infolgedessen würden große Flächen morastigen Bodens mit verhältnismäßig geringen Kosten in fruchtbares Ackerland verwandelt werden können.

Mit der Gerissenheit eines alten Schacherers hatte sich der Hofjägermeister dem Gedanken gegenüber zu Anfang abweisend verhalten, obwohl er ihn derart in Anspruch nahm, daß er abends kaum einschlafen konnte. Je mehr er sich in die Sache vertiefte, um so klarer wurde ihm, welche Bedeutung die Sache nicht nur für Kærsholm, sondern auch für die ganze Gegend haben könnte. Und was ihm besonders zusagte, es war ihm, als habe er selbst schon eine ganz ähnliche Idee gehabt, weswegen er sich also mit vollem Recht die Ehre zuschreiben konnte.

Genau um sechs Uhr rief ein Gong zu Tisch. Im übrigen trug das Essen dasselbe formlose Gepräge, das dem ganzen Leben auf Kærsholm eigen war. Trotz der Anwesenheit der Pfarrersfamilie und trotz des Sonntags hockte der Hofjägermeister in seiner üblichen Joppe am Tisch und trug dazu seine am Hals schließende Weste. Seine Frau trug zwar ein Seidenkleid, das sogar mit vielen Rüschen und Schleifen besetzt war, aber man sah ganz deutlich, daß es ein altes Gesellschaftskleid war, das aufgetragen werden sollte. Auch die Tafel war nicht besonders festlich, kaum richtig sauber. Nicht einmal eine Blume stand darauf, und Glas und Porzellan waren von billigster Sorte.

Der Hofjägermeister redete anfangs nicht viel, aß aber um so mehr und trank auch viel Wein. Außerdem machte er sich ein Vergnügen daraus, hinterlistig Pastor Blombergs Glas zu füllen, sobald der Geistliche sich abwandte und nichts merkte. Dies hatte zur Folge, daß die beiden Herren nach und nach ganz rote Köpfe bekamen. Und als nun auch die Baronin, die gern als Feindin des Alkohols auftrat, deren Gesicht aber bereits vor Tisch trotz der Schminke verdächtig geglüht hatte, sich »überreden« ließ, ein paar Gläschen Sherry zu trinken, da wurde die Unterhaltung bei Tisch recht lebhaft.

Wegen dieser Lautstärke war es Per vergönnt, ziemlich unbeachtet und in Gedanken versunken dazusitzen. Nur Inger bemerkte seine sonderbare Zerstreutheit. Man hatte

ihr den Platz an seiner Seite angewiesen. Und weil ihr Vater auf der anderen Seite saß, war sie sozusagen auf Pers Unterhaltung angewiesen.

Schräg gegenüber saß die Mutter, deren Augen sie verstohlen bewachten, bis die Aufgeräumtheit des Pastors ihrer Aufmerksamkeit eine andere Richtung gab.

Pers Geistesabwesenheit erregte unwillkürlich Ingers Heiterkeit. Sie ahnte nichts von den Ursachen seines ganz veränderten Wesens und amüsierte sich ganz kindlich über die offensichtlichen Anstrengungen, die es ihn kostete, seine Gedanken auf so gleichgültige Dinge wie die Überreichung eines Salznapfes oder den Empfang einer Kompottschüssel zu konzentrieren. Während des ganzen ersten Teils der Mahlzeit war sie sehr lebhaft, und ihre Zungenspitze huschte unablässig über ihre Oberlippe mit der kleinen, schnellen Bewegung, die üblicherweise ihr Lächeln begleitete.

Dann fiel ihr ein, daß er unterdessen vielleicht eine unangenehme Nachricht mit der Post erhalten habe ... bestimmt von seiner Verlobten, dachte sie weiter. Und die Zungenspitze zeigte sich plötzlich nicht mehr.

Gegen Ende der Mahlzeit schlug Per zur allgemeinen Verwunderung an sein Glas und bat für einen Augenblick um Gehör. Er wolle, sagte er, gern die Gelegenheit benutzen und für die großherzige und nachsichtige Gastfreundschaft danken, die er so lange – viel zu lange – auf Kærsholm genossen habe.

»Sie wollen doch nicht etwa reisen?« unterbrach ihn die Hofjägermeisterin ganz erschrocken mit einem Blick auf Inger.

»Leider ja. Ich darf jetzt die Stimme der Pflicht, die mich von jenseits des Atlantik ruft, nicht länger überhören. Außerdem habe ich ohne Zweifel die Geduld der Gastgeber schon zu lange in Anspruch genommen ...«

»Oh, Unsinn! Wie können Sie nur so etwas sagen! Hierbleiben sollen Sie!« ereiferte sich die Hofjägermeisterin, unterstützt von einem lallenden Echo aus dem Mund ihres Mannes, der schon ziemlich benebelt war.

Per dankte mit einem Neigen des Kopfes, fuhr aber fort: »So schwer es mir fällt, dieses Haus zu verlassen, das mir so lieb und heimatlich geworden ist, so ergibt sich doch die Notwendigkeit, daß ich jetzt Ernst mache und aufbreche. Doch ich kann nicht von hier scheiden, ohne ausgesprochen zu haben, daß mir die Erinnerungen an meinen Aufenthalt auf Kærsholm stets lieb und teuer sein werden. Und in diesem Zusammenhang darf ich wohl auch dem Bøstruper Pfarrhaus Dank sagen. Besonders erlaube ich mir, Herrn Pastor Blomberg ehrerbietig für die bereichernden Gespräche zu danken, auf deren Bedeutung ich hier nicht näher eingehen will, die ich jedoch sicherlich nie vergessen werde.«

Trotz dieser letzten Versicherung war die Hofjägermeisterin ernstlich enttäuscht. So hatte sie sich den Abschluß nicht gedacht. Aber es mußte auch verhindert werden, daß er abreiste. Später wollte sie mit ihm darüber reden. Sie wollte nicht auf den Triumph für den Blombergschen Glauben verzichten, auf den sie so lange hingearbeitet hatte. Nur durch eine wirklich vollzogene Bekehrung hier auf Kærsholm würde sie sich befriedigt fühlen.

Und den Lohn hielt sie ja in Bereitschaft, dachte sie mit neuerlich liebevollem Blick auf Inger.

Auf die Pfarrersfamilie hatte Pers Rede einen günstigen Eindruck gemacht. Sogar Frau Blomberg war nun milder gestimmt. Unwillkürlich beurteilte sie ihn jetzt weniger streng, weil sie sich durch die Aussicht beruhigt fühlte, ihn bald fern zu wissen.

Inger war ganz erschrocken, als Per aufstand. Was nun, dachte sie. Sein düsteres Grübeln hatte sie nach und nach ein wenig nervös gemacht. Es hatte sie jenes Unbehagen ergriffen, das man neben einer geladenen Kanone empfindet. Als ihr klar wurde, daß er eine Rede halten wollte, beruhigte sie sich, denn sie glaubte nun die Ursache für seine Zerstretheit gefunden zu haben. Zugleich aber geriet sie in neuerliche Aufregung. Beim ersten Teil seiner Rede schlug ihr das Herz bis zum Hals, aus Angst, sie würde nicht zustande kommen. Eine warme Welle der Erleichterung durchwogte sie, als sie merkte, daß er seine Ausdrücke mit Takt und Geschmack wählte.

Pers Mitteilung an sich überraschte sie nicht. Schon seit langem dachte sie daran, daß er bald abreisen müsse. Und doch war sie davon überzeugt, daß ihn der Brief seiner Verlobten zu diesem plötzlichen Aufbruch veranlaßt hatte. Vielleicht hatte er sogar einen direkten Befehl erhalten, nach Kopenhagen zurückzukehren. Diese Jüdin hatte ihn natürlich völlig in ihrer Gewalt. Sicherlich war sie nicht nur sehr schön und reich, sondern auch sehr kokett, wie es diese Art Damen zu sein pflegten. Sie erinnerte sich, wie die Hofjägermeisterin einmal darauf angespielt hatte, daß er sicherlich ganz unverschuldet in das unglückliche Verhältnis hineingeraten sei.

Die Hofjägermeisterin wünschte gesegnete Mahlzeit, und man hob die Tafel auf.

Per verneigte sich förmlich vor Inger, die seinen Gruß mit scheinbarer Gleichgültigkeit erwiderte. Dann aber drehte sie sich hastig nach ihrem Vater um, schlang ganz gegen ihre Gewohnheit ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Bei der allgemeinen mittäglichen Zufriedenheit hatte keiner diese ungewohnte Zärtlichkeitsäußerung bemerkt. Der Vater streichelte ihr wohlmeinend über das Haar und sagte: »Gesegnete Mahlzeit, Ingerlein.« Nur in Per schlug sich dieser Anblick mit einer Gewalt nieder, die sein Herz für einige Sekunden stillstehen ließ.

Nicht einen Augenblick war ihm der Gedanke gekommen, Inger könnte seine Liebe erwidern. Aber diese kleine Szene weckte Ahnungen, die gleichermaßen die Tore des Himmels und der Hölle für ihn öffneten...

Man trank den Kaffee draußen im Garten, wo sich sehr bald etwas zutrug, was die Pfarrersfamilie zu einem schnellen Aufbruch veranlaßte. Der Hofjägermeister hatte Kognak und Likör herausbringen lassen, und obwohl sich der Pastor, der zu seiner Beschämung bemerkte, daß er mehr getrunken hatte, als er vertragen konnte, bestimmt weigerte, noch mehr zu trinken, schenkte ihm der Hofjägermeister das Glas voll und schob ihm das Tablett hinterlistig hin. Als er nach geraumer Zeit sah, daß das Glas leer war, grunzte er vor Vergnügen. In seinem Rausch wußte er nicht, daß er im Laufe des Gesprächs das andere Glas leer getrunken hatte. Sein Entzücken war so groß, daß er zuletzt sogar laut kicherte. Seine blassen Augen schweiften mühsam zu Per an der anderen Tischseite hinüber, um einen verständnisinnigen Zeugen für seinen Triumph zu haben. Doch Per sah und hörte gar nicht, was um ihn her vorging.

Die Pfarrersleute hatten ansprechen lassen, und die Hofjägermeisterin, die über ihren Mann verzweifelt war und wußte, wie die Sache enden würde, bat sie nicht, zu bleiben.

Der Pastor war allen Ernstes empört. Wenn er sich dennoch nichts anmerken ließ, so deshalb, weil er sich ein für allemal vorgenommen hatte, die Augen vor den moralischen Gebrechen des Hofjägermeisters zu verschließen. Dies tat er teils aus Rücksicht auf die Hofjägermeisterin, teils weil er als praktischer Mann nicht unterschätzte, welche Bedeutung es für ihn in der ganzen Gegend hatte, wenn er als eine Art Vorsehung für das Haus des Hofjägermeisters galt.

Der Diener meldete, der Wagen des Pfarrers sei vorgefahren.

Die Damen waren schon ins Haus gegangen. Inger war beim Kaffeetrinken überhaupt nicht zugegen gewesen. Sie hatte sich an einer anderen Stelle des Gartens aufgehalten, unter dem Vorwand, vierblättrigen Klee zu suchen, in Wahrheit aber, weil sie keine Lust hatte, mit den anderen zusammen zu sein. Sie zeigte sich nun auch sehr ungeduldig, nach Hause zu kommen.

Obwohl ihr Per beim Einsteigen half, schaute sie ihn nicht ein einziges Mal an. Bei der Verabschiedung hatte sie ihm auch nicht die Hand gegeben, obgleich ihre Mutter, besonders aber auch ihr Vater sehr herzlich Lebewohl zu ihm gesagt hatten.

Während der Abfahrt stand der Gutsbesitzer auf der obersten Treppenstufe und balancierte auf seinen langen Beinen. In seiner Fröhlichkeit winkte er mit dem Taschentuch und lächelte ungeheuer zufrieden, weil er beobachtet zu haben meinte, daß der Pastor nicht mehr sicher auf den Beinen war.

Per zog sich zurück. Ihm war ganz schwindlig vor Aufregung. Er mußte sich sogleich setzen, als er auf seinem Zimmer anlangte. Hier drinnen war es fast schon dunkel. Zwischen den Kastanien hindurch sah man die Sonne blutrot untergehen, die einen Widerschein auf Decke und Wände warf.

Per ließ sich in einen der großen Sessel sinken und barg den Kopf in die Hand. Er war in einer Gemütsregung, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. Anfangs wollte er sich einreden, er habe sich geirrt. Er suchte sich zu überzeugen, daß alles nur eine törichte Einbildung von ihm sei. Doch er konnte sich nicht beruhigen. Allein die Vorstellung, von Inger wiedergeliebt zu werden, machte ihn ganz toll. Ihm war, als sehe er einen Schimmer des Paradieses gerade in dem Augenblick, da sich das Dunkel auf ewig um ihn schloß.

Er preßte die Hand gegen die Augen und mußte mit den Tränen kämpfen. Ja, die Stunde der Strafe war gekommen! Gottes Urteil war über ihn gefällt! Kains Friedlosigkeit, das einsame Wüstenleben – das war die Hölle, zu der er verdammt war! Aber er hatte ja nichts, worüber er sich hätte beklagen können. Mit vollem Bewußtsein hatte er seine Seele den Göttern dieser Welt verkauft. Der Pakt mit dem »Lykke«, dem Glück, von dem er gelebt hatte, war ein Bund mit dem Teufel, dem Satan. Und dieser hatte ihn verabredungsgemäß reich bezahlt. Gold und Ehren und die Freuden der Wollust – alle Herrlichkeiten dieser Welt hatte er ihm vor die Füße gestreut. Jetzt brauchte er ja nur die Hand auszustrecken und zuzugreifen!

Er sprang auf, die Hände an den Kopf gepreßt. Nein, nein! Gott konnte nicht so unbarmherzig sein. So tief hatte er sich nicht versündigt. Er gab zu, daß er Fehler gemacht hatte – und er war bereit, sich zu bessern. Mit kalter Überlegung hatte er seinen Herzensfrieden verkauft, hatte er die Liebe seiner Mutter, den Segen seines Vaters, das Heimatrecht seiner Seele verkauft, hatte er seine geistige Gemeinschaft mit

Land, Volk und Familie geopfert auf den blutbespritzten Altären der Eitelkeit und der Begierde. Aber nicht genug damit! Auf seiner wilden Jagd nach dem Blendwerk hatte er auch auf das Leben anderer Schatten geworfen, war er der Kummer seiner Eltern, die Sorge seiner Geschwister, Enttäuschung und Schande seiner Freunde und Gönner gewesen. Auch Jakobe hatte er betrogen!

Er konnte den Gewissensbissen, tödlich erschrocken wie er war, nicht länger widerstehen. Er sank auf die Bettkante und verbarg schluchzend sein Gesicht in den Händen.

»Gott, o Gott!... Ja, ja! Das alles habe ich verdient... das alles... das alles!«

An diesem Abend und in dieser Nacht brach er endgültig mit seiner Vergangenheit. Die ganze Nacht über lag er schlaflos, und während er in Gedanken noch einmal sein Leben durchlebte, fühlte er sich immer schuldiger. Und das Bewußtsein seiner Schuld erzeugte die Demut, die ihm am Vormittag noch gefehlt hatte. Und daraus ging zuletzt das Gebet hervor.

Erst gegen Morgen fand er etwas Ruhe. Als der Diener mit dem Tee kam, schlief er.

Sein erster Gedanke beim Erwachen galt Jakobe und dem Brief, den er ihr jetzt schreiben mußte. Denn auch dies war ihm in dieser Nacht klargeworden: Es war jetzt seine unbedingte Pflicht, ein Verhältnis zu lösen, das doch nie etwas anderes als Kummer und Unfrieden für beide Teile bringen würde. Eine lange Erklärung war gar nicht nötig. Jakobes letzter Brief zeigte ja deutlich genug, daß sie auf den Bruch vorbereitet war, ja ihn im Grunde sogar selbst wünschte.

Sobald er sich angekleidet hatte, setzte er sich an den Tisch und holte seine Schreibsachen vor. Es zeigte sich jedoch, daß es gar nicht so leicht für ihn war, sein Geständnis auf das Papier zu bringen. Über seinen Gottesbegriff konnte er ganz einfach nicht ausführlicher schreiben, er war ihm selbst noch so neu und mußte heiliggehalten werden. Er beschränkte sich auf ein paar allgemeine Redensarten über den Mangel an Übereinstimmung hinsichtlich ihrer Lebensanschauungen, ohne die ein glückliches Zusammenleben auf die Dauer nicht möglich sei. Im übrigen bat er sie, zu glauben, daß er erst nach harten Kämpfen und schweren Herzens das Band zerreiße, das ihm so teuer gewesen sei. In der Absicht, sie vor jeder unnötigen Kränkung zu verschonen, wählte er seine Worte sehr sorgfältig und nahm die ganze Schuld für die Verirrung auf sich, die sie seinerzeit zusammengeführt hatte.

Bis zum Nachmittag, nachdem der Brief abgeschickt worden war, saß er in einem der Gartenhäuschen draußen mit der Hofjägermeisterin, die mit einer Stickerei beschäftigt war. Die Gutsbesitzerin hatte ihm ein Garnknäuel zum Halten gegeben, und nachdem man eine Weile von gleichgültigen Dingen gesprochen hatte, fühlte Per das Bedürfnis, sich ihr anzuvertrauen. Da erzählte er ihr denn ganz offen, daß seine Verlobung aufgehoben sei.

Sie wünschte ihm Glück dazu und sagte, genauso habe sie es auch erwartet. »Und was gedenken Sie jetzt zu tun?« fragte sie nach kurzer Pause. »Sie weisen ja immerhin ein bedeutendes Vermögen zurück, nicht wahr?«



Per erwiderte, dieser Umstand greife natürlich auf vielfache Weise in seine Verhältnisse ein und verlange gewisse Veränderungen. Unter anderem habe er beschlossen, seine Amerikareise aufzugeben – wenigstens vorläufig.

»Das ist sehr vernünftig von Ihnen«, sagte die Hofjägermeisterin. »Diese Reise war noch nie so richtig nach meinem Sinn. Sie sind ja im letzten Jahr genug umhergestreift. Wissen Sie, was ich Ihnen gern vorschlagen möchte? Sie haben ja mit meinem Mann über ein neues Entwässerungssystem hier in der Gegend gesprochen... über eine Neuregulierung des Flusses oder was das nun war. Soweit ich weiß, interessiert sich mein Mann für Ihre Ideen, und es ist nicht unmöglich, daß wir sie verwirklichen. Würde es Sie in diesem Fall nicht reizen, die Arbeiten selbst zu leiten und sich hier niederzulassen, bis sich etwas Größeres und Besseres für Sie findet? Die Gegend sagt Ihnen ja zu... und Sie haben Freunde hier, die froh sind, Sie hierzubehalten.«

Per sah mit hellem Blick zu ihr hinüber. Er begriff ihre Worte als unfreiwilliges Geständnis der Gefühle, die Inger für ihn hegte. Sie war ja ihre Vertraute. Und sie hätte ihm wohl kaum diesen Vorschlag gemacht, wenn sie wüßte, daß Inger ihn am liebsten nicht hier sähe.

»Wenn Sie mir also Ihr Einverständnis erklären«, fuhr die Hofjägermeisterin fort, »dann will ich mit meinem Mann über die Sache reden. Und da wäre es vielleicht am besten, wenn Sie mit der Sache gar nichts zu schaffen haben. Bis die verschiedenen interessierten Partner hier übereingekommen sind, sollen Sie jetzt die Erlaubnis haben abzureisen. Ich hoffe, wie gesagt, daß alles in Ordnung geht, damit wir Sie recht bald wiedersehen.«

Per setzte seine Abreise auf den folgenden Morgen fest.

Er wollte jedoch nicht geradenwegs nach Kopenhagen. Er hatte das Bedürfnis, seine Vaterstadt zu besuchen, um sein neues Leben mit einer Stunde der Besinnung an den Gräbern der Eltern einzuweihen und sich dadurch gleichsam selbst zu beweisen, daß er es mit seiner Bekehrung ernst und aufrichtig meinte. Zugleich faßte er in einer anderen Sache, die ihn schon seit längerer Zeit beschäftigt hatte, einen Entschluß. Es bedrückte ihn schon lange, daß er noch immer kein Examen abgelegt hatte. Er hatte jetzt selbst eingesehen, daß er ohne ein offizielles Zeugnis nur sehr schwer eine feste, gesicherte Stellung finden würde, wie er sie sich jetzt wünschte, um in Ruhe an seinen Erfindungen zu arbeiten. Besonders jetzt, da der Glanz der Salomonschen Millionen ihn nicht mehr umgab, konnte er das Ansehen nicht entbehren, das ihm ein Examen verlieh.

Um die Versäumnisse der Vergangenheit nach Möglichkeit nachzuholen, nahm er sich vor, das Landvermesserexamen abzulegen oder, richtiger gesagt, die Prüfung zu machen, mit der halbstudierte Polytechniker sich begnügen konnten, um eine Stellung als Landvermesser zu erhalten. Die Vorbereitungen zu dieser Prüfung glaubte er mit einiger Kraftanstrengung in einem halben Jahr bewältigen zu können. Die Mittel für seinen Lebensunterhalt wollte er sich durch eine Anleihe oder einen Vorschuß von Obergerichtsanwalt Hasselager oder anderen Geschäftsleuten verschaffen, die sich für seine Projekte interessierten.

Am Nachmittag machte er einen langen einsamen Spaziergang und nahm Abschied von der Gegend. Seit Tagen war es schwül, und man erwartete ein Gewitter. Der

Himmel war bewölkt, und im Nordwesten versank die Sonne brandrot hinter schwarzen Wolken, wie ein blakendes Licht, das in einem Leuchter herunterbrennt.

Als er auf einem Hügel stand, von wo aus er die Kirche von Bøstrup und den Pfarrgarten sehen konnte, überraschte ihn der Regen. Große schwere Tropfen klatschten plötzlich auf seinen Hut. Er blickte auf. Knatternd zerriß im selben Augenblick ein bläulicher Blitz die Wolkendecke, daß die Erde zu zittern schien. Kurze Zeit später strömte das Wasser wie aus einer Schleuse herab. Es konnte keine Rede davon sein, dem Unwetter zu entrinnen. Die Entfernung bis Kærsholm war zu groß. So suchte er seine Zuflucht in einer offenen Scheune, die auf der Wiese stand und während der Heuernte benutzt wurde. Der Regenschauer blieb ihm auf den Fersen, als er quer über ein Feld lief. Er erreichte das schützende Dach, als ihm ein erneuter Donnerschlag um die Ohren krachte.

Er war nicht der einzige, der dort Unterschlupf gefunden hatte. Im Halbdunkel des Schuppens entdeckte er einen großen mageren Mann in einem langschößigen grauen Überrock. Sein Kopf war mit einer altmodischen hohen Mütze mit großem Schirm bedeckt. Es war Pastor Fjaltring.

Per begrüßte überrascht, und man tauschte ein paar Bemerkungen über das Wetter aus. Der Pastor fühlte sich offensichtlich nicht sehr wohl bei diesem Zusammentreffen. Die ganze Zeit über stand er halb abgewandt da und rieb sich das Kinn mit der unwillkürlichen Bewegung von Leuten, die sich genieren, weil sie nicht rasiert sind. Als sich Pers Augen nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte er denn auch, daß Wangen und Kinn des Pastors vor Bartstoppeln gleichsam schimmelig aussahen. Insgesamt machte er einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck. Mit Verwunderung betrachtete Per den Kopf des Pfarrers, um den ein schwarzseidenes Tuch gebunden war, das hinten unter dem Mützenrand hervorsah.

Drüben im Westen erhellte ein neuerlicher Blitz die blauschwarzen Wolken, und Sekunden später bebte wieder die Erde von mächtigem Donner.

»Es hat bestimmt nach Bøstrup zu eingeschlagen«, rief Per etwas ängstlich.

»Sie sind nicht ganz fremd hier in der Gegend, wie ich höre«, sagte der Pastor.

»Ich habe mich hier einige Wochen aufgehalten.«

»Wenn ich nicht irre, so habe ich Sie gestern in der Boruper Kirche gesehen.«

Nun stellte sich Per vor und erzählte, er sei Gast der Gutsbesitzerfamilie auf Kærsholm.

»Mir scheint, ich habe davon gehört. – Sie sind Ingenieur, nicht wahr?«

Per bestätigte dies.

»Ja, wir leben in einem Zeitalter, das dem Techniker gehört, dem Tausendkünstler – frei übersetzt. Es ist verblüffend, wie die Eisenbahnen und Dampfschiffe unseren Erdball unansehnlich gemacht haben – auch für uns! Die Entfernung zwischen den Ländern verringert sich von Tag zu Tag und wird wohl zuletzt noch ganz aufgehoben.«

»Wahrscheinlich.«

»Vielleicht wird es uns sogar gelingen, Mond und Sterne mit unseren Maschinen zu erreichen, physisch unmöglich ist es ja wohl nicht, und da ist uns dann der Weltraum so

vertraut, wie unsere Hosentasche. Aber die Entfernung zwischen Nase und Mund können wir trotz allem nicht verändern«, fügte er nach kurzem Nachdenken hinzu.

Gegen seinen Willen mußte Per lächeln. Er hatte Mitleid mit diesem Mann, der den Eindruck machte, als sei er ein bißchen geistesgestört.

Dann redeten sie wieder eine Weile über das Wetter, mit welcher Plötzlichkeit es gekommen sei, über den Barometerstand und anderes. Als dieses Thema schließlich erschöpft war und es immer noch in Strömen regnete, fing der Pastor wieder von der Oberherrschaft der Techniker an.

»Es gab hier auch Ideen, durch unser Kirchspiel eine Bahn zu bauen. Heutzutage sollen ja am besten gleich vor jedermanns Tür ein paar Schienen laufen. Und ganz überholt ist der Plan wohl noch nicht, soviel ich weiß.«

Per antwortete kurz, die zeitgemäße Entwicklung des Verkehrs sei eine Lebensnotwendigkeit.

Der Pastor grübelte eine Weile. Noch immer stand er abgewandt da und sah in den Regen hinaus. »Eine Lebensnotwendigkeit«, sagte er mit seltsam blassem Lächeln. »Ja, was ist heute nicht Lebensnotwendigkeit geworden? Ärzte, Ingenieure, Pädagogen und Offiziere – jeder kommt mit seinem Anliegen. Hoffentlich geht es uns nicht so wie gewissen Apoplektikern, die an zuviel Blut sterben.«

»Dieser Gefahr sind jedenfalls wir Dänen fürs erste nicht ausgesetzt. Wir haben vorläufig vollauf damit zu tun, all das zu ersetzen, was wir im Krieg vierundsechzig verloren haben.«

»Ersetzen«, wiederholte der Pastor langsam und starrte weiter hinaus, mit einem Blick, in dem sich gleichsam die Blitze flackernd widerspiegelten, die die Wolken im Westen noch immer erhellten. »Ich bin im Gegenteil der Meinung, daß wir immer noch von der Geisteskraft zehren und aufrechterhalten werden, die in jenen bedrängten Jahren im Volk entstand. Damals gab es wirklich einen Augenblick, da uns fast klar wurde, daß es für niemand andere Lebensbedingungen gibt als die Gnade Gottes.«

Per antwortete ein wenig verlegen mit einem alten Sprichwort: »Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott.«

Aber der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Gottes Hilfe – das ist gerade *keine* Hilfe.«

»Damals aber haben wir die Krise doch überwunden.«

»Wer hat uns gesagt, daß es mit Gottes Beistand geschah? Will man aus dem schlußfolgern, was seitdem hier im Land geschehen ist, könnte man eher geneigt sein, es der Hilfe des Teufels zuzuschreiben.«

Per fand es im Grunde unsinnig, sich auf eine Diskussion mit diesem halb verrückten Mann einzulassen. Doch in der Art, wie er die Zeit verdammte, lag etwas, was den neuen Menschen in ihm anrührte. Und wieder hatte er das Bedürfnis, Zeugnis abzulegen.

Er sagte, die Gottesfurcht, die das dänische Volk in Zeiten des Unglücks aufrechterhalten und aus den Schwachen Helden gemacht habe – und er dachte hier wieder bewegt an seine Mutter –, habe es auch in Friedenszeiten nicht verlassen,

sondern sei die schöpferische Kraft beim Wiederaufbau des Landes, zumindest außerhalb der Hauptstadt.

Aber der Pastor unterbrach ihn einigermaßen schroff und sagte, ein Wort wie »Gottesfurcht« könne man auf die Christen heutzutage gar nicht anwenden, denn sie nähmen ja Gott kameradschaftlich und mit gönnerhafter Miene beim Arm oder warfen sich, wenn es hoch kam, ihm in kindischer Liebe um den Hals. Mit deutlicher Anspielung auf Pastor Blomberg spottete er über »unser gemütliches Altweiberchristentum«, das im Begriff sei, die Nationalreligion des Landes zu werden, und das mit seiner Kinderstubensprache und poetischen Weichlichkeit ja wahrhaftig wie geschaffen sei für das dänische Volk, das auch im Religiösen das Idyll suche und Leidenschaft des Glaubens durch Lyrik ersetze.

»Sie erwähnten gerade das Kriegsjahr. Ja, Sie sind wohl doch zu jung, um sich an diese Zeit zu erinnern. Sonst dächten Sie vielleicht auch einmal mit einem kleinen sehnsüchtigen Seufzer an jene großen Tage der Bedrängnis mit den vielen bleichen Gesichtern zurück. Hat man *die* Tage erlebt, dann war man Zeuge des Glaubensmuts, der Opferbereitschaft, der Hingabe und Märtyrerfreude, die die Angst vor dem Untergang damals sogar in schlaffen Gemütern erzeugte... ja, dann versteht man... oder ahnt doch wenigstens, wie sich unser Volk hätte entwickeln können, und man kann nur beklagen, daß damals nicht Ernst gemacht wurde mit unserer Tilgung aus der Zahl der Nationen. Nun müssen wir wohl warten, bis Gott in seiner Gnade die ganze germanische Sippe auflöst, in der wir dann allmählich ganz verschwinden. Denn mit der Seele von Nationen ist es ja wie mit der Seele von Menschen: Erst der Tod befreit sie. Einst spukte der Griechengeist unter den Menschen als Gottes auserwählter Mittler. Später war es Israels Schafhirtenweisheit, der wir als einer von Gott eingeblasenen Sprache lauschten. Einmal wird es wohl der nordisch-germanischen Rasse mit unserer lutherischen Barbarei beschieden sein, einen Zipfel vom Gewand des Ewigen zu offenbaren.«

Per blickte ihn überrascht an, und als es der Pastor bemerkte, brach er plötzlich ab – fast ein wenig ängstlich oder ärgerlich, daß er sich zu so vorbehaltlosen Äußerungen hatte hinreißen lassen. Deswegen ließ er das Thema fallen. Obwohl es noch immer ziemlich stark regnete, verabschiedete er sich hastig und rannte davon.

Noch beim Abendessen war Per ganz erfüllt von dieser Begegnung und befragte die Hofjägermeisterin eingehender über Pastor Fjaltring. Unter anderem wollte er gern wissen, was für eine merkwürdige Kopfbedeckung der Pfarrer unter seiner Mütze trage.

»Er leidet sehr an Nackenschmerzen«, erklärte die Hofjägermeisterin. »Und er bildet sich ein, er habe eine große Geschwulst im Gehirn. Er ist wahrhaftig in jeder Weise zu bedauern.«

## Zweiundzwanzigstes Kapitel

Jakobe hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen. Sie saß an ihrem kleinen Schreibpult, hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte durch das Fenster hinaus auf die Baumwipfel des Gartens, die im Wind schwankten. Ihre Augen waren groß und glänzend, sie atmete heftig. Vor ihr lag Pers Brief, den sie soeben mit der Vormittagspost erhalten hatte.

Sie wußte nicht, was sie mehr bedauern sollte: die Anstrengung, die es ihn augenscheinlich gekostet hatte, all diese rücksichtsvollen Formulierungen auszuarbeiten, oder die Heuchelei, mit der er sich und ihr zu verbergen suchte, was die eigentliche Ursache für ihre Trennung war. – Daß er bis zuletzt einen solchen Mangel an Fähigkeit und Mut zeigte, der Wahrheit fest ins Auge zu sehen! Was hätte sie nicht dafür gegeben, wenn er nur dieses *eine* Mal ganz offen und ehrlich eingestand, daß er eine andere liebte. Aber nein! Das Koboldhafte lag ihm zu stark im Blut. Seine Scheu vor dem Licht konnte er nicht überwinden. Das war das »Sideniussche« an ihm, daß er seine natürlichen Gefühle unter allen Umständen ausschmücken mußte. Wie damals die nationale Bedeutung seiner Zukunftspläne seinen Egoismus hatte überdecken müssen, so sollte ihm jetzt die Religion als Deckmantel dienen für seine Verzagtheit, seinen jämmerlichen Rückzug.

Gut! – Sie stand auf, legte die Hände auf ihren Kopf und preßte sie auf das Haar. Weswegen sich jetzt noch länger mit solchen Grübeleien quälen? Ihre Gedanken durften sich ja jetzt von ihm abwenden. Nichts hatten sie mehr zu schaffen in den dunklen Regionen, in denen sich sein Geist bewegte. Sie war frei. Ein Schlußpunkt war hinter die Verirrungen ihres Herzens gesetzt. Ihr armes, lächerliches Liebesmärchen war zu Ende.

Ihr blieb nur noch übrig, die Eltern zu benachrichtigen. Und dann fort von hier! Die Erde brannte ihr unter den Füßen. Aller Wahrscheinlichkeit nach kam Per nach Kopenhagen zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, und sie wollte nicht Gefahr laufen, ihm auf der Straße in die Arme zu rennen. Außerdem konnte sie ihren Zustand kaum noch länger verbergen. Sie hatte eine Ahnung, als habe die Mutter wieder Verdacht geschöpft, und sie wollte unbedingt jeder Erklärung aus dem Wege gehen – zumindest vorläufig. Daher wollte sie schon am nächsten Tag abreisen. Alles war ja vorbereitet; es war also kein Grund vorhanden, noch länger zu zögern.

Da fiel ihr ein, daß sie gerade jetzt die Mutter allein antreffen würde. Rosalie war mit den Kleineren baden gegangen, und ihr Vater und Ivan waren längst in die Stadt gefahren.

Unten im Wohnzimmer saß die Mutter an der Nähmaschine zwischen Bergen von leinenen Laken, die sie gerade umsäumte.

»Immerzu Arbeit, liebe Mama!« sagte Jakobe und küßte sie auf die Stirn. »Wenn du nicht über deinen Abrechnungen sitzt, hast du irgendwas anderes Mühseliges vor.«

Ihr Ton machte die Mutter sogleich mißtrauisch. Doch ohne sich etwas anmerken zu lassen, klopfte Frau Lea der Tochter die Wange und erwiderte: »Ja, mein Kind, Arbeit

war zu *meiner* Zeit das Mittel, das Leben ertragen zu können. Und übrigens – ich glaube, es gibt auch kein anderes.« Dann setzte sie das Rad wieder in Bewegung und ließ die Maschine rattern.

Frau Lea trug jetzt bei der Arbeit eine Brille – sie war im letzten Jahr überhaupt sehr gealtert. Jakobe ging eine Weile im Zimmer auf und ab, guckte ein wenig in eine Zeitung, legte sie wieder weg und setzte sich dann in einen Lehnstuhl neben die Mutter.

»Mama«, sagte sie, »ich habe doch neulich schon mit dir darüber gesprochen, daß ich Lust hätte, wieder einmal Rebekka in Breslau zu besuchen. Ich glaube, jetzt mache ich wirklich Ernst damit. Aber mein Geld ist in diesem Jahr zu früh alle geworden. Kannst du Papa nicht um einen kleinen Zuschuß bitten?«

»Das kann ich gern tun«, erwiderte die Mutter etwas zögernd. »Wann willst du denn reisen?«

»So schnell wie möglich. Vielleicht schon morgen.«

Die Mutter hielt die Nähmaschine an und sah ihr diesmal ins Gesicht. »Du willst also allein fahren?«

»Ja.«

»Und deine Hochzeit?«

Jakobe hatte sich vornübergebeugt. Sie ertrug den Anblick der Augen ihrer Mutter nicht; so unheimlich groß und schwarz waren sie hinter den geschliffenen Brillengläsern. »Ja – weißt du«, sagte sie, wobei sie ihre Hände krampfhaft schloß und wieder öffnete, »ihr könnt es ja ebensogut gleich erfahren – meine Verlobung ist gelöst.«

Es entstand ein langes Schweigen.

»Deswegen bist du also die ganze letzte Zeit so unzugänglich gewesen?«

»Bin ich so gewesen? Dann müßt ihr mir verzeihen!«

Die Mutter stand auf. Sie trat zu Jakobe, nahm ihren Kopf zwischen die Hände, bog ihn in die Höhe, so daß sich ihre Augen trafen. »Verheimlichst du uns noch etwas anderes, mein Kind?« fragte sie.

»Du hast kein Recht, mich danach zu fragen«, antwortete Jakobe mit Tränen in den Augen. »In Liebesangelegenheiten soll man verschwiegen sein – das hast du selbst mir beigebracht.«

Einen Augenblick stand die Mutter unschlüssig da. Dann zog sie ihre Hände zurück und entfernte sich.

»Was meinst du, wieviel Geld brauchst du?« Sie war an das andere Ende des Zimmers gegangen, wo sie einen Tisch abräumte; es war, als habe sie keine Ruhe mehr zum Stillsitzen.

Jakobe nannte eine größere Summe.

Die Mutter blickte wieder auf. »Du gedenkst also längere Zeit wegzubleiben?«

»Ja, das kannst du doch wohl verstehen, Mama, daß es für mich nach allem, was vorgefallen ist, hier in der Heimat nicht gerade angenehm sein wird. Eine aufgelöste

Verlobung gibt ja immer Anlaß zu Klatsch und Tratsch. Es tut mir leid, daß ich dir und Papa diese Unannehmlichkeiten bereite – aber auch das müßt ihr mir bitte verzeihen.«

»Wir sind ja nie sehr froh über diese Verbindung gewesen. Jetzt haben wir allerdings geglaubt...«, begann die Mutter. Als sie aber Jakobes Ungeduld bemerkte, vollendete sie den Satz nicht. Und nun sprachen sie eine Zeitlang nur von praktischen Dingen, die die Reise und ihre Vorbereitung betrafen.

Als Jakobe wieder auf ihrem Zimmer war, legte sie die Sachen zum Einpacken bereit und suchte alles zusammen, was sie zurücklassen wollte. Ein großer Teil dieser Arbeit war übrigens schon getan. Im stillen hatte sie seit längerem die Vorbereitungen für diesen neuerlichen Aufbruch von daheim getroffen, der vielleicht ihr letzter wurde. Unter anderem hatte sie sorgfältig die Briefe ihrer Freundinnen geordnet, gebündelt und versiegelt und die Namen der Absenderinnen darauf geschrieben, damit nichts in unrechte Hände kam, falls sie nicht mehr zurückkehrte. Jetzt tat sie dasselbe mit Pers Briefen. Und als sie den Namen Sidenius auf das Päckchen schrieb, mußte sie trotz ihrer trüben Stimmung lächeln. Nun blieb sie also doch davor verschont, diesen barbarischen Namen zu tragen!

Kurz vor Tisch wurde sie zum Vater gerufen, der sie bei geschlossenen Türen in der Bibliothek erwartete. Er küßte sie schweigend auf die Stirn und begann sofort von ihrer Geldangelegenheit zu sprechen. Per erwähnte er mit keinem Wort. »Wieviel brauchst du denn, was meinst du?« fragte er und holte sein Notizbuch vor.

Jakobe nannte eine Summe, die beträchtlich kleiner war als die, von der sie der Mutter gegenüber gesprochen hatte. Sie hatte nicht den Mut, sich noch einmal der Frage auszusetzen, wie lange denn die Reise dauern solle.

Der Vater sagte nichts und schrieb die Summe auf, die er jedoch aus freien Stücken verdoppelte. »Morgen bringe ich dir einen Kreditbrief mit.«

Bei Tisch war Jakobe bemüht, munter auszusehen, und im Grunde war sie jetzt auch froher und unbeschwerter als seit langem. Der drückende Nebel der Ungewißheit, der ihr Bewußtsein so lange belastet hatte, wich nun allmählich. Hätte sie sich nur von der Vorstellung befreien können, daß sie dem Tod entgegenfuhr, dann würde sie sich ganz glücklich gefühlt haben.

Doch die Todesahnungen hatten sich nun einmal ihrer Phantasie bemächtigt. Wie Fieberträume jagten sie ihr jeden Augenblick kalte Schauer durch die Seele. Daher wollte sie sich ihrer Mutter auch nicht anvertrauen. Sie wollte nicht, daß auch sie sich ängstigte, und hoffte, durch ihre Lebhaftigkeit jedes Mißtrauen verscheuchen zu können.

Vater und Mutter schienen denn auch ziemlich beruhigt zu sein. Ivan dagegen war völlig vernichtet. Er, der sonst bei jedem Bissen über tausenderlei Dinge redete, sprach diesmal während der ganzen Mahlzeit kein Wort.

Nach Tisch ging er zum Vater in die Bibliothek, wo dieser schon saß und schrieb. »Störe ich?«

»Nein, du kommst mir gerade recht. Ich wollte dich schon rufen lassen. – Hast du was auf dem Herzen?«

»Sicherlich dasselbe wie du. Ich habe einen Brief von Sidenius bekommen – bloß ein paar Zeilen –, über die pekuniären Abmachungen zwischen dir und ihm. Er bittet mich, dir mitzuteilen, daß es natürlich seine Absicht ist, dir das Geld zurückzuzahlen. Er möchte aber eine kleine Frist haben.«

Darauf antwortete Philip Salomon nichts. Er konnte sich nicht überwinden, Pers Namen in den Mund zu nehmen. »Ich möchte dich um etwas anderes bitten«, sagte er und nahm das Schreiben, das er gerade ausgefertigt hatte. »Tu mir den Gefallen und fahre hiermit sofort zur Stadt. Sorge dafür, daß es so schnell wie möglich gedruckt wird. Wie du siehst, ist es eine Mitteilung an unseren Bekanntenkreis. – Du kannst dir unterwegs ausrechnen, wieviel Exemplare wir etwa brauchen. Aber sie müssen rechtzeitig fertig sein, so daß sie spätestens morgen mit der Abendpost verschickt werden können.«

Auf dem Papier standen nur die Worte: »Philip Salomon und Frau geben hiermit bekannt, daß die Verlobung ihrer Tochter Jakobe mit Herrn P. Sidenius aufgehoben ist.«

Am selben Abend, da diese Nachricht überall in dem großen Bekanntenkreis der Familie Salomon verbreitet wurde, kam Per zurück in die Stadt seiner Kindheit an den großen, stillen Wiesen. Unerkannt und ohne selbst irgendeinen von den alten Bekannten aufzusuchen, verbrachte er hier einen Tag allein mit seinen Erinnerungen. Und jetzt erging es ihm nicht so wie das letzte Mal, als er die Stadt beim Tode seines Vaters wiedergesehen hatte. Ihre kleinbürgerliche Unansehnlichkeit, ihre winkligen Gassen und armseligen Läden waren ihm damals halb komisch vorgekommen und hatten sein Mitleid erregt. Da allmählich vor allem die Kindheitseindrücke sein Gefühlsleben nährten und formten, hatte sein Verhältnis zur Vaterstadt einen fast religiösen Charakter angenommen. Aus Berlin und Tirol, aus Rom und Kopenhagen hatten seine Gedanken Pilgerfahrten nach diesem entlegenen Ort unternommen, wo die Fäden seines Schicksals zusammenliefen und sich in der Ewigkeit verloren. Die kleine Wiesenstadt am Fuß hoher Bergrücken war für ihn das A und O der Welt geworden, durch das der Weg zurückführte zum Ursprung aller Dinge.

Als er gegen Abend vom Friedhof zurückgekehrt war und im Cafe des Hotels beim Abendbrot saß, brachte ihm der Kellner einige Zeitungen, darunter auch die Tageblätter der Stadt, an deren Namen und Aussehen er sich noch vom Pfarrhaus her erinnerte. Aus diesem Grunde sah er zuerst in diese Lokalzeitung. Auf der ersten Seite stand ein längerer »Brief aus der Hauptstadt«, der verschiedenes vom augenblicklichen Gesprächsstoff in Kopenhagen wiedergab. Zwischen den neuesten Nachrichten vom Hof und aus der Theaterwelt, vom Tivoli und Zirkus fand er auch einen ausführlichen Bericht über einen »aufsehenerregenden Selbstmord« in der guten Gesellschaft. Ein junger, hoffnungsvoller Mann, ein ehemaliger Kavallerieoffizier, hatte sich unter sehr romantischen Umständen das Leben genommen. Er hatte, so hieß es, eine jungverheiratete Dame aus der jüdischen Geldaristokratie geliebt und geglaubt, daß seine Liebe erwidert werde. Als er sich dann in seinen Hoffnungen getäuscht sah, hatte er sich unmittelbar nach der Rückkehr von einem ihm zugestandenem Stelldichein eine Kugel durch den Kopf gejagt.



Per war beim Lesen abwechselnd bleich und rot geworden. Obwohl keine Namen genannt waren, obwohl er nichts darüber gehört hatte, daß Leutnant Iversen tot sei, war er sich doch sofort im klaren, daß dieser Bericht nur ihm und Nanny gelten konnte... Nanny, deren nackte Arne noch vor wenigen Wochen seinen Hals umschlungen hatten! Er las den Artikel mit einem Gefühl zu Ende, als krieche ihm eine Schlange den Rücken hinunter. In entsprechender Weise war die ganze blutige Begebenheit geschildert. Der gewissenhafte Briefschreiber verschonte die Leser weder mit der Beschreibung des beschmutzten Fußbodens, auf dem man die Leiche gefunden hatte, noch mit einer Schilderung des Sofas, von dem er heruntergerollt war, oder des mit der Gehirnmasse bespritzten Teppichs. Ja sogar der Inhalt eines Briefes, den der Tote hinterlassen hatte, wurde in einer Art und Weise ausgebeutet, daß er, ohne den gesetzlich geschützten Bereich des Privatlebens zu verletzen, sehr geschickt die Neugier des Publikums befriedigte.

Per begab sich auf sein Zimmer. Hier ging er unablässig auf und ab. Lange konnte er den Eindruck nicht verwinden. Ihm wurde schwarz vor Augen, wenn er daran dachte, wie nahe er selbst daran gewesen war, in den Netzen dieses elenden Weibes hängenzubleiben, daß er es ebensogut hätte sein können, der jetzt ein Opfer der skandalwütigen Federn der Journalisten wurde, falls nicht ... Ja – falls nicht!

Er blieb stehen. Es war, als öffne sich bei diesem Wort tief in seinem Innern ein Fensterladen, und bei dem hereinströmenden Licht jagten halbvergessene Bilder aus seinem vergangenen Leben schattenhaft vorüber. Er sah sich selbst in jener Nacht vor langer Zeit, als er vor Frau Engelhardts Bett flüchtete, angeekelt von den Freuden, die Huren schenken. Er erinnerte sich an eine andere Szene, die noch weiter zurücklag, aus seinen Knabenjahren, als ihn das schwarzäugige Bettelmädchen vom Riisager Hof verführen wollte, wobei ihn aber im entscheidenden Augenblick seine Scheu rettete, die er bei den schamlosen Worten und Gebärden des verdorbenen Kindes empfand. Und er dachte an die vielen anderen Gelegenheiten, da er bestimmt sich selbst vernichtet hätte, falls – ja falls er nicht in seinem Innern instinktive Scheu vor der Sünde gehabt hätte, falls er nicht durch seine Eltern – und hier wohl vor allem durch seinen Vater und dessen jahrhundertealtes Pastorengeschlecht – in geheimem Bündnis mit den lebenerhaltenden Mächten gestanden hätte, denen er in jugendlichem Übermut hatte trotzen wollen. Das Sideniussche Erbe, das er den Fluch seines Lebens genannt hatte, es war geradezu ein Amulett geworden, ein gesegnetes Zeichen, das er verborgen bei sich getragen hatte und dem er es verdankte, daß es ihm nicht schlimmer ergangen war.

Doch diese angeborene Kraft, sich zu befreien, dieser Selbsterhaltungstrieb, der ganz unabhängig von allen Glaubenslehren gewirkt hatte – was war das anderes als Gottes eigener Geist, der »heilige Geist« der Bibel, der Schutzengel der Christen, der unsichtbar seinen Fuß vor dem Straucheln bewahrte und ihn erlöst aus allen Verirrungen führte?

Er hatte sich ans Fenster gesetzt, das nach der kleinen, menschenleeren Straße hinausging. Er wohnte ziemlich hoch und schaute hinaus über ein Gewimmel von roten Dächern und weißen Schornsteinen, hinter denen die Sonne gerade unterging.

Ihm war, als verstehe er erst jetzt so richtig sich selbst und alles, was in den letzten Tagen mit ihm vorgegangen war. Zwar war er sich schon auf Kærsholm seines

Christentums bewußt geworden, aber er hatte sich hier wohl doch mehr dem Befehl seines aufgeschreckten Gewissens gebeugt als dem Zeugnis seines Herzens und seines Verstandes. Erst in diesen Augenblicken ging ihm der Glaube auf, wie das Licht der Erkenntnis, das alle dunklen Stimmungen durchbrach. Während er so dasaß, die Hand unter dem Kinn, und in den gelbroten Abendhimmel blickte, vollzog sich in ihm das große Wunder, die neue Menschwerdung, die schon so lange vorbereitet war.

Am nächsten Morgen ging er frühzeitig zum Friedhof hinaus. Er nahm Platz auf der kleinen Bank vor der Hecke, die das Grab der Eltern umgab. Es war ein schöner, sonniger, windstillter Augustmorgen, und er war ganz allein. Auf dem großen, von einer Mauer umgebenen Friedhof war kein Mensch zu hören oder zu sehen. Überall in der Luft flimmerte das Gespinnst des Altweibersommers. Hecken und Büsche waren mit Silberfäden überzogen, und jeder Blütenkelch und Grashalm war schwer von goldenen Tropfen. Oben in den alten turmhohen Pappeln, die eine breite Allee über den Friedhof bildeten, säuselte es leise. Aber unten an den Gräbern regte sich kein Blatt, und die Stille war so tief, als entströme sie der Ewigkeit selbst.

Über eine Stunde konnte er ganz ungestört hier sitzen. Er war in einer glücklichbewegten feierlichen Stimmung und ging ganz auf in dem ihm so fremden und wunderbaren Gefühl der Ruhe und des inneren Friedens. Sogar die Erinnerung an Inger trat in diesen Augenblicken in ihm zurück. Dagegen dachte er mitunter an Jakobe. Jetzt, da er selbst den Weg der Erlösung gefunden hatte, mußte er an diejenigen denken, die keinen Rat für ihr Leid wußten. Für Jakobe gab es wohl kaum Hoffnung. Doch für die fehlgeleitete dänische Jugend war gewiß die Zeit bald gekommen, da sie sich ergreifen ließ von einer Sonnenaufgangsstimmung, wie sie ihn jetzt beseelte und durchglühte. Er erinnerte sich an einige prophetische Worte aus Poul Bergers großer Bekenntnisdichtung:

»Nacht und Finsternis sind entschwunden. Gottes Tag mit Frieden und Glück bricht wieder an für alle, die beten wollen. Gleich den Wildenten, die die Hälse strecken, wenn sie auf ihrem langen Flug über öde Berge in der Ferne das Meer erblicken, gleich schmachttenden Soldaten, die sich nach tagelangem Marsch in sengender Sonne auf staubiger Landstraße am Fluß niederwerfen, um zu trinken; so – o Menschheit – sollst du deinen Durst stillen am wiedergefundenen Quell der Gnade!«

Der Bruch zwischen Jakobe und ihrem Verlobten erregte in dem ausgedehnten Bekanntenkreis der Familie Salomon größtes Aufsehen. Sogar auf der Börse besprach man das Ereignis. Zum zweiten Mal gelang es Per durch seine Verbindung mit dem Haus Salomon, daß er eine vielberedete Persönlichkeit in Kopenhagen wurde.

Nanny, die allmählich ihren Schreck über den Selbstmord von Leutnant Iversen überwand, war eifrig unterwegs, um sich aushorchen zu lassen. Schnell hatte sie die Zusammenhänge verstanden und fand aufrichtige Freude daran, zu erzählen, daß Jakobe, die Ärmste, so schändlich betrogen worden sei. In einem paradiesisch aussehenden Sommerkostüm mit unschuldsweißen, lang herabhängenden Florärmeln, ein Paar Engelsflügel auf dem Hut, ging sie bei Freunden und Bekannten aus und ein und vertraute ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß der Verlobte der Schwester – dieser gemeine Kerl –, statt nach Amerika zu gehen, sich in ein

Bauernmädchen vergafft habe. Man stelle sich vor: in eine ganz gewöhnliche Landpomeranze. Und mit zum Himmel erhobenen Augen deklamierte sie:

»Er begoß seinen Schmerz und fand seinen Trost  
Ganz unten bei der Sagosuppe ...«

Unter denen, die das Gerücht auf Umwegen erfuhren, war Oberst Bjerregrav. Der alte Krieger war tatsächlich fest entschlossen gewesen, Per im Kampf um sein großes zukünftiges Werk zu unterstützen, ja notfalls persönlich gegen das Kopenhagener Publikum in die Schranken zu treten. Doch je mehr Tage vergingen, ohne daß er etwas von ihm sah, desto bedenklicher wurde er. Er ärgerte sich über den Unverstand, mit dem sich Per gerade jetzt auf die Bärenhaut legte, da seine Anwesenheit am allernotwendigsten war.

Anfangs hatte er es für eine neuerliche Äußerung von Pers jugendlichem Übermut gehalten. Nach und nach wurde ihm jedoch klar, daß hier etwas Ernstes dazwischengekommen sein mußte. Und als nun die Nachricht von der aufgehobenen Verlobung bis zu ihm gelangte, wurde er noch mehr verstimmt.

Unterdessen war Jakobe in aller Stille abgereist. Noch bevor Per in Kopenhagen ankam, war sie schon auf dem Weg nach Berlin. Nach ihrem langen, gefängnisähnlichen Alleinsein auf dem Lande erschien ihr sogar die eintönige Eisenbahnfahrt als Befreiung. Und als sie am Abend vom Stettiner Bahnhof ins Central-Hotel fuhr, genoß sie fast mit Wollust, wie die Weltstadt sie wie eine brausende Brandung umgab. Die Menschenmassen in der Friedrichstraße in der elektrischen Märchenbeleuchtung, die langen Reihen der Droschken, das Klappern der Pferdehufe auf dem Asphalt, die erleuchteten Geschäftspaläste, die Züge der Stadtbahn, die über ihrem Kopf dahinratterten, endlich das riesengroße Hotel selbst, in dem eilige Leute hin und her schwärmten wie Bienen in einem Korb, während auf Treppen und Korridoren alle möglichen fremden Sprachen erschallten – das alles ließ ihr Herz höher schlagen in schmerzlicher Sehnsucht nach dem Leben.

Sie fühlte sich wie ein Mensch, der in seine Heimat zurückgekehrt ist. In diesem brodelnden, lichtumstrahlten Menschengewimmel fühlte sie sich geborgen. Zwar wußte sie gut, wieviel Schlechtes sich darin verbarg, wie viele armselige Schiffbrüchige es täglich zu Boden warf und unter seinem Schlamm begrub. Sie kannte die hilflosen Scharen der Armen in den großen Weltstädten, diese graue, bleiche, hohläugige Armut, mit der verglichen sich die rotwangige Armut auf dem Lande noch wie Wohlstand ausnahm. Und dennoch! Sogar das Leben dieser Heimatlosen, dieser heruntergekommenen Großstadtbettler erschien ihr in diesem Augenblick hundertmal reicher als das gesicherte Maulwurfsdasein des Bauern. Und sie begriff so gut, daß sie sich trotz Hunger und Elend weiter an das Großstadtpflaster klammerten, bis der Tod sie wegspülte. Solch eine Millionenstadt hatte etwas von der Zauberkraft des Meeres. Es lag etwas von der märchenhaften Zugkraft der Wellen in diesem mörderischen Daseinskampf, in diesem wilden Taumel, in diesem unaufhörlichen Auf und Ab, das bis zum Augenblick des Untergangs unablässig mit neuen, grenzenlosen Möglichkeiten lockte.

Wie jedesmal langten Jakobes Gedanken schließlich bei dem Kind an, das sie zur Welt bringen sollte. Sie hoffte, daß es – wenn es nach seinen nordischen Vorfahren artete – nicht zu diesen Maulwurfsmenschen gehören würde, zu diesen an das Heimatdorf gefesselten Sklaven, für die die Welt oder doch das Glück aufhörte, wenn sie nicht mehr den Rauch aus dem Schornstein ihrer Mutter sehen konnten. Sie hoffte, daß ihr Kind in diesem Fall ein Sproß des Meeres werden möge, eine Wikingernatur, erfüllt von kampfesfrohem Fernweh, das mit der Unrast ihres jüdischen Blutes verwandt war, mit diesem Wandertrieb, mit diesem ruhelosen, aber zielbewußten Streben, das so viele Männer und Frauen ihres Stammes zu Führern der Menschheit gemacht hatte.

Denn immer mehr erschien es ihr als die endgültige Lebensweisheit, daß nur im Kampf Glück war – wenn aus keinem anderen Grund, dann deshalb, weil er das tiefste Vergessen schenkte. Mit dem Leben verhielt es sich eigentlich wie mit dem Krieg: Die mitten im Schlachtgetümmel waren, dachten am wenigsten an Gefahr, fürchteten sich am wenigsten vor dem Blut. Stets waren es die im Troß, die das Magenkneifen hatten. Auf den bleichen Gesichtern der Marodeure spiegelten sich Schrecken des Kampfes.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel

Gleich nach seiner Ankunft in Kopenhagen ging Per daran, sich eine Wohnung einzurichten und seine Geldangelegenheiten zu ordnen, so daß er seine Arbeit in Ruhe und Gelassenheit wiederaufnehmen konnte. Er wollte sich an den Obergerichtsanwalt Hasselager wenden und ihn um ein Darlehen von vierzehn- bis fünfzehnhundert Kronen bitten, das ihm den Lebensunterhalt für mindestens ein Jahr sichern würde. So peinlich es ihm auch war, sich von Leuten abhängig zu machen, deren Ausbeutermethoden und Lebensweise er jetzt mehr als je zuvor verachtete, so wußte er für den Augenblick keinen besseren Rat. Und die Sache mußte schnell erledigt werden – er war voller Ungeduld, wieder an die Arbeit zu kommen.

Als Sicherheiten für das Darlehen wollte er die beiden Patente anbieten, die er nun endlich für seine Wind- und Wellenmotore erhalten hatte – ein dänisches und ein ausländisches. Es hatte sich allerdings für keines von beiden ein Interessent gemeldet. Und er hatte auch nicht die Absicht, ein Hehl daraus zu machen, daß er ihnen keinen besonderen Wert beimaß. Er betrachtete seine Erfindung als erst halb vollendet. Doch er ging davon aus, daß Hasselager, der ja ein ziemlich gewiegter Geschäftsmann sein sollte und die Bedeutung seiner Idee sicherlich verstand, dessenungeachtet dabei auf seine Kosten kommen würde, wenn er ihn mit einem Vorschuß unterstützte.

Der Obergerichtsanwalt empfing ihn auch mit untadeliger Höflichkeit; aber er hatte gerade am Vortag erfahren, daß Pers Verlobung aufgelöst war, und war daher recht zurückhaltend. Eine Weile redeten sie über Pers Pläne und Hoffnungen, vor allem, soweit sie die zukünftige Entwicklung seiner Erfindungen betrafen, und Per fühlte sich verpflichtet, sich ohne Vorbehalte hierüber auszusprechen. Als er schließlich die Darlehnsfrage berührte, wurde der andere noch verschlossener. Mit verbindlichster Kopenhagener Liebenswürdigkeit bedauerte er, daß er nicht imstande sei, ihm in diesem Punkt entgegenzukommen. Er lasse sich prinzipiell nicht darauf ein, Anleihen zu vermitteln, für die keine sogenannte bankmäßige Sicherheit vorhanden sei. Dies sei ein Geschäftsprinzip, das jeder Rechtsanwalt einhalten müsse, wenn er nicht in den Verdacht kommen wolle, daß er sich mit Geschäften befasse, die das Tageslicht scheuten.

Per fragte ihn dann, ob er es für möglich halte, ein solches Darlehen von anderen zu bekommen, von an der Sache interessierten Leuten, die nicht an solche Rücksichten gebunden seien. Hierauf antwortete Herr Hasselager nach kurzem Besinnen und gegen sein besseres Wissen, das glaube er ganz bestimmt. Der große blonde Däne, der sonst nicht ohne Erfolg Max Bernhardts wilde Verwegenheit als Spekulant nachahmte, besaß nicht die Furchtlosigkeit dieses blassen Mannes vor dem Blutvergießen, sondern überließ es lieber anderen, seinen Opfern den Gnadenstoß zu versetzen. In diesem Fall verwies er an den Hofbesitzer Nørrehave, an den Per übrigens selbst schon gedacht hatte. Und schon am folgenden Tag suchte Per diesen als Landwirt verkleideten Großschwindler auf, der standesgemäß in einer vornehmen Villa in Frederiksberg wohnte.

Der dickbäuchige Jüte, der zwar das Gerücht von der gelösten Verlobung vernommen hatte, ohne allerdings daran glauben zu wollen, empfing ihn mit seinem treuherzigsten Lächeln und einem warmen, ja schweißigen Händedruck. Aber Per hatte noch nicht lange geredet, als der Mann verstummte. Seine weißbewimperten Schweinsäuglein untersuchten eifrig und mit Seitenblicken den Ringfinger an Pers rechter Hand. Der plumpe Bauer wurde in seinem vergoldeten Lehnstuhl breiter und breiter, je länger Per sprach. Endlich kreuzte er die Arme über der Brust und erklärte mit großem Nachdruck, er wolle mit der ganzen Angelegenheit nicht das geringste zu tun haben. Per wurde ungeduldig. Er erinnerte den dicken Mann daran, daß er selbst im Frühjahr gemeinsam mit Obergerichtsanwalt Hasselager eine Zusammenarbeit vorgeschlagen habe, und zwar unter Bedingungen, die sein – Pers – Hinwenden an ihn völlig gerechtfertigt erscheinen ließen.

Der Hofbesitzer schüttelte jedoch unbeirrt den Kopf und wiederholte in seinem breiten jütischen Dialekt: »Ich will nichts mit der Sache zu tun haben.«

Per wollte sich jedoch mit dieser Antwort nicht zufriedengeben und verlangte eine Erklärung. Da erwiderte der Hofbesitzer mit der ländlichen Offenheit, auf die sein Geschäftsfreund sicherlich gerechnet hatte; die »Situation« sein Lieblingsausdruck – habe sich ja total geändert, seit Per, wie er nunmehr erfahren habe, nicht mehr Philip Salomons zukünftiger Schwiegersohn sei. Gleichzeitig zeigte er sich äußerst verwundert über diesen Bruch mit dem reichen Kaufmannshaus, ja versuchte ihn sogar nach den Gründen dafür auszuhorchen.

Da jedoch sprang Per auf, mit einer Miene, als wolle er den Mann förmlich auf den Mund schlagen, und rief: »Kurz und bündig: Ist es wirklich Ihre Absicht, mir eine Anleihe, wie ich sie Ihnen auseinandergesetzt habe, abzuschlagen?«

Der Hofbesitzer fing wieder an zu schwanken. Dieser herrische Ton rief wieder für einen Augenblick jenen furchteinflößenden Respekt hervor, den ihm Per damals mit seinem Auftreten bei Max Bernhardt eingeflößt hatte. Seine dicken Arme rutschten herunter, seine Hände falteten sich über dem Bauch, die Daumen drehten sich herum, und die weißbewimperten Äuglein schauten forschend zu Per auf, während er noch einmal im stillen seine Vorteile ausrechnete und die Möglichkeiten und das Risiko gegeneinander abwog.

»Nein«, kam es endlich nach Abschluß seiner Erwägungen wie ein Tritt mit einem Holzschuh. »Ich will mich nicht mit der Sache befassen.«

Fast noch ehe er die Worte ausgesprochen hatte, ergriff Per seinen Hut und stürzte zur Tür hinaus.

Draußen wurde er ruhiger. Er sagte sich, er hatte kein Recht, sich zu beklagen. An dem kannibalischen Opfertanz um das Goldene Kalb hatte er teilgenommen. War es ein Wunder, wenn das Tier jetzt mit den Hörnern stieß, weil er nicht mehr mitmachen wollte?

Aber was sollte er machen? Geld mußte er herbeischaffen. Er hatte kaum noch hundert Kronen in bar.

Er war in den Frederiksberger Park gegangen. Lange saß er hier auf einer Bank und zermarterte sich den Kopf, um einen Ausweg zu finden. Und die Erfindungsgabe, die

seine Stärke als Techniker war, ließ ihn auch in dieser schwierigen Lage nicht im Stich. Als er eine Stunde später aufstand, um nach Hause zu gehen, war sein Plan fertig. Er wollte sich an Oberst Bjerregrav wenden, dem er ja ohnehin einen Besuch schuldete. Doch es war nicht seine Absicht, von ihm selbst Geld zu ergattern. Der Oberst sollte lediglich sein Mittler bei Etatsrat Erichsen sein, bei dem bekannten Mäzen, den er einmal im Hause Salomon gesehen hatte und der – soviel er wußte – bereits früher junge Leute seines Fachs unterstützt hatte. Gerade weil er den Etatsrat im Haus seiner ehemaligen Schwiegereltern getroffen hatte, brachte er es nicht über sich, ihn persönlich aufzusuchen. Im übrigen war es auch wirklich nicht einfach, sich mit solchem Anliegen an einen wildfremden Menschen zu wenden.

Noch am selben Nachmittag saß er im Arbeitszimmer des Obersten, auf demselben kleinen Rohrsofa, wo er vor wenig mehr als drei Jahren voll Hoffnung seine zukünftigen Pläne dargelegt hatte. Der Alte saß zurückgelehnt in seinem Schreibtischsessel und beäugte ihn mit halb mitleidigen, halb neugierig-beobachtenden Blicken über seinen waagrecht sitzenden Kneifer. Von seinem Neffen Dyhring hatte er erfahren, daß religiöse Gegensätze Per veranlaßt hätten, seine Verlobung aufzuheben, und obgleich der Oberst – Gott ja – dieses Motiv höchlichst anerkannte, sah er jetzt in Per doch einen, dessen Verstand infolge eines Unglücks Schaden genommen hatte.

Per entschuldigte sich zunächst, daß er erst so spät den ehrenvollen Besuch des Obersten erwidern könne. Er habe jedoch – wie er sich ausdrückte – »aus persönlichen Gründen« das Bedürfnis gehabt, sich für einige Zeit außerhalb Kopenhagens aufzuhalten. Der Oberst quittierte dieses Geständnis mit rücksichtsvollem Schweigen.

Ohne Umschweife berichtete Per dann von seinen finanziellen Schwierigkeiten und legte seine Hoffnungen dar, wie er am besten darüber hinwegkommen könne. Er habe Grund zu der Annahme, sagte er, daß er von Etatsrat Erichsen Unterstützung erhalte, falls er auf den wohlwollenden Beistand des Herrn Oberst rechnen dürfe, dies um so mehr, als er wisse, daß der Herr Etatsrat zuvor schon von anderer Seite zu seinen Gunsten beeinflußt worden sei.

Obgleich sich der Oberst völlig darüber im klaren war, daß er persönlich nichts mehr mit der ganzen Geschichte zu tun haben wollte, äußerte er sich sehr entgegenkommend. Er versprach, über die Angelegenheit nachzudenken und dann Näheres von sich hören zu lassen. Er betrachtete Per als einen Kranken, dem man zweckmäßigerweise nach dem Munde redete. Und Per sah in diesem Augenblick wahrhaftig ziemlich überspannt aus, wie er so dasaß und unablässig schwafelte, ja viel mehr von sich zu erkennen gab, als er selbst wollte. Die vielen aufreibenden inneren Kämpfe der letzten Zeit und die Freude darüber, daß er jetzt endlich sein schlechteres Ich überwunden hatte, riefen in ihm ein naives Bedürfnis nach Vertraulichkeit wach. Auch äußerlich hatte er sich verändert: Er war gelblich und mager geworden und hatte tiefe Schatten unter den Augen. Auf Kærsholm hatte er sich außerdem Haar und Bart wachsen lassen.

Als Per weg war, saß der Oberst eine Zeitlang reglos auf seinem Lehnstuhl und versank in melancholisches Nachdenken. Armer Teufel! dachte er, jetzt geht er rettungslos seinem Untergang entgegen... Allerdings war es ihm in gewisser Weise eine Genugtuung, daß demnach auch diesmal aus der Reformation nichts wurde, die ihm selbst seinerzeit mißglückt war. Doch um des Vaterlandes willen konnte er sich nicht

darüber freuen. In jüngster Zeit hatte er so große Hoffnungen auf Per gesetzt. Er hatte in ihm ein Beispiel für das Wiedererwachen der dänischen Kraft gesehen.

Seine Gedanken verweilten bei dem Neffen, der jüngst dieser Tage einen neuen Coup gemacht hatte. Um sich die Unterstützung seiner Zeitung zu sichern, hatte man Dyhring in den Vorstand einer der größten Aktiengesellschaften des Landes gewählt, was für ihn pro Jahr einige tausend Kronen abwarf, ohne daß er auch nur einen Finger krumm zu machen brauchte. Bald würde er aller Wahrscheinlichkeit nach im Reichstag sitzen. Das Glück dieses Kerls ließ ihn fast verzweifeln an der gerechten Vorsehung. Ohne Tatkraft, ohne Glauben, ohne Vaterlandsliebe kam er unaufhörlich voran, gewann immer mehr Macht, Bedeutung und Ansehen, während der wirklich Auserwählte unterlag. Aber so war es ja immer in Dänemark gewesen. Eine Generation nach der anderen wuchs heran, rotwangig, klaräugig, freimütig und stark. Und eine Generation nach der anderen stieg ins Grab, gebrochen, niedergedrückt – stets überwunden. Es war, als zehre eine verborgene Krankheit an der Kraft der Nation, als sauge sie den besten jungen Leuten das Mark aus und als lege sie das Land bloß für fremde Eroberungen.

Per hatte sich ein Zimmer bei einer alten Witwe in einer Villa gemietet, die an einer der kleinen Seitenstraßen hinter dem Frederiksberger Park lag. Er hatte diesen Außenbezirk der Stadt nicht nur gewählt, damit er in der Nähe der Landwirtschaftlichen Akademie wohnte, wo er Vorlesungen hören wollte. Er wollte auch dem Bredegade-Viertel so fern wie möglich sein, das die unangenehmen Erinnerungen der Vergangenheit barg. Sein Zimmer war ein dürftig eingerichtetes Mansardenstübchen, und wie gewöhnlich unternahm er selbst nichts, um es sich in der Stube gemütlich zu machen. Er dachte lediglich daran, sich so schnell wie möglich das Examen zu verschaffen, um wieder aus der Stadt verschwinden zu können.

Voll guten Glaubens an die Zusage des Obersten und fest überzeugt, daß seine finanziellen Schwierigkeiten jetzt erledigt würden, ließ er sich seine Bücher, Zeichnungen und übrigen Habseligkeiten aus dem Hotel holen, wo man sie während seiner Abwesenheit aufbewahrt hatte. Ihm waren schon allerlei gute Ideen zur Verbesserung seiner Wind- und Wellenmotoren gekommen, und eine Aufgabe wie diese hatte ja gegenüber dem Kanalprojekt beispielsweise den Vorzug, daß sie in völliger Einsamkeit und Freiheit durchgeführt werden konnte. Sie machte ihn nicht von anderen abhängig, noch zwang sie ihn zu einer Zusammenarbeit mit Leuten vom Schläge Max Bernhardts und Nørrehaves. Draußen auf dem Lande hatte er auch ganz andere Möglichkeiten, praktische Versuche vorzunehmen, ohne die man auf die Dauer nicht weiterkam. Vielleicht war er dann auch dazu genötigt, ein paar kleine Versuchsmotoren zu bauen... Aber alle diese Gedanken mußten vorläufig zurückgestellt werden. Einer der Professoren, an die er sich sogleich gewandt hatte, um sich einen Plan für seine Studien machen zu können, hatte ihm geraten, mit einer Studienzeit von eineinhalb Jahren zu rechnen. Selbst jedoch legte er fest, sich mit der Hälfte der Zeit zu begnügen. Zu diesem Zweck machte er sich von neuem die schaffensfreudige Losung seiner Jugend zu eigen: Ich *will!*

So hockte er denn wieder in einer armseligen Kammer und kämpfte für das Leben und sein zukünftiges Glück. Wie damals in Nyboder stand er morgens beim Klang der



Fabriksirenen auf, und sein Fenster war in der Regel das letzte, hinter dem nachts an dem ländlich stillen Villenweg das Licht erlosch. Obwohl über seinem Ziel, so groß es auch war, nicht mehr jener märchenhaft lockende Goldglanz lag, ging er doch mit einem Eifer und einer Ausdauer wie nie zuvor an die Arbeit, ohne daß ihn die plötzlichen peinlichen Anfälle von Mutlosigkeit hemmten, die früher so häufig bei ihm auftraten. Er erwartete keinen großen materiellen Erfolg von seiner Erfindung, ja er wünschte ihn fast nicht. Es würde ihm Lohn genug sein, wenn er wußte, daß er für das Wohl der Menschheit wirkte. Alles, was er persönlich von der Arbeit erhoffte, war, daß es ihm dadurch möglich wurde, ein ruhiges, fröhliches, tätiges Leben in inniger Verbindung und bestem Einvernehmen mit der zu führen, nach der sein Herz sich sehnte.

Aber auf seine Liebe zu Inger wagte er doch nicht recht eine Zukunft aufzubauen. Jedesmal, wenn sich seine Gedanken mit dem Pfarrhaus von Bøstrup beschäftigten, kam es ihm so vor, als hielte sie ein schwertragender Engel zurück. Hier mußte man warten. Für das Paradies war er noch nicht würdig genug, ja – seit er sich seines Sündenfalls bewußt geworden war, meinte er oft, er habe nicht einmal das Recht, auf ein so reiches Glück zu hoffen. Vor der Unschuld und dem reinen Herzen hatte er die Augen niederzuschlagen; das war seine Strafe. Er mußte die Hoffnungen verbergen wie der Dieb die Laterne und durfte sich vorläufig nur auf ein Wiedersehen freuen. Bei der Abreise von Kærsholm hatte ihn die Hofjägermeisterin gefragt, ob er nicht vielleicht das Weihnachtsfest bei ihnen verbringen wolle. Und mit ermunterndem Lächeln hatte sie hinzugefügt, daß man sich bestimmt auch im Pfarrhaus freuen würde, ihn wiederzusehen.

Am ersten Sonntag nach seiner Rückkehr begab er sich in die Stadt, um in die Kirche von Vartov zu gehen. Es war ein schöner, sonniger Tag, und er machte sich zeitig auf den Weg, weil er die ganze Strecke zu Fuß gehen und das Fahrgeld sparen wollte. Doch als er in die Allee kam und dem bunten Strom froher Menschen begegnete, die hinauswanderten, um den Sonntag im Grünen zu verleben, setzte er sich doch in eine Straßenbahn.

Eine Viertelstunde vor der Zeit kam er in dem kleinen Betsaal in der Løngangsstræde an. Er war schon ziemlich voll, fast überfüllt. Während in verschiedenen großen Kirchen der Hauptstadt vor halbleeren Bänken gepredigt wurde, drängten sich die Leute stets in dem unansehnlichen Mutterhaus der grundtvigianischen Gemeinde. Zwar war es schon lange her, seitdem die Stimme des großen Kirchenvaters hier erklingen war, aber sein Geist lebte noch in diesem Raum. So kam man aus dem ganzen Land hierher, wie zu einem heiligen Ort, wo sich Gott aufs neue seinem Volk in Gestalt eines brennenden Dornbusches offenbart hatte.

Mit Müh und Not gelang es Per, sich einen Stehplatz an der einen Wand zu erobern. Durch eine Reihe Fenster gegenüber schien in breiten Streifen die Sonne herein und umgab die in der Nähe des Mittelgangs Sitzenden mit einem Glorienschein. Unter diesen vielen von Glorie umstrahlten Köpfen war einer, der sich im ersten Teil des Gottesdienstes nach ihm umdrehte, ohne daß er es bemerkte. Erst mitten im zweiten Kirchenlied fing er den Blick auf. Er erblickte ein helles Augenpaar unter dunklen zusammengewachsenen Brauen, und er fuhr zusammen, als' er seine Schwester Signe erkannte. Neben ihr saßen die jüngeren Brüder, die Zwillinge, Schulter an Schulter. Sie

starrten in ein gemeinsames Gesangbuch und hatten ihn offensichtlich noch nicht gesehen.

Per fühlte, wie seine Wangen zu glühen begannen. Er brachte es fast nicht fertig, das Nicken seiner Schwester zu erwidern. Es war ihm gar nicht eingefallen, daß er hier seine Angehörigen treffen könnte. Überhaupt hatte er nicht daran gedacht, daß er sich hier der Möglichkeit aussetzte, von Bekannten gesehen zu werden. Signe allerdings schien kaum überrascht. Sie nickte ihm noch einmal ruhig zu, ohne ihren Gesang zu unterbrechen. – Es war, als habe sie hier Sonntag für Sonntag gesessen und auf ihn gewartet.

Gleich am Tag nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen hatte er seine Geschwister in der alten Wohnung der Mutter am Gammel Kongevej aufgesucht. Doch er hatte es allerdings als Erleichterung empfunden, als er keinen zu Hause antraf, und er hatte den Versuch bisher nicht wiederholt. Er wußte nicht, wie er ihnen erklären sollte, daß er nicht mehr verlobt war und was überhaupt mit ihm vorgegangen war.

Der Gesang war vorüber, und der Pastor erschien auf der Kanzel über dem Altar. Per war jedoch nicht mehr fähig, die Gedanken auf die Predigt zu konzentrieren. Auch diesmal erging es ihm nicht viel besser als bei seinem ersten mißglückten Kirchgang vor kurzem in Borup. Wie sehr er sich auch anstrengte, sich zusammenzunehmen – immer wieder spürte er, wie verzweifelt außerhalb des Ganzen er stand.

Auch körperlich fühlte er sich nicht wohl. In den letzten Tagen hatte er mitunter die alten Schmerzen in der Magengegend gehabt, sein Schlaf war unruhig und von verworrenen Träumen belastet gewesen. Die schlechte Luft in der überfüllten Kirche, die Sonne, die ihn blendete, die Anstrengung, die das lange Stehen verursachte, dazu die Spannung, in die er wegen des bevorstehenden Wiedersehens mit Signe und den Brüdern geraten war – all das ließ ihn zuletzt ganz schwindlig werden. Einen Moment lang, es war beim Gebet nach der Predigt, glaubte er, jetzt werde er ohnmächtig.

Als er nach dem Gottesdienst mit seinen Geschwistern vor der Kirche zusammentraf, fühlte er sich ernsthaft krank. Signe sah es sogleich und fragte, was ihm fehle. Im selben Augenblick flimmerte es vor seinen Augen, er mußte in das Küsterhaus gehen, wo er ohnmächtig wurde.

Als er wieder, zu sich gekommen war, brachten ihn die Brüder zu einer Droschke. Er hörte, wie Signe dem Kutscher zurief, er solle zur gemeinsamen Wohnung der Geschwister fahren, und er widersprach nicht. Unendlich kraftlos und müde kam er sich vor und meinte zu sterben. Sobald er zu Bett gebracht worden war, schlief er ein.

Ein paar Stunden später schlug er die Augen auf in einem dämmrigen, niedrigen Zimmer, vor dessen einzigem Fenster das Rouleau herabgelassen war. Es dauerte eine Weile, bis er begriff, wo er war. Er blickte sich scheu um. – Da stand der Mahagonisekretär der Mutter mit den runden elfenbeinweißen Schlüsselschildern, die ihn anstarrten wie erstaunt aufgerissene Augen. Da war der Korbstuhl, an den er sich vom Sterbezimmer des Vaters her erinnerte. Da der Wäschebehälter mit dem gestickten Sitz, den die Mutter immer so ängstlich gehütet hatte. Hinten auf der Spiegelkonsole lag noch wie zu seiner Kindheit die große afrikanische Muschel, in deren blutrotem Innern die wilden Gesänge des Meeres tönten ... das gespenstische Sausen, dem er als Kind oft mit soviel Staunen gelauscht hatte und das vielleicht

zuallererst seine Träume von der märchenhaft herrlichen Ferne und Fremde geweckt hatte.

Tief atmete er auf, in einem glücklichen, befreienden Gefühl. Ja, nun war er zu Hause. Die wilde Luftfahrt der Träume war zu Ende. Zur Wirklichkeit war er zurückgekehrt. Nun hatte er wieder Fuß gefaßt auf der mütterlichen Erde.

Da die Tür zum Nebenzimmer nur angelehnt war, konnte er seine Geschwister plaudern hören. Das klang so heimlich, so vertraut. Und nun schlug die alte Tafeluhr drinnen ... drei helle, zarte, silbern klingende Schläge. Wie gut er diese Töne kannte! Ihm war, als steige seine ganze Kindheit jetzt aus dem Schoß der Zeit. Er entsann sich, daß er als kleiner Junge stets andächtig dieser Uhr zugehört hatte, die jede entschwundene Stunde gewissenhaft zu Grabe läutete, wie die Kirchenglocke die Toten. Später hatte er darüber nachgesonnen, ob mit diesem silberhellen Klang die Seele der sterbenden Stunde ausgelöst wurde und zum Himmel fuhr. Selbst nachdem sich seine Phantasie vom Jenseits abgewendet und ihr Betätigungsfeld auf der Erde gefunden hatte, stimmten ihn diese regelmäßigen, fast mahnenden Stundenschläge oft seltsam feierlich. Im Grunde hatte er sich nie ganz von diesem andächtigen Staunen über die rinnende Zeit frei machen können. Bis zum heutigen Tag konnte er keine Uhr schlagen hören, ohne das Gefühl zu haben, daß ihm eine geheime Botschaft gebracht werde aus der Tiefe der Ewigkeit.

Da fiel ihm der hinterlassene Brief der Mutter ein. Den ganzen Sommer über hatte er ihm auf der Seele gelegen wie ein großes, angstvoll erwartetes Ereignis. Er hatte nicht den Mut aufgebracht, in einem Schreiben darum zu bitten, und er hatte sich doch danach gesehnt, ihn zu lesen. Nun fühlte er sich bereit und wollte die Schwester darum bitten.

Er wollte sie rufen. Im selben Augenblick aber klingelte es an der Wohnungstür. Nach einer Weile hörte man Eberhards Stimme im Nebenzimmer.

Per lag lange da und lauschte dieser Stimme, die so merkwürdig der des Vaters glich. Auch wie der Bruder beim Sprechen im Zimmer auf und ab ging, war so ganz Vaters Art, daß es Per fast unheimlich wurde. Er hörte Signe berichten, was vorgefallen war. Und obwohl beide mit gedämpfter Stimme sprachen, konnte er ihrer Unterhaltung ziemlich gut folgen. Eberhard machte der Schwester in gereiztem Ton Vorwürfe. Es wäre das beste gewesen, sagte er, ihn sofort ins Krankenhaus zu bringen. Wenn man nicht mit Sicherheit wisse, was einem Menschen fehle, sei dies stets das einzig Richtige. Möglicherweise sei es obendrein noch eine ansteckende Krankheit. Wenigstens müsse sofort zu einem Arzt geschickt werden.

Per drehte sich auf die andere Seite; er wollte nichts mehr hören. Einen Augenblick lang kämpfte er mit einem Gefühl, das sich gegen seine versöhnliche Stimmung auflehnte. Dann sagte er sich, der Bruder habe recht. Jedenfalls: das Werk der Versöhnung muß jetzt vollendet werden. Der Augenblick war gekommen, da er durch die Tat beweisen wollte, daß es ihm Ernst sei mit seinem Bußgang.

»Eberhard!« rief er.

Der Bruder trat ein, und kurz darauf kam auch Signe, die sich an das Fußende des Bettes stellte.

»Ich glaube, ihr braucht euch keine Sorgen zu machen«, sagte Per schnell, so als sei er eben über seinen eigenen Schatten gesprungen. »Mir fehlt eigentlich gar nichts. Ich habe mich bloß ein bißchen überanstrengt in letzter Zeit. Jetzt geht es mir schon wieder ganz gut.«

»Na ja, du siehst auch gar nicht so schlecht aus«, meinte Eberhard. Et hatte ihm die Hand gegeben, und seine Stimme war ganz freundlich und teilnahmsvoll. »Aber eine Ohnmacht ist doch immer eine ernste Angelegenheit.«

»Ich bin unpäßlich gewesen – mehr war es bestimmt nicht. Und dann habe ich dummerweise so gestanden, daß mir die Sonne in die Augen schien; das konnte ich noch nie vertragen. Ich fühle mich jetzt wieder gesund.«

»Trotzdem bin ich entschieden dafür, daß der Arzt geholt wird. Wenn er zu Hause ist, kommt er auch ziemlich schnell her.«

»Ja, wenn es euch eine Beruhigung ist, dann – natürlich. Aber wie gesagt, ich glaube nicht, daß meine momentane Unpäßlichkeit etwas mit einer Krankheit zu tun hat. Es war bloß die Sonne ... und vielleicht die schlechte Luft.«

»Na, über die Ursache will ich mich nicht äußern«, sagte Eberhard ziemlich schroff. »Aber auch in der Beziehung wird der Arzt am besten Auskunft geben können.«

Trotz aller guten Vorsätze konnte es Per nicht lassen, im Gesichtsausdruck des Bruders nach dem Triumph zu spähen, den er mehr als alles andere fürchtete. Aber Eberhard stand mit dem Rücken zum Licht, und zudem war sein Gesicht mit dem vorspringenden Unterkiefer mehr noch als das der Schwester eine starre Ledermaske, in der nur die Augen Leben verrieten.

Per wiederholte, daß er sich natürlich ihren Wünschen fügen werde. Er bat lediglich darum, dann Professor Larsen holen zu lassen, den er schon einmal in einem ähnlichen Fall konsultiert habe.

Doch dieses Ansinnen wurde von Eberhard und Signe gleichermaßen übel aufgenommen. Sie blickten einander an, und Eberhard sagte: »Wir haben ja unseren Hausarzt. Er ist zwar nicht Professor, aber ein Mensch, zu dem wir volles Vertrauen haben.«

»Auch Mutter hatte keinen anderen«, setzte die Schwester hinzu.

Per begriff nicht gleich. Er sagte, es sei ihm unangenehm, von einem anderen Arzt behandelt zu werden als von dem, der ihn schon einmal untersucht habe und daher auch am besten seinen Gesundheitszustand beurteilen könne.

Doch Eberhard gab nicht nach. »Ich will mich über dein Verhältnis zu Professor Larsen nicht äußern«, sagte er. »Aber wir, wir können unseren Arzt nicht kränken, um so weniger, als wir keinen Grund haben, mit ihm unzufrieden zu sein. Außerdem, Professor Larsen geht um diese Zeit überhaupt nicht außer Haus, jedenfalls wohl kaum zu Leuten, die nicht zu seinem festen Patientenkreis gehören. Schon allein aus dem Grunde ...«

Per verstand jetzt, daß sie seinen Wunsch als unzeitgemäße Wichtigtuerei aufgefaßt hatten, als einen Versuch, sich mit seinen feinen Gewohnheiten zu brüsten. Und diese

Verkennung kränkte ihn. Er sagte, falls es ihnen so unangenehm sei, Professor Larsen herkommen zu lassen, wolle er lieber aufstehen und nach Hause gehen.

Als Eberhard merkte, daß es ihm Ernst war, verschwand er mißvergnügt, um dem Mädchen Bescheid zu sagen.

Signe wollte ihm folgen, aber Per hielt sie zurück. »Signe«, sagte er, »du hast doch noch den Brief, den Mutter an mich geschrieben hat, nicht wahr?«

»Willst du ihn jetzt haben?«

»Ja, bitte. Es hat sich ja so seltsam gefügt, daß ich ihn hier lesen kann, wo er geschrieben wurde.«

Schweigend holte Signe ein Schlüsselbund hervor, öffnete eine Schublade im Sekretär und kam mit einem versiegelten Brief und einem Päckchen zurück, das die Uhr des Vaters enthielt.

Erst als Per allein geblieben war, getraute er sich, den Brief anzuschauen. Ein Nebel glitt vor seine Augen, als er die Aufschrift las, die mit der unsicheren Hand der Mutter geschrieben war: »An meinen Sohn Peter Andreas – in einer stillen Stunde zu lesen.« Da brach er das Siegel und las:

»In unseres Herrn Jesu Christi gesegnetem Namen!

Dieses schreibe ich an Dich, mein Sohn, um noch ein letztes Mal, ehe ich meine Augen schließe, zu versuchen, zu Deinem Herzen zu sprechen, das Du verschlossen hast, nicht allein vor Deiner Mutter und Deinem im Herrn entschlafenen Vater und vor allen anderen, die Dir nahestehen, sondern auch vor Gott dem Allmächtigen und vor seiner Gnade durch Jesum Christum.

Ich schreibe dies, obschon ich ja nicht einmal weiß, wo Du lebst. Unablässig verbirgst Du Dich vor uns, und Du hast wohl Deine Gründe dafür. Deine Geschwister sagen, Du seist in weiter Ferne, in Frankreich oder Amerika. Aber wo Du auch bist, eines weiß ich: Auf Gottes Pfaden wandelst Du nicht. Du hast es Dir erwählt, das weltliche Joch zu tragen. Doch es stehet geschrieben: Wer verharret in Trotz und Sündhaftigkeit, für den bleibt das Evangelium verborgen bis an das Ende seiner Tage.

In einer Predigt hat Dein Vater einmal das Gleichnis vom Leben des Gottlosen verwendet. Es ist wie das Eingesperrtsein in einem Kerker, ohne die geringste Öffnung, durch die das Himmelslicht tröstlich hereindringt, ohne anderen Ausgang als eine Falltür, die sich tückisch schließt über einem bodenlosen Abgrund. Mein unglücklicher Sohn! Möge Dir die Wahrheit dieses Bildes abschreckend klarwerden! Oh, begreife doch das Wort: Wenn wir nach dem Fleische leben, werden wir gewißlich sterben; wenn wir aber die Versuchungen des Leibes abtöten durch den Geist, werden wir leben ewiglich. Ja, wenn Du doch lerntest, *Dich vor Dir selbst zu fürchten!* Dann wäre noch Hoffnung, daß Du den Weg findest zu Deinem Erlöser und Deinen Sinn abkehrst vom Bösen, daß Du um Jesu Blut und Wunden Gnade und Vergebung Deiner Sünden erflehen kannst.

Viel wollte ich Dir noch sagen, mein lieber Sohn, aber meine Hand ist müde, und meine Augen sind matt. So mag denn dies Deiner Mutter letztes Wort in dieser Vergänglichkeit sein: Beuge Dich vor dem Herrn, vor Deinem Gott, mit reuigem Herzen, auf daß der Heilige Geist in Dich gegossen werde durch unseren lieben Erlöser Jesum

Christum. Der Barmherzige schaue Dich an in Gnaden, auf daß Du am Jüngsten Tage nicht aus dem Todesschlaf erwecket wirst mit dem schrecklichsten aller Worte: Hebe dich hinweg von mir, Unseliger, ich kenne dich nicht.«

Per lag noch da, den Brief der Mutter in der Hand, als Eberhard eine halbe Stunde später eintrat, um die Antwort des Professors zu überbringen. Beim unvermuteten Auftauchen des Bruders versteckte er hastig den Brief unter dem Laken.

Eberhard blieb an der Tür stehen. Er hatte es eilig und wollte gehen. »Natürlich war es so, wie ich sagte«, verkündete er mit Genugtuung. »Josefine bringt die Nachricht, daß der Professor heute keine Krankenbesuche mehr macht, wenn nicht dringende Gefahr besteht.«

Per antwortete nur mit einem Nicken. Er erfaßte kaum, worauf diese Mitteilung hinauslief. Ihm wurde auch gar nicht sofort klar, daß in Eberhards letzten Worten eine erneute Aufforderung lag, von seinem Verlangen abzugehen. Erst als sich der Bruder umdrehte und ziemlich heftig die Tür hinter sich schloß, kam er richtig zur Besinnung.

Er verstand selbst nicht, warum ihn die Lektüre des mütterlichen Briefes in eine so unheimliche und bedrückende Stimmung versetzt hatte. Er war vorbereitet gewesen auf streng verurteilende, ja schonungslose Worte; aber dieses ganze Geschreibsel ließ ihn völlig kalt. Sein erster bewußter Gedanke, nachdem er den Brief einmal gelesen hatte, war der Wunsch gewesen, daß er diese Abschiedsworte nie in seine Hände bekommen hätte.

Er nahm jedoch die ganze Schuld für seine Enttäuschung auf sich. Vorwürfe machte er sich, weil er die Mahnung der Mutter auf dem Briefumschlag nicht gewissenhafter beachtet hatte. Er hätte den Brief nicht in einem Augenblick lesen dürfen, da er nach dem kleinen Streit mit den Geschwistern noch etwas erregt war. Nun wollte er ihn beiseite legen und ihn in einer besseren »stillen« Stunde noch einmal lesen, wenn er wieder allein in seinem Zimmer war. Denn auch das hatte ihn verstimmt, daß erst Signe und dann einer der Zwillinge sich im Zimmer zu schaffen gemacht hatten, offenbar einzig und allein in der Absicht, die Wirkung des Briefes auf ihn zu beobachten.

Die Uhr im Wohnzimmer schlug vier, und Per dachte schon jetzt mit Sorge daran, wie der Tag ein Ende nehmen sollte. Obwohl Signe und die Zwillinge am Nachmittag ihr Bestes taten, um ihn zu pflegen und zu unterhalten, sehnte er sich nach der Einsamkeit und dem Frieden seines eigenen kleinen Zimmers zurück.

Gegen Abend erschien Eberhard wieder. Er wohnte nicht mit den anderen Geschwistern zusammen, sondern kam nur zu Tisch um drei Uhr, wie er es schon zu Zeiten der Mutter getan hatte. Es rührte Per, daß Eberhard, trotz ihres kleinen Streits den langen Weg von Kristianshavn hier herausgekommen war, nur um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Zu einer vertraulicheren Unterhaltung mit ihm oder Signe kam es jedoch auch jetzt nicht. Per war sich nicht einmal im klaren darüber, inwieweit sie überhaupt über seinen Bruch mit Jakobe Bescheid wußten. Nachmittags hatte er ein paarmal Signe gegenüber die Unterhaltung darauf gelenkt, aber sie hatte in sichtlicher Unruhe jedesmal von anderen Dingen angefangen. Auch Eberhard schien keinesfalls geneigt, sich auf das Thema einzulassen. Per fühlte: Trotz aller Teilnahme und Fürsorge waren sie doch ständig auf dem Posten und neigten vor allem dazu, selbst seine harmlosesten

Äußerungen als Versuch auszulegen, sich mit seiner Vergangenheit und seinen Verbindungen zu brüsten.

In dieser Beziehung irrte sich Per allerdings auch nicht. Weder Eberhard noch Signe hatten großes Vertrauen in die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung setzen wollen – dazu kam er ihnen noch viel zu hochmütig vor. Daß seine Verlobung mit der Tochter dieses jüdischen Bankiers aufgehoben war, hatten sie von anderen gehört, und hierauf bauten sie große Hoffnungen. Wie es aber genauer damit stand, wußten sie nicht; und Signe ihrerseits wollte auch gar nichts wissen, weil sie überhaupt nichts weiter von seinem Leben zu erfahren wünschte als dasjenige, was sich auf die Familie und den Glauben bezog.

Am nächsten Vormittag kam dann der Professor, um ihn zu untersuchen. Der kleine Mann mit dem wunderlich einfachen, ja schmutzigen Äußeren und der merkwürdigen Umgangssprache war äußerst ungehalten. Kaum daß er sich erinnern wollte, Per schon gesehen zu haben! Und er sagte auch gleich, er sei selber krank und hätte eigentlich gar nicht ausgehen dürfen, eine Äußerung, die sein blaugraues Gesicht und die dicken blauschwarzen Säcke unter den Augen auf unheimliche Weise bestätigten.

Nach der Untersuchung wurde er etwas zugänglicher. Er setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bett und meinte: »Was wolln Sie eigentlich von mir wissen? Ihr Speiseschrank nimmt einen zu großen Platz bei Ihnen ein, und Sie haben eine miserable Blutzirkulation – aber das sagte ich Ihnen wohl schon das letztmal.«

Per erwähnte, diese plötzlichen nervösen Störungen müßten doch wohl eine bestimmte Ursache haben; er fühle sich ja sonst nicht krank und habe – das könne man doch wohl sagen – sogar einen ungewöhnlich guten und kräftigen Körperbau.

»Einen guten und kräftigen Körperbau? Urwüchsige Bullenkraft, wie? Na ja, wenn Sie zufrieden sind! Rate Ihnen aber trotzdem, stellen Sie keine zu großen Ansprüche an die »urwüchsige« Kraft. Das verträgt sie nicht. Das habe ich Ihnen wohl auch schon letztes Mal gesagt! Wir dänischen Männer mit unseren ausgeweiteten Mehlbrei- und Wassersuppenmägen, wir taugen nicht für die Hast dieser Zeit. Wir sind wie die Bauerngäule, die im altmodischen Zuckeltrab ganz gut laufen, so mit baumelnden Schweifen; aber bei einem Wettlauf, zum Teufel, da kippen sie um. Kommt eben nicht bloß auf die Schulterbreite an, mein Bester! Oder auf ein paar wohlgebildete Beinmuskeln! Heutzutage kommt's eben auf Eisen im Blut und Phosphor im Gehirn an! Und dann auf die Nerven, die nicht in überflüssigem Fett begraben sein dürfen, guter Freund! – Wie gesagt, baun Sie nicht zu sehr auf Ihre Konstitution! Damit ist kein Staat zu machen.«

»Gerade jetzt brauche ich aber meine ganze Arbeitskraft«, sagte Per und bat den Professor, ihm ein Rezept für Kräftigungsmittel zu geben, die er unter diesen Umständen für die besten halte. Der Arzt schüttelte jedoch melancholisch den Kopf.

»Kräftigungsmittel? Ich kenne keine!«

»Als ich zuletzt mit Ihnen sprach«, fuhr Per fort, »rieten Sie mir zu kalten Brausebädern, Gymnastik und zu einer Abhärtungskur insgesamt.«

»Na schön, irgendwas muß man doch sagen. Und schaden kann so was wohl nicht, aber es wäre bestimmt besser für Sie gewesen, wenn ich Ihren geehrten Groß- und

Urgroßvätern solche Kur verschrieben hätte. Denn es sind doch die dicken Federbetten und die durchgeschwitzten Wolljacken unserer selig Dahingegangenen und dazu noch die süßen Suppen und das Tabakgequalme unserer Vorfahren, das ganze fromme Leben in den Studierstuben, was sich da an uns rächt. Sie sind natürlich Pfarrerssohn, nicht wahr? Entnehme ich aus Ihrem Namen, müssen Sie wissen. Und ich kenne aus Erfahrung die Gerichte in unsern idyllischen, kinderreichen Pfarrhäusern, wo das Tischgebet meistens einen soliden Fleischgang ersetzen muß. – Na, haben Sie denn die Brausebäder wenigstens einigermaßen regelmäßig genommen?«

Per erwiderte, er habe in jüngster Zeit unter Verhältnissen gelebt, die eine systematische Abhärtung sehr erschwerten.

»Sagen Sie doch lieber, daß so eine kalte Dusche nicht nach Ihrem Geschmack ist. Ist ja auch verständlich. Ist ja wirklich nicht angenehm, wenn man nicht von Kindesbeinen an dran gewöhnt ist; gestatten Sie, Verehrtester, daß ich Ihnen noch mal in den Rachen sehe?«

Per öffnete den Mund.

»Ja, dachte ich mir doch. Die meisten von Ihren Backenzähnen sind weg! Wahrscheinlich waren Sie schon ziemlich ausgewachsen, ehe Sie mit dem weltlichen kleinen Gnadenmittel, genannt Zahnbürste, Bekanntschaft machten. Ich selbst war über zwanzig. Bis dahin begnügte ich mich auf Väterweise getrost damit, mir jeden Abend den Mund mit einem Vaterunser auszuspülen. – Na, na, wolln uns nicht weiter in die alten jammervollen Schäden vertiefen...«, unterbrach er sich plötzlich selbst und preßte die Hand mit schmerzlichem Aufseufzen in die Seite.

Per hätte sich bestimmt ernsthaft über diese Worte geärgert, wenn ihm nicht klargewesen wäre, daß der Arzt ein todkranker, leidender Mann war, der in seiner Qual wohl kaum richtig wußte, was er sagte. Daher ließ er sich nicht von den trostlosen Äußerungen des Professors beunruhigen; er sah, daß er während der ganzen Zeit mehr von seinem eigenen Zustand in Anspruch genommen war.

Eine Frage richtete er aber doch noch an ihn. Er sagte, soweit er merke, passe das städtische Leben und die Stadtluft nicht recht für ihn. Ob der Herr Professor nicht glaube, daß es vorteilhafter sei, wenn er in Zukunft soweit wie möglich auf dem Lande lebe?

»Ja, meinewegen! Gehn Sie ruhig auf die Weide! Da sind wir nun mal zu Hause. Für das Steinpflaster taugen wir in dieser Generation noch nicht. Und vielleicht noch nicht mal in der nächsten. – Na ja, bleiben Sie jetzt aber ein paar Tage liegen, bis Ihre geehrten Nerven wieder ein bißchen Ruhe haben. Abends einen Eßlöffel Bromkalium kann ich Ihnen wohl auch erlauben. Ansonsten, mein lieber Leidensgefährte, wollen wir unsere verdickten Gedärme mit Geduld tragen! Wir werden hoffentlich nicht wieder damit auferstehen im Jenseits.«

Per hatte keine Ruhe, länger als bis zum nächsten Morgen im Bett zu bleiben. Und nach weiteren vierundzwanzig Stunden ging er in seine Behausung zurück. Kurz darauf begannen die Vorlesungen und Übungen auf der Landwirtschaftsschule, und er ging wieder ganz in seiner Arbeit auf.



Über den Frederiksberger Park und die ihn umgebenden Straßen kam er jedoch nur selten hinaus, außer am Sonntag, wenn er zum Kirchenbesuch in die Stadt fuhr. Noch immer hatte er eine Scheu vor der Innenstadt und mied soweit wie möglich Begegnungen mit alten Studienkollegen und Bekannten. Einmal hatte er in der Straßenbahn einem früheren Studienfreund gegenübergesessen, und dessen überraschtes Starren und unsicheres Lächeln des Wiedererkennens hatte ihn so nervös gemacht, daß er aus lauter Angst, der Mensch könne ihn anreden, schon vorzeitig ausgestiegen war.

Mit seinen neuen Studienkollegen auf der Landwirtschaftsschule knüpfte er keine Kontakte an. Er besuchte hin und wieder seine Geschwister; einmal hatte ihm Eberhard auch einen Gegenbesuch abgestattet; aber zu wirklicher Vertrautheit kam es noch immer nicht. In der Vartov-Gemeinde ließ er sich vorsichtshalber nicht mehr blicken. Er suchte die weniger vollen Kirchen auf. Im übrigen betrachtete er sich nicht eigentlich als Grundtvigianer, ja er war sich gar nicht recht klar darüber, was diese Bezeichnung in kirchlicher Sicht eigentlich bedeutete. Selbst in seinem Glauben war er ein Einsamer, ein Suchender. Und auch der Brief der Mutter, den er nun in verschiedenen Stimmungen gelesen hatte, steigerte nur seine Unsicherheit. Noch immer konnte er das Unbehagen nicht überwinden, das er von Anfang an über dieses Schreiben empfunden hatte. Schließlich mußte er sich dazu zwingen, nicht daran zu denken, um nicht von neuem in Zweifel zu geraten.

Der Herbst brach an. Der wilde Wein blutete überall an den Villenwänden, und im Frederiksberger Park segelten rote und gelbe Blätter auf den schattigen, dunklen Kanälen. Schnell hatte Per eine besondere Vorliebe für diese stilvolle kleine Parkanlage gefaßt, zu der er von seiner Behausung aus nur gut hundert Schritte zu gehen hatte. Besonders gern wanderte er frühmorgens durch den Park, wenn erst wenige Spaziergänger da waren. Dann schlug ihm noch die frische Herbstnacht von den großen, freien Rasenflächen entgegen; der Tau lag wie ein silbernes Spinnwebgewebe auf dem Gras, und stille Schwäne glitten auf dem schwarzen Wasser der Kanäle an ihm vorüber, mit einer Haltung und einem Ausdruck, als seien sie verzauberte Märchenprinzessinnen.

Währenddessen vergingen die Tage, und noch immer hatte er von Oberst Bjerregrav kein Wort gehört. Dies begann ihn zu beunruhigen. Seine geringen Geldmittel waren verbraucht, ja er hatte sogar ein paar Kleidungsstücke versetzen müssen, um den Arzt bezahlen zu können. So schrieb er denn an den Obersten, um sich in Erinnerung zu bringen, und am nächsten Tag bekam er auch eine Antwort. Der Oberst teilte ihm kurz mit, daß er sich nach gründlicher Überlegung nicht imstande sehe, sich der Sache anzunehmen, derentwegen sich Per an ihn gewandt habe.

Per blieb verstört sitzen, in der Hand den Brief. Es dauerte lange, bis ihm aufging, daß der Oberst ihn zum Narren gehalten hatte. Er konnte dem Alten nicht einmal wirklich böse sein. Wie man in den Wald hineinrief, so schallte es heraus! Er machte sich nur selbst Vorwürfe: Einen anderen hatte er vorschleichen wollen, um den eigenen Stolz zu bewahren. Wahrhaftig, es war nicht angenehm, zu einem fremden Mann zu gehen und um Geld zu bitten. Für ihn, der davon geträumt hatte, Herr und Bezwingler seiner Mitmenschen zu werden, war es wirklich eine üble Sache, mit Betteln anfangen zu müssen; aber das war nun einmal sein Lohn. Gott ließ seiner nicht spotten! Er ersparte

ihm diesen demütigenden Bittgang nicht. Auch in diesem Punkt mußte er also voll Buße tun für die Sünden der Vergangenheit.

Etatsrat Erichsen hatte sein Büro am Højbroplads, im ersten Stock eines großen Eckhauses zum Kanal hin. Per schritt eine Weile vor dem Eingang auf und ab, um sich noch einmal zu überlegen, womit er anfangen und was er überhaupt sagen wollte. Auch auf der Treppe zögerte er noch einen Augenblick. In einem düsteren Saal, dessen eine Ecke durch eine Barriere abgeteilt war, saßen etwa zwanzig Schreiber an großen Doppelpulten. Ein junger Mann trat auf ihn zu und fragte nach seinem Anliegen. Per bat, den Etatsrat sprechen zu dürfen.

Der Angestellte maß ihn mit verwunderten Blicken. Der Herr Etatsrat sei nicht zu Hause, sagte er. Der Herr Etatsrat befinde sich im Ausland und werde erst in einigen Monaten zurückkehren. Ob er etwas ausrichten solle?

Per hatte sich schon zur Tür gewandt. Um nicht seinen Namen sagen zu müssen, ging er ohne Erklärung hinaus.

Als er wieder unten an der Tür stand, fragte er sich: Was jetzt? Vor ihm lag der bunte Obst- und Blumenmarkt im hellen Septembersonnenschein. Frauen von der Insel Amager mit ihren großen Hauben machten sich zwischen den Körben breit und lockten Käufer an. Die Gärtner hielten da mit ihren Karren in langen Reihen, und es wurde schwunghaft gehandelt unter vielem Geschrei, Gekeife und Gelächter. Inmitten dieses herbstlichen Überflusses überkam Per eine Angst, wie er sie noch nie zuvor gespürt hatte – eine Angst vor der Erniedrigung – nicht der Seele, sondern des Körpers, die Angst vor den Dämonen des wirklichen Lebens: dem Hunger, der Kälte, dem Schmutz. Er dachte an die zwanzig Kronen, die er sich durch den Verkauf von Kleidungsstücken noch verschaffen konnte. Das reichte vielleicht für eine Woche oder für zwei. Und was dann?

Er nahm seine ganze Willenskraft zusammen und schlenderte langsam nach Hause. Jetzt mußte er also einen anderen Ausweg suchen, er wollte nicht verzagen. Welche Entbehrungen ihm auch bevorstanden, welche Demütigungen ihm auch beschieden waren – er empfand dennoch keine Reue und keine Versuchung, umzukehren und sich aufs neue den Herren dieser Welt zu unterwerfen. Daß der Weg zu Gott ein Weg der Prüfungen war, das war nicht neu für ihn; das hatte er schon gehört, als er noch auf dem Schemel neben dem Bett seiner Mutter saß. Wenn er trotzdem jetzt so überrascht und erschrocken war bei der Aussicht, wegen seines Glaubens leiden, zu müssen, dann mußte das ja seine Ursache darin haben, daß er diese Worte bisher nur als hohltönende Phrasen aufgefaßt hatte. Und so war es wohl auch. Überhaupt, ihm wurde klar, daß es Pastor Blomberg, der in seiner Verkündigung so tief empfundene, treffliche Ausdrücke für die Freude und den Gewinn durch das »Leben in Gott« finden konnte, an Überzeugungskraft mangelte, wenn von Opfern und Leiden die Rede war. Doch es war höchste Zeit, daß er daran erinnert wurde, daß die Worte von den »dornenvollen Pfaden« und »wunden Füßen« buchstäblich zu nehmen waren. Und dies schreckte ihn auch nicht, weil er im voraus spürte, daß ihn das alles nur Gott näherbringen und viel mehr klarwerden ließ, was ihm jetzt noch verborgen war oder ihn ängstigte oder unsicher machte.

Trotzdem – er mußte sich Mittel für seinen Lebensunterhalt beschaffen, und einen Augenblick lang dachte er wieder an den Hof Jägermeister und dessen Frau. Aber nein! Lieber alles andere! Diese Leute waren nicht diskret, es wäre nicht zu vermeiden, daß die Geschichte Inger und ihren Eltern zu Ohren kam. Und was für Vorstellungen würden die sich machen, wenn er zum Dank für erwiesene Gastfreundschaft plötzlich um ein Darlehen bat. Außerdem, das Ergebnis seines Versuchs, den er beim Hofjägermeister schon riskiert hatte, ermunterte ihn nicht gerade zu einer Wiederholung. Bloß, was sollte er tun? Eine Bittschrift an Etatsrat Erichsen war sicher auch zwecklos, und den Versuch, eines der technischen Büros der Stadt zum Ankauf seiner beiden Patente zu bewegen, hatte er schon ohne Resultat unternommen.

So beschloß er, die Zeit abzuwarten und sich vorläufig mit dem durchzuschlagen, was er sich durch Verkauf oder Verpfändung seiner überflüssigen Garderobe und anderer Wertgegenstände, die er jetzt nicht mehr brauchte, verschaffen konnte. Er wollte mit der Möglichkeit rechnen, daß die Entwässerungsanlage bei Kærsholm genehmigt wurde, und dann konnte er ganz einfach einen Vorschuß verlangen. In einem Brief als Antwort auf sein Dankschreiben hatte die Hofjägermeisterin zwar die Angelegenheit nur erwähnt, aber doch geschrieben, sie habe noch immer große Hoffnungen. Gleichzeitig hatte sie ihre Einladung erneuert, er möge das Weihnachtsfest auf Kaersholm erleben.

Nun vergingen einige Wochen. Inzwischen war der Oktober gekommen, und noch zeigte sich keine Aussicht auf Hilfe. Trotzdem gab Per die Hoffnung nicht auf, daß sich alles zum Guten wenden werde. Er konnte einfach nicht glauben, daß Gott ihn noch tiefer in den Staub treten wolle. Um mit seinem Geld so lange wie möglich zu reichen, gönnte er sich zuletzt kaum noch die nötige Nahrung. Es galt ja auszuhalten, zumindest bis er sein Examen abgelegt hatte. Dann würde er wohl irgendeine Anstellung finden, wo er sich als privater Landvermesser niederlassen und seine Zeit abwarten konnte. Doch ohne Examen, Geld oder Verbindungen hatte er nur die Aussicht, zu verhungern oder sich durch Arbeit recht und schlecht durchzuschlagen.

Die Tage vergingen in Unruhe und Spannung – dunkle, regnerische Herbsttage. Jeden Vormittag, wenn die jütische Post ankam, stand er am Fenster und spähte nach dem roten Rock aus. Von Kærsholm mußte die Erlösung kommen. Noch immer stand er mit der Hofjägermeisterin im Briefwechsel. Ihr war es offenbar eine Genugtuung, Vermittlerin zwischen ihm und dem Bøstruper Pfarrhaus zu sein. Zwar schickte sie ihm nie direkt einen Gruß von Inger, ließ ihn aber doch deutlich wissen, daß ihn ihre junge Freundin nicht vergessen habe und daß sie oft miteinander über ihn sprächen. Auch über das Entwässerungsprojekt schrieb sie jedesmal, aber mit immer mehr Vorbehalten. Es seien ein paar Versammlungen von Grundeigentümern abgehalten worden. Ihr Mann habe sich der Sache mit Eifer angenommen; aber »es herrscht leider große Uneinigkeit«, schrieb sie zuletzt, »und die Aussichten sind zur Zeit nicht allzu gut«.

Um das Maß voll zu machen, erhielt Per in diesen Tagen einen eingeschriebenen Brief, der ihn auf langen Umwegen erreichte und unter anderem auch schon in Kærsholm gewesen war. Der Brief kam aus Rom von dem jungen Künstler, der auf Bestellung der Baronin dort seine Büste modelliert hatte. Der Bildhauer schrieb, die Büste sei jetzt in Marmor fertig und könne jederzeit abgeschickt werden. Er habe, so erklärte er, der Baronin schon vor längerer Zeit mitgeteilt, daß die Büste fertig sei, und

sie höflich aufgefordert, ihm das verabredete Honorar zu schicken. Aber zu seinem Erstaunen habe er seinen Brief von ihrem schwedischen Gutsverwalter mit dem Bescheid zurückbekommen, die Frau Baronin könne sich nicht entsinnen, je eine solche Bestellung gemacht zu haben, und im übrigen sei sie auch gar nicht dazu berechtigt gewesen, ohne zuvor die Einwilligung ihrer Vormünder einzuholen. Daher bat nun der Bildhauer ihn, der doch den Zusammenhang der Angelegenheit am besten kenne, als Vermittler aufzutreten und ihm zu seinem bitter notwendigen Honorar zu verhelfen.

Per war durch diesen Brief höchst peinlich berührt, nicht so sehr durch die Aufforderung selbst, sondern weil er Erinnerungen an eine Zeit wachrief, die ihm jetzt zu seiner tiefsten Erniedrigung zu gehören schien. Er wurde schamrot, wenn er an diese Büste mit seiner frechen Imperatormiene dachte, und er wünschte, er hätte dem Mann das Geld schicken können, nur um ein Recht zu haben, ihn zu bitten, sein »Kunstwerk« zu zerschlagen und es als unnütze Scherben auf die Straße zu streuen. Nun sah er sich jedoch gezwungen, den höflichen Brief vorläufig unbeantwortet zu lassen, weil ein Ersuchen an die Hofjägermeisterin oder ihren Mann in dieser Frage vielleicht seiner Sache schadete, von der in diesem Augenblick sein eigenes Wohlergehen völlig abhing. Sie konnten ihm eine derartige Einmischung in die Angelegenheiten der Baronin leicht übelnehmen, vor allem, weil die Hofjägermeisterin vor ihm die Unzurechnungsfähigkeit ihrer Schwester nie ganz zugegeben hatte.

Wieder vergingen ein paar Wochen, und Ende November stand Per vor der Katastrophe. Stück für Stück war aus seinem Kleiderschrank verschwunden, und auch den größten Teil seiner Bücher hatte er verkauft, ja sogar an den beiden Diamantknöpfen, die er damals von Jakobe bekommen hatte und ihr gelegentlich zurückschicken wollte, mußte er sich jetzt vergreifen. Er verkaufte sie zu einem Spottpreis. In ein paar Tagen war die Miete für sein Zimmer fällig. Außerdem hatte er beim Kellner des Wirtshauses, wo er aß, Schulden gemacht.

Vor lauter Unruhe konnte er in letzter Zeit nicht mehr arbeiten. Auch die schlechte Ernährung hatte ihn geschwächt. Zum ersten Mal in seinem Leben war die rote Farbe von seinen Wangen verschwunden. Bei seinen Geschwistern ließ er sich die ganze Zeit über nicht blicken. Er wußte selbst recht gut, daß er schlecht aussah, und er fürchtete sich vor ihren Fragen.

In seiner Not hatte er sich zu einem neuerlichen Versuch bei Etatsrat Erichsen aufgerafft, aber mit dem gleichen Mißerfolg wie das erste Mal: Der Etatsrat sei auf der Reise krank geworden und werde erst nach Weihnachten zu Hause erwartet. So mußte er also zum Äußersten greifen und sich an einen Geldverleiher, an einen Wucherer wenden. Eines Tages las er die gleichlautenden Bekanntmachungen in kleinem Druck durch, mit denen sich diese Menschenfreunde in den Zeitungen täglich in Erinnerung brachten. Und er entschloß sich zuletzt für einen Mann namens Søndergaard. Dieser Name klang in seinen Ohren vertrauenerweckend, weil in seiner Vaterstadt eine ordentliche alte Bäckerfrau gewohnt hatte, die so hieß.

Da Per wußte, daß man mit Wucherern am besten abends zusammentraf, wartete er bis sechs Uhr und ging dann in die Stadt.

Herr Søndergaard, der sich Makler nannte, wohnte in einer der stillen Gassen um das Rathaus, die man zur Abkürzung des Weges benutzte, wenn man es eilig hatte, deren

Namen aber die wenigsten kennen. Per mußte auch mehrfach fragen und die Eckschilder lesen, um die richtige Straße zu finden. Es war ein schmales, menschenleeres Gäßchen mit einer einzigen Laterne, die genau vor dem gesuchten Haus stand. Er trat auf den Fahrdamm hinaus und blickte zum zweiten Stock empor, wo Herr Søndergaard wohnen sollte. Es gab nur drei Fenster, und in ihnen allen war Licht. Der Mann war also offensichtlich zu Hause.

Ein rotlockiges Mädchen von sechs bis sieben Jahren machte auf, das heißt, sie hielt die Tür angelehnt und schaute ihn mit ihren großen blauen Puppenaugen an. Und weil sie nicht verstand, was er sagte, fragte sie auf kindliche Weise, ob er mit ihrem Vater sprechen wolle. Dann hob sie sich auf die Zehen, um die Sicherheitskette abzuhängen, und brachte ihn in einen Raum, eine übliche Kopenhagener Kleinbürgerwohnstube mit einem Teppich unter dem Tisch, Bildern an den Wänden und einem Album und billigen Nippsachen auf der Anrichte.

Per war angenehm überrascht. Hier sah es gar nicht so unheimlich aus. Auf einem Schreibtisch am Fenster stand eine Lampe mit einem roten Seidenpapierschirm. Zwischen den Bildern über dem Sofa sah man sogar einen Geistlichen im Ornat und die Photographie einer Dorfkirche. Nun kam Herr Søndergaard selbst aus dem Nebenzimmer – eine massige Gestalt mit rotgrauem Vollbart. Er wirkte im ersten Augenblick etwas unsicher. Es fiel ihm offensichtlich schwer, Per zu beurteilen, der im Halbdunkel an der Tür stehengeblieben war und selbst spürte, daß er mit seinem vollen dunklen Bart und dem bis an den Hals zugeknöpften Regenmantel recht fremdartig in dieser Umgebung wirkte. Herr Søndergaard bat ihn schließlich, Platz zu nehmen, und fragte, womit er dienen könne.

Sie setzten sich.

Herr Søndergaard war gerade vom Abendessen aufgestanden, hatte noch nicht ganz fertig gekaut und roch aufdringlich nach Käsebrot. Per ging sofort auf die Sache los, nannte die Summe, die er leihen wollte, erläuterte seine zukünftigen Aussichten und gab Rechenschaft über die Sicherheit, die er stellen konnte. Ferner erbot er sich, weil sich diese Sicherheit nur auf seine beiden Patente bezog, sein Leben für eine Summe versichern zu lassen, die der Größe des Darlehens entsprach. Herr Søndergaard schwieg. Er saß in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch, und jetzt, da ihn Per im hellen Lampenschein sah, machte er keinen so vorteilhaften Eindruck mehr. Aus einem rotgefleckten Gesicht mit fetten, schwammigen Wangen quollen ein Paar gelbe Augen, die einen sehr unangenehmen, starren, aufdringlichen Blick hatten. Er schien auch ziemlich reichlich zu Abend gegessen zu haben. Jeden Augenblick hüpfte sein runder Bauch unter kräftigem Aufstoßen in die Höhe, und er gab sich nicht die geringste Mühe, es zu verbergen.

Per faßte das Schweigen als gutes Zeichen auf und redete von den Bedingungen für das Geschäft. Doch statt hierauf zu antworten, fragte ihn der andere, welche Bürgen er habe.

»Bürgen? Wollen Sie eine Kaution?«

Herr Søndergaard quittierte Pers Erstaunen mit ungläubigem Lächeln. »Nanu, daran haben Sie wohl überhaupt nicht gedacht. Ja, irgendeine Sicherheit sollte man eigentlich haben. Und wenn Sie so gute Aussichten haben, wie Sie sagen, dann kann es Ihnen

doch nicht so schwerfallen, einen Namen zu beschaffen oder zwei. – Wieviel, sagten Sie, wollen Sie leihen?«

»Tausend Kronen.«

»Und für wie lange?«

»Ich dachte, für ein Jahr. Bis dahin, hoffe ich, bin ich ganz bestimmt imstande, die Summe mit den laufenden Zinsen zurückzuzahlen.«

»Ja, Herr, die Zinsen werden im voraus abgezogen«, sagte Herr Søndergaard leichthin und nahm ein großes Buch, das auf einem Nebentisch lag. Es war das Kopenhagener Adreßbuch.

Das Mädchen, das Per geöffnet hatte, war unterdessen mit einer Puppe unter dem Arm ins Zimmer gekommen. Sie hatte sich kurz an den Vater gelehnt, der mit Stolz seine fette Hand über ihren roten Lockenkopf gleiten ließ. Als er sie loslassen mußte, um in dem Buch zu blättern, kletterte sie auf seinen Schoß und beobachtete von hier aus Per mit der zufriedenen Selbstgefälligkeit eines verzogenen Kindes.

»Ich kann Ihren Namen hier nicht finden«, sagte Herr Søndergaard nach einigem Suchen.

»Ich hielt mich letztes Jahr im Ausland auf«, erläuterte Per.

»Ach so – Sie waren im Ausland ...« Die gelben Augen glitten wieder in die Höhe mit einem mißtrauischen, forschenden Blick, der Per dicht über den Buchrand hinweg traf. Dann senkten sie sich wieder.

»Hier steht ein B. Sidenius, emeritierter Propst. Gehört der zu Ihrer Familie?«

»Nein.«

»Dann ist hier ein F. Sidenius, Buchhalter. Ist der...?«

»Nein.«

»E. Sidenius, cand. jur., kgl. Assessor. Ist das vielleicht auch kein Verwandter von Ihnen?«

Per zögerte mit der Antwort. »Doch«, sagte er dann.

»Ist vielleicht sogar ein näherer Angehöriger?«

»Es ist mein Bruder.«

»Na, können Sie *den* denn nicht dazu bringen, für Sie zu bürgen? Dann ginge die Sache vielleicht in Ordnung.«

»Nein, das kann ich nicht«, erwiderte Per ganz entschieden und wurde verwirrt.

»Aha, das können Sie nicht.« Die Augen zeigten sich wieder hinter dem Buchrand. »Sie stehen vielleicht in keinem näheren Verhältnis zu dem genannten Herrn?«

»Jedenfalls kann ich ihn nicht um derartige Gefälligkeiten bitten.«

»Nicht? – Ja, dann wird wohl aus der Sache auch nichts werden«, sagte Herr Søndergaard in verändertem Ton und klappte das Buch zu.

Es folgte eine Pause. Per blieb sitzen. Er hatte Angst davor, nun ohne die geringste Hoffnung weggehen zu müssen. Das Dunkel der Straßen und die Einsamkeit seines

Zimmers lag hinter ihm wie ein gähnender Abgrund. Aber sich in dieser Sache an Eberhard wenden – nein, nein, das war unmöglich! Das konnte er nicht.

Dann sagte er, er begnüge sich auch mit fünfhundert Kronen, ja mit noch weniger. Er erbot sich außerdem, alles, was er noch an Kleidung und Büchern besaß, als Pfand zu setzen. Aber Herr Søndergaard spielte jetzt den Überlegenen. Er fiel ihm mit einer beleidigenden Bemerkung ins Wort über Leute, die sich einbildeten, auf ihre glatte Visage hin Geld borgen zu können. Schöne Aussichten! Das fehlte gerade noch! Da konnte ja jeder von der Straße heraufkommen, sich eine goldene Nase machen lassen! Schöne Aussichten hatten sie nämlich alle, Teufel noch mal. Nein, solide Bürgen oder Pfand auf wirkliche Wertgegenstände – sonst sei bei ihm nichts zu machen.

Da stand Per auf und ging.

Nach Hause wollte er nicht. Unentschlossen grübelte er hin und her. Was sollte er nun machen? In ihm tobte ein mörderischer Kampf. Sein Selbstbewußtsein empörte sich gegen Gott, aber gleichzeitig sprach eine strenge, gebieterische Stimme in ihm: Du erkennst ja doch die Gerechtigkeit deines Urteils an. Wo gesündigt wurde, muß gebüßt werden. Tue also Buße! Hier stehst du vor der Probe. Dies ist das Nadelöhr, an dem du nicht vorbeikommst, wenn du Frieden finden willst.

Ohne selbst zu wissen, wie, war er durch die Gäßchen zum Kongens Nytorv gekommen, wo sich festliches Leben trotz Nebel und Schmutz regte. Fuhrwerke überquerten den riesigen Platz nach allen Richtungen. Aus dem Theaterfoyer strahlte ein Lichtermeer. Auch das Hotel gegenüber war taghell erleuchtet. Schaufenster und Straßenlaternen streuten lichtiges Gold über das nasse Pflaster. In seinem übernervösen Zustand und dieses städtische Treiben gar nicht mehr gewohnt, blieb er einen Augenblick wie betäubt stehen. Das Wagengerassel empfand er wie einen Bleiklumpen in seinem Ohr. Der Boden bebte unter ihm. Ein »Achtung!« weckte ihn. Eine Droschke fuhr so dicht an ihm vorbei, daß die Räder seinen Ärmel streiften und ihn mit Straßenschmutz bespritzten. Beim Laternenschein sah er im Vorbeifahren drinnen ein Paar in Abendtoilette sitzen. Die Dame in einem hellblauen Seidenkleid wendete ihm ihr diamantblitzendes Ohrläppchen zu. Der Herr trug Uniform und hatte die Brust voller Orden. Ein anderer Wagen kam von der entgegengesetzten Seite. Darin saß ein junges Paar und küßte sich.

Per schlenderte langsam weiter. Immer weiter entfernte er sich von seiner Behausung. Widerstandslos wurde er, wie von der Hand des Versuchers, in die Store Kongensgade geführt, in die Nähe des Hauses seiner ehemaligen Schwiegereltern. Wieder sprach die Stimme in ihm: Drehe um! Bleibe beizeiten stehen! Du gehst deinem Untergang entgegen! – Doch Per ging immer weiter.

Er bog um eine Ecke und befand sich nun in der kleinen Querstraße, in der das »Palais« lag. Dann stand er dem Haus gegenüber, auf der anderen Straßenseite im Schatten. Er sah, daß man drinnen eine Gesellschaft gab. Die brennenden Kronleuchter konnte er durch die schweren Seidenvorhänge an den Fenstern noch erkennen.

Aus Angst, irgendwie Aufmerksamkeit zu erregen, ging er ein Stück zur Bredegade hin, kehrte aber gleich wieder um. Und wiederum klagte er Gott an und sagte: Das alles habe ich dir geopfert! Hier stehe ich wie ein ausgesperrter Hund, frierend, von Straßenschlamm bespritzt... und doch willst du dich nicht barmherzig zeigen!

Plötzlich zog er sich tiefer in den Schatten an der Mauer zurück. Er hatte gesehen, daß sich drüben das Hausportal öffnete. Ein regenschirmtragendes Männchen kam heraus. Wer war das? Ivans eiliger Schritt war es nicht. War es Eybert, Jakobes alter Verehrer? Lächerliche Eifersucht flammte in ihm auf... Da erkannte er beim Laternenschein ein krummnasiges Profil, einen graugesprenkelten Kinnbart, ein Paar große, nach innen gewandte Füße ... Aron Israel.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: Hier war die Rettung! Aron Israel würde helfen! Daß er nicht an ihn gedacht hatte! »Die Güte in Person«! Ihm machte es sicher nichts aus, daß er nicht mehr Philip Salomons Schwiegersohn war. Schon vor seiner Verlobung mit Jakobe hatte er ihm ja soviel Teilnahme erwiesen und ein so ehrendes Vertrauen in seine Zukunft erkennen lassen. Zu *ihm* konnte er frei sprechen.

Per folgte ihm in die Store Kongensgade. Aber die Stimme in seinem Innern ergriff wieder gebieterisch das Wort und sagte: Geh nach Hause! Was kann seine Güte helfen? Du kennst jetzt Gottes Forderung an dich. Erfülle sie! Du kannst nicht anders! Tag für Tag wird dir sein Gebot lauter ins Ohr dringen, und du findest keine Ruhe, ehe du nicht seinem Befehl folgst oder dich von neuem vor ihm verschließt. Schiebe die Entscheidung nicht hinaus! Gerade weil du so stolz bist, weil du so empfindlich in dieser Frage bist, feilsche nicht um eine neue Frist! Rasch ans Werk! Gott wartet.

Schon hatte er seine Schritte verlangsamt. An der Ecke des Kongens Nytorv stellte er die Verfolgung ein. Wie ein zum Tode Verurteilter schaute er dem kleinen Mann nach, der hinter der Laterne und der Uhr im Grøngade-Viertel verschwand.

Da ging er langsam den weiten Weg nach Frederiksberg hinaus. Es war nach neun Uhr, als er zu Hause anlangte. Er machte kein Licht, und er wollte auch nicht zu Bett gehen. Er setzte sich an seinen Tisch, legte den Kopf in die Hände und blieb fast die halbe Nacht im Dunkeln sitzen, ohne sich zu bewegen.

Am nächsten Vormittag ging Per zu Eberhard. Und der Bruder tat nichts, um ihm das schwere Geständnis zu erleichtern. Schweigend und mit verschlossenem Gesicht saß er da und ersparte ihm keine einzige Erklärung. Aber er weigerte sich nicht, Per zu helfen. Von einer Kautio wollte er jedoch nichts hören, und außerdem wünschte er sich, die Sache noch genauer zu überlegen und mit den anderen Geschwistern zu beraten, weil es ja – wie er sich ausdrückte – am natürlichsten und am meisten im Sinne der Eltern sei, wenn ihm die Anleihe von ihnen allen gemeinsam gegeben werde.

Per versuchte nicht, Einwände zu machen. Das Ganze war ihm auf einmal so seltsam gleichgültig geworden. Von dem Frieden und der seligen Erhebung der Seele, die er nun von seiner Unterwerfung erwartet hatte, spürte er nichts. Im Gegenteil. Ihm war, als habe er sich noch nie so niedergeschlagen und leer, so von allen guten Mächten verlassen gefühlt wie in diesem Augenblick.



## Vierunzwanzigstes Kapitel

Als man im Pfarrhaus zu Bøstrup erfuhr, daß Per seine Verlobung mit der reichen Bürgerstochter ans Kopenhagen gelöst hatte, zeigte sich Frau Pastor Blomberg zunächst ernstlich besorgt. Und als sie nun hörte, daß Per in den Weihnachtsferien nach Kærsholm zurückkomme, sprach sie eines Abends im Bett ganz offen mit ihrem Mann über ihre Sorgen und schlug vor, Inger für diese Zeit wegzuschicken. Davon wollte der Pastor aber nichts hören. Auch für ihn lag zwar nichts Verlockendes in der Aussicht, seine Tochter einem Mann mit Pers Vergangenheit zu geben; aber – so sagte er – man müsse sehr vorsichtig sein, wenn man Vorsehung spielen wolle. Überdies habe ja der junge Mann seine Verirrungen eingesehen; und daß seine Bekehrung wirklich aufrichtig sei, dafür bürgten die großen materiellen Güter, die er seinem Seelenheil zuliebe geopfert habe.

»In Glaubensdingen wollen wir keine Gewalt anwenden. Und Liebe ist Glaube. Trotzdem, ich will mal ganz offen mit Inger über die Sache reden. Sie muß wissen, daß wir ihrem Herzen keinen Zwang auferlegen wollen. – Das wird ihr Verantwortungsgefühl stärken.«

Zu Anfang hatte Inger Pers Bruch mit der Kopenhagener Dame überhaupt nicht mit sich selbst in Verbindung gebracht. Obzwar sie ihren Wert sonst gut kannte, faßte sie das Vorgefallene ausschließlich als Ergebnis der Bekanntschaft mit ihrem Vater auf. Erst ihre Freundinnen, die beiden Fräulein Clausen, brachten sie auf die richtige Spur. Und so hatte sie seither in einem seltsam angenehmen Schwindelgefühl gelebt, wenn sie von den vielen Millionen hörte, auf die Per ihretwegen verzichtet haben sollte.

Was sie sonst noch empfand, war ihr lange Zeit einigermaßen unklar. Wenn sie an Per dachte, sah sie nur seine Augen vor sich, vielleicht, weil ihr Vater an jenem Abend nach seinem ersten Besuch im Pfarrhaus seinen Blick mit einem offenen Meeresstrand verglichen hatte, wo Möwen im Sonnenschein um ein halb im Sand vergrabenes Wrack kreisten – »um die Erinnerungen an die Zerstörungen der Winternacht und Äquinoktialstürme«. Damals hatte sie sich über diesen Ausdruck gewundert, weil sie die Andeutungen darin nicht verstand. Jetzt, da sie alles besser begriff, beschäftigten Pers blasse, melancholische Meermannaugen ihre Phantasie und beherrschten ganz ihre Erinnerung an ihn. Sich einem Mann hinzugeben, der schon verlobt gewesen war, kam ihr allerdings undenkbar vor. Zwar wurde die Sache sehr gemildert, weil sie die betreffende Dame nicht kannte und andererseits gesehen hatte, wie unglücklich und elend er sich durch dieses Verhältnis gefühlt hatte.

Sie meinte sogar, ihn gern zu haben, aber ob sie ihn je wirklich lieb gewinnen, ihn lieben konnte, das wußte sie nicht, weil sie überhaupt bislang nur unklare Vorstellungen davon hatte, was Liebe war. Ihre beiden Freundinnen hatten ihr bereitwillig Auskunft erteilt. Vor allem die kräftige Gerda wollte ihr gern anvertrauen, was sie persönlich über die Geheimnisse des Liebeslebens erfahren und von anderen aufgeschnappt hatte. Aber Inger wollte es gar nicht wissen. Solche Dinge hatten sie bisher nicht interessiert.

Höchst überrascht war sie daher, als der Vater eines Nachmittags, wenige Wochen vor Weihnachten – sie waren gerade allein im Zimmer –, von Per und dessen

möglicherweise bevorstehendem Besuch in der Gegend anfang.

»Wie du wohl weißt, mein Kind, ist Herr Sidenius nicht mehr verlobt. Und nun will ich dich ganz offen fragen, ob du vielleicht mit Rücksicht auf etwaige Schlußfolgerungen der Leute lieber vermeiden möchtest, ihn hier im Pfarrhaus zu sehen. Antworte mir nur ganz ehrlich!«

Inger faßte diese Frage als versteckten Antrag auf. Sie glaubte, Per habe ihren Eltern geschrieben. Und das verwirrte sie zu ihrer Beschämung so sehr, daß sie gar nicht antworten konnte.

Für Pastor Blomberg aber war dieses Schweigen und das Glühen ihrer Wangen Antwort genug. Abends im Bett sprach er mit seiner Frau darüber und wiederholte, man dürfe das Kind keinesfalls zu etwas zwingen; man müsse hoffen, daß Gott der Wahl ihres Herzens den Segen geben und glücklich vollenden werde. Auf den Einwand, Per sei ja nichts und habe kaum Aussicht auf eine Stellung, mit der er eine Familie ernähren könne, erwiderte der Geistliche zuversichtlich, Gott werde sicher auch in dieser Beziehung helfen. Und er dachte dabei vor allem an die Stromregulierung, von der so viel gesprochen worden war und die bestimmt einiges abwerfen würde.

Die Aussichten hierfür waren allerdings keineswegs hoffnungsvoll. Im Laufe des Herbstes hatte man auf Betreiben des Hofjägermeisters ein paar Versammlungen abgehalten, doch war es ganz unmöglich gewesen, eine Einigung unter den zwei- bis dreihundert Besitzern zu erreichen, deren Interessen berührt wurden und ohne deren eindeutige Zustimmung nichts unternommen werden konnte. Obwohl im Grunde jeder überzeugt war, daß die Vorschläge für ihn vorteilhaft waren, widersetzte er sich oder zeigte sich auf alle Fälle unwillig, aus Angst, daß der Nachbar, Schwager oder Bruder noch mehr dabei verdienen oder verhältnismäßig billig zu seinem Vorteil gelangen könne. Auch gönnte man dem Hofjägermeister nicht die Ehre, ein so wichtiges Unternehmen durchzuführen. Schließlich waren die großen Bauern ganz weggeblieben, und damit betrachtete man das Projekt als unrettbar verloren.

Jetzt aber mischte sich Pastor Blomberg plötzlich in die Sache. Mit dem ihm eigenen glücklichen Talent, in seinen kleinen Privatangelegenheiten stets Gemeinde- und Weltinteressen von weitgehender Bedeutung zu sehen, beschloß er – wie er zu seiner Frau sagte –, »in diese bösen Brennesseln zu greifen«; sie erschienen ihm nämlich als schlagender Beweis dafür, wie das Unkraut des Mißtrauens und Haders nach wie vor noch in einer durch den Geist geläuterten und erlösten Gemeinde aufschließen konnte. Zuerst suchte er unterderhand auf einige Leute einzuwirken, von deren Zustimmung ein Umschwung vor allem abhing. Und als er auf Widerstand stieß, wurde er ärgerlich und ging zum Angriff über. Auf einer Erbauungsfeier bezog er die Sache vor versammelter Gemeinde in seine Predigt mit ein und warnte in kraftvoll mahnenden Worten davor, aus kleinlichem Egoismus dem Fortschritt Steine in den Weg zu legen. Der Fortschritt fördere das Erwerbsleben und trage damit auch zur Entwicklung eines gesunden, glücklichen und ehrlichen Christenlebens bei.

Seine Worte riefen bei verschiedenen große Bestürzung hervor, aber auch viel Mißvergnügen, einmal, weil sie auf einer Erbauungsfeier gesprochen wurden, zum andern, weil schon Gerüchte laut geworden waren von einer bevorstehenden Verbindung zwischen Inger und dem jungen Urheber des Plans. Pastor Blomberg ließ

sich jedoch nicht beirren. Nicht das erstemal erregte er durch eine gewagte Äußerung Ärgernis in der Gemeinde. Er kannte seine Macht und ließ die Leute murren. Er hatte vorläufig erreicht, was er wollte: Neues Leben war dem Projekt eingeblasen, das in seinen Augen nun nichts weniger bedeutete als das Wohlergehen der ganzen Gegend. Überall auf den Bauernhöfen und in den Katen besprach man seine Predigt, und damit waren die Verhandlungen über Pers Plan wiederaufgenommen.

Am Tag vor Heiligabend reiste Per wieder nach Kærsholm, wo er alles ganz unverändert vorfand. Nur die Baronin war abgereist, und die Gesichtsfarbe des Hofjägermeisters glich noch mehr als früher einem welken Ahornblatt. Sogar den schwachen Duft des Torfrauchs aus der Küche spürte er sofort und faßte ihn als anheimelnden Willkommensgruß auf.

Es währte nicht lange, bis die Hofjägermeisterin entdeckt hatte, daß mit Per eine Veränderung vor sich gegangen war, und zwar nicht nur in seinem Äußeren. Sie ahnte, daß er irgendein ernstes Erlebnis gehabt hatte, aber trotz aller Bemühungen, ihm das Geheimnis zu entlocken, indem sie ihm ihre mütterliche Teilnahme zeigte, konnte sie ihn nicht dazu bringen, sich darüber zu äußern, und das verletzte sie schließlich sogar ein wenig.

Am ersten Weihnachtsfeiertag begleitete Per sie zum Festgottesdienst in die Bøstruper Kirche. Der Hofjägermeister fühlte sich nicht wohl und blieb zu Hause. Man hatte gerade mit dem Singen angefangen, als sie in die Kirche kamen. Die eine Hand in der Tasche seines Talars, stapfte Pastor Blomberg im Mittelgang der Kirche auf und ab und nickte Freunden und Bekannten zu, während er zugleich mit lauter Stimme sang. Ab und an blieb er an der Treppe zum Chor stehen und überblickte den gedrängt vollen Kirchenraum, wobei sein Gesicht vor evangelischer Freude glänzte.

Pers Blick hatte sofort Inger gesucht, die gegenüber in der zweiten Stuhlreihe neben der Mutter saß. Sie war ganz in Schwarz, und dies verlieh ihrer hellblonden Erscheinung einen besonders feinen, sanften Liebreiz. Nicht ein einziges Mal hob sie die Augen vom Gesangbuch. Sogar beim Rauschen der Seidengarderobe, mit dem die Hofjägermeisterin ihr Nahen ankündigte und das die Mutter veranlaßte, sich umzudrehen und zu grüßen, schaute sie nicht auf. Aber ihre Wangen waren rot geworden, und Per faßte dies als Siegeszeichen auf und bekam Herzklopfen.

Nach dem Gottesdienst lud man ihn und die Hofjägermeisterin mit einigen anderen Kirchgängern zu einer Tasse Kaffee ins Pfarrhaus ein. Diese Einladungen, die stets vom Pastor persönlich vorgenommen wurden, waren die Drachensaat in seiner Gemeinde. Stets gab man sehr genau acht, führte man sorgfältig Rechenschaft darüber, wem diese Auszeichnung zuteil wurde.

Im Pfarrhaus traf Per vier Bauern mit den dazugehörigen Frauen, auf deren Gesichtern mit verschiedener Schrift, aber mit gleicher Deutlichkeit geschrieben stand, daß sie zu den begüterten, einflußreichen Leuten der Gegend gehörten. Daß Pastor Blomberg einen bestimmten Zweck verfolgte, indem er ihn mit diesen Leuten zusammenbrachte, kam ihm nicht in den Sinn, obwohl der Geistliche einen auffallenden Eifer zeigte, Per ihnen allen vorzustellen. Die Regulierungsarbeiten wurden von keiner Seite erwähnt. Außerdem dauerte die Zusammenkunft nicht länger als eine halbe

Stunde. Der Pastor hatte noch Nachmittagsgottesdienst in der Nachbargemeinde und gab selbst zu verstehen, daß man aufbrechen möge. Zuerst verabschiedeten sich die Bauern, bald darauf auch die Hofjägermeisterin und Per – und Inger konnte wieder freier atmen.

Die ganze Zeit über hatte ihr das Herz bis zum Hals geschlagen vor Angst, sie könne mit Per allein bleiben. Sie war noch immer in dem Wahn, daß er an ihre Eltern geschrieben und sich im voraus ihrer Zustimmung zu einer Verbindung mit ihr versichert habe. Aber sie war sich noch nicht darüber im klaren, ob sie ihn liebte oder nicht. Oder besser: In ihrer Unerfahrenheit konnte sie sich nicht klarwerden, ob das, was sie für ihn empfand, wirklich Liebe war. Sie glaubte immerhin, daß er gut war und lieb zu ihr sein würde, und sie konnte ja auch nicht leugnen, daß die Wiedersehensfreude sie unruhig gemacht hatte und sie die letzten Nächte lange wach geblieben war. Ja, an diesem Morgen hatte sie kurz vor dem Kirchgang, offen gestanden, plötzlich heftige Magenschmerzen« bekommen. Aber war das Liebe?

Solange Per dagewesen war, hatte sie fast gemeint, sie liebe ihn nicht. Die Veränderung, die mit seinem Äußeren vor sich gegangen war, hatte ihn ihr so fremd gemacht, obwohl sie fand, daß er auch jetzt nicht übel aussah. Nun, da er fort war, hatte sie doch ein Gefühl, als sei es sonderbar leer im Pfarrhaus geworden, und der Rest des Tages verging ihr sehr langsam, ohne daß sie irgendwo Ruhe fand.

Sie setzte sich von einem Stuhl auf den anderen, ging aus einem Zimmer in das andere und betrachtete es allmählich als großes Unglück, ihn je kennengelernt zu haben. Diese Ruhelosigkeit und Unausgeglichenheit, die sonst ihrer Natur ganz fremd war, quälte und erschreckte sie. Schließlich saß sie in ihrem kleinen Zimmer am Fenster und starrte gedankenverloren in den Garten hinaus, wo die untergehende Sonne hinter reifbedeckten Bäumen glutete.

Sie mußte an eine Märchengestalt, einen Helden aus der Sage, denken, den Per durch seinen Besuch in ihrer Erinnerung wachgerufen und der sie seitdem verfolgt hatte. Mit seinem schweigsamen, verschlossenen Wesen, seinem bleichen Gesicht, seinem großen, dunklen Bart und seinen seltsamen Meermannaugen hatte er sie an den »Fliegenden Holländer« erinnert, den sie vor etwa einem Jahr in der Kopenhagener Oper gesehen hatte. Und sie legte plötzlich den Kopf auf ihren Arm und dachte, sie liebe ihn am Ende wohl doch, wenn sie auch darüber nicht froh war.

Sie erwartete ganz bestimmt, daß der nächste Tag die Entscheidung bringen werde. Mit ihren Eltern war sie nach Kærsholm zum Essen eingeladen, und soviel sie wußte, würden keine anderen Gäste anwesend sein. Aber am frühen Morgen kam ein Bote vom Gutshaus und brachte eine Absage. Der Hofjägermeister war in der Nacht an seinem alten Magenleiden ernstlich erkrankt.

Nachmittags erschien die Hofjägermeisterin selbst, begleitet von Per, um sich zu entschuldigen. Während der Unterhaltung spielte sie auf den Besuch der vier Bauern am Vortag im Pfarrhaus an und erwähnte, man spreche bereits seit längerer Zeit davon, eine neue Versammlung zur Behandlung des Flußregulierungsplans einzuberufen, und sie freue sich aufrichtig darüber. »Die Sache geht schon in Ordnung«, sagte sie. »Und wir dürfen Herrn Sidenius hierbehalten.«

Pastor Blomberg, der, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab ging, blieb bei diesen Worten stehen und sagte ernst: »Ja, auch ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß der Geist der Eintracht schließlich auch in dieser Angelegenheit siegen wird.«

Die Pastorsfrau sagte nichts.

Die Hofjägermeisterin hingegen wurde immer redseliger, und es stellte sich nun heraus, daß sie ein ganzes Programm für Pers Zukunft fertig im Kopf hatte. »Sie erinnern sich doch an das weiße Landhäuschen neben dem Bahnhof? Es steht ja jetzt nach dem Tod der verwitweten Frau Pastor Pedersen leer, und ich kann mir keine passendere Wohnung für Herrn Sidenius denken. Vom Weg her sieht das Häuschen entzückend aus, und es soll auch gut instand gehalten worden sein, mit schönem Garten und hübscher Wirtschaftsgebäuden.«

Inger war aufgestanden. Sie war empört und beschämt über solche Reden, deren Zweck sie sehr gut verstand. Überhaupt, in letzter Zeit hatte sie viel von ihrer Zuneigung für die Hofjägermeisterin verloren. Sie begriff jetzt nicht nur, daß diese Dame schon seit längerem hinterlistig darauf hingearbeitet hatte, sie mit Per zu verheiraten, sondern ahnte auch allmählich, daß sich hinter ihrem Eifer, den sie für Per zeigte, ein unerlaubtes Interesse für seine Person verbarg, die sie ihr gegenüber des öfteren auf höchst geschmacklose Weise gerühmt hatte.

Nach dem Kaffee machte die Gesellschaft einen kleinen Spaziergang durch den Garten und über die Hügel. Doch zu einer Unterhaltung unter vier Augen zwischen Per und Inger kam es auch diesmal nicht. Frau Pastor Blomberg ließ sie nicht aus den Augen, und gleich nach der Rückkehr fuhr der Wagen vor. Die Hofjägermeisterin mußte zu ihrem kranken Mann zurück, und Per forderte man gar nicht erst auf, noch zu bleiben.

Beim Abschied umarmte die Hofjägermeisterin Inger und wollte sie auf den Mund küssen. Doch sie drehte ihr das Ohr zu. Die Liebesbezeugungen der Hofjägermeisterin, für die sie einst so dankbar gewesen war, wurden ihr in letzter Zeit geradezu zuwider.

Nun vergingen einige Tage, an denen sich die beiden Verliebten nicht sahen. Die Hofjägermeisterin war durch die Krankheit ihres Mannes an das Haus gefesselt, und deswegen mußte auch Per auf die großen weihnachtlichen Feste in der Umgegend verzichten. Er bedauerte dies eigentlich nur deshalb, weil er so daran gehindert wurde, mit Inger zusammen zu sein. Er wußte, daß sie wegen ihrer Schönheit und als Pastorentochter der gefeierte Mittelpunkt im Kreis der Jugend war. Aber da er erfahren hatte, daß es in der Gegend keine anderen Herren als ein paar recht bäurische Pächterssöhne und grüne Studenten gab, fühlte er sich durch sie nicht beunruhigt.

In seinem Zimmer hing wie das letzte Mal das Bord mit den verschiedenen Büchern. Und wieder suchte er bei ihnen Zerstreung. Gegen seine Gewohnheit nahm er sich diesmal jedoch die Unterhaltungsektüre vor, er durchblätterte Romane, Schauspiele und Novellen, um die Zeit totzuschlagen und sich zu betäuben. Vor religiösen Büchern empfand er außerdem eine gewisse Scheu, seit er sich vor seinen Geschwistern so hatte demütigen müssen. Den Gott, den er in den Kämpfen des letzten Herbstes kennengelernt hatte, konnte er nicht gut mit dem Bild vom milden, barmherzigen Tröster vereinen, das ihm so verheißungsvoll aus Blombergs Erbauungsbüchern entgegengeleuchtet hatte. Ein paarmal schaute er allerdings hinein, aber er erlebte

beim Lesen dieselbe Enttäuschung, die ihn schon in der Kirche bei Pastor Blombergs Weihnachtspredigt erfaßt hatte. Seine Gedanken fanden keine Ruhe mehr in diesen schönen, aber so allgemeinen Betrachtungen über Leben und Tod, Sünde und Gnade. In seiner religiösen Erkenntnis war er über die Phase hinaus, in der man durch das Befriedigt wird, was das Gefühl bewegt, ohne den Verstand anzusprechen. Sein Geist verlangte nach Nahrung, er suchte Wahrheit. Hier aber bot man ihm Blumen statt Brot. Er beschloß jetzt, seinen Gedanken fürs erste Ruhe zu gönnen. Des fruchtlosen Suchens war er müde. Dem unwegsamen Jenseits wollte er für einige Zeit die Tore verschließen und seinen ganzen Sinn auf den großen Wurf richten, der über sein Leben und sein Glück in dieser irdischen Welt entschied.

Früher hatte er sich nicht denken können, um Ingers Hand anzuhalten, ohne sein Examen bestanden und eine Stellung oder doch wenigstens die Aussicht auf eine einigermaßen gesicherte Zukunft zu haben. Aber in diesen Tagen, als er ungeduldig Stunde um Stunde auf ihr Kommen gewartet hatte, war in ihm wieder etwas von seinem alten Wagemut erwacht. Jetzt war er fest entschlossen, eine Entscheidung zu erzwingen, sobald es ihm gelang, mit ihr allein zu sein.

Einen Tag vor Silvester fand er endlich Gelegenheit, seinen Besuch im Pfarrhaus zu wiederholen. Er hatte gehört, daß man von dort mehrmals einen Boten geschickt hatte, der sich nach dem Befinden des Hofjägermeisters erkundigen sollte. Als sich nun an diesem Morgen Anzeichen einer Besserung einstellten, fragte er beim Frühstück, ob er nicht nach Bøstrup gehen und der Pfarrersfamilie die frohe Botschaft überbringen solle.

Gleich nach dem Frühstück machte er sich auf den Weg. Er hatte sich ausgerechnet, daß er in der Zeit zwischen eins und zwei am ehesten darauf hoffen konnte, Inger allein im Wohnzimmer anzutreffen, wo sie zu dieser Stunde Klavier übte. Um so unbemerkt wie möglich kommen zu können, hatte er das Angebot, einen Wagen zu benützen, abgeschlagen. Das Wetter war außerdem sehr schön und der Weg gut. Er brauchte Bewegung nach dem langen Stubenhocken. Die Wintersonne warf lange Schatten über die Felder, wo hier und da ein paar trächtige Schafe weideten und das spärliche Gras abfraßen. Per war zuversichtlich und so ruhig, daß er sich selbst darüber wunderte. Mit eigenartiger, fast religiöser Andacht lauschte er dem Klang seiner taktfesten Sideniusschen Schritte auf der frostharten Landstraße. Ihm war, als verbinde ihn dieser Klang mit einer fernen, fernen Welt, von der ihm geheimnisvoll Kraft, Trost und Besinnung zuströmte.

Dann aber kam natürlich alles ganz anders, als er es vorausberechnet hatte. Als er durch den Torweg des Pfarrhauses schritt, erblickte er zuerst Frau Blomberg, die auf dem Hof gerade die Hühner fütterte. Mit knapp bemessener Freundlichkeit dankte sie für den Gruß, den er überbrachte, und forderte ihn auf, doch näher zu treten. Hier saß Inger auch ganz richtig am Klavier; aber die Mutter wich nicht aus dem Zimmer, und das Gespräch drehte sich ausschließlich um die Krankheit des Hofjägermeisters. Endlich kam der Pastor in seiner zu kleinen schwarzen Jacke herein und übernahm sofort die Leitung der Unterhaltung. Per war schon darauf vorbereitet, unverrichteterdinge wieder abzuziehen.

Da hörte man Hufschläge auf dem Hof, und eine altmodische Kutsche fuhr vor. Es erwies sich, daß ein älterer Pastor aus der Nachbarschaft mit seiner Frau einen Weihnachtsbesuch machen wollte. Schon vorher war ein Tablett mit Wein und Kuchen

aufgetragen worden. Jetzt brachte man auch noch Schokolade und Kaffee, und Inger half beim Anbieten.

Nach etwa einer Stunde brach der alte Pfarrer mit seiner Frau auf, und in den wenigen Minuten, die vergingen, als die alten Blombergs ihre Gäste zum Wagen geleiteten, verlobten sich Inger und Per.

Als Frau Blomberg wieder hereinkam, merkte sie sofort, daß etwas geschehen war. Inger stand am Blumenfenster und kehrte ihr den Rücken zu. Per stand neben ihr.

»Was geht hier vor?« fragte sie fast barsch.

Per trat einen Schritt auf sie zu und sagte mit einer Verbeugung: »Ich habe um die Hand Ihrer Tochter angehalten, Frau Pastor, und ihr Jawort bekommen.«

Jetzt erschien auch der Pfarrer in seiner zu kurzen Jacke, und als er hörte, was geschehen war, wurde sein Gesicht ernst. Zuerst fand er zwar allerlei pflichtgemäße, kummervolle Worte, aber leicht besiegt, wie er war, wenn man sein Gefühl ansprach, lachte er bald, breitete seine Arme nach Inger aus, nannte Per seinen Sohn und erteilte ihnen mit Tränen in den Augen seinen Segen.

Wie die Verlobung im Grunde vonstatten gegangen war, wußte Per selbst kaum. Er mußte es sich hinterher von Inger erzählen lassen, und sie schilderte den Vorgang auf eine Art und Weise, die ihn in ein etwas komisches Licht stellte. Sie sagte, sie habe beim Weggang der Gäste mit den Eltern an den Wagen gehen wollen. Da habe Per sie plötzlich bei der Hand gefaßt und zurückgehalten. »Ich hätte wirklich beinahe geschrien, so fest hast du zugepackt. Du weißt ja gar nicht, wie weh es getan hat.« Sie sagte dies ohne alle Schelmerei. Es war eine ernstgemeinte Anklage.

Auf einer Besprechung im Zimmer des Pastors wurde beschlossen, die Verlobung geheimzuhalten, bis Per sein Examen gemacht hätte. Frau Blomberg legte dies ganz entschieden fest, und Per fügte sich willig. Auch die Hofjägermeisterin sollte nichts vor den anderen erfahren. Das hatte Inger ausdrücklich verlangt. Aber als Per nach Kærsholm zurückkam, wurde doch nichts daraus. Sein Gesichtsausdruck verriet ihn.

»Sie haben sich verlobt!« rief die Hofjägermeisterin sofort, als sie ihn erblickte.

Per konnte wieder einmal die Erfahrung machen, daß ebenso, wie ein Unglück selten allein kommt, auch das Glück oft Gefolge hat. Ein paar Tage danach erhielt er unerwarteten Besuch. Zwei Bauern, die er am Weihnachtstag im Pfarrhaus getroffen hatte, erschienen eines Vormittags auf Kærsholm und baten ihn um eine Unterredung. Beide waren hochgewachsen, behäbig und trugen Lodenmäntel. In ihrem Auftreten zeigten sie viel natürliche Würde. Per forderte sie auf, Platz zu nehmen, und obwohl er ganz unvorbereitet war und zudem gar keine Übung im Umgang mit Bauern hatte, kam es zu einer Verhandlung, die ein paar Stunden dauerte. Die beiden Männer erklärten zunächst ausdrücklich, sie kämen nicht als Abgesandte von irgend jemandem; sie hätten ihn nur aufgesucht, weil sie »davon gehört hätten«, daß er es übernehmen wolle, durch eine Regulierung des Flußlaufs den Wasserstand in den Wiesen dieser Gegend zu senken. Wenn dies seine Richtigkeit habe, sagten sie, wollten sie ihrerseits vielleicht die Angelegenheit näher in Betracht ziehen. Überhaupt trugen ihre Äußerungen das Gepräge berechneter Vorsicht und kleinlichen Mißtrauens, das in merkwürdigem

Gegensatz zur Kraft ihrer Gestalten und zum Selbstgefühl ihrer Haltung stand. Obwohl aus den Fragen an Per deutlich hervorging, daß sie sich sogar sehr gründlich mit der technischen und juristischen Seite der Sache vertraut gemacht hatten, gaben sie sich doch ständig den Anschein, als würden sie das Projekt nur ganz oberflächlich kennen. Und als der eine einmal ein Wort über eine mögliche neue Versammlung fallenließ, beeilte sich der andere hinzuzufügen, daß es noch sehr zweifelhaft sei, ob daraus etwas würde, worauf der erstere rundweg erklärte, er für seine Person glaube nicht, daß für die Sache überhaupt Stimmung vorhanden sei.

Als sie gegangen waren, hatte Per fast den Eindruck, daß sie nur gekommen waren, um ihn auf eine endgültige Absage vorzubereiten. Doch die Hofjägermeisterin, der er hinterher die Unterhaltung wiedergab und die die Verhandlungstaktik der Bauern besser kannte, beglückwünschte ihn und erklärte mit ihrem leisen, frivolen Lachen, jetzt könne er sich getrost Maß nehmen lassen für sein Hochzeitshemd. Auch im Pfarrhaus machte man ihm große Hoffnungen, und es dauerte nicht lange, da verbreitete sich das Gerücht, die beiden Bauern seien nach Kopenhagen gefahren, um mit dem zuständigen Reichstagsabgeordneten zu bereden, wie man einen staatlichen Zuschuß zur Durchführung der Arbeiten beschaffen könne.

Per verbrachte schließlich fast den ganzen Tag im Pfarrhaus, und Inger überwand nach und nach ihre Scheu. Mit jedem Besuch gab sie sich ihrem Gefühl für ihn vorbehaltloser hin. Sie verlor zwar nie ihr ruhiges Gleichgewicht und zeigte sich sogar jedesmal ein wenig verstimmt, wenn er sie küßte, aber sie konnte ganz rührend in ihrer Fürsorge für ihn sein. Wenn er zudem bei schlechtem Wetter kam, brachte sie ihm gleich ein warmes Getränk und zwang ihn, es fast noch kochend zu schlucken. Und abends, wenn er heimging oder -fuhr, nahm sie jedesmal beim Abschied auf der Diele ihr kleines seidenes Tuch von den Schultern und knüpfte es ihm eigenhändig um den Hals, damit er sich nicht erkälte. Ihre Liebe steckte immer noch in den Windeln der Mütterlichkeit, und Per ließ sich ohne Murren wie ein Kind behandeln.

In seinem Verhältnis zur Schwiegermutter war ebenfalls nach und nach eine glückliche Änderung eingetreten. Mit Rücksicht auf Inger hatte er sich sehr bemüht, ihren Unwillen gegen ihn zu überwinden, was ihm jetzt auch tatsächlich zu gelingen schien. Er hatte entdeckt, daß sie Wert darauf legte, beim Nähen unterhalten zu werden, am liebsten ließ sie sich aus einem Buch aus dem Lesezirkel vorlesen. Jeden Nachmittag hatte er daher ein paar Kapitel aus einem der sogenannten Schullehrerromane vorgetragen, die im Hause sehr beliebt waren. Und obwohl ihn das Buch nicht fesselte, fand er nach und nach doch Gefallen an diesen Stunden, da seine Stimme mit dem Klappern von Ingers und der Schwiegermutter fleißigen Nadeln und dem gemütlichen Prasseln im Ofen zusammenklang.

Am Tag nach den Heiligen Drei Königen fuhr er nach Kopenhagen zurück. Er durfte sich jetzt nicht länger seiner Arbeit entziehen, und außerdem hatte die Krankheit des Hofjägermeisters eine schlimme Wendung genommen. Den letzten Tag verbrachte er ganz im Pfarrhaus, und beim Abschied sah er Inger zum ersten Mal richtig bewegt. Tränen standen ihr in den Augen, und sie hielt seine Hand so fest, als könne sie sie gar nicht mehr loslassen. Als er abfuhr, standen seine Schwiegereltern und alle seine kleinen Schwager und Schwägerinnen neben ihr auf der Steintreppe und winkten ihm,



bis der Wagen zum Torweg hinaus war. Und hinterher lief Inger in den Garten, wo sie auf den Zaun kletterte, um ihm von hier aus ein letztes Lebewohl zuzuwinken.

Trotz allem war er ein wenig enttäuscht. Bis zum letzten Augenblick hatte er gehofft, Inger werde die Eltern um Erlaubnis bitten, ihn zum Bahnhof begleiten zu dürfen. Das Wetter war zwar kalt und stürmisch. Aber es wunderte ihn trotzdem, daß sie nicht einmal daran gedacht hatte. Und als er nun so auf dem Wagen saß, den leeren Platz neben sich, dachte er unwillkürlich an Jakobe. Er erinnerte sich an eine Formulierung, die sie einmal in einem Brief gebraucht hatte, um ihre Sehnsucht nach ihm auszudrücken. Sie hatte geschrieben, sie wolle gern um die ganze Welt reisen, nur um eine einzige Minute mit ihm zusammen zu sein. Ihm fiel noch ein, daß er diese Wendung damals für hysterisch übertrieben gehalten hatte. Jetzt, da er selbst liebte, verstand er sie.

Nach gut halbstündiger Fahrt sah er den Bahnhof vor sich liegen, und gleich darauf kam er an dem Häuschen vorbei, das die Hofjägermeisterin als sein und Ingers Liebesnest ausgesucht hatte. Das Gebäude, es lag etwas abseits vom Weg vor einem Hügel, war im Villenstil errichtet und hatte einen ganz ansehnlichen Garten, der selbst jetzt in seiner winterlichen Kahlheit das Ganze anheimelnd und einladend machte. Merkwürdig feierlich wurde Per zumute bei dem Anblick. War es möglich, daß dieses fremde Haus einmal sein Zuhause werden sollte, daß dort ein kleines warmes Nest stand und darauf wartete, sein Glück aufzunehmen? Sollte er, obwohl er sich gegen alle Schutzgeister des Lebens vergangen hatte, da drinnen hinter den jetzt kahlen Fenstern mit Inger sitzen, beschützt von denselben milden, guten Mächten, denen er so hochmütig hatte trotzen wollen? Sollte das Lachen und Weinen ihres Kindes einmal aus dem jetzt so stillen, öden Garten bis hier heraus zur Landstraße dringen? Und da – auf dem Berg hinter dem Haus –, ja, dort oben erhob sich vielleicht eines Tages seine Versuchsmühle und verkündete der Welt einen großen Sieg.

Als er in sein Abteil gekommen war und der Zug losrumpelte, fand er sich allein mit einem kleinen weißhaarigen Mann, in dem er bald den Pastor erkannte, der an seinem Verlobungstag mit seiner Frau einen Besuch bei den Schwiegereltern gemacht hatte. Der Geistliche, ein munterer und redseliger Herr, erkannte ihn nun auch, und bald kam ein Gespräch in Gang.

»Sie sind ja wohl ein Sohn des verstorbenen Pastors Johannes Sidenius, nicht wahr? Habe Ihren Vater nur flüchtig gekannt. War ja ein Mann, der sich nicht viel unter seine Amtsbrüder mischte, sondern ein Leben in tätiger Zurückgezogenheit vorzog. Ihre Mutter dagegen habe ich sehr gut gekannt in meinen jungen Jahren. Wir waren beide aus derselben Stadt – aus Vejle – und so ziemlich im gleichen Alter. Sehe da, daß Sie ihr sehr ähnlich sind. Schon kürzlich, als ich Sie bei unseren lieben Blombergs traf, kam es mir so vor, als ob Ihr Gesicht mich an jemand erinnerte. Dachte damals nicht dran, was für eine Geborene Ihre Mutter war. Aber später wurde mir klar, ich hatte da die Thorsenschen Gesichtszüge wiedererkannt. Nun ist mir, als sehe ich Ihren Großvater leibhaftig vor mir. Er war ein herrlicher Mann, munter und lebensfroh bis zu seinem Tod, stets voll lebhaftem Interesse für alles, was sich in der Welt zutrug. Sein gastliches Haus war ein großer Segen für das Städtchen, und Ihre Mutter war der Mittelpunkt aller jugendlich-harmlosen Vergnügungen. Ach ja! Glückliche Tage waren das! Ich erinnere mich noch an einen Maskenball, der in den Weihnachtsferien auf einem Gutshof eine

Meile vor der Stadt stattfinden sollte. Und wir jungen Leute hatten Einladungen bekommen und freuten uns natürlich sehr. Da geschah es dann, daß am Nachmittag ein furchtbarer Schneesturm einsetzte; ein Schneegestöber war draußen, daß sich keiner hinausraute, und wir alle waren verzweifelt. Und wie wir noch trostlos in unseren Stuben hocken, hören wir auf einmal Schlittenglocken und Peitschenknall auf der Straße. Wir rennen ans Fenster ... wen sehen wir? Kirstine Thorsen auf dem Weg zum Ball! Vom Zuhausebleiben hatte sie nichts hören wollen. Sie hatte zuletzt erklärt, sie würde zu Fuß auf ihren weißen Strümpfen hingehen, wenn keiner sie fährt. Da bekamen natürlich auch wir anderen Mut, und das tolle Unternehmen lief sehr gut ab, wir amüsierten uns alle köstlich.«

»Verzeihen Sie«, unterbrach ihn Per etwas verlegen. »Das kann meine Mutter nicht gewesen sein.«

»Aber sind Sie nicht ein Sohn des seligen Johannes Sidenius?«

»Ja.«

»Und hieß Ihre Mutter nicht Kirstine? Und war sie nicht eine Tochter des Kreisarztes Eberhard Thorsen aus Vejle?«

»Ja.«

»Aber dann kann ich mich doch nicht irren!«

»Meine Mutter hatte doch noch eine Schwester.«

»Ach ja, die Signe, das arme Ding. Ach nein, die war schwach und kränklich und starb schon als ganz junges Mädchen. Ihre Mutter dagegen sah aus wie das blühende Leben, nicht sehr groß, nein, aber fein und anmutig. Mir fällt noch eine andere Geschichte ein. Es war im Sommer, wir Jungen hatten eine Landpartie arrangiert, eine Sammelfahrt, wie wir es nannten, und fuhren mit drei großen Leiterwagen zu einem Wald ein paar Meilen vor der Stadt. Der Wald gehörte einem Baron, der aus irgendeinem Grunde mit den Leuten der Umgegend auf Kriegsfuß lebte. An allen Waldeingängen waren große Schilder angeschlagen mit strengen Vorschriften für den Aufenthalt in den Jagen, obwohl sich der Wald über ein riesiges Gebiet erstreckte und er selbst weit entfernt wohnte. Die abgegrenzten Wege durfte man nicht verlassen, durfte nicht rufen und nicht spielen, um das Wild nicht zu verscheuchen. Ganz besonders streng verboten war es, im Wald Mahlzeiten zu bereiten. Wahrscheinlich hatten alle diese Vorschriften so viel Unwillen gegen den Baron erregt, und in übermütiger Laune beschlossen wir, ihnen zu trotzen. Wir lagerten uns ganz einfach auf einer Waldwiese, packten unsere Proviantkörbe aus, stellten die Kaffeemaschine auf und waren natürlich seelenvergnügt. Plötzlich verstummten wir, als hätte uns einer auf den Mund geschlagen: Zwei Männer kommen genau auf uns zu, der Baron selbst und ein Förster. Der Baron war dafür bekannt, daß er ein furchtbarer Grobian sein sollte, und schon sein Aussehen war furchteinflößend. Er war ein dicker, starker Mann mit einem rotblauen Gesicht wie ein Puter. Wir wußten wirklich nicht, was wir machen sollten, und hatten schreckliche Angst. Da sprang Ihre Mutter auf, goß schnell eine Tasse Kaffee ein und ging damit quer über die Waldwiese genau auf den Baron zu. Ich sehe sie noch genau vor mir in einem hellila Kleid, dazu mit einem riesigen kiepenförmigen Strohhut mit Blumen drauf. Ja, sie hatte eine wunderbare Figur und einen so leichten, schwebenden Gang, daß es eine Lust war, sie zu sehen. Sie macht einen Knicks vor dem Baron und bittet ihn ganz

schelmisch, uns die Ehre zu erweisen und unser Gast im Grünen zu sein. Da konnte er nicht widerstehen. Im Grunde war er ein gutmütiger Mann, und das Ende vom Lied war, daß er uns einlud, ihn auf dem Rückweg in seinem Schloß zu besuchen und seinen Champagner zu kosten. Den Tag hat wohl keiner von uns vergessen. Hat Ihre Mutter denn nie davon erzählt?«

»Nein.«

Der Zug hielt in der Kreisstadt, wo der schwatzhafte alte Herr ausstieg. Per freute sich, daß er allein blieb. Die Geschichten des Pastors hatten ihn auf eigenartige Weise verstimmt. Bei der Weiterfahrt mußte er daran denken, wie wenig er eigentlich von seiner Familie mütterlicherseits und von der Jugend der Mutter wußte. Während es für den Vater stets stolze Genugtuung war, sich an seine Jugend zu erinnern und von dem Leben im engen, armseligen Pfarrhaus des Vaters zu erzählen, hatte die Mutter förmlich Scheu davor gehabt, mit ihren Kindern von ihrem Elternhaus und ihren Angehörigen zu sprechen, Ihren einzigen Bruder, der irgendwo auf Fünen Arzt war, hatte Per noch nie gesehen. Er kam nicht ins Pfarrhaus, und seinen Namen erwähnte man dort nur selten.

Per saß am Fenster, die Hand unter dem Kinn, und schaute mißmutig auf die vorüberziehenden Felder, über denen es bereits dämmerte. Und allmählich verstand er das ängstliche Schaudern, das ihn unwillkürlich ergriffen hatte, als er den hinterlassenen Brief seiner Mutter las.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel

In der Nacht zwischen dem neunten und zehnten Januar war große Not in der kleinen schlesischen Stadt Hirschberg in der Nähe von Breslau, wo sich Jakobe die letzten Monate aufgehalten hatte, um in Einsamkeit und Stille ihre Niederkunft zu erwarten. Frühmorgens war an die Freundin in Breslau telegraphiert worden, an den einzigen Menschen, dem sie ihr Geheimnis anvertraut hatte. Im Laufe des Tages wurde auch ein Arzt telegrafisch herbeigerufen, und Jakobe hatte vierundzwanzig so entsetzliche Stunden durchlebt, daß sie, die doch mit dem Leiden vertraut war, hinterher gar nicht mehr daran denken konnte. Das Kind kam lebend zur Welt, starb aber unmittelbar nach der Geburt. Jakobe hatte es nicht einmal sehen dürfen, weil man es hatte verstümmeln müssen, um das Leben der Mutter zu retten.

Vier Wochen lag sie zu Bett. Schon wurde es fast Frühling da unten, als sie so viele Kräfte gesammelt hatte, daß sie gut eingepackt im Gärtchen ihrer Wirtin sitzen und nach der Schneekuppe und den anderen weißbedeckten Bergen hinüberblicken konnte, die sich über der frühlinggrünen Landschaft erhoben. Doch all die Schönheit, die sie umgab, erfreute sie nicht. Sie war so verzweifelt über den Verlust ihres Kindes, sie kam sich so leer, unnütz und überflüssig in der Welt vor und dabei so hilflos und schwach, daß sie beständig weinen mußte. In den letzten Monaten vor der Geburt des Kindes hatte sie in Gedanken so innig und vertraut mit ihm gelebt, hatte es körperlich wie die bessere Hälfte ihres Ichs empfunden, daß ihr jetzt war, als sei fast nichts von ihr übriggeblieben. Daß ihr zugleich eine große Last genommen worden war, daran dachte sie nicht. Die Schande, die Demütigung, der Kummer der Eltern, das Mitleid der Hausfreunde – alles, was sie früher gequält und bedrückt hatte, war nach und nach ganz bedeutungslos für sie geworden im Vergleich zu der Freude, die sie erwartete, und zu den Hoffnungen, die sie an das Kind knüpfte, durch das sie selbst neues Leben empfangen sollte.

Von daheim, wo man sie weiterhin in Breslau glaubte, schrieben Vater und Mutter regelmäßig an sie über alles, was im Familien- und Freundeskreis vorging. So erfuhr sie, daß sich Eybert mit einem neunzehnjährigen Mädchen verheiratet hatte, daß ihr Schwager Dyhring Reichstagsabgeordneter geworden und daß Nanny auf einem Hofball gewesen war, wo man sie einem der Prinzen vorgestellt hatte. Aber all das ließ sie völlig gleichgültig. Sie saß hier in ihrem Gärtchen, hatte ein Kissen unter dem Kopf und einen Schemel unter den Füßen und schaute lange den Kindern nach, die draußen auf dem Bürgersteig vorbeigingen.

Es waren meist arme Kinder, die sie sah – blasse, unterernährte Gestalten, von denen es in Fabrikstädten wimmelt, sogar in solchen kleinen dorfähnlichen Städten, wo im Frühjahr Gras zwischen den Pflastersteinen wächst. Zweimal am Tag wanderten sie da vorbei auf dem Weg nach und von der Volksschule, die in der Nähe lag. Jakobe fiel besonders ein Bürschlein von sieben, acht Jahren auf, mit ungesunder, bläulicher Gesichtsfarbe und großen Schorfwunden unter der Nase und auf den Backen. Stets ging er ein Stück hinter den anderen, hatte seine Schiefertafel unter den Arm geklemmt und schleppte sich auf seinen Holzpantinen vorbei wie ein Greis. Als Jakobe so weit zu Kräften gekommen war, daß sie den Garten verlassen konnte, hielt sie ihn eines Tages

an und stellte ihm ein paar freundliche Fragen. Der Junge, starrte sie verständnislos und scheu an mit einem Paar großen, blauen, freudlosen Augen. Dann setzte er ohne Antwort seinen müden Gang fort. Als er ein Stück entfernt war, drehte er sich ängstlich um, und als er bemerkte, daß sie stehengeblieben war, um ihm nachzublicken, zog er seinen Kopf ein, als wolle er sich gegen eine Gefahr schützen. »Armer Kleiner«, dachte sie laut und ging weiter – etwas an diesem vernachlässigten Jungen und seiner frühen Menschenfurcht ließ ihr Mutterherz schlagen.

Einige Zeit danach folgte sie ihm, um zu sehen, wo er wohnte. Und da sah sie ihn in einer der langgestreckten niedrigen Arbeiterkasernen verschwinden, wo auf jedes dritte Fenster eine Haustür kam. Durch Herumfragen in der Nachbarschaft konnte sie erfahren, wer seine Eltern waren und unter welchen Bedingungen die Familie lebte. Es war die übliche Fabrikarbeitertragödie. Mann und Frau arbeiteten an den Maschinen und überließen die Kinder der Obhut des Himmels. Zu Hause hungerten sie, in der Schule bekamen sie Prügel, auf der Straße wachte das Auge der Polizei über sie. Und unter solchen Verhältnissen verhärteten sie sich, stumpften ab und wurden zu Verbrechern oder Taugenichtsen.

Jakobe hatte noch nie zuvor die Armut so deutlich gesehen; auf sie machten diese Zustände einen starken Eindruck. Sie verschaffte sich Kenntnis über den Tagesverdienst in den Fabriken, über die Arbeitszeit, über die Wohnungseinrichtungen, über die hygienischen Verhältnisse in den Fabrikräumen, über Altersunterstützungen und so weiter. Und aus allem, was sie erfuhr, wuchs ihre Empörung.

Auf die Dauer beruhigte sie sich nicht bei einer passiven Teilnahme für die Unterdrückten. Wie jeder starke Eindruck Tatendrang in ihr wachrief, brachte auch dieses neue Gefühl sie zum Handeln. Mit Hilfe ihrer Wirtin, einer ordentlichen Unteroffizierswitwe, errichtete sie ohne langes Besinnen eine Art Essenausgabe draußen im Garten, wo die verhungerten Kinder auf ihrem Schulweg umsonst eine warme Mahlzeit und Getränke bekommen konnten. All ihre Zärtlichkeit und Opferbereitschaft, die sie für ihr Kind aufgespart hatte, kam nun diesen Heimatlosen zugute, wurde über ein halbes Hundert schorfiger Kinderköpfe gebreitet und wuchs noch dadurch. Zuerst hielten sich die Kinder ängstlich zurück, und ihr Hilfswerk rief das Gespött der ganzen Stadt hervor. Doch der Duft der Suppe, der durch den Gartenzaun drang, und der Anblick des allzeit gedeckten Tisches überwand nach und nach die Scheu der Kinder. Sogar der kleine blasse blauäugige Junge mit den Schorfwunden saß eines schönen Tages da und stopfte sich voll.

Und dieser Versuch führte Jakobe weiter. Als ihre Körperkräfte allmählich zurückkehrten, übte das Leben mit seiner Geschäftigkeit wieder seinen alten Zauber auf sie aus und erfüllte ihr Herz ganz. Darüber schrieb sie an ihre Freundin in Breslau:

»Hast Du jemals richtig darüber nachgedacht, welche ein verzweifelt Los unsere Zeit – unsere große, schöne, tatenreiche Zeit! – den Kindern in armseligen Verhältnissen bereitet hat und wie unbarmherzig wenig von Staats wegen bisher getan wurde, um ihnen ein menschliches oder wenigstens natürliches Leben zu ermöglichen? Aus einem leeren, öden Verschlag, den sie ihr Zuhause nennen, werden die armen Dinger, die selten Vater und Mutter sehen, in eine Schule getrieben, die für die meisten nichts weiter als eine öffentliche Strafanstalt ist. Der Staat, zu dem sie vertrauensvoll und zuversichtlich aufblicken sollen als zu ihrem verlässlichen Versorger und Beschützer, tritt

ihnen überall entgegen in seiner abstoßendsten Gestalt: als unerträglicher Schulmeister, als brutale Polizei, als zudringlicher Armenvorsteher, als Pfarrer, der ihnen mit Tod, Gericht und Hölle droht. Wie soll unter diesen Umständen bei ihnen eine Staatsgesinnung entstehen, aus der sich einst – im Laufe der Zeit – ein wirkliches, bürgerliches Bruderschaftsgefühl entwickeln kann? An eine Festigung des aufgelösten Familienlebens zu denken ist wohl zwecklos. Das Elternhaus, das früher die Grundlage der Gesellschaft war, ist wohl als Institution von der Entwicklung zum Tode verurteilt. Was aber soll man an seine Stelle setzen? – Diese Frage beschäftigt mich zur Zeit so sehr, daß ich noch nachts davon träume. Für die Erwachsenen hat die Öffentlichkeit gesorgt: Sie haben Kirchen, Varietés, Vortragssäle, Bierkneipen, Theater und Bibelstunden. Aber die Kinder? Sage mir doch, wohin sich diese armen Kleinen in ihrer Hilflosigkeit wenden sollen. Ich sehe keine andere Lösung, als daß die Schule nach und nach an die Stelle des Elternhauses treten muß. Aber – natürlich! – die Schule muß dann langsam verändert, muß allmählich auf ihren Ursprung zurückgeführt werden und etwas von dem werden, was in alten Zeiten das Kloster war: ein Asyl, ein Freiplatz, ein stets offener Zufluchtsort. Aber sie muß zugleich etwas ganz anderes werden. Durch ihre bloße äußere Gestaltung, durch Ausschmückung der Schulräume, durch die Form des Unterrichts muß sie zugleich anheimelnd und festlich auf die Kinder wirken. Denn hier sollen den Kindern ja die Grundbegriffe für ein helles, fruchtbares Leben gegeben werden, von denen sie später zehren können und die sie widerstandsfähiger machen im Kampf ums Dasein als die klösterlich erzogene Jugend vergangener Zeiten oder auch teilweise unserer Zeit. Diese heutige Jugend verliert ja bei jeder Enttäuschung sogleich den Glauben an das Leben, das Vertrauen auf das Glück, und wie ein Kind, das sich gestoßen hat, sucht sie wieder Trost im Schoß ihrer alten unfruchtbaren Amme: der Kirche.

Aber ich sehe ein großes Fragezeichen in Deinem Gesicht. Warum erzählst Du mir das alles? fragst Du. Und Du hast Grund, Dich zu wundern. Aber ich muß es Dir so sagen, wie es ist: Hier in meiner Einsamkeit hat sich mir gleichsam eine neue Welt aufgetan, und ich bin wohl noch ein wenig verwirrt davon. Weißt Du, ich denke ernsthaft daran, einen Versuch zu machen und die Gedanken, die ich oben erwähnt habe, zu verwirklichen. Ich habe allerlei kühne Pläne: Ich möchte in Kopenhagen eine Armenschule nach dem hier skizzierten Muster errichten. Das wird mich mein Vermögen kosten. Aber jetzt, da ich keinen habe, dem ich es hinterlassen könnte – wie könnte ich es besser verwenden? Natürlich, das Ganze ist ja nicht heute und nicht morgen zu machen. Erst will ich mich gründlich mit allem beschäftigen, was man in dieser Richtung schon versucht hat. Ich möchte überhaupt die ganze Schulfrage von Grund auf studieren. Ich erinnere mich, gehört oder gelesen zu haben, daß sich irgendwo in Amerika eine ähnliche Bewegung gebildet hat. Deswegen erschrick nur nicht allzusehr, wenn Du eines schönen Tages die Nachricht bekommst, daß ich über den Atlantik will. Fürs erste bleibe ich jedoch hier bei meinen Pflegekindern. Auch von dem kleinen Grab auf dem Friedhof kann ich mich noch nicht trennen. Du siehst mich daher noch nicht so bald ...«

Im Frühling bestand Per sein Examen mit Erfolg, aber seine Freude verringerte sich, weil er fast direkt vom Prüfungstisch in die Kaserne wandern und den Soldatenrock

anziehen mußte. Es war dies wieder eine seiner Unterlassungssünden, für die er büßen mußte: Jahr um Jahr hatte er Aufschub für seine Dienstpflicht beantragt, in der vermessenen Hoffnung, er könne sich ihr durch Philip Salomons Einfluß ganz entziehen. Nun war er als Ingenieurrekruit eingezogen und mußte den ganzen Sommer über auf Kopenhagener Exerzierplätzen marschieren, Laufgräben ausheben und Schanzkörbe flechten, zusammen mit einigen hundert jungen Burschen, die in seinen Augen erst halberwachsen waren. Am unangenehmsten bei der Sache waren für ihn nicht die körperlichen Anstrengungen, sowenig er auch an sie gewöhnt war, sondern der Stumpfsinn, der das ganze Kasernenleben beherrschte. Er hatte ein paar Bücher mitgenommen, in der Hoffnung, er werde in seiner Freizeit eine ganze Menge studieren können. Außer dem Kasernendienst hatte er aber genug zu tun, um seinen Körper zu schützen. Hunger und Müdigkeit wurden seine Herren, und außerdem gewöhnte er sich derart daran, alles auf Befehl zu tun, daß es ihm ganz absurd vorkam, plötzlich etwas freiwillig zu unternehmen.

Schon im Herbst wurde er aus diesem geistigen Tod befreit. Noch einmal vom Glück begünstigt, bekam er bei der Ziehung nach dem Ende der Rekrutenzeit eine der wenigen Nummern, die ihn vom Winterdienst, ja sogar von jeder weiteren Einberufung befreiten. In den letzten Septembertagen reiste er, erfrischt an Leib und Seele, nach Jütland, wo seine Verlobung mit Inger feierlich bekanntgegeben wurde. Der Hofjägermeister war unterdessen gestorben. Aber dies hatte die Verhandlungen über die Flußregulierungsarbeiten eher gefördert als gehemmt, und die Vorbereitungen waren denn auch so weit gediehen, daß Per zu seiner großen Freude gleich mit seiner Arbeit anfangen konnte.

Zuerst richtete er sich jedoch eine Wohnung in dem Landhäuschen am Rande des Eisenbahnstädtchens ein, das die Hofjägermeisterin schon zu Weihnachten für ihn ausgesucht hatte. Es waren fünf kleine Zimmer außer den Küchenräumen und ein paar Bodenkammern. Vorläufig beschaffte er sich nur Möbel für zwei Zimmer und richtete sich ganz einfach ein. Ihm fehlte das Talent, Behaglichkeit um sich her zu verbreiten, und dieser Mangel, der alle seine Wohnungen in der Heimat wie im Ausland geprägt hatte, machte sich auch hier bemerkbar.

Auf einer Auktion erstand er aus dem Nachlaß eines Krämers ein paar gemalte Tische, ein Wachstuchsofa, ein paar Holzstühle und anderes. Und wenn er sich mit solchem zusammengewürfelten Hausrat begnügte, so geschah dies nicht – wie er selbst meinte – ausschließlich aus ökonomischen Gründen, um so schnell wie möglich zurückzahlen zu können, was er seinen Geschwistern und Philip Salomon schuldete, sondern weil er als echter Sidenius tief in seinem Innern einen mittelalterlichen Klosterbruder beherbergte, für den asketische Lebensweise und harte Gewohnheiten geheime Anziehungskraft hatten. Als Haushälterin hatte ihm die Schwiegermutter eine ältliche Kochfrau verschafft, die früher im Pfarrhaus gedient hatte. Und eines Tages im Oktober, als der Wind die letzten Überreste des Sommers vor sich her trieb, setzte er zum ersten Mal seine Füße unter den eigenen Tisch.

Die Stadt selbst – sie hieß Rimalt – war eine der üblichen Siedlungen, wie sie sich schnell und deswegen von Zufällen abhängig um eine Bahnstation in einer dichtbesiedelten Gegend bilden. Es gab ein Gasthaus, eine Apotheke, eine Realschule, ein paar Kaufleute und Handwerker, aber weder Kirche noch Pfarrhaus. Ein gutes Stück

hinter der Station führte die Bahn über den Fluß, auf einer recht beachtlichen Brücke. Und das hohle Donnern des Zuges hatte Per damals draußen vor Kærsholm über alle Niederungen hinweg hören können. Im Umkreis von zwei Meilen stellten die Leute ihre Uhren danach.

Zu beiden Seiten dieser Brücke lag Pers Arbeitsfeld. Es erstreckte sich am Fluß entlang, eine Meile nach der einen, eine halbe Meile nach der anderen Richtung, und umschloß die Wiesen von Rimalt, Bøstrup und Borup. Jeden Morgen fuhr er in seinem eigenen kleinen Gig hinaus, um Kartenskizzen aufzunehmen, Abflußlinien abzustecken, Grenzmarken richtigzustellen und anderes. Und allmählich kam er mit den meisten Bauern der Gegend in persönlichen Kontakt. Sie gewannen sein Herz nicht bei diesen Unterhandlungen. Einzeln machten sie einen ganz anderen und weit weniger imponierenden Eindruck auf ihn als damals, als er sie an dem bewußten Sonntag in geschlossenen Reihen bei der großen Versammlung im Wald gesehen hatte. Da ihm überdies die Voraussetzungen fehlten, um sie als Individuen beurteilen zu können, kamen sie ihm fast alle gleich vor. Überall sah er nur ihre Standeseigenheiten: Geldgier, kleinliche Rechthaberei, schamloses Auf-die-Finger-Sehen, alles widerliche Eigenschaften, die in engen und abgelegenen Gemeinden unter ärmlichen Verhältnissen wucherten. Er wurde hier in einer Erfahrung bestärkt, die er schon als Soldat gemacht hatte. In seiner Kompanie hatte es kleinstädtische Handwerker und Bauern vor allem aus Westjütland gegeben. Und es war ihm aufgefallen, wie frisch, tatkräftig und mitfühlend die ersteren reagiert hatten, obwohl die meisten von ihnen aus den untersten Schichten Kopenhagens stammten, während die Bauern überhaupt keine Kameradschaft kannten, ja nicht einmal ihr Wesen richtig verstanden. Sie lebten mit niemand in Unfrieden, hielten untereinander sogar zusammen; aber niemals fiel ihnen ein, jemandem einen Dienst zu leisten, ohne eines Gegendienstes sicher zu sein. Niemals wagten sie um Hilfe zu bitten, ohne zugleich ein Entgelt anzubieten.

Oft kam Per abends ganz niedergeschlagen nach Hause, wenn er – wie es häufig geschah – fast einen ganzen Arbeitstag vergeudet hatte, weil ein paar Nachbarn, die noch dazu gute Freunde, ja Glaubensbrüder und politische Gesinnungsgenossen waren, sich nicht über das Eigentumsrecht eines strohhalm breiten Grabenstücks einigen konnten, das man auf wenigen Schubkarren hätte wegfahren können. Trotz der großen Missionsarbeit, die hier im letzten Menschenalter geleistet worden war, haftete die christliche Nächstenliebe nur äußerlich den Kleidern an, wie eine feierliche Stimmung, die bei Erbauungsabenden und in der Kirche die Leute umhüllte, in der Tretmühle des Alltags hingegen verschwand und namentlich den Geldbeutel gar nicht beeinflußte.

Besondere Anregung im Umgang mit seinen Standesgenossen in Rimalt fand Per nicht. Allabendlich nach dem Posteingang versammelten sich der Realschuldirektor, der Apotheker, der Stationsvorsteher und ein paar Kaufleute im Honoratiorenzimmer des Gasthofs zu einer Art Klub, zu dem auch er eingeladen war. Hier saß man unter einer blakenden Hängelampe um den Tisch und las Zeitungen, rauchte und trank Grog. Ab und zu gab es eine kleine Unterhaltung. Man besprach den Inhalt der Zeitungen; und wohl nirgends auf der ganzen Welt behandelte man die Tagesereignisse mit größerer Überlegenheit als bei diesen abendlichen Sitzungen in dem jütischen Dorfkrug. Der Realschuldirektor prägte das Wesen des Klubs. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig



Jahren, ein pffiger Bursche mit einer Menge halb verdauter Kenntnisse, die er in den Diskussionen mit großer Schlagfertigkeit zu nutzen wußte. Er war ein alter Student, hatte auch einmal den mißglückten Versuch unternommen, als Politiker eine Rolle zu spielen. Nun war er in diesem entlegenen Winkel des Landes als Direktor einer Knabenschule mit vierzig Schülern gelandet. Diesem Herrn bereitete es eine persönliche Genugtuung, die Bedeutung all dessen zu verringern, was das Glück hatte, ringsum in der Welt Aufsehen zu erregen. Kriegerische Verwicklungen, Nordpolexpeditionen, bedeutungsvolle Ereignisse in Wissenschaft und Kunst, die Gewerkschaftsbewegung und der gewaltige Vormarsch der Arbeiterklasse – all das weckte bei ihm nur nachsichtiges Mitleid. Sogar die großen technischen Fortschritte der Zeit, die selbst die Bauern mit kindlichem Staunen verfolgten, imponierten ihm gar nicht.

»Na ja«, sagte er eines Abends, als die Zeitungen eine Nachricht über das soeben erfundene Telefon brachten, dessen Einrichtung und Arbeitsweise Per ausführlich hatte beschreiben müssen, »eigentlich ist es unfaßbar, daß eine solche Erfindung nicht längst gemacht worden ist. Im Grunde ist es lächerlich, daß ich nicht ganz ruhig hier sitzen und mich mit einem Mann in China unterhalten kann! Ja, ich müßte nicht bloß sprechen können, sondern ihn auch sehen, fühlen und riechen! Und so ist das ja auf allen Gebieten. Wir brauchen sieben Tage, um von Europa nach Amerika zu kommen. Das ist ja geradezu beschämend! Höchstens sieben Stunden sollten wir für die kleine Strecke aufwenden! Mit anderen Worten, wir müßten zwischen Frühstück und Mittag von Kopenhagen nach New York kommen können. – Erst wenn wir so weit gelangt sind, nehme ich meinen Hut ab vor der Naturwissenschaft.«

Auch der Apotheker liebte es, sich selbst reden zu hören, obwohl er gern mitten im Satz abbrach, weil er nicht wußte, was er sagen sollte. Der Bahnhofsvorsteher, ein ausgedienter Offizier, unterhielt sich dagegen meist mit seinem Glas, während die beiden Kaufleute andächtige Zuhörer für die Ausführungen der gelehrten Herren waren.

Per fand an diesen Zusammenkünften wenig Gefallen, und er kam nur selten. Aber auch zum Bøstruper Pfarrhaus konnte er nicht jeden Abend kommen. Dazu war die Entfernung zu groß. Sein Pferd mußte ausruhen, und es war nicht immer einfach, nach einem anstrengenden Tag die dreiviertel Meilen bei jedem Wetter und schlechter Straße hin- und zurückzugehen. Aber bei sich zu Hause war es einsam und trübselig. Zwar hatte er seine Bücher, die ihm Gesellschaft leisten konnten, und zu ihnen nahm er denn auch seine Zuflucht an den langen Abenden, die jetzt den Tag schon an Länge übertrafen. Doch die richtige Ruhe, um seine Erfindung ernsthaft weiterzuführen, fand er vorläufig noch nicht. Dazu irrten seine Gedanken zu rastlos zwischen dem Pfarrhaus und seiner Wohnung hin und her. Erst wenn er wirklich eine Familie hatte und hören konnte, wie Inger herumging und eine Melodie vor sich hin summete, würde er Muße finden zu regelmäßiger, geordneter Hausarbeit.

Schon um Weihnachten begann er daher von der Hochzeit zu sprechen. Die Schwiegereltern wollten zuerst nichts davon hören, weil Inger noch so jung sei. Auch schien ihnen seine Zukunft noch nicht gesichert genug. Inger selbst ging auch nur widerstrebend auf den Gedanken ein, aber nach vielen langwierigen und für Per mitunter ziemlich erniedrigenden Verhandlungen setzte er diesmal seinen Willen durch, und es wurde festgelegt, daß die Hochzeit im Mai stattfinden sollte.

Neben der drückenden Einsamkeit und der Sehnsucht nach einem wirklichen Zuhause hatte er nun auch einen dritten – wenn auch geheimen – Grund gehabt, die Heirat zu beschleunigen. Er kam nicht sonderlich mit seinem Schwiegervater aus. Er hatte sich in seiner Entwicklung nach und nach so weit von der Blombergschen Lebensauffassung entfernt, daß sie ihm jetzt beinahe zuwider war. Die Vorstellung von dem gutbürgerlichen lieben Gott, der unter allgemeiner Zustimmung die Welt nach höchlichst anerkannten, humanen Regeln regierte, wirkte jetzt fast komisch auf ihn. In seinen gewitterähnlichen Stimmungen, die ihn im letzten halben Jahr überfallen hatten, ahnte er einen Weltwillen höherer Art mit einem gewaltigeren Ziel. Auch seine täglichen Streifzüge durch die Gegend und die erhöhte Lebensklugheit, die er dadurch gewann, hatten ihn von Pastor Blombergs Gott-Vater-Glauben entfernt. Die Armut in den Tagelöhnerkaten, die Verheerungen durch Krankheiten und Unwissenheit, die ganze – menschlich gesehen – verzweifelte Ungerechtigkeit der Verteilung der Lebensgüter förderte das Bedürfnis nach erneuten religiösen Erkenntnissen, nach tieferem Eindringen in die geheimnisvolle Logik des Daseins. Und weil dies dem Schwiegervater nicht lange verborgen blieb, gab es Anlaß zu vielerlei Mißhelligkeiten. Pastor Blomberg, der den Leuten so großzügig gestattete, über den lieben Gott und die Weltordnung ungefähr das zu denken, was sie für richtig hielten, war doch sehr genau in bezug auf die Gedanken, die man sich über ihn selbst machte. Daran gewöhnt, von seinen Pfarrkindern stets das Echo seiner Stimme zu hören, faßte er jeden Widerspruch als Zeichen bösen Willens und Widerstands auf. Obwohl er selten Respekt für die Ansichten anderer aufbrachte, ja, mitunter gar nicht bange war, ziemlich kindisch religiöse Überzeugungen anderer zu verspotten, trat er doch, sobald er selbst angegriffen wurde, mit einer kirchenväterlichen Würde auf, die der eines geborenen Sidenius nicht im mindesten nachstand. Per hatte in dieser Hinsicht oft an die Zeilen denken müssen, die ihm Jakobe einst über den selbstbetrügerischen Eifer geschrieben hatte, mit dem die Kirche seit je unter der Fahne der Frömmigkeit ihre egoistische Machtgier befriedigt hatte.

So suchte er denn in der Einsamkeit dieses langen Winters bei ganz anderen Persönlichkeiten und in ganz anderen Quellen Nahrung für seinen Geist und vertiefte sein Verständnis für die rätselvollen Seiten des Lebens.

Mit den Jahren war er ein großer Bücherfreund geworden. Jeder gedruckte Band, der in seinen Gesichtskreis kam, zog ihn unwillkürlich an. Fast das erste, wonach er sich umsah, wenn er in die Stuben der Bauern kam, waren die kleinen Bücherregale, die sich dort in der Regel befanden. Und selten verließ er den Raum, ohne ihren Inhalt untersucht zu haben, der fast überall derselbe war: die Bibel, einige historische Romane von Ingemann, Holbergs Komödien, ein Band populärer Naturwissenschaft, ein paar landwirtschaftliche Schriften, etwas aus der sogenannten Schullehrerliteratur oder deren Fortsetzung, der Kaplan- und Volkshochschulpoesie, außerdem eine Reihe eigentlicher Erbauungsschriften, vor allem natürlich die Blombergschen. Mitunter fand Per auch ein zufällig aufbewahrtes Exemplar aus der älteren religiösen Literatur: kleine, dicke Bücher mit sonderbarsten Titeln. Eines hieß »Der Erlösung Öl«, ein anderes »Goldenes Schatzkästlein«, ein drittes »Vier Bücher über die Nachfolge Christi«, ein viertes »Jesu blutige Wunden und Male als sicherste Zufluchtsstätte für alle in Not befindliche Sünder«. Die Leute wurden beinahe verlegen, wenn man sie im Besitz solcher Schriften aus einem unaufgeklärten Zeitalter fand. Und weil tatsächlich niemand mehr darin las,

war es Per nicht schwergefallen, einige Exemplare hiervon für seine Büchersammlung zu erwerben. Er hatte sie ganz allein um der Kuriosität willen angeschafft. Doch als er eines Abends in einem der Bände blätterte und vor allem solche Stellen aufsuchte, die verrieten, daß sie früher am meisten gelesen wurden, entdeckte er, daß der naive, bald primitive, bald schwulstige Ton dieser alten Volksschriften, der ihm eigentlich zuwider war, trotzdem eine seltsame Anziehungskraft für ihn besaß.

Und das führte ihn weiter. In seinem unaufhörlichen Drang, sich selbst zu verstehen, sein innerstes Wesen in seinen flüchtigsten Empfindungen zu verstehen, machte er sich an eine historische Untersuchung des religiösen Lebens in dem Zeitabschnitt, aus dem der größte Teil der Schriften stammte. Bei diesen Studien gelangte er bis hin zum Pietismus unter Christian VI. und von hier aus zurück durch den herrnhutischen Separatismus der Aufklärungszeit zur eigentümlichen Laienbewegung zu Beginn des Jahrhunderts, aus der die große volkstümlich-religiöse Erweckungsidee der Gegenwart langsam hervorgewachsen war. Die Schilderungen über jene Bauernsöhne aus Fünen und Jütland und über jene dörflichen Handwerker mit ihrem energischen, ständigen Kampf gegen die rationalistische Rechtgläubigkeit der damaligen Zeit fesselten ihn sehr. Diese Einsamen, die nach Art der Apostel von Stadt zu Stadt wanderten und zeugten und deswegen von der Menge verspottet, von den Pastoren verfolgt und von der Obrigkeit ins Gefängnis geworfen wurden – diese kleinen Gemeinden ringsum mit ihrem evangelischen, gänzlich weltabgewandten Leben – das war ja die Wiederholung der heiligen Geschichte selbst auf heimischem Grund.

Eine Illustration zu diesen Schilderungen hatte er außerdem hier in der Gemeinde seines eigenen Schwiegervaters gefunden. In einer weißgekalkten, gut instand gehaltenen Hütte auf Bøstruper Gebiet wohnte ein Holzschuhmacher mit seiner Familie, der ganz für sich allein lebte und keinen Kontakt mit der übrigen Bevölkerung der Gegend suchte. Der Mann fuhr ein- bis zweimal im Jahr mit einer Fuhre seine Holzwaren in die Stadt und verkaufte sie an die Händler. Ansonsten blieb er meist zu Hause. Über der Tür las man auf einem Schild die Worte: »Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.« Per war einmal zufällig in die Hütte hineingeraten, als er sich nach einigen tüchtigen Faschinenbindern für die Sommerarbeit auf dem Feld umsah. In der Stube fand er eine jüngere Frau an einer Wiege. Ein paar kleinere Kinder saßen auf dem Fußboden und spielten ruhig. Die Tür zur Werkstatt nebenan stand offen, und da saß der Mann rittlings auf seiner Schneidebank und schnitzte. Als er Per erblickte, stand er auf und kam mit verlegenem Gesicht in die Stube. Er war ein Mann in mittleren Jahren, groß und ein wenig gebeugt. Sein bartloses, etwas blasses Gesicht mit den halb niedergeschlagenen Augen gefiel Per nicht. Auch die Frau, die ihn von der Wiege her fast feindlich ansah, wirkte nicht gerade anziehend auf ihn. Zwar lud ihn der Mann zum Sitzen ein, aber das geschah ohne Gastlichkeit. Den Vorschlag, für den Sommer bei der Flußregulierung Arbeit anzunehmen, wies er sofort ab, und zwar so, als weise er die Sache weit von sich. Trotzdem blieb Per ein wenig sitzen. Da gab es – trotz allem – etwas, was ihn in diesem Hause anzog. In der kleinen Stube herrschte eine auffallende Sauberkeit und Ordnung. Es war, als erwarte man vornehmen Besuch. Man konnte fast glauben, das Haus stehe bereit, einen hohen Gast zu empfangen. Hier herrschte offenbar eine Gottesfurcht, die nicht nur eine Stimmung für festliche Gelegenheiten war, sondern wirklich imstande zu sein schien, ein paar Menschen bis auf den Grund ihres Wesens umzuwandeln. Schon allein die Art, wie der Mann im Laufe der Unterhaltung

ein Kind auf seinen Schoß nahm und ihm die Nase mit dem Finger abwischte, offenbarte eine fremdartige, feierliche Behutsamkeit, die gar nicht lächerlich wirkte.

Drüben im Pfarrhaus hatte man Per dann hinterher belehrt, daß die Familie zu einer Sekte gehöre, die sich selbst »die Heiligen« nannte und in jüngster Zeit an verschiedenen Orten des Landes aufgetreten sei. Der Schwiegervater nannte sie einfach Mucker und meinte, er betrachte ihre Anwesenheit als eine Schande für die Gemeinde.

Sooft Per nun vom Schuhmachergesellen Ole Henrik Svane, von Kristen Madsen auf Fünen oder von den anderen Wanderpredigern aus der Zeit der religiösen Wiedererweckung las, sah er die kleine, erwartungsvoll stille Stube auf dem Bøstruper Feld vor sich. Gleichzeitig aber kam er hierdurch zu einer niederschmetternden Erkenntnis. Er verglich den innigen Glauben dieser Leute mit seinem eigenen und begriff, daß er weder ein wirklich gläubiger Christ war noch je sein würde. Ja, er *wünschte* nicht einmal mehr, es zu werden.

Ihn schreckte nicht so sehr die strenge Weltentsagung. Gerade er verstand am besten, welche Befriedigung ein so nach innen gekehrtes, weitabgewandtes Leben gewährte. Aber die Leidenschaft in ihren Gebeten und die Art ihrer Hoffnungen ängstigten ihn. Auch er hatte in den letzten Jahren oft gebetet. Aber Gebet und Andacht hatten ihm im wesentlichen als Kräftigungs- und Reinigungsbad der Seele, als Flucht aus irdischer Unreinheit und Begierde gedient. Dennoch *verstand* er jene, die dem Gebet die Macht zutrauten, es könne wirklich Unglücksfälle abwehren und in Not und Gefahr Hilfe bringen. Aber durch die Gebete dieser zutiefst frommen Christen ging mehr das Seufzen nach Drangsal und Schmerz. In ihrer Weltangst, ihrer Furcht vor der Versuchung, ihrer Vorstellung vom Leben der Christen als ununterbrochenen Bußgang flehten sie ja geradezu Unglück und Verfolgung selber auf ihr Haupt herab.

»Speise mich, o Herr, mit Tränenbrot und gib mir an Tränen zu trinken ein volles Maß. Dir weihe ich mich und alles, was mein ist, in Zucht und Demut. Deine Strafe falle auf mich, deine Rute belehre mich, denn wahrlich, es ist Gnade für deinen Knecht, daß er aus Liebe zu dir gepeinigt wird und leidet. Ich danke dir, daß du mich in meinen Sünden nicht verschont, sondern gezüchtigt hast mit harten Schlägen.«

Wenn Per auf solche Worte stieß, erfaßte ihn unwillkürlich derselbe Schauer wie damals, als er den nachgelassenen Brief der Mutter gelesen hatte. Vor solch einem brennenden Glauben, der sogar die Grundtriebe des Menschen verzehrte, wich sein natürliches Empfinden zurück.

»Wahrlich, es ist ein Elend, auf der Welt zu leben«, schrieb Thomas a Kempis in seinem Buch »Von der Nachfolge Christi«. »Essen, trinken, wachen, schlafen, ruhen, arbeiten und den übrigen Bedürfnissen der Natur unterworfen zu sein, das ist wahrlich ein großes Elend und eine Plage für den gottesfürchtigen Menschen. Oh, wäre doch nichts anderes zu tun als den Herrn und Gott zu lobpreisen! Dann wärest du weit glücklicher als jetzt, da jedes deiner Bedürfnisse dich zum Diener des Fleisches macht.«

Was Per bei diesen Untersuchungen vor allem beunruhigte, war etwas, was ihm im übrigen schon vor Jahren aufgegangen war, seit jener zufälligen Vertiefung in eine Übersetzung von Platons »Phaidon«: Es war das immer klarer werdende Verständnis,

daß das Christentum viel älter war als Christus, in dem es lediglich seine Vollendung erfahren hatte, wenigstens vorläufig; daß er sich also nicht damit trösten konnte, es wäre ein nur vorübergehendes Phänomen geworden, wenn nicht Staats- oder Herrschermacht ihren Vorteil darin gesehen hätte, es auf den Thron des Geistes zu setzen. Es schien seine Wurzeln im menschlichen Urgrund selbst zu haben, seine Nahrung aus einem Instinkt zu saugen, der außerhalb der Natur lag und der – wenn es ihn überhaupt gab – diese schließlich überwand.

»Denn der Körper verursacht uns tausenderlei Kämpfe, erregt und verwirrt uns, so daß wir seinetwegen die Wahrheit nicht erkennen können. Und solange wir leben, werden wir, wie es scheint, nur dann der Erkenntnis am nächsten sein, wenn wir sowenig wie möglich mit dem Körper zu schaffen haben und nur, wo es unbedingt nötig ist, Umgang mit ihm pflegen und uns nicht von seiner Natur ausfüllen lassen.«

So sprach sogar Sokrates. Und Buddha? Da gab es ein buddhistisches Zitat, das in sein Gehirn gebrannt war und wie mit Phosphorschrift leuchtete, wenn ihn dunkle Zweifel plagten: »Wer nichts liebt hier auf Erden, nichts haßt und nichts erstrebt, nur der ist ohne Fesseln und ohne Furcht.«

Aus allen Ecken der Welt die gleiche Antwort! Durch alle Zeiten hindurch die gleiche Forderung: Verleugne dich selbst, töte dein Ich! Denn Glück bedeutet Entsagen. Von Seiten der Welt aber tönte es umgekehrt: Erhöhe dich selbst, liebe dich selbst, zeige Körperkraft und Willensstärke! Denn Glück bedeutet Aneignung. Hier gab es keine Brücke, die über den Abgrund führte. Kastriere den Geist oder den Körper – so lautete die Wahl. Um diese Entscheidung kam man nicht herum, es sei denn, man besaß wie sein Schwiegervater und so viele andere mit ihm die glückliche Fähigkeit, den Horizont mit lyrischem Stimmungsnebel selbsttrügerisch zu verdecken. Man mußte einen Standpunkt beziehen, zum Kreuz oder zum Champagnerglas schwören – und nicht mürrisch und ängstlich, sondern mit zuversichtlicher Entschlossenheit, ja mit Begeisterung.

So endete er wieder bei dem *Glauben* als der lebenerhaltenden und -rechtfertigenden Kraft. Aber solch tröstliche Zuversicht besaß er nicht mehr, er vertraute weder dem Himmel noch der Welt. Mit den Kindern dieser Welt wollte er keine Versöhnung, und unter den Christen fühlte er sich ebensowenig zu Hause. Und am allerwenigsten konnte er zu dem naiven Blombergischen Unschuldszustand zurückkehren und wie ein Kind schwindelfrei am Rande des Abgrunds Blumen pflücken, ohne Gefühl für die dämonische Anziehungskraft der Tiefe.

An einem trüben Morgen Anfang März hielt Pers Gig vor seiner Tür und wartete. Da er selbst noch keinen Stall hatte, mußte er sein Fuhrwerk in der Gastwirtschaft unterbringen, und der Knecht des Gastwirts stand nun leise fluchend neben dem Pferd und schlug die Arme kreuzweise übereinander, um sich warm zu machen. Er wartete bereits über eine Viertelstunde.

Endlich taumelte Per in seinem großen Mantel schlaftrunken heraus, bestieg schweigend seinen Wagen, nahm die Zügel aus der Hand des Knechts und zuckelte davon... Wie gewöhnlich hatte er die halbe Nacht gelesen. Und als er ins Bett gekommen war, hatten ihn die Gedanken wach gehalten, so daß er erst gegen Morgen eingeschlafen war. Nun aber wehte ihm der frische Wind sehr bald den Traumnebel aus

den Augen. Der Wagen war auch wahrhaftig nicht dazu geeignet, darin zu schlummern. Es war ein alter ausgedienter Rumpelkasten, so mürbe, daß die Federn bei der geringsten Unebenheit der Straße nachgaben. Dafür war das Pferd ein zuverlässiges norwegisches Fjordpferd, das lediglich die Gewohnheit hatte, aus lauter Vorsicht in Windungen von einem Grabenrand zum anderen zu laufen, sobald die Straße etwas abschüssig wurde. Seine Augen beobachteten so genau wie ein Nivelliergerät und entdeckten die geringste Abweichung von der waagerechten Ebene. Per hatte zu Anfang gemeint, es seiner Kutscherehre schuldig zu sein, ihm diese Unarten mit der Peitsche auszutreiben. Aber dann hatte er das kleine sanfte und sichere Tier, das ihn tagaus, tagein bei jedem Wetter durch die Gegend zog, bald liebgewonnen und ließ ihm jetzt volle Freiheit.

Er richtete es soweit wie möglich ein, daß sein Weg ihn über Bøstrup führte, um Inger im Vorbeifahren guten Morgen zu sagen. Er wußte, sie ging um diese Zeit gewöhnlich in den Garten, um nach ihm zu sehen. Und daher lag über diesen morgendlichen Fahrten stets eine besondere, festliche Stimmung. Aber auch die Fahrt selbst war ihm um diese Tageszeit ein großer Genuß, vor allem an so einem Morgen mit frischer Brise, wenn die Wolken niedrig über die Erde dahinjagten und Krähen in Scharen laut krächzend um den Kirchturm kreisten.

Wenn er dann an das dachte, was ihn in der Nacht wach gehalten hatte, als er noch glaubte, nie seinen Seelenfrieden finden zu können, ehe er das Weltenrätsel gelöst hatte, mußte er beinahe lächeln. In diesen Augenblicken, da seine Gedanken noch schliefen und die vielen kleinen Verdrießlichkeiten des Tages seinen Sinn noch nicht belästigten, öffnete er sich wieder vertrauensvoll der Welt und ihren natürlichen Lockungen. Alles Dunkle und Zwielfichtige im Leben schien ihm in solchen Stunden so bedeutungslos im Vergleich zu der unbestreitbaren Tatsache, daß er hier jung und gesund in seinem eigenen Wagen saß, auf dem Weg zu seiner Braut, um den Tag mit einem Kuß auf ihren süßen Mund zu beginnen. Er pries den Gott, an den er kaum noch glaubte, lobte das Leben mit all seiner Lust, Sorge und Mühe, das ihm eines Dankes wert erschien, wohin es ihn auch führen mochte. Warum noch grübeln? Selbstquälerei war ein Werk des Teufels. Im Grunde war es nur pharisäerhafte Überheblichkeit, wenn man sich nicht mit den Sorgen begnügen wollte, die einem der Daseinskampf bereitete. In zweieinhalb Monaten sollte seine Hochzeit sein. Am 20. Mai, an Ingers Geburtstag, würde er seine blumengeschmückte Braut heimführen. Und die trüben Jahre der Einsamkeit hatten ein Ende.

Er hatte beschlossen, heute einen Besuch zu machen, der ihn seit langem beschäftigte. Unter den Wiesengrenzen, die von seiner Flußregulierung betroffen wurden, waren auch ein paar, die zum Børupe Pfarrhaus gehörten, und aus diesem Anlaß wollte er den Pastor aufsuchen. Er hatte Pastor Fjaltring seit jenem zufälligen Zusammentreffen beim Gewitter im Heuschuppen vor gut eineinhalb Jahren nicht wiedergesehen. Ein paarmal war er an ihm vorbeigefahren, wenn der Sonderling in der Dämmerung seinen einsamen Spaziergang auf abgelegenen Wegen machte, und er hatte ihn auch immer begrüßt, allerdings ohne – wie es schien erkannt zu werden. Aber überall in der Gegend hörte er die Leute über ihn und sein unglückliches Familienleben reden. Besonders über seine Frau waren die unglaublichsten Geschichten in Umlauf. Sie sollte durch das Trinken vollkommen heruntergekommen sein.

Die Straße senkte sich in einer großen Schleife nach dem Dorf Bøstrup hinab, und auf einmal hellte sich sein Gesicht auf: Hinten an der Gartentür des Pfarrhauses erkannte er Inger, die ein Kopftuch trug und nach ihm auslugte.

»Du Siebenschläfer!« rief sie ihm entgegen. »Wo bleibst du bloß?«

»Hast du gewartet?«

»Ich bin schon wie Eis am ganzen Leib.«

»Du Ärmste!« Jetzt war er bis zu ihr gelangt und fuhr so dicht an den Gartenzaun heran, daß sich ihre Münder im Schutz eines wilden Rosenstrauchs über den Staketen begegnen konnten. »Guten Morgen, Schätzchen!«

»Wohin willst du denn heute?«

»Ach, ich habe viel zu tun. Muß gleich wieder weiter.«

»Du bist unausstehlich. Immer hast du es eilig. Dann auf Wiedersehen. Kommst du heute abend?«

»Ganz bestimmt!«

Ein erneuter Kuß und noch einer und »noch ein ganz kleiner als Zugabe«, wie Per sagte.

Der Falbe zog an. Sie aber hielten sich noch immer an den Händen fest, bis sie förmlich auseinandergerissen wurden. Noch ein »Auf Wiedersehen« und Winken – dann war der Wagen hinter der Zaunecke verschwunden.

Gegen Mittag, nachdem er einige Stunden auf den Wiesen mit seinem Vermessungsgerät zugebracht hatte, fuhr Per zum Boruper Pfarrhaus.

Pastor Fjaltring war zu Hause und empfing ihn in seinem Studierzimmer. Es war ein großer, dämmriger Raum, beinahe ein Saal, mit zwei winzigen Fenstern. Obwohl eine Menge Möbel darin standen, sah es wegen der Größe des Zimmers darin leer aus. An der Wand zwischen den Fenstern stand ein Lesepult mit einem aufgeschlagenen Buch. Und von hier trat ihm der sonderbare Höhlenbewohner entgegen, als Per den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte.

Im Wesen des Pastors lag wieder dieselbe merkwürdige Mischung aus Verlegenheit, Neugier und Selbstbewußtsein, die Per schon damals in der Kirche aufgefallen war. Er blieb ein paar Schritte vor ihm stehen, grüßte höflich, aber schweigend und behielt die Hände auf dem Rücken. Ob er Per wiedererkannt hatte oder nicht, daraus konnte man nicht ganz klug werden. Als sich Per vorgestellt hatte, wies der Pastor mit einer Handbewegung auf das Sofa, nahm selbst in einem Armstuhl in einiger Entfernung davon Platz und fragte geschäftsmäßig, womit er ihm dienen könne.

Per trug sein Anliegen vor, das sich auf die Vertiefung einiger Gräben auf den Weideflächen des Pfarrers bezog. Fjaltring erwiderte, eigentlich habe er nicht das Recht, auf eigene Faust Entscheidungen über den Grund und Boden des Pfarrhauses zu treffen. Da es hier aber nur um Kleinigkeiten gehe, könne er die Verantwortung sicherlich übernehmen. Er wolle lediglich bitten, daß für eine mögliche künftige Beweisführung die vorzunehmenden Änderungen schriftlich festgehalten werden sollten. Darauf ging Per bereitwillig ein.

Die ganze Verhandlung hatte nicht länger als ein paar Minuten gedauert. Nun folgte ein längeres Schweigen. Der Pastor saß über seine zusammengelegten Hände gebeugt und wartete offensichtlich darauf, daß Per gehen werde. Als sich Per aber wirklich anschickte, schien er doch ängstlich zu werden, daß er unhöflich gewesen sei. Er fragte ihn, wo er wohne und wie ihm die Gegend gefalle. Und als er vernahm, daß Per seine Wohnung in der Nähe des Bahnhofs habe, meinte er, dann könne es ihm ja nicht an Umgang fehlen. Allmählich sei ja eine richtige kleine Stadt um Rimalt entstanden. Und er nannte den Realschuldirektor, den Apotheker und ein paar Ortseinwohner. Den Schwiegervater oder die Häuslichkeit im Bøstruper Pfarrhaus erwähnte er jedoch mit keinem Wort.

Per hatte seit jener Begegnung im Gewitter noch immer großen Respekt vor Pastor Fjaltrings Persönlichkeit, aber jetzt fühlte er sich ziemlich enttäuscht durch diese allgemeinen Redensarten. Und es verletzte ihn auch, daß er hier so ohne weiteres mit den Mitgliedern des Grogklubs in einen Topf geworfen wurde, um so mehr, als der Pastor selbst – nach seinem Ton zu urteilen – diese Leute nicht sehr hoch schätzte. Deswegen betonte er mit einigem Nachdruck, er habe in Rimalt keinen Umgang, sondern lebe im Gegenteil sehr einsam, nur mit seinen Büchern.

Der Pastor hob ein klein wenig den Kopf. Noch immer schaute er Per nicht an, aber es huschte ein aufmerksamer, fast lauschender Ausdruck über sein mageres, gelbblasses, bartloses Gesicht. »Na ja«, sagte er. »Das zurückgezogene Leben – nur in der Welt der Gedanken – kann uns ja auch viel Befriedigung geben, und – viel Gemütlichkeit. Man kann fast sagen – viel Segen.« Und lächelnd fügte er hinzu, die Einsamkeit könne mitunter sogar sehr gesellig sein. Wenn man sich mit genügender Gründlichkeit in sich selbst versenke, habe man oft das täuschende Gefühl, Besuch zu haben.

Per war betroffen über diese Bemerkung und versuchte, das Gleichnis weiterzuspinnen. Er sagte, solch ein Besuch bestehe leider zumeist aus recht beschwerlichen Gästen, die Unruhe und Unbehagen hervorriefen.

Wieder glitt ein stutzender, fast lauschender Ausdruck über das abgewandte Gesicht des Pastors. Er ging jedoch nicht näher auf das Thema ein, fügte nur abschließend hinzu, man nehme ja auch gern seine Zuflucht zu den Gedanken anderer Leute, um die eigenen zu verscheuchen. Bücher wirkten so angenehm ablenkend. Die Betrachtungen, die die Leute in den Büchern drucken ließen, seien meistens nicht gerade aufregend.

Es gab wieder eine Pause. Der Pastor hatte sich hier offensichtlich auf etwas eingelassen, worüber er nicht näher sprechen wollte. Per erhob sich jetzt, und Fjaltring machte keine weitere Anstrengung, ihn zurückzuhalten. Aber er war keinesfalls unhöflich. Beim Abschied gab er ihm sogar die Hand – eine seltsam trockene, heiße Hand – und entschuldigte sich kavaliersmäßig, daß er ihn aus Furcht vor Zugluft nicht bis zur Diele begleiten könne.

So kurz und geringfügig dieses Zusammentreffen auch gewesen war – es beschäftigte Per doch sehr. Und als er im Bøstruper Pfarrhaus zu Abend aß, begann er in einer Art darüber zu reden, die den Schwiegereltern offenbar nicht sehr zusagte.

»Er ist ein armer, beklagenswerter Mensch!« sagte der Schwiegervater. »Er tut mir aufrichtig leid. Wäre er bloß nie Pfarrer geworden!«



Schon am nächsten Tag setzte sich Per hin und stellte den Bericht zusammen, um den ihn Pastor Fjaltring gebeten hatte. Er gab sich viel Mühe dabei, schrieb ihn schließlich auf einen großen Bogen starken Papiers ab und fügte noch einen sorgfältig ausgeführten Grundriß über die gesamte Wiesenfläche des Pfarrhofes hinzu.

Nach einer Woche, als er wieder einmal in die Gegend von Borup kam, fuhr er beim Pfarrhaus vor und lieferte das Dokument ab. Der Pastor, der es nicht gewohnt war, daß man ihm Aufmerksamkeiten erwies, wurde ganz verlegen, als er die saubere Arbeit erblickte, und dankte ihm herzlich. Und als Per gleich wieder gehen wollte, schien er das sehr zu bedauern. Er bat ihn um Entschuldigung, wenn er bei Pers vorigem Besuch vielleicht ein wenig unpäßlich gewesen sei. Um ihn zum Bleiben zu bewegen, drückte er ihn eigenhändig in sein Sofa nieder, und diesmal dauerte es nicht lange, bis sich eine recht offenerzige Unterhaltung entspann.

Das mitgebrachte Dokument bildete den Ausgangspunkt für das Gespräch. Per teilte dem Pastor mit, daß sich auf den Pfarrwiesen Torf befinde, und zwar in ganz beträchtlicher Menge. Er liege ziemlich tief und sei schwer zugänglich. Wahrscheinlich sei aber gerade deswegen seine Qualität sehr gut. Er sei überzeugt, sagte er, daß es sich lohne, eine Pumpe anzuschaffen, durch die man die Ausgrabung trockenhalten könne, um dann Preßtorf herzustellen.

Pastor Fjaltring war auf dem schmalen Läufer, der über den kahlen Fußboden gelegt war, vor ihm stehengeblieben. Mit krampfhaft ohnmächtigem Lächeln schüttelte er den Kopf. Die Sache müsse er seinem Nachfolger überlassen, sagte er. Seine Gesundheit sei nicht so, daß er mit der Zukunft rechnen könne. »Und übrigens«, setzte er hinzu, »selbst wenn mir der Tod noch eine Frist gönnt, so weiß ich doch gar nicht, wie lange mir die Kirchenbehörde und meine eifrigen Amtsbrüder noch erlauben, vor leeren Bänken zu predigen.«

Per wurde rot und bemühte sich höflich, ein paar Einwände zu machen.

Doch der Pastor ließ ihn nicht richtig zu Worte kommen. »Ich mache mir keine Illusionen. In unserer Zeit ist die Religion zu einer Ware geworden. Und man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie sich an die Läden wenden, wo sie den Ablaß am billigsten bekommen.«

Per fühlte sich verpflichtet, die Geistesrichtung seines Schwiegervaters zu verteidigen. Aber ohne einen Namen zu nennen, entgegnete Pastor Fjaltring, solch ein wohlwollendes, fast beschützendes oder vielleicht nur neugieriges Verhältnis zu den großen Lebensfragen sei in seinen Augen schlimmer als gar kein Verhältnis.

Der Glaube sei eine Passion; und wo er das nicht sei, treibe man Schindluder mit dem lieben Gott. Künstlich eine bestimmte geistige Regsamkeit beim Volk zu erreichen sei weit davon entfernt, den Boden für einen ernsten, aufrichtigen Glauben – ja sogar für den ernsten Zweifel vorzubereiten. So was töte im Gegenteil die Keime für ein echtes Gottesverhältnis, die in jedem Menschen angelegt seien.

Mehrmals war er auf dem Läufer hin und her gegangen. Nun blieb er plötzlich am anderen Ende der Stube stehen. Es schien, als wolle er sich selbst ermahnen, daß er sich nicht zu weit vorwagen dürfe. Aber sein Mitteilungsdrang war geweckt. Das Gedankengewimmel seiner Einsamkeit drängte heraus, und er konnte die Worte nicht mehr zurückhalten.

Er sagte zu Per, die modernen Ingenieure mit ihrem Wirken könne man nicht freisprechen, ein gut Teil Verantwortung zu tragen für die Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, die der Fluch des heutigen Menschen sei. Die Hast der Maschinenindustrie habe sich nun auch auf das religiöse Leben übertragen. Da man sich auf allen Gebieten daran gewöhnt habe, seine Lebensbedürfnisse mit möglichst wenig Arbeit zu befriedigen, so verlange man jetzt auch vom Glauben, daß er sich ohne allzu große Anstrengung oder Zeitvergeudung erwerben lasse. Und bei den Verkündern von Gottes Wort – ob Geistliche oder Laien – mangle es ja durchweg nicht an Bereitschaft, diesem Verlangen nachzukommen.

Über die Seele des Menschen und die Bedingungen für ihr Wohlbefinden, fuhr er immer eifriger fort, wisse man beklagenswert wenig. Aber es scheine doch allgemein anerkannt zu sein, daß Glück im weltlichen Sinne den Menschen unfruchtbar mache. Das eigentliche Element der Seele sei die Trauer. Die Freude sei ein Rest des Tieres in uns. Daher komme es wohl auch, daß die Leute in Zeiten des Glücks auf allerlei Äffereien und pfauenhafte Manieren verfielen, während sie in Tagen der Trauer, da sie sich in sich selbst, in die göttliche Quelle der Persönlichkeit vertieften, ein wahrhaft verklärtes Aussehen bekommen könnten. Nun ja, das Christentum teile sich der Welt als frohe Botschaft mit; nehme man dieses Wort jedoch buchstabengetreu, bleibe man bald in einem unlösbaren Widerspruch stecken. Ein Glaube, der Friede, Sicherheit und Freude verleihe, verstopfe die Nahrungsquellen der Seele, lösche das geistige Leben aus. Selbst die Idee vom Paradies als Heimstatt der Vollkommenheit lasse sich schwerlich mit unserer modernen religiösen Sicht vereinen. Das Wort von der »ausgeschlossenen Hoffnung«, das Dante über dem Tor zu seiner Hölle angebracht habe, könne mit ebensoviel Begründung und in weit schrecklicherer Bedeutung auch über der Pforte zu solch einem Himmelreich eingeritzt werden, wo es keine Möglichkeit zur Persönlichkeitsentwicklung mehr gebe. Ja, für den beschränkten Menschenverstand scheine es, als ob man lieber auf die Dauer bei den Unerlösten, bei den ewig oder zeitweise Verdammten bleiben müsse, um eine reine und geläuterte Seele und die wahre Seligkeit zu finden, aufgefaßt als religiöse Erkenntnis.

»Aber vielleicht haben wir Gottes Absicht mit dem Evangelium noch gar nicht verstanden. Und in diesem Fall ließe sich hieraus wiederum die Tatsache erklären, daß das Christentum nach zweitausend Jahren trotz großer Worte und Versprechungen noch nicht die Möglichkeit hatte, mehr für den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechts auszurichten. Gewisse Theologen leugnen ja klipp und klar die göttliche Geburt Christi. Und tatsächlich ist die Familienähnlichkeit zwischen ihm und dem Gott des Alten Testaments ja auch nicht leicht zu erkennen. Ohne viel Übertreibung könnte man fast sagen, der eine ist der komplette Gegensatz, ja das Zerrbild des anderen. Wenn aber Christus nicht Gottes Sohn ist – wer bürgt uns dann dafür, daß Gott ihn nicht bloß geboren werden, martern und einen schmachvollen Tod sterben ließ, damit er uns als abschreckendes Beispiel diene?«

Pastor Fjaltring blieb wieder plötzlich bei seiner Wanderung über den Läufer stehen, sozusagen erschrocken über seine eigenen Worte. Seine Stirn war während der langen Rede dunkelrot geworden. Unablässig jagten nervöse Zuckungen von den Schultern aus über sein Gesicht.

»Ja, Sie verstehen hoffentlich, daß ich dies alles nicht sage, um zu spotten. Ich meine nur: Wenn die Christusgestalt und ihre Mission durchaus zum Gegenstand kritischer Wertung gemacht werden *soll* – und dazu ist die Zeit zweifellos gekommen –, dann bitte gründlich, ohne Vorurteile. Und wenn man auch dabei unsere Hoffnung auf Seligkeit aufs Spiel setzte!«

Per wußte auf diese weitschweifigen Gedanken nichts zu erwidern. Und Pastor Fjaltring merkte offenbar überhaupt nicht, wie weit er sich vom Ausgangspunkt entfernt hatte. Er merkte auch nicht, daß sich eine Tür hinter ihm öffnete und daß seine Frau hereintrat. Erst als Per aufstand und sich verbeugte, drehte er sich um und verstummte sofort.

Per machte im stillen dem Gerede der Leute das Zugeständnis, daß die Schilderungen über das Äußere der Frau Pastor nicht übertrieben waren. Sie war unförmig dick und hatte ein feistes, kupferrotes Trinkergesicht mit zwei totenähnlich starrenden Augen, die sich fast weiß von der Haut abhoben. Ihre Nachlässigkeit war um so augenfälliger, da sie offenbar soeben Toilette gemacht hatte. Ihr Haar war vorn in der Eile mit Wasser glattgekämmt, und sie trug ein ziemlich ordentliches Kleid. Aber unter der schief sitzenden Haube saß der Rest ihres Haares wie die Füllung eines Kissens, und unter dem Kleidersaum guckten ein Paar ausgetretene, ungeputzte Schuhe hervor.

Als ihr Mann Per vorgestellt hatte, lächelte sie einladend. »Herr Sidenius wird uns vielleicht das Vergnügen machen, mit uns zu frühstücken? Es ist angerichtet.«

Per wußte nicht, was er antworten sollte. Mitleid mit dem unglücklichen Mann erfaßte ihn. Am liebsten hätte er abgelehnt, fürchtete jedoch, den Pastor durch eine Absage zu kränken. Daher nahm er die Einladung an.

Es überraschte ihn, daß sich Pastor Fjaltring seiner Frau gegenüber nicht ernster verstimmt zeigte. Allerdings war er beim Essen ziemlich verlegen und zerstreut. Aber in seinem ganzen Verhalten ihr gegenüber erwies er sich als aufmerksamer Gatte, rücksichtsvoll, ja sogar galant. Sie selbst hatte offensichtlich nicht das mindeste Verständnis für ihre Schande. Sie führte im Gegenteil das Gespräch und erzählte ziemlich verworren von Kopenhagen und von ihren Erinnerungen an Nordseeland, wo ihr Vater Pfarrer gewesen war. Da sie zudem aus Gewohnheit nie hinhörte, wenn andere sprachen, war sie zuletzt die einzige, die überhaupt redete. Als die beiden Männer in das Studierzimmer zurückgingen, spürte Per gleich, daß sich ihre unterbrochene Unterredung nicht wiederaufnehmen ließ. Der Pastor forderte ihn auch nicht zum Bleiben auf, begleitete ihn jedoch beim Abschied bis auf die Diele hinaus, wo er ihm erneut für die Aufmerksamkeit dankte, die er ihm erwiesen hätte, und betonte, es werde ihm stets eine Freude sein, ihn zu sehen, falls er wieder einmal vorbeikommen könne.

Per freute sich über dies Angebot und suchte in der Folgezeit häufig das Pfarrhaus auf, wobei er die Grabenvertiefungen auf der Pfarrweide zum Anlaß nahm. Zuletzt fand er sich ohne jeden Vorwand ein und fühlte sich stets willkommen. In der Boruper Dorfkirche beim Gottesdienst ließ er sich jedoch nicht wieder sehen. Und er hielt sich nicht nur aus Rücksicht auf seinen Schwiegervater dort fern. Der Eindruck, den er von Pastor Fjaltrings Predigt von dem einen Mal, da er ihn hatte reden hören, bewahrt hatte, lockte ihn nicht zur Wiederholung. Auf der Kanzel gab Pfarrer Fjaltring eine eigenartige

Kasperfigur ab. Er war ein Wahrheitssucher, kein Stimmungsmacher oder gar ein Verkünder. Ihn mußte man in seiner Einsiedelei aufsuchen. Und selbst da flatterte er mitunter bei unverhofften Besuchen merkwürdig verlegen und unbeherrscht umher, wie eine Motte, die plötzlich ins Licht gerät. Entweder bedrückte ihn der Gedanke an seine Kleidung, die selten darauf abgestimmt war, von Fremden gesehen zu werden, oder er war das Opfer seiner eingebildeten Krankheit. Dann setzte er sich unruhig von einem Stuhl auf den anderen oder hockte zusammengesunken da, die Hand unter dem eingewickelten Kopf. Per gegenüber verlor er jedoch seine Scheu meist ziemlich rasch. Und wenn er sie erst überwunden hatte, redete er Stunden, ohne müde zu werden.

Im Pfarrhaus zu Bøstrup erwähnte Per seinen fortgesetzten Umgang mit dem verketzerten Pastor nie. Auch Inger erzählte er nichts davon. Er wußte, sie würde sich wie ihr Vater dadurch gekränkt fühlen, und er konnte ihr vorläufig sein Interesse für die neue Bekanntschaft nicht verständlich machen, weil sie noch ganz kindlich an die Unfehlbarkeit ihres Vaters glaubte. Damit mußte er warten, bis sie zusammen lebten. Die wenigen Male, da es zwischen ihm und dem Schwiegervater zu einem kleinen Wortwechsel über Geistliches gekommen war, hatte sie ihn hinterher heftig gescholten und ihm zu verstehen gegeben, daß man es ihm als jugendliche Überheblichkeit auslegte, wenn er sich in solchen Fragen gegen die Ansichten des Vaters auflehnen wolle.

Das Geheimnisvolle, das hierdurch über seinen Besuchen bei Pastor Fjaltring lag, prägte seine Eindrücke, die er von dort mitbrachte, und gab ihnen einen Schimmer von Mystik. Hierzu trug auch Fjaltrings bemerkenswertes und vielseitiges Wissen bei. Per machte hier erstmalig Bekanntschaft mit der mittelalterlichen Theologie. Er wurde eingeführt in die byzantinischen Gedankentempel der Scholastiker, eingeweiht in die gotisch-phantastischen Traumgesichte der vorreformatorischen Schwärmer, hörte von Männern wie Meister Eckart, Johannes Tauler, Ruysbroeck und Geert Groot, deren Persönlichkeiten Pastor Fjaltring augenscheinlich zu weitläufigen Studien verlockt hatten. Aber insgesamt schien kein Lehrgebäude, keine Glaubensrichtung in alter und neuer Zeit ihm fremd zu sein. Sogar mit bestimmten unheimlichen Auswüchsen einer bizarren religiösen Phantasie, wie dem Satanskult, dem Rosenkreuzer-Orden und der Schwarzen Messe, war er vertraut, und er zitierte wortgetreu aus dem Gedächtnis lange Passagen aus den Schriftstellern dieser geheimen Sekten.

Was Per bei diesen Besuchen jedoch am meisten interessierte, war Pastor Fjaltrings eigene Persönlichkeit und das Gepräge des Selbsterlebten, das er allen seinen Erzählungen zu geben wußte. Wie er mit allen Gedankenrichtungen vertraut war, schien er auch jede menschliche Lust und jeden Schmerz aus eigener Erfahrung zu kennen. Selbst wenn er von der Hölle sprach, so tat er dies auf eine Weise und mit einem krankhaften Blick, als sei er dagewesen und durchlebe noch einmal in der Erinnerung die ganze Rangfolge der Qualen. Aber auch ein Himmelreich konnte sich in seinen feinen, so lebendigen und wechselhaften Gesichtszügen in glücklichen Augenblicken widerspiegeln. Dann glitt ein flüchtiger Ausdruck über sein bleiches Antlitz, als fange er aus der Ferne Töne von Sphärenmusik auf.

Wenn Per dann hinterher im Pfarrhaus zu Bøstrup saß und seinen rotwangigen Schwiegervater reden hörte, fühlte er noch stärker als bisher, welch geringen Wert eine so billig erkaufte Freudigkeit im Vergleich zu einem Glauben, ja selbst zu einem Zweifel

besaß, der Kampf und Blut gekostet hatte. Der Gegensatz fiel ihm besonders auf einem der sogenannten Privatkonvente auf, die mehrmals im Jahr im Pfarrhaus abgehalten wurden und bei denen sich die sogenannte liberale Geistlichkeit der Gegend unter dem Vorsitz des Schwiegervaters versammelte, um aktuelle kirchliche Streitfragen zu erörtern. Wenn er diese Männer so dasitzen sah, wie sie gemütlich über Sündenvergebung und Erhörung verhandelten, eine wohlgestopfte Pfeife im Mund, wenn er sie sich überbieten hörte in ihrem selbstgefälligen und freudigen Entgegenkommen gegenüber den Forderungen nach einer Religion zu herabgesetzten Preisen, dann verstand er die Bezeichnung »die Großhändler«, die Pastor Fjaltring ihnen gegeben hatte.

Auch am Charakter des Schwiegervaters hatte er immer mehr zu bemängeln. Vor allem war seine Kritik erwacht, nachdem er zufällig Klarheit über das sonderbare Verhältnis zu dem alten Großvater erlangt hatte, das seinerzeit der Inspektor auf Kærsholm andeutete. Der Alte hauste wirklich in sehr kümmerlichen Verhältnissen irgendwo auf Fünen. Und wenn ihm der Sohn sein Haus verschlossen hatte, so deswegen, weil sich der Vater einmal als älterer Mann gegen das sechste Gebot versündigt und ein Kind mit seiner Haushälterin gezeugt hatte. Dennoch hatte Per den leisen Verdacht, daß Pastor Blomberg im Grunde ganz froh war, diesen Vorwand zu haben, um sich den lästigen, fast erblindeten Greis vom Leibe zu halten. Er war sehr zurückhaltend, wo es um eine wirkliche Hilfeleistung für andere ging. Mehr als einmal hatte Per Gelegenheit gehabt, mit anzuhören, wie er arme Leute abfertigte, die bei ihm Hilfe suchten. Der Pastor versprach ihnen, »sie warm in seine Gebete einzuschließen«.

Trotz allem zweifelte er nicht einen Augenblick an der Aufrichtigkeit der Religiosität des Schwiegervaters. Aber es war für ihn gerade das Mißliche an der Sache und das, was schließlich sein Verhältnis zum Glauben bestimmte, daß dieser Glauben – wo er nicht wie bei den eigentlich »Heiligen« jedes natürliche Gefühl ganz auslöschte – offenbar nicht imstande war, veredelnd und verfeinernd zu wirken. In seinen Darlegungen kam Pastor Fjaltring immer wieder auf den Zweifel als die Voraussetzung für den Glauben zurück als dessen »wollüstigen ewig empfangenden Mutterschoß«. So wie der Tag aus der Nacht und diese wieder aus dem Tag geboren werde, wie alles Leben auf der Erde aus diesem Wechsel zwischen Dunkel und Licht erwachse, werde auch die Religiosität durch ein unveränderbares gegensätzliches Verhältnis bedingt, das mit seinem Widerspruch die seelische Unruhe aufrechterhalte. Ein Glaube, der nicht ständig durch den Zweifel erneuert werde, sei leblos wie ein Besenstiel, wie eine Krücke, mit deren Hilfe man vielleicht seine Lähmung eine Weile vergessen könne; eine echte, lebenerhaltende Kraft aber sei er nicht.

In einem seiner ironischen Augenblicke hatte Fjaltring gesagt: »Falls es richtig ist, daß der Weg zur Hölle gepflastert ist mit unseren guten Vorsätzen, dann muß ja notwendig der zum Himmel mit unseren schlechten gepflastert sein.« Danach hatte er dargelegt, daß hierin vielleicht mehr Wahrheit stecke, als man im ersten Augenblick glaube, denn – so meinte er – wie der menschliche Gang bekanntlich ein stetes, aber rechtzeitig unterbrochenes Fallen sei, so sei auch unsere geistige Entwicklung zur Vollkommenheit ein unaufhörlicher Sündenfall, aus dem wir uns nur durch einen instinktiven Selbsterhaltungstrieb, der göttlichen Ursprungs sei, wieder aufrichteten.

Wenn Per auf seine eigene Entwicklung zurückblickte, schien sie ihm fast eine Bestätigung dieser Worte zu sein. Und er sah wieder mit Hoffnung und Zuversicht in die Zukunft.

Im Pfarrhaus zu Bøstrup war man schon eifrig mit den Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt. Den ganzen Tag über summt die Nähmaschine, und Frau Blomberg fuhr jeden Montag in die Stadt, wo man den größten Teil der Aussteuer bestellte. Begriffe wie Drell, Nußbaum, Satin, Zwischensätze, Rips, Matratzen, Roßhaar, Dowlas schlugen Per entgegen, sobald er zur Tür hereintrat. Auch Ingers Gedanken waren anscheinend mehr auf Tischler und Tapezierer konzentriert als auf das bevorstehende Weihefest der Liebe, und Per fühlte sich im Pfarrhaus immer überflüssiger.

Übrigens traf er selbst zu Hause bei sich in aller Stille Vorbereitungen zu ihrem Empfang. Er hatte schon recht beträchtliche Einnahmen. Neben der Flußregulierung hatte er in der Gegend verschiedene kleinere Arbeiten übernommen, die einen ansehnlichen Verdienst einbrachten. Er hatte denn auch bis auf den letzten Pfennig alles zurückbezahlt, was er seinen Geschwistern schuldete, ja er hatte sogar begonnen, zur Tilgung seiner Schulden bei Philip Salomon und Ivan eine erste Rate zurückzulegen.

Nun ließ er das ziemlich verfallene Gebäude außen und innen instand setzen, die Wände tapezieren und den altmodischen kalten Steinfußboden in der Küche durch Dielen ersetzen. Bei dieser Gelegenheit ließ sich seine Erfindungsgabe nicht leugnen. Sie äußerte sich in allerlei kleinen praktischen Einrichtungen zur Verbesserung des Küchenherds, des Wasserablaufs und so weiter. Per wußte, daß sich Inger über nichts mehr freute als über eine gut eingerichtete Küche, eine kühle, luftige Speisekammer, einen frischgekalkten Keller und einen leicht zugänglichen, wohlgefüllten Holzschuppen. Sie hatte den Ordnungssinn und den Putzeifer ihrer Mutter geerbt und konnte über blankgeputztes Kupfergeschirr in Entzücken geraten wie andere über ein Kunstwerk.

Wie so oft öffneten die Ausbesserungen eines Gegenstandes den Blick für die Mängel anderer. Als die Küchenräume fertig waren, fand Per, auch das Wohnzimmer müsse einen neuen Fußboden bekommen. Ohne es selbst richtig zu merken, steckte ihn das Einrichtungsfieber im Pfarrhaus an. Aus lauter Angst, die Zeit werde nicht ausreichen, wünschte er – wie Inger – fast, die Hochzeit möge noch um ein paar Wochen verschoben werden.

Als die neuen Möbel aus der Stadt schließlich eintrafen und an ihren Platz gestellt werden sollten, gab es neue Sorgen. Ein Kleiderschrank erwies sich als zu groß für die Wand, an der er stehen sollte. Eine Gardinenstange war dagegen zu kurz, und – was Inger einen Augenblick völlig aus der Fassung brachte – die neue Wohnzimmertapete sah lange nicht so gut aus zum Teppich und zum Möbelbezug, wie sie es erwartet hatte. Sooft Per in das Pfarrhaus kam, eilte sie ihm mit besorgten Fragen nach der Breite einer Fensterwand oder der Länge eines Fußbodens entgegen. Und wenn er ging, vergaß sie mitunter vor lauter Aufträgen, seinen Kuß zu beantworten.

Diese geschäftige Umzugsunruhe dauerte bis zum Festtag selbst. Ja, ein paar Tage vor der Hochzeit steigerte sie sich durch ein Mißgeschick zu förmlicher Panik. Alle bestellten Möbel waren unterdessen gekommen. Es fehlten nur noch die Betten, auf die

man schon Woche für Woche gewartet hatte. Einen Boten nach dem anderen hatte man bereits mit Rückfragen an den Tischler in der Stadt geschickt. Und dieser Mann hatte jeweils versprochen, sie zu bringen. Inger und ihre Mutter sprachen zuletzt von nichts anderem mehr als von diesen Betten, die hartnäckig ausblieben. Per fühlte sich etwas verlegen dabei. Er verstand gar nicht die Ungeniertheit, mit der die sonst so zartfühlende Inger ihren Gefühlen Luft machte, und zwar nicht nur ihm gegenüber, sondern auch vor allen anderen, die ins Pfarrhaus kamen. Sogar bis in das Dorf hinein verpflanzte sich die Spannung. Überall sprach man von diesen Betten, und alle waren richtig erlöst, als sich am Tag vor der Hochzeit herumsprach, nun seien sie endlich gekommen und stünden an ihrem Platz.

Am Festtag beschien die Sommersonne ein fahngeschmücktes Dorf, und alle waren auf den Beinen, als der Hochzeitszug sich der Kirche näherte. Inger saß in einer offenen Kalesche neben einem stattlichen älteren Herrn mit baumwollartigem Spitzbart und einer Rose im Knopfloch, es war der Bruder ihrer Mutter. Sie sah reizend aus, und sie wußte das wohl auch sehr gut. Ihre Tanten, die sie geschmückt hatten, ihre Freundinnen, die Schleier und Myrtenkranz auf ihrem Kopf befestigt hatten, die Dienstmädchen aus dem Pfarrhaus, die sie bis an den Wagen geleitet hatten – sie alle sagten ihr, nie sei eine schönere Braut zur Bøstruper Kirche gefahren.

Unter den Gästen sah man auch zwei von Pers Geschwistern, Eberhard und Signe. Ansonsten waren alle bekannten Persönlichkeiten der Gegend zugegen: die Familie von Justizrat Clausen, die Hofjägermeisterin, der Volkshochschuldirektor, mehrere Geistliche, der Gemeindevorsteher, dazu ein paar Auserwählte aus Rimalt, insgesamt über fünfzig Personen.

Während des Hochzeitsessens drangen Neugierige in den Garten ein, um die Reden durch die offenen Fenster zu hören. Später deckte man für sie unter den Bäumen Tische; alle Zuschauer sollten bewirtet werden. Nach und nach, als die Menge herbeiströmte, bekam die Hochzeit den Charakter eines Volksfestes.

Gleich am nächsten Vormittag reisten die fremden Gäste wieder ab, zuerst Eberhard und Signe, dann der Bruder von Frau Blomberg. Es war dies ein merkwürdiger Mensch, so etwas wie ein Abenteurer, der viel in der Welt herumgekommen war und sich schließlich als geschäftstüchtiger Chef einer großen, sehr angesehenen Schiffswerft in Fiume niedergelassen hatte, wo er bis heute lebte. Er hatte die Gelegenheit, die ihm die Hochzeit der Nichte bot, benutzt, um nach vielen Jahren sein Vaterland wiederzusehen. Nun war er eine ganze Woche lang in Bøstrup gewesen. Bei seinem fremdartigen Wesen und seinen ausländischen Gewohnheiten war es ihm recht schwergefallen, mit den Bewohnern des Pfarrhauses auszukommen, vor allem mit Pastor Blomberg, der ihn ganz offen einen alten Gecken nannte. Dagegen hatte er großes Gefallen an Per gefunden. Er hatte ihn mehrmals auf seinen Rundfahrten zu den jetzt begonnenen Wiesengräben begleitet, und obwohl er kein Techniker war, hatte er sehr wohl begriffen, wieviel Wert die Arbeit besaß. Und hinterher hatte er der Schwester und dem Schwager gegenüber seine Bewunderung mit Worten ausgedrückt, die vorsichtig andeuteten, daß er den Schwiegersohn für viel zu befähigt halte, um hier auf dem Lande zu bleiben und Gräben für die Bauern auszuheben.

Frau Blomberg, die den ganzen Morgen über sehr zerstreut war, konnte nach der Abreise der Gäste keine Ruhe mehr finden. Sie brachte den Bruder zum Bahnhof, um

gleich einmal bei dem jungen Paar hereinzuschauen.

Sie traf die beiden bei einem verspäteten Frühstück in einer alles andere als gemütlichen Stimmung. Per war verlegen, Inger blaß, still und erbittert. Frau Blomberg tat, als bemerke sie nichts. Sie ahnte, was vorgefallen war, und lächelte im stillen. – Ihr war, als erlebe sie noch einmal ihren Hochzeitsmorgen vor zweiundzwanzig Jahren. Dann trank sie mit dem jungen Paar Kaffee und erzählte von der Hochzeit und den abgereisten Gästen. Später ging sie mit Inger in die Küche und die Speisekammer, um hier noch einiges zu ordnen. Per begab sich in sein eigenes Zimmer und blieb dort, solange der Besuch der Schwiegermutter dauerte.

Da saß er am Fenster, die Wange auf die Hand gestützt, und blickte hinaus auf die Felder. Er wußte ja gut, daß eigentlich kein großes Unglück geschehen war. Er zweifelte nicht daran, daß sich Ingers Scheu allmählich verlieren würde. Trotzdem war er ernsthaft enttäuscht und niedergeschlagen. Was die feierlichste Erinnerung seines Lebens hatte sein sollen, war zu einer Szene geworden, von der er sich stets mit Beschämung und Unbehagen abwenden würde. Seine Gedanken schweiften zurück zu einer anderen Hochzeitsnacht – zu der mit Jakobe –, und er konnte es nicht unterlassen, einmal zu vergleichen. Doch plötzlich kam ihm ein unheimlicher Gedanke. Er fühlte ihn wie einen giftigen Schlangenbiß im Herzen: Hatte er nicht vielleicht selber schuld? Mußte er nicht auch hier wieder für seine Vergangenheit büßen?



## Sechszwanzigstes Kapitel

Zu Anfang fühlte sich Per nicht ganz glücklich in seiner Ehe. Seine Hoffnung, in Inger ein stärker selbständiges Leben zu wecken, ging nicht in Erfüllung. Sie mit ihrem ausgeglichenen, ganz auf das Praktische gerichteten Wesen und mit ihrer Überzeugung, daß ihr Vater der letzte große Wahrheitskundler des Christentums sei, begriff nicht einmal die Absicht, die er mit seinen Überredungsversuchen verfolgte. Wie ihr Vater betrachtete sie sein Interesse für Pastor Fjaltring als Äußerung jugendlichen Protests und des Verlangens, sich interessant zu machen.

Nun hatten allerdings das Doppelleben, das Per führte, und die verschiedenen Einflüsse, denen er ausgesetzt war, ihn derart mit sich selbst in Konflikt gebracht, daß er mitunter einen völlig verstörten Eindruck machte. Schließlich merkte er dies selbst und suchte ängstlich nach einem Halt. Er fand ihn, wo er ihn bereits früher gefunden hatte: in der Natur. Und es war Inger, die ihn dahin führte. Sie war zu dieser Zeit schwanger, und wie so viele junge werdende Mütter dachte sie an nichts anderes als an die bevorstehende Niederkunft und die dazu nötigen Vorbereitungen. Trotzdem war sie gefaßt. Und diese Ruhe und die Seelenstärke, mit der sie in all ihrer Unreife auf ihre Stunde wartete, erfüllte Per mit Bewunderung und gab ihm viel zu denken.

Dann kamen die Aufregungen der Entbindungsnacht, Ingers Wochenbett, die Sorge um sie und das Kind, dazu die Vaterfreuden und das Gefühl erhöhter Verantwortung, das sie wachriefen. All das führte ihn wieder auf den festen Boden der Wirklichkeit zurück.

Er war jedoch nicht imstande, sich vom Boruper Pfarrhaus ganz fernzuhalten. Das große, schummrige Studierzimmer mit dem schmalen Läufer und dem Pult zwischen den beiden niedrigen Fenstern übte noch einen seltsamen Zauber auf ihn aus; doch er stahl sich mit schlechtem Gewissen dahin, wie ein Trinker, der ins Gasthaus schleicht. Und die Besuche wurden immer seltener, bis sie einen jähen Abschluß fanden durch ein schreckliches Ereignis, das noch lange Gesprächsstoff in der Gegend bildete.

Eines Tages im Herbst erschreckte das Gerücht die Leute, Pastor Fjaltring sei verschwunden. Ein halbes Jahr zuvor hatte er seine Frau verloren, aber statt dies als Befreiung zu empfinden, war er nur noch ängstlicher und menschenscheuer geworden. Als man ihn nun vermißte, ahnte man sofort ein Unglück. Per machte sich sogleich auf, um die Nachforschungen zu leiten. Er ließ von ein paar Männern den Wald absuchen und schickte andere los, die den Bach und alle Moorlöcher der Gegend inspizieren sollten. Zuletzt fand man den Pfarrer oben auf seinem eigenen Dachboden. Er hatte sich in einem großen, leeren Kleiderschrank erhängt.

Per war im letzten Jahr sozusagen der einzige gewesen, den Pastor Fjaltring gern bei sich sah und dem gegenüber er sich offen aussprach. Wenige Tage vor seinem Verschwinden hatte Per bei ihm gesessen und gerade bei dieser Gelegenheit die scheinbare Ruhe und Fassung bewundert, mit der er über sich und seine Einsamkeit sprach. Er spottete sogar über seine körperliche Schwäche. Für Schmerzen müsse man dankbar sein, meinte er. Sie erhielten einem einen frischen Sinn. Und er hatte eine

lustige Geschichte erzählt, wie er unglücklicherweise einmal so tief in Grübeleien über das Mysterium der Erbsünde versunken sei, daß er fast den Verstand verloren hätte.

»Aber da kriegte ich durch einen gnädigen Zugwind furchtbare Zahnschmerzen. Es war so ein richtiges, echtes Backenzahnmartyrium. Da holte der Teufel die ganze Erbsünde und den übrigen Satanskram, daß ich gern sogar meinen Taufschein für einen ordentlichen Kräuterbeutel gegeben hätte.«

Nun, da er tot war und durch sein unheimliches Ende selbst den Beweis für die fehlende Tragkraft seiner Lebensphilosophie geliefert hatte, überkam Per ein ähnliches Gefühl glücklich überstandener Lebensgefahr wie damals, als er die Nachricht von Leutnant Iversens Selbstmord erhielt. An seiner fieberheißen Hand war er in düstere, öde Bereiche der Geisteswelt eingeführt worden, deren irreführende Luftspiegelungen und Sinnestäuschungen ihn aus weiter Ferne gelockt hatten. Und trotzdem! Stets würde er sich an den unglücklichen, einsamen Mann in Dankbarkeit und Liebe erinnern. Noch in seinem Tod war er ihm Lehrer und Befreier. Daher empörte ihn auch das hochmütige Mitleid der Leute ringsum, die, beschirmt von ihrer eigenen Leidenschaftslosigkeit, dasaßen und noch nie jenes titanische Verlangen empfunden hatten, mit den Göttern zu kämpfen. Besonders der Schwiegervater mit seinem nachsichtigen Kopfschütteln reizte ihn.

»Ja, das mußte ja so enden! Das war fast vorauszusehen! Wozu kann es schon führen, wenn man mit sich nicht ins reine kommt! Aber leid getan hat er mir immer, der arme Mensch!«

Per hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge; aber wie schon so oft schluckte er Ingers wegen seine Wut hinunter und schwieg.

Nun verging wieder ein Jahr und noch eins, und dann wieder drei. Und sie alle schwanden dahin mit jener seltsamen, unmerklichen Eile, wie sie die Zeit auf dem Lande hat, wo ein Tag langsam genug dahinkriecht, während die Jahre verfliegen. In dem kleinen Landhausidyll am Fuße der grünen Hügel von Rimalt tummelten sich schon drei Kinder: ein fünfjähriger Knabe und zwei Mädchen, von echter Sideniusscher Art, mit hellblauen Augen und braunen Locken. Die großen Flußregulierungsarbeiten waren längst glücklich abgeschlossen, und Per hatte oft davon gesprochen, von hier wegzuziehen. Aber Inger wollte nur ungern aus der Gegend fort. Sie liebte ihr neues Zuhause, wie sie früher das alte geliebt hatte, und sie setzte ihren Stolz darein, es zu einem Muster an Ordnung und Traulichkeit zu machen.

Per hatte übrigens selber nicht recht den Mut, die gewohnte Umgebung zu verlassen. Hier vergingen die Tage so friedlich, hier gediehen die Kinder, und Inger war so rührend glücklich und dankbar, weil sie in der Nähe der Eltern und ihrer alten Freunde bleiben konnte. Außerhalb seines Hauses kam sich Per allerdings stets wie ein Fremder in dieser Gegend vor. Dafür aber hatte er sein Fleckchen Erde mit Haus und Garten so liebgewonnen, daß es selten langer Überredung bedurfte, um ihn von dem Gedanken an einen Aufbruch abzubringen. Er hatte nun auch – wenigstens bis vor kurzem – in der Gegend stets genug mit seiner Landvermessertätigkeit und kleineren Straßen- und Brückenarbeiten zu tun gehabt und gute Einnahmen erzielt. Allmählich war er sogar ein schuldenfreier Mann geworden.

Mit seiner Erfindung war er jedoch nicht weitergekommen. Immer seltener hatte er Lust verspürt, sich damit zu beschäftigen, und mit dem Interesse schien auch seine Fähigkeit verschwunden zu sein. Jedenfalls war sein einst so ideenreiches Gehirn ganz steril geworden, und nun hatte er die Sache endgültig beiseite gelegt. Auf dem Hügel hinter dem Haus, wo er damals seine Versuchsmühle errichten wollte, stand jetzt eine Aussichtsbank, und hier saßen er und Inger oft, betrachteten den Sonnenuntergang und plauderten über die Tagesereignisse, während die Kinder rings im Gras spielten.

Meistens führte Inger das Wort. Er selbst – einst so redselig – war im Laufe der Jahre wortkarg geworden. Doch mitunter war er in bestimmten Augenblicken und vor allem im Beisein der Kinder fast ausgelassen. Überhaupt, seine Stimmungen wechselten so häufig und mit solcher Unberechenbarkeit, daß es Inger des öfteren beunruhigte. Wenn sie in bestem Einvernehmen beieinandersaßen, konnte er plötzlich schweigsam und abwesend werden, als sei er in Gedanken mit Dingen beschäftigt, über die er nicht sprechen wollte. Stunden- und tagelang dauerte manchmal diese Verslossenheit, und da überließ man ihn am besten sich selbst und versuchte nicht, mit Fragen in ihn zu dringen.

Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte Inger – und ihre Eltern dachten auch so – seinen Mangel an seelischem Gleichgewicht als Frucht seiner Bekanntschaft mit Pastor Fjaltring aufgefaßt. Dann hatten sie gemeint, die unglückselige »Erfindung« bedrücke ihn. Damals, als er noch daran arbeitete, war er ständig mißmutig gewesen, hatte nie genug Ruhe bekommen können und sich andauernd über das Reinemachen und Fensterputzen beklagt, das ihn – wie er behauptete – immer dann aus dem Zimmer vertriebe, wenn er gerade in bester Verfassung wäre. Sie hatte deswegen das Ihre getan, daß er sich die Sache aus dem Kopf schlug. Jetzt war sie am meisten geneigt, seine Launenhaftigkeit mit seiner Kränklichkeit in Verbindung zu bringen. Diese äußerte sich in regelrechten Anfällen und machte ihn jedesmal nervös und abgesspannt.

Wieder war es Herbst geworden. Im Garten reiften die Beeren, und Inger war mit Einmachen und Einlegen beschäftigt.

Eines Tages, es war Mitte September, saß sie auf einer Bank unter dem großen Walnußbaum im Garten, wo sie am Nachmittag oft eine Stunde zubrachte, während die Kinder unter Aufsicht des Kindermädchens draußen auf der Wiese herumtollten. In ihrer Ordnungsliebe hielt sie soweit wie möglich eine bestimmte Tageseinteilung ein, und diese Stunde unter dem Walnußbaum war dem Nachdenken, hausfraulichen Plänen und allerlei Betrachtungen gewidmet. Sie trug eine große Schürze und hielt eine Tonschüssel mit dunkelroten Kirschen im Schoß. Neben ihr auf der Bank stand eine leere Schale, in die sie eine Kirsche nach der anderen legte, nachdem sie zuvor mit einer Haarnadel die Steine sorgfältig entfernt hatte. Wie in allem, was sie unternahm, lag auch hier Anmut in der Art, wie sie mit sicheren, kleinen Bewegungen Kirschen entkernte, während der prachtvolle rote Saft von ihren weißen Fingern tropfte. Am Laub über ihrem Kopf sah man schon die ersten Zeichen des Herbstes. Hier und da lugte ein totes, welches Blatt zwischen den grünen hervor. Inger selbst aber stand in ihrem Hochsommer: vollreif, üppig, fast schon matronenhaft trotz ihrer eben erst siebenundzwanzig Jahre. Die körperliche Schwäche, die sie während des Heranwachsens gehemmt hatte, war mit der Ehe verschwunden. Sie fühlte sich kerngesund und hatte zu ihrer Freude und ihrem Stolz die Kinder selbst nähren können.

Eigentlich war sie auch glücklich in ihrer Ehe, allerdings anders, als sie es gedacht hatte. Trotz seiner launischen Stimmungen war Per ein liebevoller, sorgsamer Gatte; der galante Ritter, von dem sie geträumt hatte, war er jedoch nicht geworden. Mitunter wunderte sie sich denn auch darüber, daß sie ihn trotzdem so liebhatte. Aber wenn sie so viel Geduld mit seinen Launen hatte, dann deswegen, weil sie mütterliche Gefühle in ihr wachriefen. Bei seinen immer wiederkehrenden Anfällen von Trübsinn, die mit den Jahren häufiger und andauernder geworden waren, betrachtete sie ihn als Kranken, den man nicht verurteilen dürfe. Außerdem erkannte sie sehr gut, daß er selbst am meisten darunter litt.

Er hatte gerade gegenwärtig wieder eine schwierige Zeit. Am Vortag hatte man den Geburtstag des kleinen Hagbarth gefeiert, und Per war noch vormittags in fröhlichster Laune gewesen. Frühmorgens war er losgegangen und hatte Feldblumen zum Ausschmücken des Hauses gepflückt, und als die Kinder aufgestanden waren, hatte er im Garten mit ihnen »Blindekuh« gespielt. Die Kinder waren selig und hatten sich am Schlafzimmerfenster darüber amüsiert, daß er auf allen vieren zwischen den Büschen herumkroch, um sich zu verstecken. Dann war die Post gekommen, und das Spiel hörte auf. Als Inger nach einer Stunde sein Zimmer betrat, sah sie sofort, daß er nicht mehr derselbe war. Er saß am Fenster, die Zeitung im Schoß, und unter seinen Augen hatten sich tiefe Schatten gebildet, die sie nur zu gut kannte. Beim festlich gedeckten Mittagstisch hatte er zur sichtbaren Verwunderung und Enttäuschung der Kinder kaum ein Wort gesagt, und als die Großeltern zur Kaffeezeit vorfuhren, um zu gratulieren, hatte er Geschäfte vorgeschützt, um sich zurückzuziehen, und war nicht vor dem Abendessen zurückgekehrt.

In der Plötzlichkeit und Heftigkeit, mit der ihn diese Schwermut befiel, lag etwas, was Inger in letzter Zeit auf unheimliche Weise an den verstorbenen Hofjägermeister erinnerte. Auch bei ihm hatte die krankhafte Empfindlichkeit sicherlich mit seinen körperlichen Leiden in Verbindung gestanden, vielleicht mit dem Krebs, der sein Tod wurde. Sie hatte sich daher ernsthaft vorgenommen, gelegentlich ein ernstes Wort darüber mit dem Arzt zu reden.

Ein Freudenschrei vom Hügel her schreckte sie aus ihren Gedanken. Der kleine Hagbarth und seine älteste Schwester Ingeborg waren da hinaufgeklettert, um nach ihrem Vater Ausschau zu halten. Jetzt hatten sie ihn und den Falben draußen auf der Straße entdeckt.

Inger stand auf und ging mit ihren Schüsseln ins Haus, um dem Mädchen zu sagen, sie könne Pers Mittagessen auftragen. Um die häusliche Ordnung nicht zu stören, hatte Per selbst festgelegt, daß man nicht auf ihn warten solle, wenn er zur Essenszeit nicht zu Hause sein konnte. Inger hatte ihm seine Portionen persönlich zurückgestellt: Grützbrei mit selbstgebrautem Bier und Spickaal mit Stampfkartoffeln – und sie hatte nicht mit einem Teelöffel aufgefüllt. Per war seit dem frühen Morgen unterwegs gewesen, hatte nur ein paar Butterbrote in der Tasche gehabt, und sie wußte, daß er nach so langem Aufenthalt im Freien mit einem Wolfshunger zurückkam. Das war auch wieder wie beim Hofjägermeister, bei dem sich die Niedergeschlagenheit nie auf den Appetit ausgewirkt hatte. Im Gegenteil. Sie entsann sich noch, daß er in seiner allergrößten Depression fast unersättlich gewesen war.

Nun hielt Per mit dem Falben auf dem Hof, umringt von den Kindern, von den Hühnern und dem Kindermädchen, kurz darauf kam der Stallbursche. Vom Arm des Kindermädchens reckte sich das Nesthäkchen nach ihm, um einen Kuß zu bekommen. Die beiden älteren waren über die Räder emporgeklettert, saßen nun neben ihm auf dem Kutschbock und balgten sich um die Peitsche. Inger stand am offenen Küchenfenster und betrachtete die Szene mit mütterlichem Entzücken.

Ziemlich unsanft befreite sich Per schließlich von den vielen eifrigen Kinderarmen und stieg vom Wagen, nachdem er dem Burschen die Anweisung wegen des Pferdes gegeben hatte.

Auch er war in den vergangenen Jahren stärker geworden, doch er hatte nicht Ingers gesunde Gesichtsfarbe, und sein großer, ziemlich wildwachsender Bart machte ihn älter, als er war.

»Ist jemand hiergewesen?« fragte er, als er im Eßzimmer Platz genommen hatte und – ohne darüber nachzudenken, was er aß – gehörig zulangte.

»Nein, ich bin ganz allein gewesen«, erwiderte Inger, die sich mit ihrem Strickzeug an den Tisch gesetzt hatte, um ihn zu unterhalten.

»Ist etwas mit der Post gekommen?«

»Nein, nur die Zeitung.«

»Steht was Neues drin?«

»Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe sie nicht gelesen.«

Es folgte eine kleine Pause.

»Hast du gestern auch keine Zeitung gelesen?« fragte er fast zögernd.

»Gestern? Das glaube ich nicht. Stand etwas drin?«

»Na ja – nein – bloß wieder ein Bericht über die Verhandlungen auf der Ingenieurkonferenz in Aarhus.«

»Du hättest wohl eigentlich an der Versammlung teilnehmen sollen, Per! Das interessiert dich doch.«

»Was soll ich da schon? Ich kenne niemand von den Leuten ... Außerdem ... ich bin ja gar kein Ingenieur.«

»Kommen denn nicht auch Landvermesser hin?«

»Das glaube ich nicht.«

»Aber was da verhandelt wird, interessiert dich doch.«

»Das schon – hin und wieder.«

»Was stand denn in dem Bericht, von dem du sprachst?«

»Es war nur eine Verhandlung über ein westjütisches Kanal- und Freihafenprojekt mit der Hjertingbucht als Basis. Es ist dasselbe, das in allen Zeitungen unter der Bezeichnung ›Steinersches Projekt‹ die Runde macht. Übrigens ist es – wie du dich vielleicht erinnerst – dieselbe Idee, die ich selbst einmal gehabt habe.«

»Ja, hast du nicht darüber dein Buch geschrieben?«

»Ja – darüber habe ich ein Buch geschrieben.«

»Ist denn jetzt die Rede davon, den Plan zu verwirklichen?«

»Das glaube ich nicht. Das Kopenhagener Freihafenprojekt ist ja jetzt eine abgemachte Sache. Das andere war ein Konkurrenzunternehmen davon.«

»Aber dann ist es doch merkwürdig, daß sie immer weiter darüber reden!«

»Ach, der jütische Lokalpatriotismus muß sich hin und wieder einmal Luft machen. Und für Herrn Steiner ist es ja sehr vorteilhaft, daß die Diskussion weitergeführt wird. Er tut ja auch alles, um sie am Leben zu erhalten. Er scheint auch förmliche Ovationen bekommen zu haben auf der Versammlung. Bei dem großen Essen neulich – vermutlich ist der Champagner reichlich geflossen – hat man ihn in einer Rede den Lesseps Dänemarks genannt. – Hast du noch mehr Grützbrei da?«

»Nein – es tut mir so leid. Hättest du gern noch mehr gehabt? Aber vom zweiten Gericht ist reichlich da.«

»Ja – danke – dann ist es gut.«

»Du brauchst dich übrigens nicht ganz satt zu essen. Du weißt ja, wir wollen heute abend zu Apothekers!«

Per schnitt eine verdrießliche Grimasse. »Ist ja wahr. Ich hatte es vergessen! – Hör mal, könnten wir nicht bald damit anfangen, solche Einladungen abzulehnen? Uns macht diese Art von Geselligkeit ja doch kein Vergnügen.«

»Nein, besonders amüsant wird es kaum werden. Und ich bliebe auch am liebsten zu Hause. Aber es geht doch nicht, daß wir die Leute beleidigen. Schon allein wegen Vater. Er würde es bestimmt nicht gern sehen. Die Leute glauben bestimmt schon, wir sondern uns mehr ab, als wir dürfen.«

Hierauf erhielt sie keine Antwort. Per aß schweigend weiter. Danach tranken sie Kaffee, der währenddessen in sein Zimmer gebracht worden war.

Es lag auf der anderen Seite der Diele und war ein ziemlich enger, düsterer Raum mit einem Giebelfenster nach den Feldern und einer Tapetentür, die ins Schlafzimmer führte. Pers ursprüngliches großes, sonniges Arbeitszimmer hatte er den Kindern abtreten müssen, als sich die Familie allmählich vergrößerte. Und eigentlich fühlte er sich auch sehr wohl in dieser bescheidenen, stillen Kammer, die ihn an sein Einsiedlerdasein auf Frederiksberg und in Nyboder erinnerte. Er war nicht einmal sehr begeistert, wenn Inger versuchte, es ihm drinnen mit frischen Blumen und ein paar Topfpflanzen gemütlich zu machen. Per konnte Blumenduft nicht recht leiden. Und die leuchtenden, satten Farben der Natur harmonierten meistens nur schlecht mit den Stimmungen, in die er sich hier drinnen verkroch.

Ein einziges Kunstwerk stand in seinem Zimmer: ein großer Marmorkopf, der oben auf dem Bücherregal seinen Platz gefunden hatte und unter der niedrigen Decke kaum zur Geltung kam. Er stellte einen jungen, schönen Mann mit lockigem Haar, breiter kräftiger Stirn und vollen Lippen dar, die – wie an antiken Büsten – halb geöffnet waren, um den Eindruck wirklichen Lebens zu erhöhen. Der Kopf drehte sich mit einer kräftigen Bewegung zur Seite, wodurch ein wirkungsvolles Muskelspiel am starken Faustkämpferhals entstand. Von der Stirn zog sich eine tiefe Willensfurche zwischen

den fast zusammengewachsenen Brauen hinab. Der Blick war herrisch, das Lächeln strahlend vor Mut und Jugendkraft.

Dies war jenes idealisierte Jugendbildnis von Per, das auf Bestellung der Baronin während seines Aufenthalts in Rom modelliert worden war. Die Hofjägermeisterin, die sich gezwungen gesehen hatte, es im Namen der Schwester einzulösen, hatte es als Hochzeitsgeschenk an Inger geschickt. Doch Inger fand die Büste in jeder Beziehung abscheulich und wollte sie auf den Dachboden bringen. Später durfte sie dann aber doch auf einem Eckschrank im Eßzimmer stehen, wo sie nicht so in die Augen fiel, bis Per eines Tages auf die Idee kam, sie in sein eigenes Zimmer mitzunehmen. Trotz Ingers Vorwurf, es gehöre sich nicht, sein eigenes Bildnis im Zimmer zu haben, hatte er sich seither nicht davon trennen können.

Während sich jetzt drinnen und draußen die Dunkelheit herabsenkte, saßen sie beide an verschiedenen Enden des Zimmers und redeten über die Kinder und den Haushalt. Per hatte sich eine Zigarre angezündet und sich mit seiner Kaffeetasse ans Fenster gesetzt. Noch immer führte Inger das Wort, ohne die Aufmerksamkeit von ihrem Strickzeug zu wenden. Unter anderem erzählte sie, wie der kleine Hagbarth ganz von selbst auf den Einfall gekommen sei, seiner Schwester einen Puppenwagen aus einem alten Holzschuh zu machen. Er hatte immer so drollige Einfälle, der Junge, und dann besaß er ein Paar Hände, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten.

Per war aufmerksam geworden. »Ja, er kann tüchtig werden«, sagte er, vorwiegend zu sich selbst, und kam ins Grübeln.

Inger wickelte das Garn um die Nadeln und ging ins Schlafzimmer, um sich für die Abendgesellschaft umzuziehen. Kurz nachdem sie gegangen war, reckte sich Per zum Arbeitstisch hinüber, wo er eine zusammengefaltete Zeitung nahm, die unter Büchern und Zeichenrollen versteckt lag. Als er sie aber im selben Augenblick zurückkommen hörte, zog er hastig die Hand zurück und schaute hinauf zu den roten Abendwolken.

Apotheker Møller war der größte Steuerzahler in Rimalt. Er erinnerte sehr gern hieran, und wenn er Gäste eingeladen hatte, setzte er seine Ehre darein, zu zeigen, daß er die Verpflichtungen eines wohlhabenden Mannes seinen weniger begüterten Mitbürgern gegenüber sehr wohl kannte. Als sich die Gäste gegen sieben Uhr versammelt hatten, führte er sie an einen Tisch mit drei Gläsern vor jedem Gedeck und mit frischgebackenen Brötchen in den Servietten. Der Gastgeber hörte denn auch bald mit Genugtuung, wie man ringsum ziemlich laut feststellte, sein Tisch sei unzweifelhaft der beste in der ganzen Gegend.

Daß die Speisen nicht gerade von einem Meisterkoch zubereitet waren und daß der Inhalt der Weinflaschen in keiner Weise den vornehmen Namen auf den Etiketts entsprach, machte den Genuß für keinen geringer. Es waren keine Leute mit verwöhntem Gaumen. Sie beurteilten die Gerichte vor allem nach ihrer Menge, schwelgten im Anblick des Überflusses und gaben sich unbekümmert der Aufgabe hin, sich so viel davon anzueignen, wie sie hineinstopfen konnten.

Auch in seinem Auftreten behauptete der Apotheker seinen Ruf als vortrefflicher Gastgeber, indem er es nicht an Ermahnungen fehlen ließ, ordentlich zuzulangen. Unaufhörlich klang seine Stimme durch das Gabelgerassel: »Meine Damen und Herren!

Diesen farcierten Tauben müssen Sie wirklich Gerechtigkeit widerfahren lassen! – Herr Stationsvorsteher, ich hoffe, dieser Château Beychevelle hat Ihren Beifall. – Meine Gnädige, Sauternes ist ein Damenwein! Trinken Sie doch, bitte! – Herr Sidenius, hat Ihr Glas Sie irgendwie beleidigt? Sie trinken ja gar nicht. Darf ich mir erlauben? – Meine Herren! Dieser London Club 1879, den ich habe einschenken lassen, muß mit Andacht getrunken werden. Bitte, bedienen Sie sich doch und sagen Sie mir Ihre Ansicht!«

Die Herren leerten die Gläser, schnalzten genießerisch mit der Zunge und brachen in aufrichtig gemeinte Lobreden aus.

»Ich darf wohl sagen, eine angenehme mittlere Fülle!« erklärte der Tierarzt.

»Fällt vorzüglich auf die Zunge«, meinte der Stationsvorsteher mit Kennermiene.

»Ein Göttertrank!« rief der neue Realschuldirektor, Kandidat Balling, der sich gleichzeitig erhob, um auf das Wohl des Gastgebers zu trinken.

Dieser Mann war der drei Ellen lange Balling mit der Löwenmähne, den Per damals in Philip Salomons Haus getroffen hatte. Das Glück war ihm in den letzten Jahren außerordentlich hold gewesen. Nachdem ihm in der Hauptstadt alles mißglückt war, hatte er Trost in der Provinz gesucht und hier die so lange und heiß ersehnte Anerkennung gefunden. Ingers Freundin, Justizrat und Gutsverwalter Clausens älteste Tochter, die derbe, vollbusige Gerda mit den warmen Augen, hatte sich sofort in ihn verliebt, und vor vierzehn Tagen war die Hochzeit gefeiert worden.

Noch mehr Zuwachs hatte die Rimalter Gesellschaft in letzter Zeit erhalten. Eine Meile vor dem Bahnhof in entgegengesetzter Richtung von Bøstrup, Borup und Kærsholm lag der Herrenhof Budderuplund. Der Besitzer, Etatsrat Brück, war ein betagter Mann aus einer alten holsteinischen Gutsbesitzerfamilie. Er war sehr vermögend und hatte nur einen einzigen Sohn, der wegen seiner Ausbildung einige Jahre im Ausland gelebt hatte, jetzt aber nach Hause gekommen war, um die Leitung seines großen Gutes zu übernehmen.

Er war ein schöner, kräftiger Mann von ungefähr dreißig Jahren, aber im Wesen still und etwas verlegen. Das mochte wohl seinen Grund darin haben, daß er stotterte. Per hatte sich sogleich sehr zu ihm hingezogen gefühlt. Obwohl ihre Lebensbereiche und Interessen ganz verschieden waren – Herr Brück war ein eifriger Jäger und Pferdebezwinger und hatte seinen eigentlichen Umgang in Gutsbesitzerkreisen –, hoffte Per zunächst, wirkliche Freundschaft mit ihm schließen zu können, und es hatte ihm daher leid getan, als er bemerkte, daß die Sympathie nicht auf Gegenseitigkeit beruhte. Zugleich wurde ihm klar, daß den Gutsbesitzer ein warmes Interesse für Inger in diesen Kreis geführt hatte, in den er eigentlich gar nicht hineingehörte. Die beiden kannten sich von Kindesbeinen an; aber Inger konnte ihn nicht ausstehen und gab ihm das auf fast beleidigende Weise zu erkennen. Einen genaueren Grund für ihren Widerwillen gegen ihn konnte sie nicht angeben. Auf Pers wiederholte Fragen erwiderte sie stets dasselbe: daß er ihr schon als Junge unsympathisch gewesen sei. Per bemerkte denn auch, daß Herr Brück, der ihr an der Tafel schräg gegenüber saß, kein Glück mit seinen Bemühungen hatte, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Inger antwortete auf seine Fragen mit gleichgültigen Redensarten und wandte sich zur anderen Seite hin.

Nach Tisch teilte sich die Gesellschaft in der üblichen Provinzmanier auf: Die Damen blieben im Wohnzimmer, während sich die Herren in das Zimmer des Hausherrn



zurückzogen, um zu rauchen und Klatsch zu erzählen. Hier löste man sich in aller Behaglichkeit vom letzten Rest gesellschaftlichen Zwangs, erzählte unanständige Geschichten, trank Likör, stieß mit Genuß auf oder schlummerte ein bißchen.

Per saß so, daß er von seinem Platz aus beobachten konnte, was im Wohnzimmer vorging. Eine Hängelampe mit dunkelrotem Schirm warf ihr Licht auf den Sofatisch, und ringsherum saßen die Damen wie in einem Feuerschein und häkelten oder stickten. Auch dort sprach man frei von der Leber weg, und es war nicht schwer, festzustellen, worüber man sich unterhielt: nur Haushaltsangelegenheiten und Dienstboten waren imstande, so viel Lebhaftigkeit zu erzeugen. Sogar Inger hatte trotz ihrer äußerlichen Ruhe vor Eifer rote Wangen bekommen.

Per, der bereits verstimmt war, biß sich bei diesem Anblick auf die Lippen. Bei vielen Gelegenheiten war er so stolz auf seine Frau – nicht nur weil sie schön war, sondern weil ihr angeborener Takt und Geschmack sie um Haupteslänge über ihre weibliche Umgebung erhoben. Doch er wurde tief verstimmt, wenn er sie in einem Kreis wie diesem so ganz befriedigt sitzen sah. Obwohl sie meistens das Gegenteil behauptete, fühlte sie sich zwischen Leuten dieser Art völlig zu Hause. Erst wenn der Klatsch die Grenzen der Ehrbarkeit überschritt, zog sie sich in sich selbst zurück. Von dem manchmal ziemlich freien Ton, der unter den Rimalter Damen herrschte, sobald sie allein zusammensaßen, hatte sie sich nicht anstecken lassen. Schon in ihrer Mädchenzeit überaus korrekt in Wesen und Denkweise, verschloß sie auch als Frau Augen und Ohren vor allem, was ihr weibliches Feingefühl verletzte. Hierin lag etwas vom Blombergschen Pharisäertum; was sie nicht wissen wollte, hörte sie einfach nicht. Was ihr unbequem war zu glauben, glaubte sie einfach nicht. Daher konnte sie auch zugleich die Freundin der Apothekersfrau wie die der Frau des Stationsvorstehers sein, obwohl es ein öffentliches Geheimnis war, daß die erstere eine Liebschaft mit dem Mann der letzteren unterhielt und daß beide in Kandidat Balling verliebt waren. Daher redete sie gern mit einer Wendung des Vaters von dem »verworfenen und gottlosen Leben in der Hauptstadt«, wengleich auch das Leben um sie her eigentlich nur ein lächerlich verzerrtes Spiegelbild davon war, denn auf den idyllisch aussehenden Bauernhöfen wie in den bemitleidenswerten Tagelöhnerkaten gingen ziemlich ungeniert recht derbe Dinge vor sich.

Die Stunden schlepten sich bis zehn Uhr hin. Dann wurde der Nachtschisch aufgetragen. Blaß und rotäugig vor Müdigkeit, saßen die braven Hausfrauen schließlich wieder am Sofatisch und gaben sich nicht einmal mehr Mühe, sich zusammenzunehmen. Einige gähnten ganz offen hinter der von Hausarbeit gezeichneten Hand. Auch Ingers Augenlider waren schwer und schläfrig geworden. Bei der Gastgeberin und der Frau des Stationsvorstehers bemerkte man allerdings eine starke nervöse Unruhe. Kandidat Balling hatte sich nämlich mit seiner jungen Frau in das leere Kabinett zurückgezogen, wo zu dieser Zeit nur eine schwachleuchtende Ampel brannte. Nicht weniger als viermal hatte man sie vergebens zum Nachtschisch gerufen. Als sie endlich herauskamen, hatte Gerda hochrote Wangen und eine verwüstete Haarfrisur.

Kurz danach brach man auf. In kleinen Gruppen ging man gemeinsam nach Hause durch die mondhelle kleine Stadt und versammelte sich immer wieder vor den verschiedenen Gartentüren, um sich umständlich voneinander zu verabschieden.

Inger ging mit dem Arzt des Ortes, einem recht verständigen Mann mittleren Alters, der sie seit ihrer Kindheit kannte. Sie schritten ein Stück hinter den anderen her und sprachen ernsthaft miteinander über Per.

»Herr Doktor, ist Ihnen auch aufgefallen, daß mein Mann heute abend ungewöhnlich still war?«

»Ach ja – hm. Jetzt, wo Sie es sagen. Ist ihm etwas Unangenehmes zugestoßen?«

»Das glaube ich nicht. Aber – ja, ich muß es sagen, wie es ist – Sie wissen ja, mein Mann ist überhaupt ein wenig schwermütig. In letzter Zeit nun mache ich mir deswegen ganz besonders Sorgen. Glauben Sie, er könnte irgendeine verborgene Krankheit mit sich herumtragen?«

Der Arzt überlegte eine Weile und sagte dann: »Ich bin froh, daß Sie mich selbst danach fragen. Auch ich habe gerade darüber nachgedacht, ob ich nicht mal mit Ihnen reden sollte.«

Inger bekam einen heftigen Schreck über den ernsten Ton des Arztes und blieb stehen. »Herr Doktor!« schrie sie fast und packte ihn am Arm.

»Nein, meine Liebe – so war das nicht gemeint. Ihr Mann ist zwar ziemlich nervös, und diese Schwindelanfälle und Seitenstiche, über die er mitunter klagt, können ja auch sehr unangenehm sein. Aber Grund zur Besorgnis liegt trotzdem nicht vor.«

»Aber was ist es dann, Herr Doktor? Sie murmeln so sonderbar in Ihren Bart.«

»Ja ... also ... ich meine ... nun, es mag merkwürdig klingen, aber glauben Sie nicht, daß Ihr Mann zuwenig zu tun hat?«

»Aber er ist doch beinahe täglich von morgens bis abends unterwegs. Das wissen Sie doch auch!«

»Jaja. Aber es ist eine Arbeit, die ihn vielleicht nicht ganz ausfüllt. Ich jedenfalls habe mir überlegt, daß er eine größere, umfangreichere Tätigkeit brauchte, die ihm keine Zeit läßt, sich so viel mit sich selbst zu beschäftigen.«

»Ich habe manchmal schon dasselbe gedacht«, sagte Inger nach einer kurzen Pause. »Aber es gibt ja hier in der Gegend gar keine Aussichten, eine solche Stellung zu finden.«

»Nein – die gibt es leider nicht.«

»Wir müßten also von hier wegziehen – in eine Stadt vielleicht nach Kopenhagen.«

»Das müßten Sie ohne Zweifel. Und das wäre ein großer Verlust für uns, die wir zurückbleiben. Aber darum darf ich doch nicht wünschen, daß Sie mich als schlechten Ratgeber betrachten.«

»Ich habe, wie gesagt, selber drüber nachgedacht«, sagte Inger. »Aber ich bin überzeugt, für meinen Mann wäre es gerade das beste, wenn er in Ruhe auf dem Lande leben könnte. Das meint er selbst auch. Bei den vielen Rücksichten, die er auf seine Gesundheit nehmen muß, würde er eine so anstrengende Arbeit gar nicht vertragen.«

»Ich weiß nicht, ob Sie Ihren Mann in diesem Punkt wohl ganz richtig beurteilen. Trotz seiner kleinen Unpäßlichkeiten ist er im Grunde eine Kraftnatur, er braucht ganz einfach

eine schwere Aufgabe, an der er sich messen kann. Und – ja, da ich nun schon davon angefangen habe, will ich es deutlich aussprechen. Ich weiß ja, daß Ihr Onkel aus Fiume ein paarmal an Ihren Mann geschrieben und ihm eine Anstellung auf seiner Werft angeboten hat. Könnten Sie sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, an die so vielbesungene Küste der Adria zu ziehen?«

»Damit einem die Räuber nachts das Haus anstecken?«

»Ja, die Gegend soll allerdings ein bißchen unsicher sein. Aber das Klima würde Ihrem Mann vorzüglich bekommen. Da ist Sonne und Wärme, und die braucht er. Ich bin überzeugt, ein mehrjähriger Aufenthalt in anderer Luft würde Wunder wirken.«

Inger war still geworden. Unwillkürlich hatte sie sich vom Doktor ein wenig zurückgezogen und blickte nicht auf. Kurz darauf machten sie vor seinem Haus halt, wo die übrige Gesellschaft schon eine Zeitlang gestanden und gewartet hatte, um ihm gute Nacht zu sagen.

Per und Inger hatten den weitesten Heimweg und mußten noch an einer ganzen Reihe von Abschiedsszenen teilnehmen. Inger hatte schweigend ihren Arm in den ihres Gatten gelegt. Und als sie endlich allein waren, schmiegen sie sich mit jener heftigen Sehnsucht aneinander, die an einem solchen Abend unter Fremden in ihnen erwachen konnte. Liebebedürftig legte Inger ihre Wange an seine Schulter. Und so schritten sie in der stillen hellen Mondnacht langsam ihrem Häuschen zu und blieben zuletzt mitten auf der Straße stehen, um sich einen vielverheißenden Kuß zu geben.

Zu Hause angelangt, mußte Inger unglücklicherweise noch in einer häuslichen Angelegenheit in die Küche gehen. Ihr war eingefallen, daß die Köchin einige Gurken hatte einlegen sollen. Ihr hausfrauliches Pflichtgefühl erlaubte ihr nicht, ins Bett zu gehen, ohne sich vergewissert zu haben, ob ihr Auftrag auch ausgeführt worden war. Dann sah sie gleich im Kinderzimmer nach und erkundigte sich beim Kindermädchen, wie der Abend verlaufen war.

»Denk dir, Ingeborg hat wieder mit dem Magen zu tun gehabt«, sagte sie, als sie wieder zu Per hineinkam, der inzwischen die Lampe in seinem Zimmer angezündet hatte.

Er saß an seinem Arbeitstisch und tat, als lese er in einem Buch. »Ach!« sagte er nur und drehte ein Blatt um.

Den Ton kannte sie. Jetzt sah sie auch, daß er sich eine neue Zigarre angesteckt hatte. »Möchtest du noch aufbleiben?« fragte sie.

»Ja, ich bin überhaupt nicht müde.«

Sie machte keinen Versuch, ihn zu überreden. Sie wußte, daß es fruchtlos war, auf seine Stimmungen einwirken zu wollen. Ganz ruhig – zu stolz und zu keusch, um ihre Enttäuschung zu verraten – ging sie zu ihm, strich sein Haar aus der Stirn und küßte ihn auf die Schläfe. »Gute Nacht, Liebster!«

»Gute Nacht«, sagte er, ohne sich zu rühren.

Sobald sie gegangen war, schob er das Buch fort und sah eine Weile, die Hand unter dem Kopf, in die siedende Lampenflamme. Als er hörte, daß sie ins Bett gegangen war, nahm er die zusammengefaltete Zeitung unter den Büchern und Zeichenrollen hervor

und breitete sie vor sich auf dem Tisch aus. Es war die gestrige Ausgabe einer der größeren jütischen Provinzzeitungen – mit dem Bericht über die Technikertagung in Aarhus. Sein Blick fiel gleich auf eine Stelle in der zweiten Spalte. Dort stand:

»In der Hauptsitzung am Nachmittag ging es um das bekannte Steinersche Hafenprojekt, das unseren Lesern aus verschiedenen Mitteilungen in dieser Zeitung bereits bekannt ist. Besonderes Interesse erregte die Sitzung dadurch, daß sie von dem genialen Schöpfer des Planes selbst eingeleitet wurde. Herr Steiner wurde sowohl bei seinem Erscheinen auf der Rednertribüne als auch nach Beendigung seines lehrreichen Vortrags mit demonstrativem Beifall belohnt.«

An Pers Schläfen schwoll beim Lesen das Adernetz an. In den letzten Tagen war es kaum noch möglich, eine Provinzzeitung in die Hand zu nehmen, ohne auf Steiners Namen zu stoßen. Anton Steiner war auf dem besten Wege, eine Art jütischer Nationalheld zu werden. Er war überall, hielt Vorträge, ließ sich interviewen, inszenierte insgesamt seine eigene Verherrlichung und die seiner »Mission« ganz planmäßig.

Ein taunasser Zweig schlug weich gegen die Fensterscheibe. Im Wohnzimmer auf der anderen Seite der Diele begann die Uhr zu schlagen – zwölf.

Per preßte die Hand gegen die Augen und saß lange regungslos. Dieses Sideniussche Erbe – das war doch der Fluch seines Lebens gewesen! War es vielleicht besser oder weniger verwerflich, hier ohnmächtig zu sitzen und langsam von eunuchenhaftem Lebenshunger verzehrt zu werden – statt sich aus Lebensüberdruß eine Kugel durch den Kopf zu jagen wie Leutnant Iversen und Neergaard? Sein Leben war zerstört, seine Kraft vergeudet! Er war wie eine Uhr, aus der man Stück für Stück das Werk herausgenommen hatte.

Langsam und fast ängstlich blickte er zum Bücherregal auf, auf dem die Marmorbüste im Halbdunkel unter der Decke schimmerte. An diesem Bildnis, das er einst vernichten wollte, hing sein Blick oft in letzter Zeit fast mit Andacht. Er begann, sich in seine eigene Jugend zu verlieben. Es kümmerte ihn nicht mehr, daß er ein verständnisloser, frecher, eingebildeter Bursche gewesen war, in vielem ein Narr, in manchem ein Tunichtgut und in allem ein seelenloses Wesen. Und doch hatte die Musik des Lebens in seinem Blut gesungen, hatte sie in seinen Träumen widergeklungen. Nun war es wüstenstill geworden in seinem Innern. Nur eine einzige Schalmel war geblieben von dem riesigen Orchester, das in ihm so disharmonisch getönt hatte.

Wer einsam und verlassen war, wer auf der Schattenseite des Lebens stand und fror, dem mochte es manchmal recht schlecht gehen. Und doch gab gerade das Bewußtsein, benachteiligt und verstoßen zu sein, in der Not große Kraft. Er hatte stets entweder das Feuer seiner Hoffnungen oder den Brand des Zorns gehabt, sich daran zu erwärmen. Noch nie war er damals so bemitleidenswert gewesen wie jener, den mitten im Sonnenschein Todes- oder Grabeskälte durchschauerte, der an der königlichen Tafel des Lebens saß und von Hunger verzehrt wurde, der täglich all sein Sehnen, all seine Träume um sich her lebendig werden sah und dennoch hatte fliehen müssen! Aber gerade dies war sein Los geworden!

Haus und Herd und Friede waren ihm geblieben. Drei Scheffel Erde waren ihm geblieben von der Welt, die er im glücklichen Übermut seiner Jugend hatte erobern

wollen. In Ingers Liebe, in der Lebensfreude der Kinder, im Glück und Frieden seines Heims war ihm Ersatz gegeben worden für das, was ihm fehlte.

In gewisser Weise war er auch nicht benachteiligt worden. Daher durfte Inger auch nichts von seinen Entbehrungen wissen, woran sie so ganz unschuldig war, was sie nicht einmal verstehen würde. Und war das so verwunderlich?

Er verstand seine unüberwindliche Ohnmacht ja selbst nicht. Daß er sein kleines Haus liebgewonnen hatte, daß Inger nur ungern die Umgebung ihrer Kindheit verlassen wollte, daß auch er im Lauf der Jahre eine Art Gewohnheitsmensch geworden war – all das erklärte nicht den Zauber, mit dem dieses Fleckchen Erde ihn trotz seiner oft erdrückenden Einsamkeit gefangenhielt. Die Angst, er würde woanders seine Familie nicht versorgen können, war es ebenfalls nicht, was ihn abhielt. Neben der Einladung von Ingers Onkel, die ihn nie verlockt hatte, war er auf verschiedene andere recht reizvolle Angebote ebenfalls nicht eingegangen. Dabei hatte er sogar einen Gönner im Landrat selber gefunden, der sich sehr für seine Regulierungsarbeiten interessiert und mehrfach unaufgefordert versprochen hatte, ihn dem Innenminister und Wasserbaudirektor zu empfehlen, die beide seine persönlichen Freunde waren.

Am wenigsten machte Per seine Gesundheit Sorge. Wenn er überhaupt Rücksicht auf sein Befinden nahm, dann vor allem Ingers und der Kinder wegen. Die Todesfurcht, die ihm in seiner Jugend das Mark aus den Knochen geblasen hatte, sobald ihm nur das geringste fehlte, war längst überwunden. Jetzt sah er eher mit Neid bei Begräbnissen den Sarg im Dunkel der Erde verschwinden, und es gab Zeiten, da ihm kein Laut so verheißungsvoll erschien wie jene dumpfen, klopfenden Töne, die vom Grab heraufklangen, wenn die drei Schaufeln Erde auf den Sargdeckel fielen – das Echo aus dem Totenreich, Antwort und tröstliche Versicherung des Nichts.

Mitunter fragte er sich, ob es nicht auch für Inger das beste wäre, wenn er sterbe. Sie war ja noch jung und schön. Sicherlich würde sie wieder heiraten und dann wirklich ganz glücklich werden. Oft hatte er daran denken müssen, ob sich nicht hinter ihrer Abneigung gegen den jungen Gutsbesitzer Brück instinktive, unbewußte Furcht vor dessen männlicher Schönheit und Kraft verbarg. So vieles schlummerte noch in Inger, das zu wecken er nicht die Geduld und wohl auch nicht die Fähigkeit gehabt hatte.

Ein paar Tage später saßen sie nachmittags beim Kaffee in Pers Zimmer, Inger mit einer Näharbeit in der Sofaecke, Per mit einer Zigarre am Fenster.

Nachdem sie eine lange Zeit nicht gesprochen hatte, fragte Inger: »Soll ich gehen?«

»Nein – warum?«

»Du siehst so aus, als wolltest du lieber allein sein.«

»Aber nein, gar nicht. Im Gegenteil, ich freue mich, daß du hier sitzt.«

»Da ist nämlich etwas, über das ich gern ernsthaft mit dir reden wollte.«

»Und was ist es?«

»Siehst du – ich habe mir überlegt, ob es nicht das richtigste wäre für uns, wenn wir weggehen von hier, ehe wir dazu gezwungen werden. Du hast ja selbst davon

gesprochen, daß es mit dem Verdienst weniger wird. Es ist wohl auch unmöglich, hier auf die Dauer genügend Arbeit für dich zu finden.«

Per schaute sie überrascht an. »Wieso bist du gerade jetzt auf diesen Gedanken gekommen?«

»Ach, wir haben ja schon oft davon gesprochen.«

»Das haben wir allerdings. Aber daß du gerade jetzt auf diesen Gedanken verfallst?«

Noch immer ruhte sein Blick argwöhnisch auf ihr. Sie beugte sich über ihre Näharbeit und sah nicht auf. Was war nur geschehen? Er mußte daran denken, daß sie in den letzten Tagen so eigenartig still geworden war – ja, seit jener Gesellschaft beim Apotheker. War sie sich vielleicht der Furcht vor Gutsbesitzer Brück bewußt geworden?

»Und wohin, meinst du, sollten wir ziehen?« fragte er.

»Das weiß ich nicht. Aber der Landrat hat doch versprochen, dir eine Anstellung zu besorgen.«

»Der Landrat hat wohl vor allem an eine Stelle in der Verwaltung in Kopenhagen gedacht. Er kennt ja den Innenminister. Aber nach Kopenhagen möchtest du ja nicht so gern.«

»Möchte ... Ich möchte in dieser Hinsicht, was du für das Richtige hältst. Ich werfe mir ja gerade vor, daß ich dich vielleicht zu sehr zurückgehalten habe. Es war ja immer hauptsächlich der Kinder wegen. Wenn ich daran dachte, wir müßten vielleicht irgendwo im vierten Stockwerk wohnen, wo sich die Kinder wie in einem Käfig vorkommen, dann fand ich allerdings, daß es ein Jammer wäre für sie. Aber jetzt glaube ich, es könnte am Ende doch gehen. Eine Zeitlang im Sommer können sie ja hier drüben bei Vater und Mutter sein und sich tüchtig braun brennen lassen. Dann werden sie sich wohl mit Gottes Hilfe für den Rest des Jahres mit der Stadtluft begnügen können.«

»Und du selbst, Inger?«

»Ich?« Mit offenem, unschuldigem Blick, der eine drückende Last von seiner Brust wälzte, sah sie auf. »Ach, um mich mach dir keine Sorgen. Ich bin ja kräftig. Und selbst wenn wir da drüben – zumindest zu Anfang – wohl etwas eingeschränkt leben müssen, denn wir werden ja sicherlich nur eine kleine Vierzimmerwohnung haben, so gewöhnt man sich eigentlich bald daran. Ich habe schon daran gedacht, daß wir Laura kündigen. Sie eignet sich nicht für die Stadt und ist außerdem zu langsam. Und dann ist es wohl auch richtiger, wenn wir uns – wenigstens vorläufig – mit *einem* Mädchen begnügen. Mit den Kindern kann ich ja selbst spazierengehen.«

Per hörte kaum hin. Er hatte seine Zigarre weggelegt. Sein Blut pochte in seinem Körper, und er fühlte sich ganz matt nach der Angst, die sie ihm eingejagt hatte.

»Nur eins macht mir Kummer«, fuhr Inger auf ihre ruhige Art fort.

»Und das wäre?« fragte Per.

Es dauerte eine Weile, ehe sie weitersprach. »Ich wollte übrigens schon seit langem einmal darüber mit dir sprechen. Aber du bist ja in letzter Zeit so unzugänglich gewesen.«

»Bin ich das? Jetzt verwechselst du dich sicher mit mir«, sagte er halb im Scherz, um sie abzulenken. »Du bist doch gerade in den letzten Tagen so grüblerisch gewesen. Was hast du denn bloß auf dem Herzen gehabt?«

»Ich habe dich fragen wollen, Per, ob du dir nicht die Mühe machen und ein wenig mehr für die Kinder dasein könntest. Ich weiß natürlich, daß du sie lieb hast; aber ich kann es ihnen anmerken, und besonders Hagbarth, daß sie es als Entbehrung empfinden, wenn du dich nicht mehr mit ihnen beschäftigst.«

»Was soll das heißen, Inger? Beschäftige ich mich etwa nicht mit ihnen?«

»Ja, ich weiß, was du meinst. In bestimmten Augenblicken, wenn du gerade guter Laune bist, macht es dir ja Freude, mit ihnen zu spielen. Aber zu anderen Zeiten weist du sie ab auf eine Art und Weise, die sie nicht verstehen – und dann werden sie dir gegenüber unsicher und befangen. Und nun fürchte ich, daß dir die Kinder noch ganz fremd werden, wenn wir nach Kopenhagen kommen, wo du wahrscheinlich mehr außer Haus bist.«

»Aber das verstehe ich wirklich nicht. Ich finde im Gegenteil, daß ich immer ...«

»Ach, du ahnst vielleicht gar nicht, wieviel du dich absonderst, Per«, unterbrach ihn Inger mit unterdrücktem Seufzen. »Natürlich denkst du auch gar nicht darüber nach, wenn du die Kinder so deutlich merken läßt, daß sie dir lästig sind. Aber für so was haben selbst Kinder ein feines Empfinden, glaube mir! Deswegen meine ich, du solltest auch um deinetwillen ein wenig mehr achtgeben darauf. Und weil wir nun schon mal davon sprechen, dann will ich dir doch erzählen, was Hagbarth kürzlich an seinem Geburtstag abends zu mir sagte, als du so lange weg warst, daß er dir nicht gute Nacht sagen konnte. Mit Tränen in den Augen meinte er trotzig: ›Vater macht sich nichts aus mir, das weiß ich ganz genau.« Du bist doch hoffentlich nicht beleidigt, weil ich dir das erzähle? Und jetzt möchte ich, wie gesagt, wünschen, Per, daß du dich – wenn wir nach Kopenhagen oder sonstwohin in der Welt kommen – ein bißchen mehr um Hagbarth kümmerst, daß du bloß ab und zu wieder einen Spaziergang mit ihm machst und etwas mehr über das redest, was euch begegnet. Er ist doch wirklich ein kluger Bursche und an allem so interessiert, was um ihn her geschieht. Ich weiß ganz genau, dir sind gerade alle diese vielen kindlichen Fragen lästig – aber damit muß man wirklich Geduld haben.«

Per saß eine Zeitlang wortlos da. Dann stand er auf und ging im Zimmer auf und ab, wie er es meistens tat, wenn ihn etwas bewegte. Ingers Worte hatten ihn erschreckt. Ihre behutsame Anklage hatte ihn tiefer getroffen, als sie ahnte, weil sie an seine eigenen Kindheitserinnerungen rührte, über die er nicht sprach. »Morgen fahre ich nach Kopenhagen«, sagte er endlich. »Noch heute abend schreibe ich an den Landrat und erinnere ihn an sein Versprechen. Laura soll gleich morgen früh meinen dunklen Anzug auslüften und tüchtig klopfen. Auch den Frack – für den Fall, daß ich zum Minister muß. Und wie sieht es mit meinem Schuhzeug aus?«

Inger war ganz durcheinander. Solche überstürzten Beschlüsse waren nichts für sie. Sie bat ihn, er solle sich Zeit lassen und die Angelegenheit erst einmal gründlich überlegen. Es habe doch keine Eile, und sie müßten doch auf jeden Fall die Frage erst mit ihren Eltern besprechen. Aber davon wollte Per nichts hören. Er könne sich dieser

Tage am besten frei machen, meinte er. Und außerdem sei die Sache oft genug besprochen worden, auch mit ihren Eltern.

»Laß uns jetzt eine Entscheidung treffen! Wenn wir noch länger darüber reden, geht es uns vielleicht so wie all die anderen Male, daß wir zu keinem Ergebnis kommen! Ach Inger! Wir wollen noch einmal das Schicksal in die Schranken fordern! – Weißt du übrigens, daß ich mich in den letzten Tagen mit Gedanken beschäftigt habe, die in dieselbe Richtung gehen? Jetzt kann ich's dir ja erzählen. Du erinnerst dich doch bestimmt noch an diesen Ingenieur Steiner, an diesen gemeinen Hochstapler, von dem ich dir erzählt habe. Es hat mich wahrhaftig furchtbar geärgert, daß sich dieser Kerl meine alten Ideen angeeignet, ja daß er sie mir gestohlen und sich damit noch gebrüstet hat. Stell dir vor, er hat neulich in Aarhus bekanntgegeben, es sei jetzt seine Absicht, auch Kopenhagen zu erobern, nachdem er die Provinzen bezwungen habe. Das hat gestern in der Zeitung gestanden, und er soll auch tatsächlich schon zu einer Versammlung in der nächsten oder übernächsten Woche eingeladen haben. Ich hätte nicht übel Lust, bei dieser Gelegenheit dem frechen Burschen einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ich könnte aufstehen in der Versammlung und ganz ruhig die Vorgeschichte der Sache erklären. Ich habe Grund zu der Annahme, daß es mir nicht schwerfallen wird, dem Kopenhagener Publikum gegenüber meine Rechte geltend zu machen. Man weiß in der Stadt sicher sehr gut, was er für ein Scharlatan ist; und ich denke mir, es gibt bestimmt unter den Technikern und Presseleuten, die bei einer solchen Gelegenheit anwesend sind, ein paar, die sich an mein Buch noch erinnern.«

»Ach, weswegen willst du nur diese alten Geschichten wieder aufwühlen? Du hast bestimmt keine Freude daran!«

»Du bist nicht dafür? Na ja, wir werden sehen!« sagte Per. Er hatte die Hände auf dem Rücken und knipste mit den Fingern.

»Ich meine, du solltest die Vergangenheit ruhen lassen, Per. Ich weiß wahrhaftig nicht, was du dir denkst. Was kann schon dabei herauskommen, wenn du heute, nach so vielen Jahren, zu protestieren anfängst. Aber du tust es ja auch gar nicht, Lieber.«

»Was dabei herauskommen soll? Liebes Kind, ich behalte mir mein Urheberrecht vor, nichts weiter. Niemand weiß, welche Bedeutung das für unsere Zukunft haben kann.«

»Ich bin fest überzeugt, Per, du schaffst dir nur noch mehr Ärger. Du sagst ja selbst, dieser Herr Steiner ist ein roher Mensch, der kein Mittel scheut, um seinen Gegnern zu Leibe zu gehen. Und du hast ja auch gar keine Übung im öffentlichen Auftreten, deswegen ...«

»Ich glaube, meine kleine Frau hat schon Lampenfieber für ihren Mann«, sagte Per heiter und blieb lächelnd vor ihr stehen. »Na ja, wir werden sehen. Wir werden sehen! – Aber wo sind eigentlich die Kinder? Wo ist Hagbarth?«

»Draußen im Garten bei den anderen!«

»Heute wollen wir mal Blindkuh spielen, und zwar so richtig!«

»Ich finde, du solltest lieber einen kleinen Spaziergang mit Hagbarth machen. Den ganzen Tag läuft er herum ohne Beschäftigung. Kannst du nicht mal mit ihm zu Kristen Madsen gehen? Die haben zur Zeit die neue Dampfdreschmaschine in Betrieb. Das wird ihm Spaß machen. Er hat so viel Interesse für solche Dinge.«



»Zu Kristen Madsen? Aber da sind doch bei solchen Gelegenheiten immer so viel Menschen.«

»Ja, gerade deshalb. Um so mehr gibt es für den Jungen zu sehen. Und wenn du kannst, solltest du ihm die Einrichtung dieser Maschine mal erklären. Sie hat ihn so sehr beschäftigt, als sie neulich hier vorbeifuhr. Aber *ich* konnte ihm ja nicht richtig Bescheid geben.«

»Jaja, ich mach das schon.«

Als er nach etwa einer Stunde zurückkam, ging er gleich an die Vorbereitungen für seine Reise. Als er jedoch den Koffer vom Dachboden holte, war ihm, als halte ihn eine unsichtbare Hand zurück. Aber das war nur ein vorübergehendes Gefühl. Eine andere, stärkere Angst trieb ihn hinaus in das Getümmel des Lebens. Er spürte, daß er am letzten Kreuzweg seiner Lebensbahn stand. Wenn es ihm jetzt nicht gelang, vor sich selbst und seiner Schwermut zu fliehen, dann würde Rimalt sein Grab werden.

Per war nur ein einziges Mal in Kopenhagen gewesen, seit er vor mehr als sechs Jahren aus der Stadt weggezogen war. Ein halbes Jahr nach der Hochzeit hatte er mit Inger eine Vergnügungsreise dorthin unternommen und sich einige Wochen dort aufgehalten. Aber schon damals hatte er sich in der großen Stadt fremd und unbehaglich gefühlt. Der Lärm auf den Straßen, die muffigen Hotelbetten, das Essen im Restaurant, die Trinkgelder, die großen Entfernungen und die Tatsache, daß man immerzu in Sonntagskleidern herumlaufen, Handschuhe tragen und frisiert sein mußte, weil es Inger sehr entschieden verlangt hatte das alles hatte schon nach wenigen Tagen Heimweh nach seiner kleinen, stillen Studierstube und der Ungezwungenheit des ländlichen Lebens in ihm erweckt.

Auch diesmal ging es ihm nicht viel anders. In den ersten Tagen war er allerdings ziemlich beeindruckt von der großen Ausdehnung, die die Stadt in den letzten Jahren erfahren hatte. Gleich am ersten Morgen war er losgegangen, um sich die neuen Hafenanlagen anzusehen, an denen noch gearbeitet wurde. Später durchstreifte er die neuen Stadtteile und die teilweise völlig umgebauten Straßen der Innenstadt, worüber er soviel in den Zeitungen gelesen hatte. Als jedoch seine Wißbegier in dieser Sache befriedigt war, überfiel ihn wieder dasselbe hilflose Gefühl der Verlassenheit, das ihn vor siebzehn Jahren ergriffen hatte, als er zum ersten Mal aus seinem Elternhaus hierher gekommen war.

Jetzt war die allerunruhigste Zeit der Stadt, in der sich Sommer und Winter begegneten und größere Geschäftigkeit draußen wie drinnen hervorriefen. Während noch das Tivoli abends seine Raketen über die Stadt schleuderte und in allen Vergnügungsgärten die Blasorchester schmetterten, waren die Theater eröffnet, und die deutschen und schwedischen Sommergäste füllten noch die Cafés, in denen sich bereits die Stammgäste aus der Sommerfrische einfanden, höchst unangenehm berührt, weil ihre Sofaecken von Fremden besetzt waren.

Per fühlte sich ganz außerhalb all dieses lebhaften Treibens, das in seinen Ohren und Augen nur Lärm und oberflächliches Trugbild war. Wenn er diese eiligen Menschen betrachtete, die auf den Straßen hin und her wogten, in Straßenbahnen einstiegen und wieder ausstiegen, in offenen Droschken durch die Stadt rollten, im Restaurant wie in

ihrer eigenen Stube saßen, ihr Frühstück mit einer Zeitung in der Hand einnahmen oder Geschäfte bei einem Glas Bier machten und sich nie eine Stunde zum Besinnen zu gönnen schienen, dann wurde ihm ganz klar, daß er sich geirrt hatte, denn das Leben dieser Leute konnte nie mehr sein eigenes werden. Ja, wenn er mitten im Gewühl steckte, regte sich sogar eine Art Missionseifer in ihm. Dann packte ihn plötzlich das Bedürfnis, all diesen Menschen ein warnendes Halt! zuzurufen.

Noch nach fünf Tagen hatte er sich daher nicht entschließen können, um Audienz beim Innenminister oder beim Wasserbaudirektor nachzusuchen. Sooft er diesen Schritt tun wollte, hielt ihn die Überzeugung zurück, daß er dann einen Mord an dem Besten in sich beginge.

»Meine Liebe«, schrieb er an Inger, »ich möchte Dich lieber gleich darauf vorbereiten, daß ich wahrscheinlich unverrichteterdinge heimkehren werde. Die Ursache hierfür kann ich Dir in einem Brief nicht erklären. Ich will nur das eine sagen: Mit jedem Tag, der vergeht, spüre ich deutlicher, daß die hiesigen Verhältnisse mir jetzt nicht im mindesten mehr zusagen als vor sieben Jahren. Im Gegenteil. Doch, Liebste, wir wollen deswegen nicht mutlos werden. Irgendwo in der Welt muß ich doch wohl hingehören. Ich will nicht müde werden, danach zu suchen. Ich halte meine Reise auch keinesfalls für unnütz. Ich habe jetzt endgültig die Bestätigung erhalten, daß das Gefühl, welches mich damals – und seinerzeit vielleicht recht unüberlegt – aus dem Hauptstadtleben vertrieb, tief begründet ist in meiner Natur. Dadurch habe ich mehr Zusammenhänge in meinem Leben entdeckt, und allein hierin liegt eine große Befriedigung. Es ist also nicht, wie ich mitunter in düsteren Augenblicken glaubte, der blinde Zufall, der mein Schicksal bestimmte. Eine innere Kraft, von welcher Art sie auch sein mag, hat das Steuer meines Lebensbootes übernommen, auch wenn es scheinbar vor Wind und Wellen her trieb. – Das habe ich früher ja auch recht deutlich gespürt. Jetzt will ich glauben: Wenn ich nur beständig diesen selbsttätigen Steuermechanismus den Kurs bestimmen lasse, werde ich endlich schon dahin kommen, wohin ich soll. – Ihr werdet mich also bald wieder bei Euch sehen. Vielleicht fragst Du, warum ich nicht ebensogut sofort komme, weil ich doch den ursprünglichen Zweck meiner Reise nun aufgegeben habe. Dazu muß ich gestehen, daß mich ein gewisses Gefühl der Scham zurückhält. Ich verließ Dich mit so großen Versprechungen und kehre mit so traurig leeren Händen heim. Aber ich weiß, Du wirst Nachsicht mit mir haben.«

Bei Pers planlosem Umherschweifen in der Stadt kam es öfter vor, daß er alte Bekannte aus Philip Salomons Haus erblickte. Mit starkem Herzklopfen sah er einmal vom Verdeck einer Straßenbahn aus seinem einstigen Freund und Schwager Ivan nach, der ganz wie früher eilig auf seinen kurzen Beinen vorübertrabte, unter dem Arm eine Aktentasche. Auch Aron Israel, Max Bernhardt, Hasselager und Nathan sah er wieder, und es verwunderte ihn, daß sie alle so ganz unverändert waren. Er stieß auch – selbst unerkant – auf mehrere seiner alten Studienkollegen vom Polytechnikum. Sie alle waren jetzt angesehene Leute, zum Teil in einflußreichen Stellungen. In der Zeitung hatte er ihren Entwicklungsweg aufmerksam verfolgt. Doch nun, da er sie sah, beneidete er sie nicht mehr.

Am eifrigsten und ängstlichsten spähte er nach Jakobe aus. Er wußte, daß sie in Kopenhagen lebte und eine Asylschule errichtet hatte, eine Art Kloster, worüber viel in den Zeitungen geschrieben wurde. Drüben in Jütland hatte er vergebens versucht,

nähere Auskünfte über die Schule und Jakobes Absichten damit zu erhalten. Aber in den Provinzzeitungen hatte nichts weiter gestanden, als daß es eine »ziemlich herausfordernde Laune einer jüdischen Kapitalistentochter« sei.

Eines Nachmittags, als er an einem Caféfenster an der Ecke der Østergade und des Kongens Nytorv saß, erblickte er Dyhring. Auch der kam ihm seltsam unverändert vor. Er stand auf dem Bürgersteig und unterhielt sich mit einer jungen, hübschen und elegant gekleideten Dame, die wie eine Schauspielerin aussah und unaufhörlich lachte – und dieses Lachen wurde gleichsam von seinen dreisten Blicken hervorgekitzelt. Er erregte großes Aufsehen. Jeder zweite gut gekleidete Herr grüßte ihn, und die Damen stießen sich mit den Ellenbogen an.

Als sich Dyhring von der Schauspielerin verabschiedete, drückte er ihr warm die Hand und stieg dann in eine offene Droschke, die auf der Straße gewartet hatte. Hunderte Augen folgten ihm, während er über den sonnenhellen Marktplatz fuhr, und man sah ständig, wie sein blanker Zylinder grüßend von dem goldblonden Kopf genommen wurde.

Per erinnerte sich, in einer Zeitung gelesen zu haben, daß Dyhring vor kurzem aus Paris zurückgekehrt sei, wo er als besonderer Pressevertreter an der Eröffnung irgendeines öffentlichen Instituts teilgenommen habe und bei dieser Gelegenheit dem Präsidenten der Republik vorgestellt worden sei und einen Orden erhalten habe. Überhaupt war er der selbstverständliche, unentbehrliche Botschafter der Öffentlichkeit geworden. Wo sich etwas von Bedeutung ereignete, war er zugegen. Oder umgekehrt, nur wo er zur Stelle war, hatte etwas Bedeutung. Alle Türen standen ihm daher offen, alle feinen und derben Genüsse des Lebens fielen ihm umsonst zu. Männer und Frauen wetteiferten um seine Gunst. Sogar der Hof bediente sich, sicherem Vernehmen nach, seiner zuweilen in delikaten diplomatischen Missionen.

Es steckte also wirklich etwas von einem Welteroberer in diesem Mann, für den das Leben nur eine Narrenposse war. Unüberwindlich in seiner göttlichen Sorglosigkeit machte er all seine Tage zu fröhlichen Festen, zu einem ununterbrochenen Triumphzug.

Und dennoch! Auch diesen modernen Alexander beneidete Per nicht.

Aber wohin gingen denn eigentlich sein Wunsch und sein Verlangen? Wo gehörte er hin? ...

Am Tag zuvor hatte er in einer Zeitung zufällig eine öffentliche Bekanntmachung gelesen über die freie Stelle eines Wegebauassistenten in einem der äußersten Bezirke an der Westküste, oben bei Aggertangen. Und seither hatte er immerzu daran denken müssen. Auch jetzt kam ihm der Gedanke wieder. Nicht etwa, weil er daran dachte, sich um diesen Posten zu bewerben. Das Gehalt wäre zu gering gewesen. Vor allem aber würde sich Inger, die eine so große Vorliebe für alles Friedliche, Geschützte und üppig Sprießende in der Natur hatte, niemals in dieser kahlen Dünengegend wohl fühlen, wo die Nordseestürme und der salzige, eisige Seewind unaufhörlich in ihrer ganzen zerstörerischen Wildheit über das Land hinfuhren. Wenn ihm trotzdem die Bekanntmachung ständig vor Augen stand, dann wohl deswegen, weil dieser Ort eine persönliche Anziehungskraft auf ihn ausübte, und zwar – hierüber wurde er sich jetzt erst klar – gerade wegen der öden, trübseligen Verlassenheit und völligen Einsamkeit.

Ihm war, als habe er sich noch niemals so tief und klar gesehen wie in diesem Augenblick. Er sah gleichsam den Grund seines eigenen Wesens aufgedeckt, und es schauderte ihn. Wenn er trotz aller Erfolge, die er gehabt hatte, nicht glücklich gewesen war, so deshalb, weil er im üblichen Sinne gar nicht glücklich sein *wollte*. Wenn er sich zurücksehnte nach Rimalt, so waren es gar nicht Inger und die Kinder allein, die ihn anzogen, oder der häusliche Frieden. Jene unsichtbare Hand, die ihn von dieser Reise abhalten wollte und zeit seines Lebens in allen entscheidenden Augenblicken eingegriffen hatte, um seine Schritte zu lenken – sie war nichts anderes als sein Instinkt, daß die Einsamkeit sein eigentliches Zuhause war und daß sein Leben der Trauer und dem Schmerz gehörte. »Speise mich, o Herr, mit Tränenbrot und gib mir an Tränen zu trinken ein volles Maß.«

Nun begriff er die zugleich lockende und ängstigende Macht, die dergleichen wunderliche Worte auf ihn ausüben konnten. Das große Glück, das er blind gesucht hatte, war das große Leiden, war jenes unstillbare Entbehrenwollen, das ihm Pastor Fjaltring so oft gepriesen und als göttliche Gnadengabe der Auserwählten bezeichnet hatte.

Per hob den Kopf, und als erwache er aus einem Alptraum, schaute er wieder hinaus auf den sonnenhellen Platz mit seinem Gewimmel von Wagen und Fußgängern. Kurze Zeit später stand er auf und ging schweigend. Planlos irrte er durch die kleinen Gassen der Innenstadt und gelangte schließlich in den Ørstedspark. Hier hatte er in den vergangenen Tagen regelmäßig seinen frühen Morgenspaziergang gemacht, wenn erst wenige Passanten unterwegs waren. Auch jetzt, zur Abendessenszeit, war es hier friedlich. Die Kinder und die Kindermädchen waren nach Hause gegangen. Die Bänke waren leer. Lange Schatten fielen auf Rasenflächen und Wege, während die Sonne noch das goldene Laub und die vielen patinagrünen Bronzestatuen beschien.

Er setzte sich auf eine Bank an einem Mittelweg, und während er ungestört mit seinem Stock Figuren in den Kies malte, kam ihm wieder der Gedanke, daß es für Inger und auch für die Kinder sicher ein Glück wäre, wenn er sterben oder auf andere Weise aus ihrem Dasein gestrichen würde. Vielleicht besonders für die Kinder. Er erinnerte sich, was Inger kürzlich von Hagbarth erzählt hatte. Seit geraumer Zeit hatte er selbst bemerkt, daß etwas Verstecktes in das Wesen des Jungen ihm gegenüber gekommen war. Besonders einmal, als er ihn bei einer ganz harmlosen Jagd nach einem Vogel im Garten überrascht hatte. Der Ausdruck in den Augen des Jungen, als er ihn entdeckte, hatte ihn bis ins Innerste erschüttert. Es war ihm gewesen, als sehe er sich selbst als Kind vor seinem Vater stehen, als greife er selbst, furchtsam und frech zugleich, nach allen möglichen erniedrigenden Ausflüchten, um ein Versehen zu bemänteln. Aber Hagbarths klare Stirn sollte nicht von einem Kainsmal gezeichnet werden! Der Fluch seiner Väter, der auf seinem Leben ruhte und ihn fremd und friedlos hier auf Erden gemacht hatte, durfte nicht als Erbe auf seine Kinder übergehen. Und Inger! Nun, da er sich seiner unüberwindlichen Lebensscheu voll bewußt geworden war – wie konnte er es jetzt noch länger verantworten, daß sie sein Schicksal mit ihm teilte? Das arme Ding! Sie kannte ihr Unglück noch nicht. Sie begriff noch nicht, daß sie an einen Wechselbalg gebunden war, an einen unterirdischen Kobold, der im Licht blind und vom Glück getötet wurde. Und selbst wenn ihr die Augen einmal geöffnet würden durch die Liebe

zu einem anderen – sie würde trotzdem ihr Geheimnis verschließen wie eine Todsünde, hinwelken und sterben, ohne es auch nur sich selbst eingestanden zu haben.

Er richtete sich auf, um weiterzugehen. Da fiel sein Blick auf eine Statue, die sich über der Rasenfläche auf der anderen Wegseite erhob. Es war Silen mit dem Dionysoskind auf dem Arm. Gestützt gegen einen Baumstamm, stand der alte Satyr da, ein unmerkliches Lächeln in den Augenwinkeln, und beugte sich über den unartig strampelnden Knaben, während sein bärtiges Gesicht glänzte in ruhiger, stolzer Pflegevaterfreude.

Per war wieder auf die Bank zurückgesunken. Er starrte diese sorglose Gruppe lange an, bis ihm die Tränen in die Augen traten. Er mußte daran denken, wie sich vielleicht alles anders für ihn gestaltet hätte, wenn solch ein Gesicht und solch ein sonniges Lächeln über seiner Kindheit gestrahlt hätten, wenn man ihn nicht verdächtigt hätte seit seiner frühesten Jugend, zu Hause und in der Schule, wenn diese Verdächtigungen nicht am meisten von den beiden ausgegangen wären, die ihn auf diese Welt gesetzt hatten. Aber er war durch einen Kuß aus dem Mund des Todes für das Leben geweiht worden. An demselben Tag, da er das Licht der Welt erblickte, war ihm das Kreuzzeichen des Grabes auf Stirn und Brust gezeichnet worden.

## Siebenundzwanzigstes Kapitel

Am folgenden Tag fuhr Per nach Hause. Inger gegenüber erwähnte er gleich die freie Stelle eines Wegebauassistenten, lediglich, um ihr zu zeigen, daß er auch außerhalb Kopenhagens gesucht habe, ohne jedoch etwas Passendes zu finden – denn »der Posten ist ja ganz unmöglich«.

So vergingen die Tage im alten, gleichmäßigen Trott, während der Herbst mit allerlei wechselndem Wetter über das Land fuhr. Per hatte hier und da ein paar Vermessungsarbeiten. Größere Aufgaben fand er jedoch zur Zeit nicht.

Inger merkte, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Gleich zu Anfang war er rührend glücklich gewesen, wieder zu Hause zu sein, wollte am ersten Tag die Kinder kaum aus den Händen lassen und hatte ihnen allen Geschenke mitgebracht. Aber es war etwas Rastloses über ihn gekommen und dazu – ihr gegenüber – etwas Zurückhaltendes, fast Scheues, was ihm gar nicht ähnlich sah. Sonst saß er oft stundenlang mit einer Pfeife oder einer Zigarre am Fenster und verfolgte das Ziehen der Wolken, jetzt konnte er nirgends Ruhe finden. Sie hörte ihn in seinem Zimmer auf und ab gehen, als säße ihm das Reisefieber noch in den Gliedern. Dann klagte er auch über Schlaflosigkeit und ließ sich allabendlich in seinem Zimmer auf dem Sofa das Bett machen, da er durch die kleine Ingeborg gestört werde, die erkältet war und nachts viel hustete.

Im stillen machte sie sich ihre Gedanken darüber. Überhaupt, seine Reise und deren Ergebnisse beschäftigten sie auf mancherlei Weise. Ein Grund, weshalb sie stets so ungern nach Kopenhagen ziehen wollte, war die Anwesenheit von Pers ehemaliger Braut in der Hauptstadt. Der Gedanke, die beiden könnten sich zufällig wieder begegnen, würde ihr unangenehm sein. Sie stellte sich jetzt vor, dies sei tatsächlich geschehen und Per habe dabei selbst eingesehen, wie bedrückend das Verhältnis werden konnte. Daß er sich noch nicht genauer über die Ursache für seinen veränderten Entschluß ausgesprochen hatte und daß er sich insgesamt vor ihr ein wenig geniert fühlte, verstand sie in dem Fall sehr gut.

Aber es mußte doch ein Ausweg aus alldem zu finden sein. In Rimalt konnten sie nicht wohnen bleiben, ohne Gefahr zu laufen, in Schulden zu geraten. Sie hatte schon ein paar unbezahlte Rechnungen, die sie peinigten, die sie jedoch vorläufig Per gegenüber nicht erwähnen wollte. Der hatte zur Zeit Sorgen genug, der Ärmste! Einen anderen Grund für seine Unruhe sah sie gerade in seiner Sorge um ihre Zukunft; und es tat ihr so leid, daß sie ihm nicht mit einem guten Rat helfen konnte.

Eines Nachmittags hielt ein Reiter vor dem Hof und wünschte Per zu sprechen. Inger war gerade im Keller beschäftigt und konnte den Fremden nicht sehen. Doch sie erkannte sofort seine Stimme. Es war der junge Gutsbesitzer Brück. Was will der hier? dachte sie erstaunt und recht unruhig.

Er seinerseits war nicht weniger überrascht, Per zu Hause nicht anzutreffen. Als Inger zum Vorschein gekommen war und ihn hereingebeten hatte, erklärte er, ihr Mann habe ihn wegen einer Vermessungsarbeit herbestellt, die dieser auf Budderuplund vorgenommen habe. Er habe seine Resultate mit dem alten Lageplan des Gutes

vergleichen wollen, den Herr Brück deshalb mitbringe. Inger entschuldigte ihren Mann oftmals und mußte mit Herrn Brück eine Zeit im Wohnzimmer sitzen und ihn unterhalten, was ihr sehr unangenehm war, zumal sie allerhand Kinderwäsche hatte bügeln wollen und einen Bolzen für das Plätteisen in den Herd gelegt hatte.

Sie konnte gar nicht begreifen, wo Per blieb. Zur Kaffeezeit war er noch zu Hause gewesen, und der Kutschwagen stand im Torweg. Weit konnte er also nicht sein.

Im Umgang mit Herrn Brück bedrückte sie vor allem dessen Stottern, das jegliche Unterhaltung für ihn erschwerte, zumal er selbst sehr unglücklich über diesen Fehler war. Aus dem Grunde hatte sie sozusagen Mitleid mit ihm, ja – sie meinte sogar, sie hätte ihren Widerwillen gänzlich überwinden können, wenn er nur nicht diese Augen gehabt hätte. Sie waren klein und stahlgrau, und schon als Junge hatte er einen zwingenden, ja brutalen Blick gehabt, der sie ihm gegenüber stets unsicher machte.

Über eine halbe Stunde verging, ehe Per kam. Er brachte viele und – wie es Inger schien – merkwürdig ungeschickte Entschuldigungen vor, worauf sich die beiden Herren in sein Zimmer zurückzogen.

Die Untersuchungen nahmen mehrere Stunden in Anspruch, und Per bat Herrn Brück, doch noch zu Abend dazubleiben. Außerdem verabredete man, Per solle gelegentlich nach Budderuplund kommen, um die umstrittenen Strecken noch einmal zu vermessen, und er legte fest, dies bereits am folgenden Tag zu tun – nach Tisch, wenn das Wetter aufklaren würde. Er wollte – wie er sagte – die Arbeit gern schnell erledigt haben.

»Ich muß dann aber auch dran denken, gleich Ihre berühmten Hühnerrassen zu besichtigen. Meine Frau hat mich schon mehrfach darum gebeten; sie hat nämlich auch sehr viel Interesse für solche Dinge.«

Daraus ergab sich nun ganz von selbst, daß Herr Brück beim Abendessen Inger vorschlug, ihren Mann nach Budderuplund zu begleiten.

»Ich glaube, ich kann Ihnen einen Stamm Cochinchinahühner zeigen, um den sie mich beneiden werden.«

Inger bedankte sich, wie man für eine Einladung zu danken pflegt, wenn man nicht daran denkt, sie anzunehmen. Doch als sie am nächsten Tag vom Schlafzimmerfenster aus sah, wie der Wagen herausgezogen wurde, bereute sie fast ihren Entschluß. Es war ein schöner Septembertag mit Sonnenschein, und sie wußte, daß der Weg nach Budderuplund durch ein paar der schönsten Waldstreifen der ganzen Gegend führte. Dann dachte sie auch daran, daß es Per vielleicht aufheiterte, wenn sie mitführe. Und letztlich hatte auch sie im Grunde Lust, das alte Gut wiederzusehen, auf dem sie als Kind mehrmals mit ihren Eltern zu Gast gewesen war. Wenn sie sich zudem noch für ein paar ihrer Plymouth-Rocks einige echte Cochinchinahühner eintauschen konnte, dann mußte man das einen guten Fang nennen.

Sie riß das Fenster auf und rief Per zu, der gerade auf den Wagen steigen wollte: »Willst du mich mithaben?«

Sie hatte das Gefühl, er verstehe sie nicht richtig. Er starrte sie mit einem so verblüfften Ausdruck an, daß sie lachen mußte.

»Verstehst du mich denn nicht, Liebster? – Ich will mit!« Da nickte er nur.

Der Falbe wurde also wieder ausgespannt und der Gig durch den Ponywagen mit den roten Samtpolstern ersetzt. Auch das Staatsgeschirr kam zum Vorschein, und eine halbe Stunde später fuhren sie los.

Der Weg führte über die Bahngleise und stieg dann allmählich an über einen Hügel mit weiter Aussicht auf Fluß und Wiesen. Auf der anderen Seite des Bergrückens fiel der Boden steil ab und bildete eine breite bewaldete Schlucht, deren hundertfarbiges Blättermeer in der Sonne flimmerte. Bald schloß sich der Wald um sie, der Weg wurde weich und schwer, und Per ließ den Falben Schritt gehen.

Er saß die ganze Zeit über schweigend. Inger hingegen war lebhaft und summte leise vor sich hin, aus Freude darüber, daß sie mitgekommen war. – Lange genug hatte sie zu Hause gesessen und Trübsal geblasen. Hier im Wald wurde sie nun ganz überschwänglich vor Entzücken. Wie schön war es hier! Diese herrlichen Bäume! Diese Unendlichkeit der Farben! ...

Dicht über ihnen zwitscherte ein einzelner Vogel, der sie zu begleiten schien. Sie konnte das kleine Geschöpf nicht entdecken, hörte es aber bald hier, bald dort, wenn es fast schelmisch sein »Tirili! Bin hie!« wiederholte. Tief atmete sie auf und fühlte sich so befreit, als sei auf einmal alles, was sie bedrückt und gequält hatte, von ihr genommen. Zuletzt fand sie sogar, hier müsse man laut singen. Aber da fiel ihr ein, wie niedergeschlagen Per aussah, und daher begnügte sie sich damit, wiederum nur zu summen.

Plötzlich faßte sie Per beim Arm, um ihn zum Anhalten zu bewegen. »Sieh doch!« flüsterte sie.

Vor einem Dickicht stand in einiger Entfernung ein Reh. Mit hohen, gespitzten Ohren und großen, weitgeöffneten Augen war es auf dem Sprung und starrte zu ihnen herüber. Per hielt an. Auch das Wild rührte sich nicht vom Fleck, sondern verharrte mit erhobenem Kopf und beäugte sie mit beinahe trotzigen Blicken. Ein paarmal bewegte es die Ohren, und endlich streckte es auch den Hals ein wenig vor. Plötzlich jedoch, als sei es aufgeschreckt durch seine eigene Bewegung, drehte es sich um und setzte in langen Sprüngen durch das Unterholz davon.

»Hallo!« rief ihm Inger unwillkürlich nach, während sich das Geräusch raschelnder Blätter und geknickter Zweige in der Tiefe des Waldes verlor.

Auch auf Per begannen die Natureindrücke zu wirken. Die düsteren Stimmungen wichen. Die Berührung von Ingers Hand hatte sich in ihm fortgepflanzt wie ein Zittern. Die Lebenshoffnung flammte wieder auf. Aber es war ein Strohfeuer.

Eine einzige Bemerkung von Inger löschte es wieder: »Schade, daß du kein Jäger bist. Das muß ein frisches, vergnügtes Leben sein! Du solltest es auch mal versuchen; so frei und ledig aller Sorgen durch Wald und Feld zu streifen wäre bestimmt gut für deine Gesundheit. Meinst du nicht auch?«

»Das kann mir kaum nützen. Zu solchen Sachen muß man erzogen worden sein. Und ich bin in Wirklichkeit niemals richtig der Natur vorgestellt worden. Deswegen fühle ich mich ihr gegenüber wohl auch so fremd.«

»Wem gehört eigentlich der Wald hier?«

»Der gehört zu Budderuplund.«



»Denk an, so weit erstrecken sich die Gemarkungen?«

»Ja, es ist ein großer Besitz. Dieser Etatsrat ist ein steinreicher Mann.«

»Ja, das ist er wohl.«

Kurz darauf verließen sie den Wald. Vor ihnen öffnete sich eine neue Aussicht über die meilenbreiten Wiesen bis zum Ackerland auf der anderen Seite. Aber dann kam wieder Wald und dahinter ein noch höherer Hügel mit einer noch weiteren Aussicht auf die fruchtbare Landschaft. Im Vordergrund, am Südabhang des Bergrückens, lag ein großes weißes Gebäude mit zwei kurzen Türmen und einem ansehnlichen Park. Das war Budderuplund.

Inger betrachtete es eine Zeitlang schweigend. »Sieh an, so groß war der Garten? Daran kann ich mich gar nicht mehr erinnern.«

»Ja, solch ein Garten wäre ein hübscher Tummelplatz für Hagbarth«, sagte Per auf sonderbare Art; es klang wie unterdrücktes, leises Lachen. »Zu Hause wird ihm allmählich der Raum zu eng, er braucht mehr Ellbogenfreiheit.«

»Was ist das für ein großes Gebäude, das dahinter liegt.. das mit der hohen Rückwand?«

»Es ist die Scheune, und dahinter liegen die Ställe und die Meierei. Alles modern eingerichtet und ganz erstklassig. Das muß man den Deutschen lassen, sie haben Ordnung in ihren Sachen.«

»Glaubst du nicht doch, daß sie es sonderbar finden, weil ich mitgekommen bin?«

Per hielt das Pferd an. Er war sofort bereit haltzumachen. »Wir können ohne weiteres umkehren, wenn du meinst.«

»Nein, ich fürchte, sie haben uns schon gesehen. Da geht ein Herr die Allee entlang. Ist das nicht Thorvald Brück?«

»Doch, es sieht wirklich so aus, als ob es der junge Herr Brück ist.«

»Nun ja, dann geht es nicht mehr. Und erinnere dich, Per, daß ich so furchtbar gern diese chinesischen Hühner haben möchte. Du mußt mir versprechen, daß wir nach dem Geflügelhaus gehen. Das übrige werde ich dann schon besorgen.«

Es war in der Tat Thorvald Brück, der die alte Lindenallee heraufkam, die von der Landstraße zum Anwesen führte. Auch er hatte den kleinen Ponywagen gesehen und das Pferd wiedererkannt, und als sie durch das Hoftor fuhren, stand er auf der Freitreppe, um sie zu empfangen.

Während ein Bediensteter herzulief, um Per die Zügel abzunehmen, half Brück Inger höchstpersönlich aus dem Wagen und dankte ihr ehrerbietig, daß sie gekommen sei.

Der Etatsrat begrüßte sie im Gartenzimmer. Er war ein großer, stattlicher Herr mit kurzgeschnittenem silberweißem Haar, einem bartlosen Kinn, dicken Augenbrauen und einer Adlernase. Trotz seiner dreiundsiebzig Jahre hielt er sich genauso ritterlich aufrecht wie der Sohn. Man merkte, daß unter seiner wettergebräunten Haut altes Kriegerblut floß. In einer Sprache mit ausgeprägt holsteinischem Akzent machte er Inger einige Komplimente über ihr gesundes Aussehen und fragte dann nach ihren

Eltern. Per dagegen behandelte er ein wenig von oben herab. Es wurde Wein und Obst angeboten, und eine allgemeine Unterhaltung kam in Gang.

Nach einiger Zeit erhob sich Per.

»Ja, Sie wollen hinaus auf die Gemarkung«, sagte der Etatsrat. »Mein Sohn hat mir davon erzählt. Unterdessen wollen wir gut achtgeben auf Ihre Frau Gemahlin.«

»Frau Sidenius interessiert sich für unsere Hühnerzucht«, warf Thorvald Brück stark stotternd ein. »Ich hoffe, ich kann meine Begleitung anbieten. Vielleicht macht es Ihnen Freude, wenn Sie ein paar alte Erinnerungen aus Budderuplund auffrischen können.«

Per ging zur Tür, und Inger wurde plötzlich ein wenig verlegen, weil sie so allein zwischen den fremden Herren zurückblieb. Sie hatte einen Einwand auf der Zunge, aber da gab im selben Augenblick der Etatsrat dem Diener den Auftrag, das Federvieh herauszulassen.

Mit ein paar Männern, die Stäbe und Maßkette trugen, ging Per eine Stunde an den Gräben entlang. Es war ihm kaum möglich, seine Gedanken auf die Arbeit zu konzentrieren. Die Leute sahen ihn denn auch mehrmals erstaunt an. Bitter bereute er nun, was er getan hatte. Er hatte sich in sich selbst geirrt. Er hatte geglaubt, daß er mehr mit dem Leben fertig sei, als er es in Wirklichkeit war. Er konnte und wollte noch nicht aufgeben.

Inzwischen machte Inger mit dem Etatsrat und dessen Sohn einen Rundgang auf dem Hof. Man besichtigte die Ställe, die Meierei und den Hühnerhof; und der Etatsrat führte sie zuletzt sogar in die Küche und durch die Vorratskammern, ja bis hinab in die historisch denkwürdigen Kellerverliese des Hauptgebäudes, die Reste einer mittelalterlichen Burg, auf denen das neue Schloß erbaut worden war.

Als Per zurückkam, fand er sie alle drei im Gartenzimmer.

Der Etatsrat, der von Inger sehr entzückt schien, wollte sie nun überreden, zum Essen dazubleiben. Inger sah Per fragend an, der jedoch die Einladung ablehnte. Auf eine fast kränkende Art und Weise – jedenfalls schien es Inger so – bat er darum, man möge anspannen lassen.

Thorvald Brück begleitete sie ein Stück zu Pferd. Er ritt eine hohe, gelbe, langschweifige Stute, die er – offenbar Inger zu Ehren – unter dem linken Schenkel tanzen ließ, daß ihr Schaum um das Maul stand. Kerzengerade saß er da in seinem enganliegenden französischen Reitanzug. Inger versuchte, Per in die Unterhaltung mit einzubeziehen, was ihr jedoch nicht gelang. – »Diese Pferde- und Hundegeschichten interessieren mich nicht«, erklärte er hinterher. Ein Stück vor dem Wald verließ der Reiter sie und bog in einen Seitenweg ab, der in einem Bogen nach Budderuplund zurückführte. Er fiel sofort in einen kurzen Galopp, und als er eine Strecke entfernt war, folgte ihm Inger noch eine Zeitlang mit den Augen.

»Zu Pferd sieht er übrigens ganz gut aus«, sagte sie.

»Er entstammt ja auch einer alten Soldatenfamilie. Soviel ich weiß, wäre auch er Offizier geworden, wenn er nicht diesen betrüblichen Sprachfehler gehabt hätte. Manchmal ist es wirklich schon peinlich, ihm zuzuhören.«

Inger saß einen Augenblick schweigend da und schaute vor sich hin. »Ja, der Ärmste. Übrigens, ich fand, heute war es gar nicht so schlimm.«

»Hast du nun die chinesischen Hühner bekommen?« fragte Per.

Inger wurde rot. Das hatte sie ganz vergessen. »Ach, wie ärgerlich! Ich bin ganz sicher, ich hätte sie bekommen, ein oder zwei Paare, wenn ich bloß danach gefragt hätte... Der Etatsrat war so ungemein liebenswürdig.«

»Ja, das war er wahrhaftig«, sagte Per verstimmt.

Zur Dämmerstunde waren sie wieder zu Hause. Per klagte über Kopfschmerzen und ging in sein Zimmer. Er zündete sich eine Pfeife an und setzte sich ans Fenster. Doch bald stand er wieder auf, hängte die Pfeife an den Nagel und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, ohne Ruhe zu finden. Er kam sich vor wie der unbrauchbarste Mensch auf Erden, wie ein unglückliches Zwitterwesen, das das Leben liebte, ohne den Mut zu haben, sich ihm hinzugeben, und es verachtete, ohne es lassen zu wollen.

Da klopfte jemand zaghaft an seine Tür. Es war Hagbarth, der geschickt worden war, um ihm gute Nacht zu sagen.

Als er die Befangenheit des Jungen sah, traten ihm Tränen in die Augen. Mit einem Ausruf nahm er den Kleinen und hob ihn zu sich empor. Eine Zeitlang stand er da und hielt ihn in den Armen wie jener lustige Silen das Dionysoskind im Ørstedspark.

»Du hast doch keine Angst vor Vater, nicht wahr, Hagbarth?«

»Nei-nein«, schluckte der Junge.

»Wir beide, wir werden schon miteinander auskommen. Meinst du nicht auch?«

»Doch«, sagte Hagbarth und machte sich schwer, um herunterzukommen. Bei Zärtlichkeitsausbrüchen des Vaters fühlte er sich mitunter noch weniger wohl als bei dessen Mißfallensäußerungen.

Sobald er zur Erde gekommen war, schlüpfte er zur Tür hinaus. Per ließ sich verzweifelt auf einen Stuhl fallen und preßte die Hände vor das Gesicht.

Eine Woche später fuhren Inger und Per zum Bøstruper Pfarrhaus, wo sie seit Pers Rückkehr noch nicht gewesen waren.

Das Verhältnis zwischen Per und seinen Schwiegereltern hatte sich im Laufe der Jahre zu einer verborgenen Feindschaft entwickelt, die auf beiden Seiten nur mit Rücksicht auf Inger im Zaum gehalten wurde. Diesmal aber kam es doch anders.

Was Pastor Blomberg besonders aufbrachte, war der Mangel an Aufmerksamkeit, den Per insgesamt für seine Worte an den Tag legte. Bei der Schwiegermutter waren es die weniger guten finanziellen Verhältnisse, unter denen ihre Tochter in letzter Zeit leben mußte, die ihren Unwillen gegen Per nährten. Daß er jetzt von seiner Reise in die Hauptstadt ohne das geringste Ergebnis zurückgekehrt war, milderte die Stimmung gegen ihn nicht.

Nach ein paar unheilverkündenden Zusammenstößen beim Abendessen kam es im Wohnzimmer zu einer erregten Auseinandersetzung.

Die nervöse Stimmung, in der sich Per in jüngster Zeit befand, machte ihn empfindlich und mißtrauisch. Als ihm nun der Schwiegervater ziemlich rücksichtslos seine Gleichgültigkeit vorwarf, sich und seiner Familie eine gesicherte Zukunft zu schaffen, wurde Per wütend und schrie, er verbitte sich in dieser Sache jede fremde Einmischung. Der Schwiegervater rügte diese Äußerung und vor allem seinen Ton. Da aber sprang Per ganz unbeherrscht auf, schlug vor dem Schwiegervater auf den Tisch und rief, er werde sich seine Vormundschaft nicht länger gefallen lassen.

Derartige Worte hatte man bislang noch nie im Pfarrhaus zu Bøstrup gehört. Etwa eine Minute lang herrschte Grabesstille im Zimmer. Dann stand der Pastor auf in seiner ganzen untersetzten Majestät, schob den Stuhl zurück und sagte: »Ich möchte dich allen Ernstes ersuchen, uns zukünftig mit solchen Szenen zu verschonen.« Darauf verließ er das Zimmer und begab sich in sein Studierzimmer.

Seine Frau folgte ihm mit entsetzter Miene.

Per ließ anspannen, und kurz danach fuhren er und Inger vom Hof, ohne Abschied genommen zu haben. Wie durch einen Nebel hatte er einige Augenblicke lang Ingers totenblasses Gesicht am andern Tischende im Wohnzimmer gesehen. Und dieser Anblick hatte ihn wieder zur Besinnung gebracht. Seither wagte er nicht, sie anzusehen, und bei der ganzen Heimfahrt wurde nicht gesprochen. Aber er merkte, daß sie trotz ihrer warmen Hüllen vor Kälte zitterte, so daß der ganze Wagensitz erbebe.

Als sie zu Hause angekommen waren, wurde sie ruhiger. Sie ließ nicht nur zu, daß er ihr aus dem Kutschmantel half, sondern bat ihn sogar, er möge ihn für sie an den Haken hängen. Dann ging sie ins Kinderzimmer, um nach den Kleinen zu sehen, und machte darauf die gewohnte abendliche Runde durch das Haus.

Per begab sich auf sein Zimmer und zündete die Lampe an. Als er den Zylinder aufsetzen wollte, merkte er, daß er zitterte. Dann setzte er sich mit einer Zeitung auf seinen Stuhl am Schreibtisch und harrete ängstlich und gespannt der Dinge, die da kommen würden.

Eine Viertelstunde später hörte er Inger ins Schlafzimmer gehen, und nach einer weiteren Viertelstunde kam sie zu ihm herein – zu seiner Überraschung halb ausgezogen, in Unterrock und Frisiermantel.

»Du siehst, daß dein Bett wieder hier aufgeschlagen ist«, sagte sie und schüttelte sein Kopfkissen zurecht. »Es entspricht doch wohl deinem Wunsch?«

»Ja, danke – es ist gut«, sagte er hinter seiner Zeitung.

»Ingeborgs Husten ist übrigens viel besser.«

Hierauf erwiderte Per nichts. Da setzte sich Inger in den Schaukelstuhl am Ofen, und eine Zeitlang schwiegen sie beide.

»Ja, Per – nun müssen wir wohl doch Ernst machen und sehen, daß wir hier wegziehen«, begann sie.

»Wieso meinst du?«

»Das weißt du doch. Denn was heute abend passiert ist, war ja kein Zufall. Jetzt hinterher wird mir erst klar, daß es sich schon lange zugespitzt hat.«

»Es tut mir leid, daß es passiert ist, vor allem für dich und die Kinder. Schon mit Rücksicht auf euch hätte ich mich beherrschen sollen. Aber daß ich für meine Person nach allem, was vorgefallen ist, nicht mehr ins Bøstruper Pfarrhaus gehen kann und vielleicht auch gar nicht mehr dort aufgenommen werde, wird hoffentlich nicht zur Folge haben, daß auch ihr verbannt werdet. Es wäre doch wirklich zu unnatürlich, wenn du dich aus dem Grund mit deinen Eltern ganz überwirfst.«

Inger saß vorgebeugt da und stützte den Kopf schwer auf die Hand. Sie blickte zur Erde. »Wie kränkend du manchmal bist, ohne es selber überhaupt zu wissen! Denkst du vielleicht, ich könnte irgendwo aus und ein gehen, wo du ausgeschlossen bist? Obendrein noch mit den Kindern?«

»In deinem eigenen Elternhaus, Inger?«

»Am allerwenigsten da – natürlich. Aber ich meine, unter diesen Umständen wäre der Aufenthalt hier für uns beide ohnehin ganz unmöglich. Es wäre sowieso schon schwer genug geworden.«

»Und wohin, hast du gedacht, sollten wir ziehen?«

»Du sprachst kürzlich von der Stelle eines Wegebauassistenten an der Westküste. Um die solltest du dich vorläufig bewerben, meine ich. Und zwar lieber heute als morgen.«

»Weißt du auch, wozu du mich da aufforderst? Erstens beträgt das Gehalt nicht einmal zweitausend Kronen, und viel Aussicht auf einen Nebenverdienst wird es in der Gegend wohl auch nicht geben. Und zweitens ist das, soviel ich weiß, einer der ödesten Landstriche von ganz Dänemark: nichts als Dünen und Heide und meilenweit im Umkreis keine anderen Menschen als Kleinbauern und Fischer.«

»Aber wir haben doch schließlich uns beide«, erwiderte sie eifrig. »Und das vielleicht mehr als hier ...«

»Liebe Inger! Du hängst doch so sehr an deinen Eltern und an deiner alten Heimat und an deinen Jugendbekannten, und du hast es so gern warm und schön um dich her. – Nein, mein Kind, das wäre ein zu großes Opfer, das ich da von dir forderte. Hinterher würdest du mir – und zwar mit gutem Grund – bald Vorwürfe machen, wenn ich darauf einginge.«

Sie hatte ihr Gesicht in beide Hände gelegt und saß ganz still. »Gebe Gott, daß ich bloß wüßte, was du nun eigentlich willst«, sagte sie zuletzt und brach in Tränen aus. Und mit einem plötzlichen, unbeherrschten Ausbruch sprang sie auf und schrie: »Du peinigst mich!« Ohne Gutenachtgruß lief sie ins Schlafzimmer und zog die Tür heftig hinter sich zu.

Per blieb sitzen und starrte die geschlossene Tür mit kranken Blicken an. Ein paarmal zuckte es in ihm. Er wollte aufstehen und hineingehen, aber die unsichtbare Hand hielt ihn zurück. Das durfte nicht geschehen! Die große entscheidende Stunde war gekommen! Das Unglück war da. Ingers Kritik war erwacht. Und sie war ja kein unterirdischer Kobold. Deswegen mußte und sollte sie dem Leben und dem Licht zurückgegeben werden. Sie und die Kinder! – Mit ihm mochte es dann gehen, wie es wollte!

Es war am folgenden Abend. Die Kinder waren zu Bett gebracht und die beiden Dienstmädchen noch in der Küche beschäftigt. Inger hatte gerade die Lampe im Wohnzimmer angezündet, sie saß auf dem Sofa und stopfte Kinderstrümpfe, als Per aus seinem Zimmer hereinkam. Obwohl er den ganzen Tag über zu Hause gewesen war, hatten sie seit dem letzten Abend nur ein paar Worte miteinander gewechselt. Inger hatte beobachtet, wie er sie und die Kinder seltsam scheu umkreiste, ohne sich mit ihnen einlassen zu wollen. Ja, in der Mittagsstunde, als die Kinder schliefen, hatte sie ihn im Kinderzimmer überrascht, wo er an Hagbarths Bett stand und mit sonderbar verzweifeltem Gesicht den Jungen anstarrte.

Per ging mehrmals im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich ihr gegenüber an den Tisch. Keiner konnte sich überwinden, das erste Wort zu sagen.

»Hast du denn über das nachgedacht, worüber wir gestern abend sprachen?« fragte Inger endlich.

»Ja, ich habe überhaupt an nichts anderes gedacht. Doch ehe wir weiter darüber sprechen, müssen wir uns meiner Ansicht nach über eins klarwerden: Ich meine natürlich die Vorfälle gestern abend bei deinen Eltern. Du hast ja selbst gesagt, es sei nichts Zufälliges gewesen, und du hast absolut recht. Selbst wenn meine Worte vielleicht anders klangen, als dies in einem ruhigen Augenblick der Fall gewesen wäre, so haben sie doch das ausgedrückt, was mehr als eine zufällige Stimmung bei mir ist.«

»Das habe ich schon lange gemerkt, Per.«

»Nun, das sagtest du ja schon gestern. Aber wenn du, liebe Inger, also recht gut die tiefe Kluft kanntest, die mich von deinem Vater und seinem Kreis – und in gewisser Hinsicht auch von dir – trennt, ist es da nicht merkwürdig, ja ist es nicht unverantwortlich, daß wir beide noch immer nicht mehr darüber gesprochen haben? Der Fehler liegt an mir – ich weiß es genau. Eine Art Feigheit hat mich dazu gebracht, dir die ganze Wahrheit zu verbergen. Aber eigentlich habe ich sie bis in die letzte Zeit hinein selber nicht ganz gekannt.«

»Da irrst du dich, Per. Ich habe deinen Standpunkt sehr wohl gekannt. Du hast mir gegenüber ja nie ein Hehl daraus gemacht. Ich weiß genau, daß du nicht auf dieselbe Weise glaubst wie wir andern, und das hat mich natürlich oft betrübt. Aber Vater sagt, auch derjenige, der in Christus nur einen edlen, vollkommenen Menschen sehen will, hat das Recht, sich Christ zu nennen und auf die Seligkeit zu hoffen, wenn er sonst aufrichtig ist in seinem Verhältnis zu Gott und in seiner Lebensweise ehrlich und gottesfürchtig.«

»Aber ich glaube überhaupt nicht an Gott, Inger.«

»Du glaubst nicht an Gott?« Sie ließ ihre Stopfarbeit fallen und starrte ihn mit demselben bleichen, reglosen Gesicht an wie am Abend zuvor im Pfarrhaus.

»Nein, und ich habe es gewiß schon lange nicht mehr getan. Überall, wo ich ihn gesucht habe, fand ich nur mich selbst. Und für den, der sich seines eigenen Ichs richtig bewußt wird, ist ein Gott überflüssig. Es liegt für ihn weder Tröstliches noch Abschreckendes in der Vorstellung an eine solche übernatürliche Persönlichkeit, ob er sie sich nun als gültigen Vater oder Richter denkt.«

»Wie du redest! Ich glaube, Per, du wirst noch einmal ein sehr unglücklicher Mensch.«

»Vielleicht. – Weißt du übrigens, daß es Menschen gibt, auf die das Unglück eine seltsam verlockende, anziehende Macht ausübt? Etwa so, wie die Moirlöcher und dunklen Waldseen einzelne Menschen anlocken.«

»Das müssen solche sein, die ganz verhärtet sind in Sünde und ihre Freude finden am Sündigen. Es steht auch was in der Bibel darüber.«

»Tatsächlich? Es gilt auf jeden Fall nicht für alle. Es gibt nämlich Menschen, die ins Unglück gedrängt werden von ihrem religiösen Instinkt, der ihnen sagt, daß nur Kummer und Entbehrung, ja vielleicht erst Hoffnungslosigkeit ihren Geist befreien könnten. Es gibt auch, wie du weißt, Pflanzen, die nur im Schatten und in der Kälte gedeihen und doch Blüten tragen ...«

»Solche Menschen kenne ich nicht.«

»Dabei sind sie gar nicht selten, gerade bei uns! Unsere Geschichte beweist es. In glücklichen Zeiten fehlt es uns meistens an bedeutenden Persönlichkeiten. Aber dafür kann unsere Trübsal auch ›Adler aus Spatzeneiern ausbrüten‹, wie sich Pastor Fjaltring einmal ausdrückte.«

»Pastor Fjaltring! An *den* denkst du?«

»Ja – auch an ihn.«

»Also, dann verstehe ich dich überhaupt nicht. Der hat sich doch erhängt!«

»Allerdings, das hat er getan. Leider. Ich habe ihn in diesen Jahren oft vermißt. Und eigentlich habe ich mir bis zu dieser Stunde sein trauriges Ende nie recht erklären können. Doch in letzter Zeit scheine ich ihn auch in diesem Punkt besser zu verstehen. Die Ursache für seine verzweifelte Tat sehe ich jetzt nämlich in seinem Verhältnis zu seiner Frau. Du erinnerst dich wohl noch, daß ich dir von seinem Benehmen dieser unheimlichen, völlig zerrütteten Person gegenüber erzählt habe. Jetzt denke ich mir, daß sie ursprünglich ein dem seinen ganz entgegengesetzter Charakter gewesen sein kann – ein vielseitiger, vollblütiger Mensch, geschaffen für Sonnenschein und Freude, daß er dann Gewissensbisse gehabt hat, weil er sie festhielt in einem Schattendasein, das reifend und befreiend auf *ihn* gewirkt hat, in dem sie jedoch zugrunde gehen mußte. Als sie dann starb, gewannen die Gewissensqualen die Oberhand. Die Verantwortung für den seelischen Mord, den er beging, konnte er nicht tragen. Er nahm sich ja das Leben kurze Zeit nach ihrem Tod.«

»Weshalb erzählst du mir im Grunde dies alles?« fragte Inger und sah ihn mißtrauisch an. »Wir haben ja von ganz anderen Dingen gesprochen.«

Per zögerte mit der Antwort. »Weil ich meine, Inger, daß diese Ehetragödie zur Belehrung dienen kann – und als Warnung – auch für uns.«

»Für uns?« Die Stopfarbeit fiel ihr wieder in den Schoß. »Für uns... Was meinst du damit?«

Per blickte zu Boden und antwortete nicht. Plötzlich war er so weiß im Gesicht geworden, daß Inger unwillkürlich einen Angstschrei ausstieß.

»Per! Per! Was hast du denn nur in letzter Zeit? Habe ich dich beleidigt? Waren es die Kinder? So sag doch, was mit dir geschehen ist!«

Doch Per bekam kein Wort hervor.

Inger streckte über den Tisch ihre Hand nach ihm aus als Liebkosung. »Du bist krank, Lieber! Und du weißt selbst nicht, was du sagst. In letzter Zeit nimmst du alles so schrecklich schwer. Und ich habe gerade in diesen Tagen solch ein Bedürfnis, fröhlich zu sein und alle unsere Sorgen zu vergessen! Womit plagst du dich denn jetzt wieder? Sind es die Geldangelegenheiten, Lieber?«

»O nein.«

»Aber was dann?«

»Es ist etwas viel, viel Schlimmeres, Inger.«

»Aber dann sage es mir doch!«

»Ich kann nicht. Nicht auf die Art.«

»Fühlst du dich krank?«

»Nein.«

Plötzlich zuckte es wie ein Blitz über Ingers Gesicht. »Willst du mir eine Frage aufrichtig beantworten, Per?«

»Ja.«

»Hast du, als du neulich in Kopenhagen warst, deine frühere Verlobte getroffen – dieses Fräulein Salomon?«

Per sah überrascht auf. »Nein.«

Sie sah ihn immer noch mißtrauisch an. »Du lügst!« sagte sie plötzlich und stand auf. Der Strumpf flog im selben Augenblick über den Tisch. »Jetzt verstehe ich alles!« Mit heftigen Schritten ging sie durch das Zimmer. »Du hast mit deiner ehemaligen Braut gesprochen und dich wieder in sie verliebt!«

»Ich sage dir doch, es stimmt nicht.«

»Na gut, dann war es eine andere! Denn irgendwas steckt dahinter. Jetzt ist mir die ganze Sache klar! Das Ganze ist eine widerliche Komödie gewesen. Du willst dich von mir scheiden lassen, um eine andere zu heiraten. Das ist doch deine Absicht, nicht wahr? Sag es nur offen heraus!«

Per überlegte einen Augenblick. Es kam ihm der Gedanke, daß er ihr gerade am besten dienen würde, wenn er auf ihre Einbildungen einging und sich selbst für schuldig erklärte. Ohne zwingende Gründe gab sie sicher nie ihre Einwilligung zu einer gesetzlichen Scheidung, und er mußte doch gerade versuchen, sie dahin zu bringen, daß sie ihn haßte und verachtete. Um so eher würde sie ihn vergessen. Und wenn er auf so vieles verzichten wollte, konnte er doch wohl auch seine Ehre gleich mit zum Opfer bringen. »Ja«, sagte er und senkte den Kopf.

Inger war mitten im Zimmer stehengeblieben. Da stand sie mit verfärbtem Gesicht, die Arme über der Brust verschränkt. Ihre Augen waren nur noch zwei große schwarze Pupillen. »Und das hast du mir fast drei Wochen lang feige verheimlicht! Vater hat also



doch recht gehabt! Und ich habe dich immer verteidigt! ... Und deine Schlaflosigkeit! Und deine Kopfschmerzen ... Ich muß lachen, wenn ich daran denke, daß ich mich um dich gesorgt und mir den Kopf zerbrochen habe, wie ich dich erfreuen und aufheitern könnte. Und du hast dich unterdessen nach einer anderen gesehnt und gegrübelt, wie du uns am leichtesten loswerden kannst. So eine widerliche Komödie! So hinterhältig. So feige!«

Im Kinderzimmer, zu dem die Tür offenstand, begann das Baby zu weinen. Inger ging wieder im Zimmer auf und ab und sprach allmählich mehr mit sich selbst als mit ihm. Erst als das Kind zu schreien begann, ging sie hinüber.

Per richtete sich auf, nahm den Kopf zwischen beide Hände und stöhnte. Jetzt war es geschehen. Das Opfer war gebracht. Und er gelobte sich, bis zuletzt auszuharren.

Inger kehrte zurück. Wieder ging sie ein paarmal im Zimmer hin und her. Schließlich blieb sie vor ihm stehen. »Hast du mir denn gar nichts zu sagen? So sage doch, daß es nicht wahr ist!«

Per schüttelte den Kopf. »Nein, Inger – was würde das schon nützen?«

Sie blieb trotzdem noch eine Weile stehen. Dann wandte sie sich schluchzend von ihm ab und ging ins Schlafzimmer zurück. »So feige! So hinterhältig!« hörte er sie rufen, als sie die Tür hinter sich zuschlug.

Kurz darauf merkte er Unruhe im Haus. Türen wurden geöffnet und wieder zugeschlagen. Inger gab den Dienstmädchen laut Anweisungen. Im Hof klapperten die Holzschuhe des Knechts. Man öffnete die Tür zum Wagenschuppen und zog den Wagen heraus.

Heute abend schon will sie weg! dachte er voll Angst. Jetzt weckte man die Kleinen. Ingeborg weinte, Hagbarth fragte, ob es brenne. Überall ertönte Ingers befehlende Stimme. Eines der Dienstmädchen kam ganz durcheinander auf Socken ins Wohnzimmer gerannt, um etwas zu holen. Als sie jedoch Per bemerkte, kehrte sie entsetzt um. Auch Inger kam einmal herein, schon vollständig in Reisekleidung, mit Hut und Mantel.

»Wenn es denn sein muß, Inger, dann sollte doch lieber *ich* wegfahren. – Oder warte doch wenigstens bis morgen!«

Sie antwortete nicht. Sie stand vor dem Schreibrank und nahm ihr Wirtschaftsgeld und andere Kleinigkeiten heraus.

»Darf ich die Kinder noch sehen?«

»Nicht mehr heute abend! Zu Hause bei Vater und Mutter kannst du uns von jetzt an treffen.«

Eine halbe Stunde später rasselte der Wagen vom Hof. Per hatte sich nicht gerührt. Als sich das letzte Geräusch der Räder auf der Straße verlor, hob er sein blasses Gesicht aus den Händen und blickte unwillkürlich zum Himmel empor.

»Ist es jetzt genug?«

## Achtundzwanzigstes Kapitel

Wenn man auf der Straße von Oddesund nach Thisted an den vielen düsteren Tümpeln und Teichen bei Ydby vorübergekommen ist und sich von hier aus westwärts nach dem schönen kleinen Ort Vestervig mit dem Grab Liden Kirstens begibt und von da weiter nach Norden geht, gelangt man in eine armselige, windige Gegend, wo selbst die Schafe im Hochsommer Mühe haben, Futter zu finden. Es ist ein Dünen- und Sumpfgebiet, das im Sommer wie im Winter gleich aussieht: nur das blaugrüne Riedgras, der rötliche Schachtelhalm und das Heidekraut widerstehen dem salzigen Seewind. Unwegsame Sumpfflächen zwingen die Landstraße, einen weiten Bogen zu machen, und wenn ausnahmsweise einmal kein Wind ist, treibt rauchender Nebel darüber hin wie über eine Brandstätte.

Hier und da liegt ein kleines Gehöft, vereinzelt findet man eine mit Torfziegeln gedeckte Kate, aber oft liegen mehrere Kilometer zwischen den Häusern, und Dörfer gibt es hier nicht. Nur an einer einzigen Stelle erkennt man den Versuch zu einer Ansiedlung. In einer Niederung, wo sich zu beiden Seiten eines Sumpfabflusses ein wenig Wiesenland gebildet hat, liegen vier Häuser. Eines davon ist eine Schule; im anderen wohnt der Wiesenmeister, im dritten ein Schuhmacher. Das vierte steht leer.

Aus diesem hat man kürzlich die Leiche eines Mannes in mittleren Jahren getragen, der seit einer Reihe von Jahren die Gemüter der ganzen Umgegend beschäftigt hatte. Er war fremd in diesem Landstrich und hatte es stets abgelehnt, aus seinem früheren Leben zu erzählen. Wortkarg war er eigentlich nicht, aber ein wenig kurz angebunden; und er hatte viele Freunde ringsum und keinen anderen Feind als den Pastor. Er war unverheiratet und hatte allein in dem ziemlich großen Haus gelebt, nur mit einer alten Haushälterin, einem alten Pferd und einigem Federvieh. Obwohl er kein studierter Mann war, hatte er viele Bücher. Die meiste Zeit verbrachte er jedoch allein mit sich und seinen Gedanken auf der Landstraße, wenn er von Amts wegen mit seinem struppigen norwegischen Fjordpferd, das fast blind war vor Alter, hin und her fuhr. Dieser Mann war Wegebauassistent, und noch nie waren die Wege dieses Bezirks so gut instand wie zu seiner Zeit.

Trotz seiner Einsamkeit und seiner schwachen Gesundheit, die ihn seit vielen Jahren zu strenger Regelmäßigkeit in seiner ganzen Lebensweise und vor allem zum Verzicht auf alle handfesten Genüsse zwang, mit denen andere in der Gegend sich für die rauhe Natur zu entschädigen suchten, wirkte er stets ruhig und zufrieden. Darüber wunderten sich die Leute, und es beunruhigte sie zugleich, besonders weil er nie Trost in der Religion suchte, nie zur Kirche, geschweige denn zum Tisch des Herrn ging und deswegen vom Pastor als einer von jenen Unglücklichen bezeichnet wurde, die der ewigen Verdammnis anheimfielen.

Einer von denen, auf die seine Persönlichkeit den stärksten Eindruck gemacht hatte, war sein Nachbar, der Lehrer. Es war ein jüngerer Mann mit aufgewecktem Geist. Er liebte es, abends zu ihm hinüberzuschlüpfen, um mit ihm über ernste Dinge ein Gespräch zu führen. Der Lehrer war in allen Dingen bemüht, als ehrlicher und redlicher Mann zu leben, weshalb er auch Anspruch auf die ewige Seligkeit zu haben glaubte.

Doch trotz dieser guten Aussichten und obwohl er mit Frau und Kindern das schönste Familienleben führte, hatte er doch des öfteren trübe, müde Stunden. Ja mitunter konnte er nicht leugnen, daß sein gottloser Nachbar in all seiner Einsamkeit glücklicher zu sein schien als er. Nachdem er erst einmal Mut gefaßt und dies dem Assistenten eingestanden hatte, antwortete der in seiner ruhigen, knappen Art, er hätte sonst nie seinen natürlichen Wachstumsboden gefunden, wo er allein höchstes Menschenglück kennenlernen konnte, nämlich sich seines eigenen Wesens voll und ganz bewußt zu werden. Als ihn der Lehrer dann aber fragte, wie man es anstellen müsse, um diesen Nährboden zu finden, da antwortete er, hierin könne kein Mensch dem anderen raten, sondern dabei müsse sich schon jeder furchtlos dem Selbsterhaltungstrieb hingeben, der in allem Erschaffenen vorhanden sei.

Ein anderes Mal drängte ihn der Lehrer, sich doch darüber zu äußern, wie man dieses »höchste« Glück empfinde. Doch auch hierüber wollte er sich nicht näher auslassen. »Fragen Sie Ihren Pastor!« hatte er ironisch gemurmelt. Später hatte er aber doch gesagt, worauf es für jeden Menschen ankomme: er müsse sich soweit wie möglich in eine selbständige, unmittelbare Verbindung mit den Dingen bringen, statt sie durch die Organe anderer zu empfinden, wie das beispielsweise diejenigen täten, die in überholten Vorstellungen lebten. Ein wahrhaft lebendiges Verhältnis zum Leben sei die notwendige Voraussetzung, um neue, beglückende Erkenntnisse aus jedem Erlebnis, dem kleinsten wie dem größten, ja sogar dem schmerzlichsten, gewinnen zu können. Wer nicht aus Erfahrung das Glück kenne, das man empfindet, wenn sich einem ein bislang verborgener Winkel der Gedankenwelt oder der Wirklichkeit auftue, der wisse überhaupt nicht, was es bedeute, daß man lebt.

An diese Worte hatte Lehrer Mikkelsen während der letzten Lebensjahre des Assistenten, in denen dieser trotz seines schrecklichen Krebsleidens nie den Mut verlor, oft denken müssen. Während der Schmerzanfälle war er zwar sehr elend, und häufig schrie er so, daß man sich in den drei Nachbarhäusern Baumwolle in die Ohren stopfen mußte; aber wenn man hinterher zu ihm hereinkam, lag er mit einem Gesichtsausdruck da wie einer, der einen reichen und tiefen Genuß gehabt hatte.

Daß ihm das Leben tatsächlich mitunter ganz unerträglich erschienen war, bestätigte sich auch nach seinem Tod, als man den geladenen Revolver in seiner Nachttischschublade fand.

Die letzten Tage lag er ganz still, ohne jemand sehen zu wollen. Bis zuletzt beschäftigte der physische Auflösungsprozeß seine Gedanken. Als er die Todeskälte in seinen Beinen fühlte, bat er um einen Spiegel.

»Bald ist es vorüber«, sagte er zur Haushälterin und gab ihr den Spiegel zurück. Schon hatte er das Sehvermögen fast ganz verloren.

Kurz danach begann der Todeskampf. Es war gegen Abend bei steifem Südwestwind. Wie ein kranker Hund heulte der Sturm durch die Ritzen an der Türschwelle. Regen schlug gegen die Fensterscheiben. Am Kopfende des Bettes brannte ein Talglicht, und an der kahlen Wand tickte die große silberne Uhr des Vaters.

Die alte Haushälterin hatte zum Schulmeister geschickt, weil sie Angst hatte, mit dem Sterbenden allein zu sein. Doch der Schulmeister brauchte nichts mehr zu tun. Ganz

still lag der Assistent in den letzten Stunden da und schlief mit röchelndem Laut. Kurz nach Mitternacht sank sein Kopf zur Seite. Sie hörten einen kurzen Seufzer. Er war tot.

Bei schönstem Oktoberwetter, bei blauem Himmel und fast völliger Windstille, begrub man ihn eine Woche später im Dünensand des Friedhofs. Etwa zwanzig Menschen waren seinem Sarg gefolgt. Man sang einen Gesangbuchvers, aber eine Grabrede wurde nicht gehalten. Die Kirchenglocke hing stumm in ihrem geteerten Gerüst. So hatte es der Tote selbst bestimmt. Zu einer Fanfare, die er über seinem Grab blasen lassen wollte, hatte der Pastor keine Erlaubnis gegeben.

Zwei seiner Geschwister waren zum Begräbnis erschienen: der Ministerialdirektor Eberhard Sidenius und der Propst Thomas Sidenius, beide nicht in Amtstracht. Nach der Beerdigung wurde das Testament geöffnet. Zur Überraschung und zum Leidwesen der beiden Brüder hatte der Tote bestimmt, daß sein Nachlaß dem »konfessionslosen Schulheim der Jakobe Salomon« in Kopenhagen zufallen solle, einer Einrichtung, die keiner von ihnen als verdienstvoll betrachtete. Und dann stellte sich überdies noch heraus, daß außer den Möbeln und verschiedenen Summen in barem Geld auch einige Sparkassenbücher vorhanden waren, insgesamt etwa zehntausend Kronen. Die streng regelmäßige, ja asketische Lebensweise, die dem Verstorbenen vorgeschrieben war und im übrigen sehr gut zu dessen Neigungen paßte, hatte es ihm ermöglicht, etwa die Hälfte seines Jahresverdienstes zurückzulegen, dazu noch alle Extraeinnahmen sowie die Abstandssummen für einige kleinere Erfindungen, die er gemacht hatte.

Die Brüder waren verblüfft.

»Das ist ja wahrhaftig eine bedeutende Summe«, rief der Ministerialdirektor mehrmals, zuerst mit sehr viel Hochachtung, später dann ziemlich nachdenklich.

»Doch, es ist wirklich ein nicht geringes Kapital«, erwiderte der Propst im gleichen wechselnden Tonfall.

Die Brüder schauten sich an.

»Hoffentlich ist er auf redliche Weise dazu gekommen.«

»Wir haben gewiß kein Recht, daran zu zweifeln.«

Als der Ministerialdirektor nach Kopenhagen zurückgekehrt war, trieb ihn die Neugier, Fräulein Salomon persönlich die Nachricht von der Erbschaft zu überbringen, die ihrem Schulheim zugefallen war.

Eines Tages ging er nach Nørrebro hinaus, wo das Fräulein ihren vielumstrittenen »Kinderhort« mitten im Armenviertel errichtet hatte. Eine Pförtnerin führte ihn über einen großen Spielplatz mit Bäumen und Bänken, und weil es sich ergab, daß die Vorsteherin gerade mit Unterrichten beschäftigt war, äußerte er den Wunsch, sich während der Wartezeit ein wenig in »diesem Etablissement« umsehen zu dürfen.

Eine Lehrerin kam ihm entgegen und erklärte sich bereit, ihm alles zu zeigen.

An dem einen Ende des großen Gebäudes lag ein hoher, heller, festlicher Speisesaal, in dem die Hälfte der Kinder gerade Essen bekam. Die anderen befanden sich noch in der Schule. An den Speisesaal grenzten ein paar Nähstuben, in denen die Kinder – Jungen wie Mädchen – lernten, die Kleidung auszubessern, Strümpfe zu stopfen und

Schuhe zu flicken. Darüber lag eine Reihe von Baderäumen. Jeden dritten Tag – erläuterte seine Begleiterin – würden die Kinder gebadet. Licht, Luft, Wasser und regelmäßige Mahlzeiten seien überhaupt die Mittel, mit denen die Schule das moralische Empfinden der Kinder wecke und durch die sie den Religionsunterricht ersetze.

»Na, das ist ja schön«, warf der Ministerialdirektor ein und räusperte sich.

Die Kinder wohnten nicht in der Schule; es sei gerade die Absicht, daß sie mit ihrem sauberen Körper, ihren gut instand gehaltenen Kleidern und guten Manieren ringsum in den Familien als kleine Missionare für den Glauben an Reinlichkeit, Ordnung und Anstand wirkten. Die Schule stehe jedoch vom frühen Morgen an offen, sobald die Arbeit in den Fabriken beginne, und die Kinder erhielten hier volle Verpflegung für ein ganz geringes Entgelt, das im übrigen den Lebensverhältnissen angepaßt sei.

Ja, dachte der Ministerialdirektor, das ist alles gut und schön, aber ...

Da kam die Nachricht, daß die Vorsteherin ihn in ihrem Büro erwarte.

Jakobe Salomon war jetzt eine Dame nahe den Vierzigern. Aber obgleich sie ihre stolze, aufrechte Haltung bewahrt hatte, wirkte sie bedeutend älter. Man konnte es ihr ansehen, daß diese Einrichtung hier, die sie mit so großer Energie und unter so viel Widerstand und Verdächtigungen von verschiedenen Seiten geschaffen hatte, sie mehr kostete als nur ihr Vermögen. Der Kampf, den sie sich in ihrer Jugend gewünscht hatte, war ihr in vollem Maße zuteil geworden. Das Gesicht, das ihre Bewunderer einst ein Adlerantlitz, ihre Feinde und Neider eine Papageienfratze genannt hatten, war nun unbestreitbar raubvogelähnlich. Mit ihrem fast weißen Haar, ihrer gelblichen Haut, den großen dunklen Augen, dem langen Hals und ihrem schlichten braunen Kleid, das lediglich mit einem breiten weißen Kragen verziert wurde, glich sie einem Kondor, der von einer Felszinne meilenweit die Ebene überblickt. Als der Ministerialdirektor eintrat, ging sie ihm schnell von ihrem Schreibtisch aus entgegen.

»Ich kann mir denken, daß Sie in der liebenswürdigen Absicht kommen, mir den Tod Ihres Bruders mitzuteilen. Ich habe allerdings die Nachricht schon durch andere erhalten, die die Todesanzeige in der Zeitung gelesen haben.«

»Wenn ich keine andere Veranlassung gehabt hätte, würde ich Sie kaum mit meinem Besuch belästigt haben. Um so weniger, als das Schicksal meines Bruders ja schwerlich Anspruch auf Teilnahme von Ihrer Seite erheben kann.«

»Hierin irren Sie völlig. Ich schulde Ihrem Bruder mehr, als er je geahnt hat. Aus der Entfernung habe ich ihn daher so gut im Auge behalten, wie mir das möglich war. Im Laufe der Jahre entfernten wir uns ja in mehr als einer Hinsicht. Über seine letzten Lebensjahre weiß ich nichts. Sie müssen mir jetzt davon berichten. – Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Ministerialdirektor! – Und erzählen Sie mir von seiner Krankheit und seinem Tod. Es ist ein eigenartiges Gefühl, gar nichts davon zu wissen.«

Doch der Ministerialdirektor wollte sich nicht setzen. Der ungenierte Ton, den diese ein wenig zweifelhafte Dame ihm gegenüber anzuschlagen wagte, ärgerte ihn, und er verkniff seinen Mund, so daß sein starker, unschöner Unterkiefer noch stärker hervortrat. »Ich würde Sie, wie gesagt, kaum belästigt haben, wenn ich nicht eine besondere Veranlassung dazu gehabt hätte. Aber ich will mich kurz fassen. Ihre

Vermutung, daß sich mein verstorbener Bruder nicht nur im buchstäblichen Sinn, sondern auch in seinen Anschauungen und in seiner Denkweise immer mehr von Ihnen entfernt hat, scheint mir – Sie werden verstehen, daß ich für meine Person dies mit Bedauern sagen muß – nicht ganz richtig. Jedenfalls hat er in seinem Testament, gegen dessen Gesetzlichkeit allerdings ernste Einwände zu erheben wären, Sie oder vielmehr Ihr ... Ihr Institut, oder wie man es nun nennen will, als Universalerben eingesetzt. Da mein Bruder aus gesetzlicher Ehe Kinder hinterläßt, ist das Testament eigentlich völlig ungültig. Aber ich habe erfahren, daß weder von seiten der Erben noch von ihren Vormündern Einwände dagegen erhoben werden, daß sein Letzter Wille in Kraft tritt. Es handelt sich um ein Kapital von zehntausend Kronen, über dessen Herkunft ich allerdings keinerlei Aufklärung zu geben imstande bin. Mir schien, es war meine Pflicht, Sie hiervon in Kenntnis zu setzen ... um auch aus Ihrem Munde zu erfahren, ob Sie das Geld überhaupt anzunehmen wünschen.«

Jakobe Salomon stand neben einem Stuhl und stützte sich mit dem Ellenbogen auf die Lehne. Sie war tief ergriffen. Jugenderinnerungen strömten auf sie ein. Diese Frau, die nur wenige Menschen hatten weinen sehen, konnte in diesem Augenblick die Tränen nicht zurückhalten. »Warum sollte ich es nicht annehmen?« sagte sie still. »Ihr Bruder und ich – wir waren sehr verschieden. Und ich habe oft darüber nachgedacht, daß ich wahrscheinlich eine Natur wie die seine nur schlecht verstand. Doch um so dankbarer bin ich für den Gruß, den er mir geschickt hat.«

»Dürfte ich Sie, Fräulein Salomon, in diesem Zusammenhang vielleicht an eine Unterredung erinnern, die wir vor sechzehn, siebzehn Jahren hatten? Seinerzeit gebrauchte ich über das Verhältnis zwischen Ihnen und meinem Bruder etwa dieselben Worte, deren Sie sich soeben bedienten. Ich glaube, nun müssen Sie mir zugestehen, daß es für alle Teile besser gewesen wäre, wenn Sie damals mehr Vertrauen zu meiner Urteilskraft gehabt hätten.«

Jakobe Salomon hob den Kopf und sah ihn stolz an. »Da sind Sie abermals völlig im Irrtum, Herr Ministerialdirektor! Nichts wünsche ich ungeschehen! Im Gegenteil, ich betrachte es als ein großes Glück für mich, daß ich Per gekannt habe. Durch das Glück und den Schmerz, den er mir bereitete, bekam mein Leben erst seinen eigentlichen Inhalt. Das Werk, das Sie hier ringsum sehen, ist im Grunde ebenso das seine wie das meine. Und deshalb werde ich ihm stets zutiefst dankbar sein.«

»Ja – hm – hierüber gelangen wir beide – Sie und ich doch wohl kaum zu einem Einverständnis. Ich will Sie darum auch nicht länger aufhalten. Leben Sie wohl!«

Eines Abends, es war eine Woche nach der Beerdigung, hielten sich Lehrer Mikkelsen und Wiesenmeister Nielsen, der zugleich Gemeindevorsteher war, in dem sonst so wohlverschlossenen Haus des Toten auf, um auf Wunsch seiner inzwischen abgereisten Brüder ein Inventarverzeichnis aufzustellen. Was an Wertpapieren, Briefen und dergleichen Dingen vorhanden gewesen war, hatten die Brüder mitgenommen. Aber jetzt fand man in einem Tisch, dessen Schubfach zufällig zur Wand gekehrt war, ein dickes Heft, fast ein kleines Protokoll, voller Aufzeichnungen, in der fast unleserlichen Handschrift des Assistenten.

Lehrer Mikkelsen konnte sich nicht enthalten, sogleich hineinzusehen. Während der Gemeindevorsteher in den anderen Räumen mit der Lampe herumging und seine Liste

anfertigte, saß er im Schlafzimmer bei einem Talglicht, das in einen Flaschenhals gesteckt war, und blätterte in dem Manuskript.

Es war eine Art Tagebuch, das der Assistent in all den Jahren geführt hatte, solange er in dieser Gegend wohnte. Hier hatte er seine Gedanken niedergelegt und überhaupt gleichsam Zwiesprache mit sich selbst geführt über alles, was ihm begegnet war.

Auf einem der ersten Blätter buchstabierte sich der Lehrer mühselig durch folgendes hindurch:

»Solange wir jung sind, stellen wir maßlose Forderungen an die lenkenden Mächte unseres Daseins. Wir verlangen, daß sie sich uns offenbaren. Der Schleier des Geheimnisvollen, unter dem sie wirken, beleidigt uns. Wir möchten die große Weltmaschinerie kontrollieren und korrigieren. Wenn wir etwas älter werden, lassen wir in unserer Ungeduld den Blick schweifen über die Menschen und die Geschichte der Menschheit, um wenigstens hier den Zusammenhang, die Gesetze, die Entwicklung zu finden, kurz, um hier den Sinn des Lebens, das Ziel unserer Kämpfe und Leiden zu suchen. Bis uns eines Tages eine Stimme in unserem Innern, eine Geisterstimme, die Frage vorlegt: Aber wer bist du selbst?

Von diesem Tag an kennen wir keine andere Frage als diese. Von nun an ist unser eigenes, wahres Ich die große Sphinx geworden, deren Rätsel wir lösen wollen. Mein wahres Ich? Der Mann, der heute morgen in strömendem Regen losfuhr, mißmutig, verbittert, des Lebens und seiner Mühsal so unendlich müde – war das mein wahres Ich? Oder der dort in der Dämmerung in der Ofenecke saß und sich beim Prasseln des Feuers einlullen ließ in glückliche Träume von Haus und Familie und spielenden Kindern – war das mein wahres, einziges Ich? Oder der jetzt hier allein bei der Lampe sitzt, weder froh noch traurig, weder alt noch jung, durchdrungen von jenem stillen, erhabenen Frieden, wie ihn nur Nacht und Einsamkeit schenken – bin ich das, ich selbst? So wie ich aus der Natur hervorging, unentstellt, makellos? Oder ist das alles zusammen mein Ich?

Was wir unsere Seele nennen – ist das nur eine vorübergehende Stimmung, ein Resultat unseres nächtlichen Schlafs und unserer Zeitungslektüre? Etwas, was vom Barometerstand oder den Marktpreisen abhängt? Oder haben wir ebenso viele Seelen in uns, wie es Bilder gibt in einem Schüttelspiel? Sobald man den Kasten schüttelt, kommt ein anderes zum Vorschein: ein Narr, ein Schlagetot, eine Nachteule ... Ich frage, ich frage!«

Lehrer Mikkelsen war überrascht; in diesen verzagten Zeilen erkannte er den Assistenten nicht wieder. Als er aber weiter in dem Buch blätterte, um zu den Aufzeichnungen vorzudringen, die aus den späteren Jahren stammten, stieß er auf einen Brief, der zwischen den Blättern des Tagebuchs versteckt lag. Er betrachtete die Aufschrift. Da stand: »Herrn Wegebauassistent P. Sidenius«, und aus dem Stempel auf der Briefmarke konnte er ersehen, daß der Brief erst einige Monate alt war.

Nach kurzem Kampf mit seinem Gewissen zog er das Papier aus dem Umschlag. Es war eine Frauenhandschrift. Als Absendeort stand ganz oben auf der ersten Seite »Budderuplund«, und der Brief lautete:

»Ich höre, daß Du krank bist, sehr krank. Ich breche daher das Schweigen, das Du mir auferlegt hast. Ich werde erst wieder ruhig

sein, nachdem ich Dir meinen unendlichen Dank ausgesprochen habe für alles, was Du um meines Glückes willen geopfert hast. Jetzt verstehe ich Dich ganz, verstehe, daß Du nur mein Bestes wolltest, und dafür kann ich Dir nie genug danken. – Von unseren drei Kindern kann ich Grüße ausrichten. Es geht ihnen gut, ebenso wie meinen beiden jüngsten. Hagbarth ist jetzt Student, er will Ingenieur werden und besitzt eine ungewöhnliche Begabung, das sagen alle. Dabei ist er ein munterer, kräftiger Bursche, so daß er in der Welt schon vorwärtskommen wird. Ingeborg wurde letzten Herbst konfirmiert; sie und die kleine Lise habe ich noch hier zu Hause. Sie kennen Dich ja nicht; Du hast es ja so gewollt, und vielleicht war es auch so am richtigsten. – Noch einmal meinen innigsten Dank für alles. Gebe Gott Dir die Kraft zu tragen, was auch immer geschehen mag.

Inger«

Lehrer Mikkelsen nickte verstohlen vor sich hin und schob dann leise das Papier wieder in den Umschlag. Was für ein sonderbarer Mensch er doch war, dachte er.

Der letzte Teil des Tagebuches bestand vor allem aus undatierten kurzen Abschnitten, und mehrere endeten mit demselben Satz, der hin und wieder unterstrichen war: »Die Natur ist reich, und sie ist weise und barmherzig!« An solchen Stellen erkannte Mikkelsen mit Leichtigkeit Gedanken und Ausdrücke aus der Rede seines Freundes. Wie etwa in dem folgenden Abschnitt:

»Ohne jenen zutiefst menschlichen Entfaltungsdrang, ohne jene Schöpferkraft, die sich in der Leidenschaft äußert, sei sie nun auf die Wirklichkeit, die Gedankenwelt oder das Reich der Träume gerichtet, und ohne jenen gewaltigen, ja abenteuerlichen Mut, sich selbst zu *wollen* in göttlicher Nacktheit, gelangt niemand zur wirklichen Freiheit. Daher preise ich mich glücklich, daß ich in einer Zeit gelebt habe, die diesen Drang wachrief und diesen Mut stärkte. Sonst wäre ich mein ganzes Leben lang ein halbfertiger Mensch, ein Sidenius, geblieben.«

An einer anderen Stelle:

»Leben und Historie Christi lehren uns in Wirklichkeit nichts weiter als dies – und es ist schon eine alte Weisheit –: Es gibt nur eines, das das Leid überwinden kann: die Leidenschaft.«

Auf einem dritten Blatt stand:

»Ehre den großen Träumen meiner Jugend! So wurde ich also doch ein Welteroberer! Die Seele jedes Menschen ist ein selbständiges Universum, sein Tod ist ein Weltuntergang im kleinen.«

An einer Stelle las er folgende Zeilen:

»Heute meldeten die Zeitungen, daß Herr Steiner zum Etatsrat ernannt worden ist. Wie? Für ein ganzes in Lügen und atemlosem Schwindel vergeudetetes Leben – nur einen Etatsratstitel? Die Welt bezahlt schlecht. Armer Herr Steiner! Wenn Sie ahnten, wie königlich frei und unantastbar ich mich fühle in meiner Namenlosigkeit, dann würden Sie verstehen, daß Sie der Betrogene sind. Doch jetzt wissen Sie es nicht und



sind froh. Sie beglückwünschen sich selbst und stoßen mit Champagner an auf das Wohl Ihrer Berühmtheit. Aber die Natur ist reich, sie ist weise und barmherzig.«

An anderer Stelle stand folgendes unter der Überschrift »Von Gott«:

»Es wird Voltaire das Wort zugeschrieben: ›Wenn Gott nicht wäre, müßte man ihn erfinden.‹ Für mich liegt mehr Wahrheit in dem Satz, wenn man ihn umkehrt. ›Wenn es wirklich einen Gott geben sollte, dann müssen wir versuchen, ihn zu vergessen, und zwar nicht aus Furcht vor unseren schlechten Taten und deren Bestrafung, sondern um Menschen zu erziehen, die das Gute um des Guten willen tun wollen.‹ Wie kann man einem Armen reinen Herzens ein Almosen geben, wenn man glaubt oder interessiert ist, daran zu glauben, daß ein Gott im Himmel sitzt, der darauf herabsieht und beifällig nickt?«

Weiter unten stand unter der Überschrift »Mehr vom Glauben«: »Wir umgeben uns im Leben mit so vielen Sachen, die zufällig unser Eigentum geworden sind. Eines Tages entdecken wir, daß wir eine Kommode brauchen, gehen zu einem Tischler und kaufen eine, die zufällig dasteht. Gleichgültig mustern wir sie. Vielleicht ist sie nicht einmal nach unserem Geschmack, aber im selben Augenblick, da wir uns entschlossen haben, sie zu kaufen, da sie unser Eigentum geworden ist, geht eine geheimnisvolle Verwandlung mit dieser Kommode und mit uns vor. Behutsam streicht unsere Hand über die Politur, liebevoll und ängstlich verfolgen wir sie mit den Augen, wenn die Ziehleute sie die Treppe hinuntertragen. Und sind wir später im Leben einmal gezwungen, uns von ihr zu trennen, dann ist uns, als hätten wir einen Teil unseres Selbst verloren. Das ist das Geheimnis des Besitzens, ist es nicht auch das des Glaubens?«

Aus seinem letzten Lebensjahr stammte eine Aufzeichnung, die die Überschrift »Das große Gespenst« trug.

»Drüben auf der Insel Mors geschah vor einigen Jahren folgendes: Ein Gutsherr hatte zwei Söhne. Sie waren noch klein. Der jüngere war ein verschlossener Junge mit trotzigem Sinn, den der Vater beugen wollte. Eines Tages, der Junge war inzwischen zehn Jahre alt geworden, stellte er wieder etwas an und sollte bestraft werden. Da suchte er Zuflucht auf einem hohen Baum im Garten. Zitternd vor Wut und – wie auch behauptet wird – von zu reichlichem Weingenuß, denn er war eben von einem Jagdfrühstück auf einem Nachbargut zurückgekehrt, stand der Vater mit der Reitpeitsche vor dem Baum und befahl dem Jungen herunterzukommen. Doch so laut er auch brüllte, soviel er auch drohte – der Bursche blieb oben und kroch in seiner Angst sogar noch höher hinauf, bis man ihn zuletzt ganz oben im Wipfel sah. Da hörte man plötzlich einen Schrei. Der Ast, auf dem er Fuß fassen wollte, brach ab, und der Junge stürzte zur Erde. Er blieb ein Krüppel sein Leben lang. Die Gewissensbisse aber machten den Vater wahnsinnig, so daß er bis zu seinem Tod in einer Irrenanstalt bleiben mußte.

Inzwischen wuchsen die Söhne heran: der älteste wurde ein kraftstrotzender, rotwangiger Junker, so recht, was man einen Prachtkerl nennt. Er heiratete ein hübsches Mädchen und setzte eine Schar gesunder Kinder in die Welt. Unter seiner Leitung entwickelte sich das Gut zu einem Musterhof, er tat alles, was man von einem gutgewachsenen Mann verlangen kann. Sein Bruder dagegen lag blaß und still auf einem Ruhebett im Park, umflattert von seinen Freunden, den Vögeln, die ihm aus der

Hand fraßen. Er fühlte sich durchaus nicht unglücklich. Ihn peinigte nur das Mitleid der dummen Menschen und der Gedanke an das elende Leben des Vaters. Ich habe ihn selbst gesehen. Damals war er etwa achtzehn bis neunzehn Jahre alt, und den verklärten Ausdruck in seinem Gesicht habe ich nicht vergessen. Es war, als sei seine ganze hilflose Gestalt von strahlendem Licht umgeben. Als Ersatz für die Gesundheit, deren er beraubt worden war, hatte er jenen sechsten Sinn bekommen, der seiner Seele die tiefsten Freuden bescherte. Der Tolpatsch mit dem störrischen Kobold im Blick war nun zwar ein armer Krüppel geworden, weder Mann noch Frau, weder Kind noch Erwachsener; doch dafür war er jetzt ein Mensch, in dessen Augen sich die Unendlichkeit widerspiegelte in all ihrer Klarheit, Tiefe und Ruhe. Und ich mußte an seinen Vater denken, den sein böses Gewissen – dieses häßliche Gespenst – in die Finsternis getrieben hatte, weil er nicht den Glauben, den rechten Glauben, besaß: den Glauben an die Natur, die reche, weise und barmherzige, die Rat weiß für alles, die mildtätig an dem einen Glied wiedergutmacht, was wir am anderen verloren haben, die ...«

Der Lehrer wurde durch den eintretenden Gemeindeversteher in seiner Lektüre unterbrochen. »Ja, nun sind wir wohl fertig, Mikkelsen. Was haben Sie denn da noch?«

»Das ist nur das Buch, das wir hier in dem Schubfach gefunden haben. Was sollen wir damit machen? Es sind doch handschriftliche Sachen, die können doch wohl nicht auf die Auktion kommen, und zum Verbrennen sind sie eigentlich zu schade. Meinen Sie nicht, lieber Nielsen, daß ich dies Tagebuch mit gutem Gewissen an mich nehmen und behalten kann? Dann hätte ich doch eine Art Erinnerung an den Assistenten. Denn – um die Wahrheit zu sagen – ich werde mich noch oft nach ihm sehnen; und hier steht gerade so viel von alldem, worüber wir hier so oft gesprochen haben; es ist gerade so, als würde dies alles wieder aufgefrischt.«

»Nehmen Sie es ruhig mit, Mikkelsen. Für Geschriebenes haben wir keine Verantwortung. Und irgendwelchen Geldwert hat das ja nicht.«

Und dann zündete der Gemeindevorsteher eine Laterne an. Lampe und Licht wurden ausgelöscht, und die beiden Männer traten aus dem leeren Haus und schlossen es sorgsam hinter sich zu.